BISCHOF Dr. EYLERT.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte
in alphabetischer Ordnung.

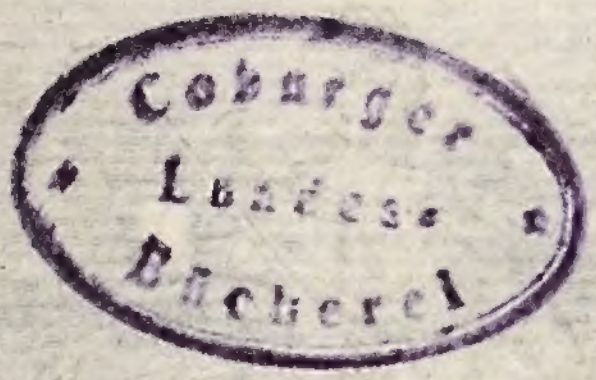
Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und ein und sechzigster Theil,
welcher die Artikel Sprache (Polnische) bis Sprichwort enthält.
Mit Kupfern, Tabellen und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1834.
In der Paulischen Buchhandlung.
(L. W. Krause.)
Pränumerationspreis 3½ Thlr. Ladenpreis 5 Thlr.

E IV 11/29



S. S.

Sprache (Polnische), Sarmatische Sprache, ein Dialekt der Slavischen Sprache, und eine nahe Verwandte der Russischen und Böhmischen. Die Polnische Sprache ist zu verschiedenen Zeiten bei ihrem Volke in der Ausbildung sehr vernachläßiget und von den Angesehensten der Nation, den Vornehmsten des Adels, den Geistlichen und den Gelehrten zwar als Nationalgut geschäßt, aber doch nur als eine gewöhnliche Volkssprache betrachtet worden, auf deren Kultur man wenig Fleiß zu verwenden nöthig habe. Diese Vernachläßigung oder Nichtbeachtung der Nationalsprache, abwechselnd bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, lag auch theils in der Verfassung des Volks selbst, das mehr rauh und kriegerisch erzogen und nur immer seine Freiheit und Nationalität bewachend, Künste und Wissenschaften zum Theil verachtete, oder sich doch darum wenig kümmerte, und dann rührte es auch daher, daß die Lateinische Sprache sowohl von den Großen der Nation neben der Französischen, als auch von den Geistlichen und Gelehrten ist gesprochen und geschrieben, und auch darin die Re-

gierungs- oder Staatsbeschlüsse und die gerichtlichen Aussprüche und Urkunden größtentheils sind abgefaßt worden. Da nun eine jede Sprache nur durch ihre Schriftsteller, die Literatur, und durch die Unterhaltung in derselben in den höheren und gebildeteren Zirkeln ausgebildet werden kann, so mußte auch die Polnische Sprache, der diese Ausbildungsmittel gänzlich abgingen, noch viele Härten und Mängel besitzen. Wenn nun gleich Polen bis auf die oben genannte Zeit kein eigenthümlicher Sitz der Musen gewesen ist, so sind doch die Künste und Wissenschaften in den früheren Zeiten, nach der Einführung des Christenthums unter Miezislav dem Ersten, geachtet und betrieben worden, ja sie erhielten unter der Regierung Sigismunds des Ersten bis zu der Regierung Wladislavs des Vierten daselbst einen gewissen Glanz; allein sie verschwanden bald wieder unter den folgenden Regierungen, und Finsterniß trat an ihre Stelle, wozu die Eifersucht der Nation bei der Wahl der Fürsten aus fremden Dynastien, die Kriege mit ihren Nachbaren, besonders mit den Kosaken, Türken und Schweden, und andere innere Spaltungen, welche ein Wahlreich so leicht hervorbringen, das Meiste beitrugen. Die Haupveranlassung, daß die Künste und Wissenschaften unter Sigismunds Regierung sich in Polen zu einigem Flor erhoben, war ein Streit der Studenten in Krakau mit den Bedienten eines Senators, in Folge dessen, da die Studenten keine Genugthuung erhielten, der größte Theil nach Wittenberg auswanderte, von wo aus sie dann Luther's Lehre mit nach Hause brachten, welche daselbst so schnellen Fortgang hatte, daß unter der Regierung des oben genannten Königs sich der größte Theil von Polen dazu bekannte, die obersten Würden des Reichs mit Protestanten oder Evangelischen besetzt und bei der Wahl seines Sohnes nur zwei katholische weltliche Senatoren waren. Als

Stephan Bathori zur Regierung gelangte, brachte er ohne Gewalt die katholische Religion wieder dadurch in Aufnahme, daß er keinem eine Bedienung gab, der nicht katholisch war, wodurch denn die mehrsten Familien wieder zur Römischen Kirche zurückkehrten. Die Studenten brachten nun mit der evangelischen Religion auch diejenigen Wissenschaften und Künste mit nach ihrem Vaterlande, die auf der Landes-Universität entweder gar nicht gelehrt, oder deren Lehrstühle eben nicht besonders besetzt waren, wodurch sich dann die Philosophie, die Geschichte, die Jurisprudenz und die schönen Künste bald im Lande ausbreiteten und tief Wurzel zu fassen anfingen, und sie würden das goldene Zeitalter der Polen herbeigeführt haben, wenn die vielen oben angeführten Uneinigkeiten und Kriege der folgenden Regierungen nicht Alles wieder erstickt hätten, und so sind denn von dieser Zeit an die Musen, welche die Ruhe lieben und den Lärm und das Geräusch der Waffen fliehen, den Polen bis zur Theilung ihres Reiches nicht wieder so hold geworden, und daher hat auch die Sprache an weiterer Ausbildung nicht gewinnen können. Es fehlte auch den Polen an guten Elementarschulen, deren Mangel die Bisthümer und Jesuitenschulen nicht völlig ersetzten. Die Hochschule oder Universität zu Krakau hatte ihren früheren Flor verloren, die jungen Leute zogen es vor, statt die Landes-Universität, die Sächsischen Hochschulen Jena, Wittenberg und Leipzig, und die Hochschule zu Königsberg zu besuchen, und diejenigen, welche sich dem geistlichen Stande widmeten, legten sich auf die scholastische Theologie und das kanonische Recht. Die Medizin oder Arzneywissenschaft betrieben viele Juden. Der neuern Weltweisheit wurde der Zutritt in Polen eben so wenig, als in andern katholischen Ländern gestattet; die Mathematik wurde wenig, die Geschichte aber ohne Geschmack betrieben. Die Rechtslehre war

in Polen nur ein kurzes Studium, weil das Römische Recht keine Anwendung fand, oder wo es angewendet wurde, da geschah es ohne Verbindlichkeit; nur die Gesetze des Königreichs, Gewohnheiten und die Billigkeit des Richters machten in den Gerichten den Urtheilsspruch. Die Baukunst befand sich noch in ihrer Kindheit. Die Kriegskunst war zwar die Hauptwissenschaft der Polen, allein sie beschränkte sich nur auf die Ausübung, da jeder Edelmann als wahlfähig Soldat und daher Beschützer der Republik war; man mußte also in dem Kriege bei Abstechung der Läger, beim Schanzen- und Festungsbaue ꝛc. zu fremden Ingenieurs seine Zuflucht nehmen. Die Staatskunst, die Geschichte des Landes und die Beredsamkeit waren diejenigen Wissenschaften, welche die Polen am meisten betrieben, weil sie einer freien Verfassung am meisten zusagen. Die Letztere, die Beredsamkeit, würde auf die Ausbildung der Landessprache am meisten gewirkt haben, wenn die mehrsten Reden nicht in Lateinischer Sprache gehalten worden wären. Bei der Königswahl hielten auch die fremden Gesandten am Wahltage ihre Reden in der Rota equestri oder Adelsversammlung unter freiem Himmel in Lateinischer Sprache. Eine schöne Lateinische Rede hörten die Polen gern, nur mußte es nicht so Ciceronianisch seyn, daß man die Titulatur darnach ändern wolle. Als daher einmal ein Kaiserlicher Gesandte, von Rosenberg, sich immer des Ausdrucks: Vos, Vos Poloni! Ihr Polen! bediente, so machten die Wahlmänner einen großen Lärm und schrien ihm immer zu: Vestra, Vestra Dominatio! Euer Herrlichkeiten! wodurch er genöthiget wurde aufzuhören. Das Serenissima Respublica, durchlauchtige Republik, Illustres Exellentiae, Vestrae Dominationes hörten sie weit lieber. — Daß auch die Polen schon in den frühesten Zeiten ihre Barden eben so gut wie

andere Nationen gehabt haben, läßt sich wohl nicht bezweifeln, nur ist aus den frühesten Zeiten von denselben wenig oder nichts bekannt oder aufgezeichnet worden, wohl aber von der Dichtkunst in neuerer Zeit.

Da Polen in seinem ehemaligen ungetheilten Zustande von sechs Völkern, den Polen, als Hauptnation, den Deutschen, Lithauern, Russen, Tatarn und Juden bewohnt wurde, so wurden im Lande auch mehrere fremde lebende Sprachen gesprochen, die auf die Nationalsprache mehr oder weniger Einfluß hatten, je nachdem die genannten Völker mehr oder weniger mit den Polen in Berührung kamen. Die Deutschen verdanken ihre Aufnahme Kasimir dem Großen, welcher viele derselben, sowohl Handwerker, als Bauern, nach Polen zog. Sie kamen aus Ländern, wo das Sachsenrecht galt, daher ließ ihnen Kasimir auch den Gebrauch dieses Rechts, und bestellte zu Krakau einen eigenen Lehrer desselben. Die Lithauer kamen mit der Vermählung ihres Herzogs Jagello mit der Königin Hedwig von Polen, der dann unter dem Namen Wladislav der Zweite den Polnischen Thron bestieg, in Polen. Ihre Sprache, die Lettische, ist ein Dialekt der Slavischen Sprache, also mit der Polnischen verwandt; s. unter Sprache (Russische). Ihre Einwirkung auf die Polnische Sprache ist von gar keiner Bedeutung gewesen, da sie selbst noch gar nicht ausgebildet war. Die Hauptsache bei dem näheren Verkehr dieser Völker war wohl die aus der Verwandtschaft beider Sprachen entstehende Erleichterung der Verständlichkeit. Die Russen in Podolien, Roth-, Weiß- und Schwarzreussen, kamen unter Kasimir dem Großen nach Polen, und ihre Sprache, als ein Dialekt der Slavischen, hatte, bei gleich geringer Ausbildung, auch nur wenig Einfluß auf die Polnische Sprache, ihre Verwandte, als nur dieselbe Erleichterung im Verstehen oder in der Ver-

ständlichmachung beim gegenseitigen Verkehr. Die Tatarn brachte Herzog Withold, des Jagello Vetter, nach Lithauen. Er wollte den Tamerlan, dem ganz Asien nicht widerstehen konnte, besiegen; allein nur der Anfang war glücklich; denn er schlug ein Heer Tatarn jenseits des Dons, und brachte viele Tausend derselben, Männer und Weiber, als Gefangene mit sich nach Lithauen, und gab ihnen in der Gegend von Wilna Ländereyen zum Anbauen, die ihre Nachkommen, die sich daselbst weiter ausgebreitet haben, auch unter Russischer Herrschaft noch besitzen. Die Polen nahmen sie ihrer Treue wegen gern in Diensten; ihre Sprache, von der die Türkische ein Dialekt ist, hat auch weiter keinen großen Einfluß auf die Polnische ausgeübt, als daß Wörter daraus in diese übergegangen sind. Die Juden kamen größtentheils aus Deutschland im dreizehnten Jahrhunderte, in welchem sie daselbst heftig verfolgt wurden, nach Polen, und begründeten in diesem Lande ihr Glück unter Kasimir dem Großen, durch eine ihrer Glaubensgenossen, Namens Esther, in welche sich dieser Fürst verliebte. Dieses verschlagene Frauenzimmer benutzte diese Leidenschaft des Fürsten und wirkte den Juden solche Freiheiten aus, welche Polen zu einem Paradiese der Juden machten; ja man kann die Juden, sagt der Herr von Uklanski in seinen Briefen über Polen, Oesterreich, Sachsen, Bayern, Italien ꝛc.*), als die Vormünder der Polnischen Nation ansehen, die bei jedem Geschäfte zugezogen werden. Jeder Edelmann auf dem Lande hat einen jüdischen Faktor, der ihm seine Bedürfnisse für die Küche und den Keller besorgt, und ihm auch sein Getreide, seine Schafe und seinen Brantwein versilbern hilft; in jedem Hotel ist ein Jude zum Faktor bestellt, der dem Frem-

*) Th. 1. Nürnberg, 1808.

den für ein kleines Trinkgeld alles besorgt. Bei allen Gelegenheiten beweisen die Juden, daß sie verschlagener als die Polen sind, und diese erkannten auch das Verdienst und erhoben verschiedene, besonders wenn sie sich taufen ließen, in den Adelstand. Ihre jüdisch-deutsche Sprache, die sie bald in die jüdisch-polnische umwandelten, hat zur Ausbildung der Polnischen auch nur wenig beigetragen. Die Hauptsprachen, die auf die Polnische gewirkt haben, sind die Lateinische, Deutsche und Französische. Erstere war in Polen am üblichsten; denn Jedermann, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, lernte und sprach Latein; da man aber, wie in Ungarn, so wenig auf den Akzent der Sylben und auf die Reinigkeit der Sprache achtete, so stand das Polnische Latein nicht in dem besten Rufe. Einige ältere Schriftsteller, besonders Walch in seiner kritischen Historie der Lateinischen Sprache, gehen wohl zu weit, wenn sie meinen, daß die Polen keine guten Lateiner aufweisen können; denn noch jetzt, da sich die Lateinische Sprache bei dem öftern Wechseln ihrer Verfassung seit der Theilung des Landes, nach und nach zu verlieren anfängt, redet man sie noch in den Klöstern, wenn gleich nicht ganz rein, doch mit vieler Leichtigkeit. Ein Schriftsteller sagt hierüber: „Der Charakter der Nation, der in ihr bestes Latein etwas Schwülstiges mischte, machte, daß es nicht überall gefiel. Es ist aber dennoch zu verwundern, daß in einem Lande, wo das Latein niemals die Muttersprache gewesen, und bei einem Volke, das mit den Römern keine Gemeinschaft gehabt, und zu einer Zeit, da die Lateinische Sprache schon längst eine todte war, gleichsam wieder lebendig geworden ist.“ Allem Vermuthen nach scheint sie ihre Aufnahme und Ausbildung in Polen der christlichen Religion zu verdanken, weil in der Römischen Kirche diese Sprache durchgehends beim Gottesdienste eingeführt ist; und hierin haben

daher die Polen, wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, klüger wie andere Nationen gehandelt, weil sie die Sprache der Geistlichen bei den gottesdienstlichen Handlungen verstehen lernten, die den übrigen Katholiken, welche sie nicht gelernt haben, so unverständlich, als das Chinesische ist. Die Lateinische Sprache hat nun zur grammatikalischen Bildung der Polnischen das Meiste beigetragen und war ihre erste Bildnerin. Auf sie folgte die Deutsche und Französische, und wenn diese Sprachen auch auf die Form der Polnischen nicht einwirkten, so hatten sie doch, besonders die Letztere, auf Wendung, Ausdruck, Zierlichkeit und den Wörterreichthum einen großen Einfluß, und dieses besonders zu Ende des verwichenen und am Anfange dieses Jahrhunderts, zu welchen Zeiten, nach dem Herrn von Uklanski, die alte Polnische Generation größtentheils ausgestorben und die gegenwärtige Deutsch erzogen ist, also mit der Verfeinerung der Sitten, sich auch die Polnische Sprache nach den beiden Vorbildern, der Deutschen und Französischen, verfeinert habe. Daß eine Nation bei Annehmung neuer Sitten auch so schnell ihren Charakter bis auf die Sprache verändern soll, ist wohl schwer anzunehmen, weil dazu mehrere Generationen gehören; auch haben andere aufmerksame Beobachter der Polnischen Nation in neuester Zeit wohl gefunden, daß die Literarische Ausbildung, also überhaupt die Sprache, noch ihren eigenthümlichen Typus hat, der unverkennbar den angestammten Charakter der Nation zeigt; denn schon die Gegenstände, die in einer Polnischen Unterhaltung vorkommen, sind von der Art, daß sie sowohl den Deutschen, als auch den Franzosen wenig interessiren; denn wissenschaftliche Unterhaltungen, Literatur, Theater ꝛc., wovon sich Franzosen und Deutsche so gern unterhalten, machen nicht die Unterhaltung der Polen aus, und so voll von feiner Lebensart und Artigkeit der

Pole auch ist, so trifft ihn doch seine Nationalität, wenn er in Gesellschaft von Deutschen oder Franzosen mit Mehreren von seiner Nation sich befindet, und sein Betragen gegen Nichtpolen hat dann den Schein von etwas Abschreckendem, weil er sich dann nur zu seinen Mitbrüdern gesellt und sich mit ihnen in seiner Sprache unterhält; und da dieses immer in einem lustigen oder aufgeräumten Tone geschieht, so glaubt der Nichtpole, welcher die Polnische Sprache nicht versteht, daß man sich über ihn lustig mache oder von Dingen rede, die er nicht hören soll.

Was nun die Polnische Sprache als Nationalsprache betrifft, so trägt sie unverkennbar das Gepräge des ganzen Charakters der Nation, welche sie redet oder spricht; denn so wie der Pole jederzeit lustig ist, und von Jugend auf lärmt und schwärmt, aber doch dabei eine gewisse Gravität oder Ernsthaftigkeit besitzt, die wohl nicht zu der Französischen Leichtsinnigkeit paßt, in Beziehung auf die gewöhnliche Benennung der Polen: Franzosen des Nordens, eben so ist auch ihre Sprache, wenn gleich zierlicher und gefälliger gegen andere Slavische Mundarten, doch auch ernst und wohlklingend, und sie würde noch angenehmer tönen, wenn nicht die Schwatzhaftigkeit der Polen ihren Fluß zu sehr beförderte, wodurch manche Laute abgebrochen oder überhört werden. Selbst das Freie und Sorglose des Polen liegt in seiner Sprache abgedrückt, die zwar in der Aussprache für Fremde, gleich anderer Slavischen Sprachen, schwer ist, aber doch regelmäßiger und zierlicher, als diese gesprochen wird, und daher auch leichter, besonders für den Deutschen, zu erlernen seyn soll. Sie ist aber, wie die Sprache anderer Nationen, wo Künste und Wissenschaften nicht besonders betrieben werden, arm an Wörtern; denn für hundert Gegenstände, welche Früchte fremder Erfindung sind, haben sie in ihrer

Sprache keine Namen, sondern sie müssen sie von den Erfindern entlehnen, so wie überhaupt eine Menge Wörter, welche in die Unterhaltung des Tages gehören, sich aber nicht auf Politik, Staats- und Stadtwirthschaft beziehen, so wie auf das Alltagsleben und die Freudengelage, Lustbarkeiten ꝛc., weil diese Gegenstände den Polen am meisten interessiren und seine Zeit füllen; denn die Lektüre ist eben kein Zeitvertreib des Polen, sie beschränkt sich fast einzig auf die Zeitung, weil die Politik dem Polen über Alles geht und er gern von Staatsangelegenheiten und Krieg spricht. Die Polnischen Frauen lesen dagegen mehr, jedoch beschränkt sich diese Lectüre nur auf Alles, was nicht zu den eigentlichen Wissenschaften gehört, wohl aber zur Bellettristik, zu den schönen Künsten, in diesem Fache findet man in ihren Kabinetten ganz artige Bibliotheken; auch findet man oft ausgezeichnete Bibliotheken bei den Männern, sie werden aber von denselben wenig genützt.

Was nun die Polnische Sprache insbesondere anbetrifft, so hat man von derselben aus den ältesten Zeiten wenig aufzuweisen. Das älteste Denkmal ist das Lied des heiligen Adalbert aus dem zehnten Jahrhunderte, welches zwar eine große Verschiedenheit von der jetzigen Sprache zeigt; allein diese ist dennoch nicht so groß, als in der Deutschen Sprache, wenn man hier die Sprache der Minnesänger mit der jetzigen vergleicht. Die alte Polnische Sprache nähert sich mehr der Altslavonischen, s. unter Sprache (Slavonische), wovon die jetzige mehr abweicht, obgleich sie unter ihren Schwestern, der Russischen und Böhmischen Sprache, dem Altslavonischen in den Abwandlungen oder Deklinationen der Wörter, so wie auch in vielem Andern, noch am treuesten geblieben ist, wodurch die Nation beweiset, daß Polen, gleichsam im Mittelpunkte aller Slavischen Völker gelegen, auch das ál-

teste Nationalgut in der Sprache zu bewahren gewußt hat. Nach Bandtke soll die Einmischung der Fremdwörter in die Polnische Sprache von den an Polen gränzenden Nachbarstaaten herrühren. So z. B. durch den Umgang mit Deutschen, besonders Niederdeutschen in den ältern Zeiten, auch wohl durch die Niederlassung vieler Familien Niederdeutschlands in Polen, so wie durch die Blüthe Oberdeutscher Kultur unter den Fränkischen und Schwäbischen Kaisern; durch den Umgang und die Nachbarschaft mit den Türken und Tataren; durch den Lateinischen Ritus, das Latein des Mittelalters als Gerichtssprache ꝛc.; dann auch durch die Königinnen aus Französischen Häusern, welche besonders viele Französische Wörter in die Polnische Sprache gebracht und dadurch viele gute Altslavonische Wörter daraus verdrängt haben. So soll es auch eine Menge Wörter geben, von denen man nicht weiß, ob sie nicht den Polen schon früher bekannt gewesen, als den Deutschen. Manchmal scheint es auch, daß die alten Germanen und Slaven aus einer und derselben Quelle geschöpft haben, daher oft Aehnlichkeiten vorkommen, die nicht von einander erborgt, sondern gemeinschaftlich angenommen worden sind. Die erste Wiedergeburt der Polnischen Sprache beginnt mit dem vorletzten Könige aus dem Jagellonischen Hause, mit König Sigismund dem Ersten, wie auch schon oben erwähnt worden; ihre Blüthe fällt unter seinem Nachfolger, Sigismund August, der vom Jahre 1548 bis 1572 regierte, und von diesem letzten Könige aus dem genannten Hause bis ungefähr in die Mitte der Regierung Sigismunds des Dritten, welcher im Jahre 1632 starb, will man das goldene Zeitalter der Polnischen Sprache setzen; Andere wollen es noch bis zur Regierung seines Sohnes Wladislavs des Vierten fortführen; allein die erste Angabe ist wohl gewisser oder sicherer;

denn nicht allein der bei Sigismund August erwachte Verfolgungsgeist und seine Liebe zum Ausländischen, sondern auch die vielen Kriege, die er mit den Russen, Türken und Schweden führte, versetzten das Land in traurige Umstände und erstickten die Wissenschaften und Künste, und mit denselben auch den Geschmack, der doch auf die Ausbildung einer Sprache so mächtig einwirkt. Man fing an Lateinische Wörter in die Sprache zu mischen, wodurch sie ihre Reinheit verlor, und unter Johann Kasimir und seinen Nachfolgern bis zu August dem Dritten wurde in den vielen verheerenden Kriegen die Sprache ganz vernachläßiget, wenn auch gleich hin und wieder noch einzelne Wissenschafter mit Genialität auftraten und ihre Sprache berücksichtigten. Nur erst unter dem zuletzt erwähnten Könige aus dem Sächsischen Hause fängt die Sprache wieder an aufzublühen, die schon unter seinem Vorgänger, dem Könige August dem Zweiten aus dem erwähnten Hause, bei dessen Prachtliebe und der von Sachsen aus auch über Polen verbreitete Glanz, wieder empor gekommen wäre, wenn nicht die Französische und auch die Deutsche Sprache bei den Polen mehr Eingang gefunden hätte, und besonders die Erstere, die man in allen Zirkeln von einiger Bedeutung sprach, und wozu Augusts glänzender Hof während seines Aufenthalts in Warschau das Meiste beigetragen hatte; denn es wurden Französische Schauspiele, Bälle und andere Feste gegeben, auf welchen man nur die Französische Sprache hörte; Alles beeiferte sich dem Könige zu gefallen und sprach Französisch, mithin konnte die Polnische Sprache, wenn sie gleich im Hause und in den engern Zirkeln als Nationalsprache ihr Recht auch bei den Großen und Gebildeten der Nation nicht verlor, doch nicht die Schriftsteller in Thätigkeit setzen, wodurch nur allein die Ausbildung einer Sprache möglich wird. Wenn

nun unter August dem Dritten, dem Sohne des zuletzt genannten Königs, bei der Waffenruhe in Polen unter diesem Monarchen, die Nationalsprache wieder anfing ein großes Feld zu gewinnen, so war es doch erst unter seinem Nachfolger, dem Stanislaus Augustus, daß die Polnische Sprache und Literatur wieder einen neuen Aufschwung nahm; denn dieser Monarch besaß alle diejenigen Eigenschaften, welche vom Throne herab den Wissenschaften und Künsten so hold sind; er besaß Kenntnisse und alle die Tugenden, welche die Wohlfahrt eines Reiches erhöhen und das Volk glücklich machen können. Und die Toleranz, die Religionsfreiheit, die er in seinem Staate gestattete, ließen auch bald ihre Früchte in dem Wohlstande der Städte, in dem kräftigen Aufblühen der Wissenschaften erblicken; nur die dreimalige Theilung Polens, und mit der letzten, im Jahre 1795, die Auflösung des ganzen Reiches, worauf der König als Pensionnair nach Rußland ging, machten wieder einige, wenn gleich nur kurze, Pausen in der Sprache und Literatur; denn in dieser Zeit, wo Polen in den drei verschiedenen Reichen, Rußland, Oesterreich und Preussen, sich inkorporirt befand, wurde nun auch durch eine größere Einwirkung der Deutschen Literatur auf die Sprache, auch diese immer mehr durch gute Schriftsteller herausgebildet, und hauptsächlich ist dieses in dem jetzigen Jahrhunderte, besonders in der neuesten Zeit, bei dem neuen politischen Wechsel der Polen, geschehen, wo die Polnische Literatur einen ansehnlichen Zuwachs erhalten hat.

Die Polen bedienten sich bis zum letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts der Deutschen oder Böhmischen Schriftzeichen, von dieser Zeit an aber der Lateinischen oder Römischen. Ursprünglich stammen aber die Polnischen Buchstaben, so wie die Böhmischen, Neuslavonischen und die aller anderer Slavischen Dia-

lekten, welche ihre Schriftzeichen verändert haben, aus dem Altslavonischen, das heißt, aus der Kirchensprache in Rußland, Servien, Dalmatien und Polen bei den unirten und disunirten Griechen. Um manche Altslavonische Buchstaben auszudrücken, haben die Polen, Böhmen und noch andere Slavische Völker mehrere Lateinische Buchstaben nehmen müssen; so z. B. ist der Buchstabe Tscherw, das Deutsche tsch, im Polnischen cz; scha, das Deutsche sch, ist sz. Von dem Gebrauche des Altslavonischen Alphabets in der Polnischen Sprache findet man keine Ueberbleibsel mehr; auch nicht ein einziges Polnisch geschriebenes Werk soll sich davon vorfinden, und an Polnischen gedruckten Büchern mit Cyrillischer oder Altslavonischer Schrift sei gar nicht zu denken; indessen findet sich das Cyrillische Alphabet noch gedruckt vor; sowohl in der großen und kleinen, als auch in der Currentschrift, es kommt mit dem Lateinischen in vielen Buchstaben überein, nur haben die Buchstaben nicht immer gleiche Bedeutung; so gleichen auch einige den Griechischen, wiederum andere den Hebräischen Schriftzeichen oder Charakteren. Derselbe Fall ist es auch mit dem Glajolitischen oder Croatischen Alphabete, welches aber doch von dem Cyrillischen sehr abweicht. Das Polnische Alphabet besteht aus 39 Buchstaben, eigentlich nur aus 24, weil die übrigen 15 Buchstaben nur Akzentuirte sind. So hat der Pole drei a, drei e und drei z; zwei b, zwei c, zwei l, zwei m ꝛc.; z. B. a, à, a‚, b, b′, c, c′ etc. Der Selbstlaute giebt es daher eilf: drei a, drei e; i, zwei o, ein u und y. Die Doppellaute oder Diphtongen sind im Polnischen ay, ey, éy, iy, oy, o′y, uy und yy. Außer diesen gehören zu den Doppellauten ia, ia‚, ie ié, ié‚, io, iu, iy. Die Dreilauter oder Triphtongen sind: jay, jey, jéy. Ueber die Hauchzeichen und Akzente in der Polnischen Sprache; s. auch unter Sprache und Sprach-

Kunst, Th. 160, S. 48. Da sich in der Polnischen Sprache die Sylben in der Mitte der Wörter meistentheils auf Selstblaute endigen, so ist es auch leichter, Polnisch zu lesen, als Deutsch, z. B. ma-tka, die Mutter, ma-sło, die Butter, la-ska, der Stock. Es werden jedoch in zusammengesetzten Wörtern die Sylben nach der Zusammensetzung der Wörter getrennt und gelesen, wo sie nemlich die Aussprache nicht verschmolzen hat; z. B. roz-da-je, ich vertheile, po-wie-rzam, ich vertraue an, nad-sta-wiam, ich stelle oberwärts an ꝛc. Beim Aussprechen des Polnischen wird nie ein Buchstab verschluckt, wie z. B. oft im Französischen und im Deutschen, sondern alle werden, so viel als möglich, rein ausgesprochen. Wer daher die Polnische Sprache erlernen will, muß auf die Aussprache gebildeter Großstädter in Polen hören, nicht aber auf Kleinstädter, und überhaupt auf die niedrigen Klassen des Volkes. Sonst ist die Aussprache der Polnischen Sprache für Deutsche eben nicht schwer, eben so wenig hat sie viele Härten, wie sich Mancher einbildet, und sich dadurch von dem Erlernen derselben abschrecken läßt. In Hinsicht der Orthographie folgen die Polen jetzt entweder dem Kopczynski oder dem Dmochowski, von welchen jedoch die Orthographie des Letztern beliebter ist, weil sie nicht so viele Schwierigkeiten darbietet, als die des Ersteren, die man aber für genauer angiebt. Eine ältere Orthographie, die Thaddäus Mostowski in seiner Auswahl der Polnischen Schriftsteller beibehalten hat, findet auch noch ihre Anhänger, jedoch nur in geringer Anzahl. Viele folgen auch in der Rechtschreibung der Warschauer Gesellschaft der Freunde der Gelehrsamkeit in ihren Schriften, die mit der oben erwähnten Dmochowski'schen überein kommt. Diese Gesellschaft hat auch im Jahre 1814 beschlossen, keine Selbstlaute mehr zu akzentuiren, ebenso die Präposition z als ein unconcrescirtes Vorwort nie durch s aus-

zudrücken. — Was das Groß- und Kleinschreiben der Buchstaben am Anfange eines Wortes betrifft, so folgen viele Polen, nach den Regeln des Kopczynski, hierin den Deutschen; auch sollen, nach dem genannten Schriftsteller, die adjectiven Eigennamen, wie Polskié, wymawianié, groß geschrieben werden, so auch die Büchertitel, wie: Slownik, Grammatyka ꝛc. Viele Schriftsteller gehen jedoch von dieser Regel ab, und Dmochowski und Andere schreiben Alles mit kleinen Buchstaben, wie z. B. woiewoda, minister etc.; nur beobachten sie die Regel und setzen einen großen Buchstaben zu Anfange der Schrift, dann zu Anfange einer Periode und eines Absatzes. — Was nun insbesondere die Polnische Sprachlehre anbetrifft, so hat diese die größte Aehnlichkeit im Baue, in der Construktion und in der innern Bildung der Wörter mit der Lateinischen und Griechischen, nach deren Muster sie auch gebildet worden ist. Die Polnische Sprache hat daher eben sowohl in der Wortbildung oder Etymologie acht Redetheile, wie die Lateinische. Einen Artikel hat sie nicht, daher werden die Wörter mit bestimmter Aenderung der letzten und vorletzten Sylbe, wie im Lateinischen, deklinirt. Sie hat drei besondere Deklinationen für die Hauptwörter und drei für die Beiwörter, welche sich nach den drei Geschlechtern der Wörter, dem männlichen, weiblichen und sächlichen, richten, und jede Deklination hat sieben Fälle, wie in allen Slavischen Mundarten, das heißt, außer den gewöhnlichen vier Fällen, dem Nominativ, Genitiv, Dativ und Accusativ, auch noch den Vocativ, den Instrumentalis oder Werkzeugfall, und den Localis oder Ortsfall. Die beiden Letzten, welche den Lateinischen Ablativ vertreten, auf die Frage: womit, wodurch und wo? die andern auf die gewöhnlichen Fragen, wie im Deutschen. Die erste Deklination enthält drei Abtheilungen: 1) Personen (osoby), 2) Thiere (zwierzeta) und

3) Sachen (rzeczy). Diese drei Abtheilungen theilt man auch zuweilen in zwei, nämlich in lebendige Personen u. Thiere, und in leblose Sachen. Diese drei Abtheilungen unterscheiden sich in der Beugung od. Deklination dadurch, daß: 1) die Personen den zweiten und vierten Fall, und 2) die Sachen den ersten und vierten Fall gleich haben; 3) daß die Thiere a) in der Einheit wie die Personen und b) in der Mehrheit wie die Sachen gehen. Die zweite Deklination, bei der blos die Endung entscheidet, hat auch drei Abtheilungen, aber in ganz anderer Beziehung. In die erste Abtheilung kommen alle Feminina, die sich auf a und i endigen, z. B. ryba, wygoda, Kula, Pani, lani; so auch bania, biblia etc.; in die zweite alle Feminina, die sich auf die weichen Mitlaute b', c', l, m', n', p', s' w' und z' endigen, und im zweiten Falle i haben; z. B. 'zob', siéć, Kadziel, Karm' sien' etc; in die dritte alle Feminina, die sich auf die harten Mitlaute c, cz, rz, sz, z endigen und im zweiten Falle y haben; z. B. noc, klacz, twarz etc. Die dritte Deklination enthält die Neutra, die wie Adjectiva gehen. Was die Endigungen der Fälle in allen drei Deklinationen anbetrifft, so muß man darüber die Sprachlehre selbst nachsehen, weil jede Deklination hierin mehrere Abweichungen von der Hauptregel hat, die sich hier nicht anführen lassen. — Was die Beywörter oder Adjectiva betrifft, so giebt es deren im Polnischen weit mehr, als im Deutschen; denn fast vor jedem Hauptworte, welches eine Person, ein Thier, oder eine selbständige Sache bedeutet, giebt es im Polnischen besondere Beiwörter, die überhaupt in keiner Sprache so ausgebildet sind, wie in dieser. Sie werden, wie in der Lateinischen, nach den drei Geschlechtern deklinirt und gehen alle regelmäßig. Die Endung ist im männlichen y oder i, im weiblichen a oder ia, und im sächlichen Geschlecht e oder ie. Die Abwandlung durch alle

Fälle findet man in der Grammatik. — Auch die Fürwörter haben ähnliche Beugungen, wie im Lateinischen. — Die Zeitwörter in der Polnischen Sprache haben manches Eigenthümliche, sowohl ihrer Bedeutung, als auch ihrer Zusammensetzung und Abstammung nach, welches man in den Sprachlehren nachsehen muß. Die Polen haben eigentlich nur zwei Arten von Zeitwörtern, thätige oder Activa, und nichtzielende oder Neutra (slowa czynne albo nijakie) die leidende Gattung, oder die Verba passiva (slowa bierne) werden im Polnischen durch die Construction gegeben; oft auch durch zurückdeutende Zeitwörter (slowa zaimkowe), von welchen der Pole zwei Arten hat, nämlich solche, die von ihrem Ursprunge an Reziproka sind, und solche, die durch die Hinzufügung des Fürwortes sie erst Reziproka werden. Uebrigens haben die Polen, wie die Römer, nur ein Hülfszeitwort in ihrer Sprache, bydz, seyn, und so auch vier Conjugationen oder Abwandlungen, nach den vier charakteristischen Buchstaben a, e, i, y, in der dritten Person der gegenwärtigen oder der vergangenen einfachen Zeit. Von diesen Conjugationen hat die zweite die meisten verschiedenen Endigungen des Infinitivs. Die erste und dritte Conjugation sind aber am leichtesten und regelmäßigsten; die vierte hat mehrere unregelmäßige Zeitwörter, welche eine besondere Abtheilung bilden; so wie nach Bandtke's Grammatik die zweite Conjugation fünf, die dritte drei und die vierte zwei Abtheilungen hat. Die zweifache Zahl oder der Numerus dualis in der Conjugation und auch in der Deklination ist veraltet, und kommt nur noch hin und wieder vor, besonders noch bei den Landleuten. Das Uebrige über die vier Conjugationen muß man aus den aufgestellten Beispielen in der Sprachlehre ersehen, eben so dasjenige, was von den zurückwirkenden und unpersönlichen Zeitwörtern in dieser Sprache gesagt werden

kann, und dann dasjenige von den übrigen hier nicht weiter berührten Redetheilen.

Was nun die Wortfügung oder die Syntax in der Polnischen Sprache betrifft, so trifft hierin Vieles mit der Lateinischen und Deutschen Sprache überein. So z. B. hat die Polnische Construction Vieles mit der Deutschen und noch Mehreres mit der Lateinischen gemein. So richtet sich das Beiwort im Geschlecht, der Zahl und im Fall nach seinem Hauptworte, welchem es zugesellt worden. Das rückwärts deutende Fürwort richtet sich aber im Fall nach dem in seinem Satze folgenden Zeitworte, und im Geschlecht und der Zahl nach dem im vorhergehenden Satze stehenden Hauptworte. Kommt zu zwei Subjecten ein Zeitwort, so steht es in der Mehrzahl, welches auch oft im Lateinischen vorkommt; eben so wird auch bei Titulaturen, wenn sie Collectiva sind, und mit Pan'stwo, der Staat, die Herrschaft, durch Apposition zusammengesetzt werden, das Zeitwort fast immer der Höflichkeit wegen in der Mehrzahl gesetzt; z. B. Pan'stwo Podkomorstwo przyjechali; Pan'stwo Podoscy przyjechali etc. Man vermeidet oft die zu zwei Subjecten gehörende Mehrzahl durch die Präposition z; z. B. Brat z siostra, byl u mnie etc. Abweichend vom Deutschen und Lateinischen construirt der Pole die collectiven Nennwörter, die nur im Polnischen collectiv sind; die collectiven Zahlwörter, das Fürwort co, was; das rückwirkende Fürwort siebie, mein, dein, sein; das possessive Fürwort swo'y, swoya, swoye, sein ꝛc. Eben so werden auch viele Zeitwörter dem Polnischen gemäß vom Deutschen abweichend construirt, wenn sie nicht den Bedeutungen der Deutschen Wörter entsprechen. Die verschiedenen Fälle oder Casus werden im Polnischen wie im Lateinischen und Deutschen regiert. Der Instrumentalis steht ohne Vorwort, wie der Lateinische sechste Fall

oder Ablativ, und der Localis steht eigentlich nur bei Vorwörtern; denn die alten Redensarten lecie, zimie, jesieni, statt w lecie, w zimie, w jesieni, sind veraltet; daher kommt es auch, daß Russische Sprachlehrer den Localis Narrativus oder Präpositivus genannt haben. Was die Zeitwörter betrifft, so befolgt man im Polnischen, wie im Deutschen, dieselbe Regel, daß wenn zwei Zeitwörter sich folgen, wovon das erste ein Wollen, Können, Sollen, Müssen oder einen andern Nebenumstand anzeigt, das Letztere im Infinitiv zu stehen kommt; jedoch findet dieses nur bei zwei Zeitwörtern ohne Anstoß Statt; die Zusammenkunft mehrerer Infinitiven ist dem Wohlklange der Polnischen Sprache entgegen; man sucht daher, wie im Lateinischen, das sich Folgen von mehreren Infinitiven zu vermeiden. Das richtige Setzen der Zeiten in der Polnischen Sprache ist nur allein aus der Uebung und der fleißigen Lectüre, wie bei andern lebenden Sprachen, zu erlernen; denn ehe man nicht in einer fremden Sprache denken und den Nationalsinn zu erfassen gelernt hat, also in der Sprache selbst alle Lebensverhältnisse fühlt, wird man auch die Zeiten nicht richtig setzen. — Die Constructionsordnung ist übrigens im Polnischen eben so ungebunden, wie im Lateinischen, keine bestimmte Regeln, keine Gewöhnung des Ohrs an eine bestimmte Wortverbindung in der Aussprache, hemmen die Setzung der Wörter wie im Deutschen ꝛc., wo der Ton, die Empfindung, auch der Nachdruck entscheidet, was man zuerst setzen soll oder nicht. So kann man im Polnischen das Beiwort bald vor, bald nach dem Hauptworte setzen, je nachdem es so oder so besser klingt, z. B. Pan bogaty, bogaty Pan, der reiche Herr, wielkie miasto, miasto wielkie, ein großer Ort. Es giebt jedoch auch hier Ausnahmen, wo das Beiwort, sei es nun aus angenommener oder bestimmter Regel, oder aus

Gewohnheit, seine feste Stelle bei dem Hauptworte hat, z. B. mlody Pan, ein junger Herr, mloda Panna, ein junges Mädchen, mloda Pani, eine junge Feau; dagegen steht es wieder hinter dem Hauptworte bei Pan mlody, der Bräutigam, Panna mloda, die Jungfer Braut, Pani mloda, die Frau Braut; dann auch bei folgenden: trupia glowa, der Todtenkopf, buraneck Bozy, das Lamm Gottes, kluski z makiem, die Mohnklöße ꝛc. ꝛc. Man kann ferner auch das Subject oder das Prädikat zuerst setzen: Krol Jan Wiedniowi od Turko'w dal odsiecz, oder: Wiedniowi od Turkow Krol Jan dal odsiecz; oder auch: odsiecz dal od Turko'w, Krol Jan Wiedniowi. Man gewahrt hieraus, daß man diesen Satz auf dreierlei Art versetzen kann, wie im Lateinischen, auch zum Theil im Deutschen; allein keine Grenzen im Versetzen halten, sondern alle überschreiten wollen, würde Unsinn hervorbringen; es ist daher auch bei der größten Freiheit im Setzen der Wörter darauf zu sehen nöthig, daß der Sinn nie darunter leide; denn wenn man z. B. den oben angeführten Satz setzen wollte: od Wiedniowi Krol Turko'w Jan dal odsiecz, so wäre dieses eben so gut Unsinn, als wenn man im Lateinischen und Deutschen schreiben wollte: a Vindobonam Turcis liberavit Rex Joannes; oder von Wien König befreite Johann den Türken ꝛc. — Man spricht im Polnischen in allen feierlichen Reden: zu Gott, zu dem Könige und allen hohen Personen, Du; dann gebraucht man es auch in der Construction mit den Titulaturen Waszmosc', Waszec', Was'c', Wacpan Dobrodziey etc. Ihr, euch, spricht man bloß zum Landmann, den Bauersleuten; auch soll diese Anrede bis in das sechzehnte Jahrhundert im Polnischen unter höhern Ständen eben so üblich gewesen seyn, wie im Französischen das Vous, bis nach dieser Zeit

die Nachahmung des Italienischen und Lateinischen es verdrängt haben. Man findet davon noch Spuren im alten und im Preußischen Kanzleystyle. Im Schreiben schließt man nicht gern die Sätze mit einsylbigen Wörtern, besonders geschieht dieses nicht bei langen Perioden, auch nicht in einer Rede; es geschieht also nicht mit den Wörtern: sie, jest, byl, miec, etc.; indessen, sagt ein Schriftsteller, findet man auch hiervon Beispiele. Der beste Periodenschluß im Polnischen sind vier-, drei- und zweisylbige Wörter, am wohlklingendsten sind Trochäen oder Daktylen. — Man hat die Polnische Sprache für den abgemessenen Vers nicht geeignet gehalten; allein mit Unrecht; man kann sie zu allen Versarten und zu allen Versmaaßen gebrauchen; nur eignet sie sich am wenigsten zu Jamben, Pyrrichien und Spondeen, weil es keine einzelnen Wörter giebt, die dieses Maaß haben; allein in der Zusammensetzung kann man auch diese Füße sehr gut bilden. Die Polnische Sprache hat, wie die Böhmische, meist Trochäen. Es haben sich einige Polnische Dichter in allen Arten des abgemessenen Verses versucht, allein zum Theil nicht mit Glück; daher hat man lieber den Reim gebraucht, und darin haben die Polnischen Dichter auch mehr Glück gemacht. Sie brauchen ihn wie die Deutschen, das heißt, auf einander folgend oder wechselnd. Die meisten Polnischen Originalgedichte bestehen aus Versen von vier bis vierzehn Sylben. Da viele Wörter in der Polnischen Sprache sich, wie in der Italienischen, mit Selbstlauten endigen, wie ano, ali, li, la, le, cze, rza, za, etc., und sie auch keine Endungen verschluckt, und wenig Kehllaute gebraucht, so eignet sie sich auch sehr gut zur Musik, und mehr, als manche andere Slavische Sprache oder Mundart; sie ist eben so melodisch, wie die Russische Sprache, und bei dem aufgeräumten Charakter des Polen, der bei seinen Gelagen auch den

Gesang nicht hintenan setzt, findet die Dichtkunst, so wie die Musik, in ihm ihren Verehrer. — Ein Schriftsteller fällt in dem 5ten Stücke des 2ten Jahrg. des Göttingischen Magazines der Wissenschaften und Literatur, herausgegeben von Georg Chr. Lichtenberg und Georg Förster, S. 287 u. f., folgendes wichtige Urtheil über die Polnische Sprache:

Der Bau der Polnischen Sprache hat außerordentlich viel Aehnliches mit demjenigen der Lateinischen; denn nur wenige und unbedeutende Verschiedenheiten entdeckt man zwischen beiden. Eben dieselbe Wortfügung, eben dieselbe Abänderung der Hauptwörter und Beiwörter durch die Endungen ohne Artikel; eben die Art der Conjugation oder Abwandlung; eben der Gebrauch der Partizipien, eben dieselben Frequentativa und Inchoativa, aber in größerer Anzahl; eben dieselbe willkührliche Versetzung der Worte; eben dieselben Wendungen; kurz die Analogie der beiden Sprachen ist so groß, daß man jede Lateinische Schrift fast Wort für Wort ins Polnische, und umgekehrt, eine Polnische in die Lateinische übersetzen kann, ohne den Regeln der einen oder der andern die geringste Gewalt anzuthun. Die Hauptabweichungen der beiden Sprachen liegt in den Passivis und in den häufigen zurückwirkenden Zeitwörtern der Polnischen Sprache. Da aber in jener das Hülfswort, und in dieser das Fürwort, mit dem Zeitworte für eins angesehen werden muß, so kann diese kleine Verschiedenheit den aufgestellten Grundsatz nicht entkräften. Wenn daher die alten Polnischen Schriftsteller so viele Lateinische Redensarten in ihre Werke mischen, so sind sie dieserhalb weit weniger zu tadeln, als wenn ein Deutscher sich dieser Freiheit in einem weit geringern Grade bedient. Der Erste vermischt zwei gleichartige, der Letztere aber zwei ungleichartige Sprachen; der Erste vernachläßiget die Reinigkeit des Styls, der Andere thut eben dies, und beleidiget zugleich das Ohr. Diese besondere Eigenschaft der Polnischen Sprache ist in Polen selbst ziemlich unbemerkt geblieben und in Deutschland ist ste gewiß

noch weniger bekannt *). Alle übrigen Länder von Europa (Rußland ausgenommen) waren in dem Mittelalter in dem nämlichen Fall mit Polen. Ueberall war ein verdorbenes Latein die Staats- und Gelehrtensprache, und dennoch hat weder die Deutsche, noch irgend eine andere Europäische Sprache, die Lateinische Wortfügung angenommen. Die Französische, Italienische und Spanische sind sogar natürliche Töchter der Lateinischen Sprache, und dennoch haben sie sich mehr von den Sitten und der Tracht ihrer ehrwürdigen Mutter weiter entfernt, als sich derselben genähert. Der häufige Gebrauch der Lateinischen Sprache in Polen, die geschwinde Ausbreitung derselben, nach der Einführung des Christenthums, in einem Lande, wohin die Römer nur einzeln gekommen waren, und die Leichtigkeit, mit welcher sie noch jetzt bei wenigem Unterricht erlernt wird, Alles dieses scheint ein Beweis zu seyn, daß die Landessprache in Polen schon im zehnten und eilften Jahrhunderte eben die Analogie mit der Lateinischen gehabt haben müsse, die wir noch jetzt an ihr wahrnehmen. Schon diese Analogie der beiden Sprachen hat auch einen sichtbaren Unterschied zwischen der Latinität des mittleren Zeitalters verursacht, der sehr zum Vortheil für Polen ausfällt. Man vergleiche die Lateinischen Schriften der Deutschen, Franzosen, Engländer ꝛc. aus jenen dunklen Zeiten mit denjenigen der Polen, so wird man die letzten immer als die erträglichsten finden. Jene sowohl als diese construirten und modellirten ihr Latein häufig nach ihrer Landessprache. Je weiter diese von der Römi-

*) Vielleicht nur bis zum letzten Drittel, und selbst noch in diesem, des verwichenen Jahrhunderts; allein in der neuesten Zeit kennt man die Analogie der Polnischen mit der Lateinischen Sprache sehr wohl, und hat Erstere nach Letzterer noch mehr in der Regelmäßigkeit auszubilden gesucht, wie solches die neuesten Polnischen Sprachlehren beweisen. Daß man übrigens den Werth der Polnischen, überhaupt der Slavischen Sprachen schon früh gekannt hat, beweiset der gelehrte Deutsche Kaiser Karl der Vierte in seiner goldenen Bulle, indem er darin den Deutschen Churprinzen vom siebenten Jahre an Italienisch und eine Slavische Sprache zu lernen empfiehlt. (Electorum filii — incipiendo a septimo aetatis anno in grammatica, Italica et Slavica linguis instruantur.)

Kth.

schen Wortfügung abwich, um so unlateinischer mußte das Latein ausfallen. Man darf nur die barbarische Sprache der Magna Charta mit den Statuten Kasimirs des Großen vergleichen. Daß die Analogie der Polnischen Sprache älter seyn müsse, als die Einführung der Wissenschaften oder des Christenthums und Lateins in Polen, beweisen auch die übrigen Slavonischen Mundarten, die fast dieselbe Wortfügung haben, als die Polnische, und folglich die Lateinische, obgleich eine oder die andere derselben durch Nebenursachen etwas mehr von dieser ursprünglichen Verwandtschaft verloren haben kann. So hat z. B. die Russische viel von ihren Ureigenschaften verloren, und ihre väterliche Simplicität mit Deutschen und Französischen Verzierungen vertauscht, die ihr in allem Betracht übel anstehen. Die eigentliche Slavonische Sprache, wie wir sie in den Russischen Kirchenbüchern lesen, hat wenige Veränderungen erlitten, hingegen hat die Böhmische, die schon seit langer Zeit eine Magd der Deutschen ist, sich freilich sehr nach dieser gebildet oder verunstaltet. Ueberall wird man aber eine Analogie der Slavonischen Sprache mit der Lateinischen finden. Wenn es daher Verdienst oder Nutzen für eine Nation ist, Lateinische Schriftsteller in ihrer Landessprache zu lesen, so ist die Polnische Nation gewiß diejenige, die dieses Verdienst am leichtesten erwerben kann und vielleicht wirklich erworben hat. Alle Uebersetzungen, die wir in andern Sprachen vom Tacitus haben, kommen mit derjenigen des Bischofs von Smolensk, Naruzewicz, in keine Vergleichung, welche Uebersetzung noch vortrefflicher ausgefallen seyn würde, wenn der Verfasser sich mehr an das Original gebunden hätte. Eine ältere Uebersetzung des Virgils übertrifft ebenfalls alle unsere Uebersetzungen dieses Dichters. Die Polnische Nation hat, wie bekannt, ein vorzügliches Talent zur Beredsamkeit. Ein Talent, welches wahres Verdienst seyn würde, wenn es öfter von Handlungen begleitet wäre. Der Fremde, der von dem Inhalte einer Polnischen Rede auch nichts versteht, findet doch in der Sprache einen gewissen Wohlklang und etwas dem Ohre Angenehmes, welches darin zu liegen scheint, daß der scharfe Akzent auf

der vorliegenden Sylbe ruht, auch der daher entstehenden Cadenz, wodurch die Wörter für jedes auch ungeübte Ohr deutlich von einander unterschieden werden, und nicht, wie besonders in der Französischen und Englischen Sprache, in einander fließen; auch die Abwechselung der vielsylbigen und einsylbigen Wörter verhindert die aus diesem gleichförmigen Akzent entstehende Monotonie.

Nach bewährten Slavischen Sprachforschern und nach dem Geschmacke der gebildetsten Slaven, soll das Polnische unter den Slavischen Mundarten, nebst dem Dalmatischen, die feinste und zärtlichste seyn, und mit der Ukrainisch-Russischen, der Illyrisch-Kroatischen und der Böhmischen nahe übereinkommen, so daß die Polen und Ukrainer sich einander ziemlich, jedoch bei weiten nicht völlig verstehen. Sie wurde ehemals, vor der Theilung des Reichs, mit verschiedenen Abänderungen in Groß- und Kleinpolen und im Großherzogthume Lithauen, neben der Lettischen Sprache, gesprochen; dann spricht man sie noch in Westpreußen, in Schlesien und in der Moldau und Wallachey; in den eben genannten Fürstenthümern von den daselbst wohnenden Polen. In Schlesien war sie vormals die allgemeine Landessprache, nachdem aber die Deutsche Sprache sich daselbst durchgängig ausgebreitet hat, so wird sie jetzt in Niederschlesien nur noch an der Polnischen Grenze, in Oberschlesien aber unter den Landleuten noch allgemein gesprochen, jedoch so, daß sich die alte Landessprache in eine besondere Slavische Mundart verändert hat, die von der Polnischen stark abweicht, und nur an den Grenzen von Polen sich mehr der Polnischen, gegen Böhmen zu sich aber mehr der Böhmischen Sprache nähert. In dem Polnischen Kreise des Preußischen Litthauen wird das sogenannte Wasserpolnisch gesprochen, welches ein Gemisch der Polnischen, Deutschen und Lettischen oder Litthauischen Sprache ist.

Wenn bei andern Völkern mehr durch die Poesie auf die Sprache gewirkt worden ist, so ist dieses bei den Polen mehr durch die Prosa geschehen, und besonders durch ihr Lieblingsstudium, die Geschichte, worin man die meisten Schriften dieser Art findet. In den früheren Zeiten geschah dieses Einwirken mehr durch die Lateinische Sprache, nur erst späterhin durch die Landes- oder Muttersprache selbst. Daß übrigens die Polen in den frühesten Zeiten nicht auch ihre Barden, ihre Volksgesänge gehabt haben sollen, wie andere Nationen, läßt sich wohl nicht bezweifeln, obgleich davon, allem Anscheine nach, nichts aufgezeichnet worden ist; denn das älteste Denkmal der Poesie in der Nationalsprache, ist das schon oben, S. 10, erwähnte Lied des heiligen Adalbert; nur erst späterhin traten einige Dichter mit Genialität in ihrer Sprache auf, und ihr Einwirken auf dieselbe trägt seit diesem Zeitpunkte unverkennbare Spuren. Ein großer Beförderer des Polnischen Sprachstudiums, des Studiums der Nationalsprache, war Johann Zamoysky, Krongroßfeldherr unter Stephan Bathori. Dieser Beförderer der Wissenschaften und zugleich der eifrigste und edelste Patriot, stiftete zu Samoschz auf seine Kosten eine Universität, für die er mit eigener Hand einen Studienplan entwarf, den alle Kenner als vortrefflich erkannt haben und der es auch ist, berücksichtiget man ein Wahlreich. In dem Vorberichte dazu heißt es:

> Nur zu sehr überzeugt, daß die öffentliche Erziehung brauchbare und gute Bürger schafft, verwende ich einen Theil meines Vermögens auf die Errichtung einer Schule zu Samoschz, in welcher sich die Polnische Jugend mit den Grundsätzen der Moral vertraut machen und in allen den Wissenschaften üben soll, die mit den Gesetzen der Republik eine Tendenz haben. Zu dem Ende mache ich die Eintheilung des Lehrplans auf folgende Weise: — In der ersten

Klasse sollen die Grundzüge der Sittenlehre und der Polnischen Sprache angefangen, so wie die Lateinische und Griechische Sprache gelehrt werden. — In der zweiten die Moral im Zusammenhange und die Prosodie dieser Sprachen. — In der dritten die ersten Grundzüge der Beredsamkeit, Uebersetzung und Detaillirung des Plans auserlesener Schriftsteller in der Polnischen, Lateinischen und Griechischen Sprache, Arithmetik, praktische Feldmeßkunst und Vernunftlehre. — In der vierten Naturgeschichte, Physik und Arzneiwissenschaft. — In der fünften allgemeine Weltgeschichte und Beredsamkeit. (Der Lehrer muß den Schülern immer Materien geben, welche auf die Republik Bezug haben, und in der Geschichte nach den Hauptveränderungen und Revolutionen der Regierung forschen, und sich bemühen, sie auf unser Vaterland anzuwenden.) — In der sechsten sollen die Lehrer der Moral die Pflichten des Menschen und des Bürgers vortragen. — In der siebenten wird das gemeine Recht gelehrt. — In der achten die vaterländischen Gesetze, Constitutionen, der Kanzleystyl, die Art der Gerichte und die richterliche Praxis. — Mit dieser Lehranstalt war eine Buchdruckerey verbunden, in welcher die vorzüglichsten Schriftsteller der Griechen und Römer gedruckt wurden.

Schon vor Zamoysky, im zweiten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts, machte sich Nikolaus Scharfenberger, ein gelehrter Buchdrucker in Krakau, um seine Muttersprache verdient; denn er gab eine Uebersetzung der sämmtlichen Bücher des neuen Testaments heraus. Mit gleichem Eifer für die Sprache unterstützten ihn Stanislaus Scharfenberger und Johann Janußowski. Man kann überhaupt fünf Perioden annehmen, in welchen auf die Nationalsprache, die Polnische, gewirkt worden. Die erste Periode beginnt mit dem schon oben erwähnten Liede Adalberts im zehnten Jahrhunderte, wodurch das Daseyn der Polnischen Sprache dokumentirt wird; sie geht bis zum dreizehnten Jahr-

hunderte. Aus dieser Periode ist nur wenig noch aufzuweisen. Die zweite Sprach-Periode beginnt mit dem zuletzt genannten Jahrhunderte und geht bis zur Regierung Sigismunds des Ersten, also bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. In dieser Periode kommen mehrere Polnische Geschichtsschreiber vor, unter Andern der Bischof von Krakau, Vincent Kadlubeck, die Chronikenschreiber Martin Strzengski und von Baczko, und der Erzbischof von Lemberg, Johann Dlugosz, welcher eine Geschichte Polens in Lateinischer Sprache herausgab. Ein gewisser Martin Galbus, der schon vor Kadlubeck gelebt und eine Geschichte Polens geschrieben haben soll, wird als ein Schriftsteller, der wirklich gelebt haben soll, in Zweifel gezogen, weil man weder von seinem Werke, noch von seinen Lebensumständen das Mindeste aufweisen kann. Von Stobniza sind in diesem Zeitraume einige kleine philosophische Schriften erschienen, die bis auf unsere Zeit gekommen sind. — In der dritten Sprach-Periode, welche mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts beginnt und beinahe bis zum Ende des genannten Jahrhunderts dauert, und welche Periode von den Polen das goldene Zeitalter ihrer Literatur und Sprache genannt wird, treten als Polnische Geschichtschreiber auf: Matthäus von Miechow, Bernhard Wapowsky, Martin Cromer, Stanislaus Orzechowsky, Johann Lasitzky, Andreas Modrzewsky, welche beide Letzteren die Geschichte Polens unter der Regierung der beiden Sigismunde schrieben, und Aryckowsky. Die ersten Statuten des Landes gab der Erzbischof von Gnesen, Johann Lasky, und nach ihm eine vollständige Sammlung derselben Jakob Przyluski heraus. Lateinische Verse schrieben Johann Flachsbinder und Clemens Janizki,

die der Bischof von Kiow, Zaluski, im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, also zwei hundert Jahre später, mit Anmerkungen herausgab. Im Jahre 1551 gab der ehemalige Mönch Johann Seklutian zuerst das Evangelium Matthäi aus dem Griechischen ins Polnische übersetzt heraus, späterhin gab er auch noch die drei übrigen heraus, und eignete sie dem Könige Sigism. August von Polen zu. Ihm folgte der schon oben erwähnte Scharfenberger. Johann Leopolita, ein Jesuit, ließ im Jahre 1561 seine Uebersetzung der Bibel drucken. Die Socinianer erhielten die Bibel im Jahre 1563 durch die Fürsorge des Palatinus Nic. Radzivil in die Landessprache übersetzt, worauf er nach Einigen 30,000! (wohl ein Druckfehler.), nach Andern nur 3000 Dukaten für Honorar, Druck und Papier verwandt haben soll. Da diese Bibel zu Brzesc gedruckt worden ist, so wird sie die Brescier-Radzivilische Bibel genannt. Einer der Hauptmitarbeiter daran war Johann Trzecieski, ein Freund des Erasmus von Rotterdam. Auf Befehl des Pabstes wurde auch die Bibel im Jahre 1599 nach der Vulgata in das Polnische übersetzt. Die Lutheraner erhielten eine Uebersetzung nach Luthers Version, welche zuerst im Jahre 1596 in Thorn erschien, und nachher an mehreren Orten gedruckt worden ist. In der Bellettristik wirkten in dieser Periode auf die Muttersprache: Johann und Peter Kochanowsky; der Erste wird der Pindar Polens genannt; seine metrische Uebersetzung der Psalmen Davids soll meisterhaft seyn; der Letztere hat eine fließende Uebersetzung des Virgils und des befreiten Jerusalems von Tasso herausgegeben. Der Idyllendichter Clanowitzi, der Lyriker Nikolaus von Naglowice Rey, und der Uebersetzer von Virgils Bucolica und der Ovidischen Verwandlungen Valerianus Otsi-

nowsky und Andere. An guten Prosaikern sind hier zu nennen Lukas Gornizky und Glitschner, Uebersetzer des Isocrates de corona. — Auch einige polemische Schriften in dieser Periode zwischen den Protestanten und Katholiken haben nicht geringen Einfluß auf die Sprache gehabt. Hierzu gehören die Schriften der Jesuiten, Casp. Sawiczki und Grodzizky, und der Lutherischen Gelehrten Kräinsky und Chrzonstowsky. — Die vierte Sprach-Periode beginnt mit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts und geht bis zu Ende des zweiten Drittels des achtzehnten Jahrhunderts, oder bis zum Anfange der Regierung Stanislaus Augustus Poniatowsky. Zu Anfange dieser Periode wirkten noch auf die Sprache die Geschichtschreiber: Okolski, Paul Piasezki, Kobierszyzki, Jakob Sobieski, Vater des Königs Johann Sobieski, Laurentius Johann Rudawsky und einige Andere. Gute Prosaiker waren noch zu der Zeit: Martin und Joachim Bielski, Vater und Sohn, Demetrius Solikowsky und Krasinski, welche noch aus dem Zeitalter Stephans Bathori, eines Fürsten, der selbst ein großer Verehrer der Wissenschaften war, und die alten Klassiker, besonders den Livius und Julius Cäsar las, in die vierte Periode herüber gekommen waren, in welcher ganzen Periode noch folgende Dichter und Dichterinnen auf ihre Sprache wirkten: Johann Lispki, Sorbieewski, Chruszinski, welcher sich auch als Historiker vortheilhaft ausgezeichnet hat, Lucas Opalinski, Wenzel Potozki, Ustrzyzki, die beiden Letzten machten auch gute Lateinische Verse; der Fürst Jablonowski, Johann Damaszen Kalinski, Benedikt Zawadski, Wisniowiezki, Minasowicz, Sarbiewski, die Fürstin Radzivil, Gemahlin des Woywoden von Willna, Frau von

Druzbaßka ꝛc.; auch der König Stanislaus Leßczynski glänzt unter den Schriftstellern Polens als Dichter. Diese vierte Periode hätte, nach der dritten zu urtheilen, sowohl auf den Gehalt und die Größe der Vorarbeit, als auch auf die Länge des Zeitraumes gesehen, weit reichhaltiger ausfallen müssen, wenn nicht von Sigismund des Dritten Regierung an die vielen Kriege, inneren Unruhen bei den Wahlen ꝛc., welche sich abwechselnd durch die ganze vierte Periode hinzogen, den Fortgang der Wissenschaften und Künste gehemmt, ja sie durch Unduldsamkeit beinahe ganz vernichtet hätten, und außerdem ist dasjenige, was in dieser Periode noch geleistet worden, immer sehr hoch anzuschlagen, wenn man noch dasjenige hinzurechnet, was von Polnischen Schriftstellern in Lateinischer Sprache ist geschrieben worden, also nicht geradezu auf die Landessprache einwirkte. Hierin sind unter Andern zu nennen: Stanislaus Warschewizki, Andreas Wengierski, Maximilian Fredro, Andreas Olschewski, Stanislaus Lubiniezki, Nikolaus Salaschowski, die beiden Zaluski, Matthäus Dogiell, Adam Naramowski, u. Anton Poninski, welcher zierliche Lateinische Verse schrieb. Dann treten noch in dieser Periode auf die Historiker Kojalowitsch und Kirieatkiewitsch, und der sehr geschätzte Pädagoge Stanislaus Konarski, welcher Letztere sich um die Erziehungsmethode in Polen sehr verdient gemacht hat, und dessen beide Bücher über die Verbesserung der Beredsamkeit und Regierungsform den Beifall des Königs Stanislaus Augustus in dem Grade erhielten, daß er auf ihn eine Schaumünze mit der Umschrift: Sapere auso, prägen ließ. — Die fünfte Sprach-Periode beginnt mit dem Jahre 1763 oder mit dem Anfange der Regierungsperiode Stanislaus Augustus, und geht bis auf die neueste Zeit.

In dieser Periode, wo die Theilung Polens geschah, mancher politischer Wechsel, manche Revolutionen dieses Land trafen und erschütterten, und es auch ganz aus der Reihe der Staaten Europa's verschwand, und durch die Incorporirungen oder Einkörperungen in andere Staaten auch zum Theil seine Sitten und Gebräuche änderte, und andere Sprachen auf dasselbe mächtiger, als je, einwirkten, ging dennoch eine neue Morgenröthe für die Polnische Sprache und Literatur auf. Der König Stanislaus Augustus, ein thätiger Freund und Beschützer der Musen, und selbst Schriftsteller und Lustspieldichter, führte, was Polen so lange entbehrt hatte, die Schauspielkunst als ein stehendes Vergnügen ein, und ließ der Thalia einen Tempel erbauen. Das erste Stück, welches 1765 aufgeführt wurde, war ein Lustspiel, „die Ueberlästigen," dessen Verfasser ein Polnischer Offizier war; diesem folgten bald mehrere Stücke, besonders Uebersetzungen ausländischer Stücke, worunter die Französischen den ersten Platz erhielten. Dieses war ein bedeutender Hebel zur größeren Ausbildung der Muttersprache. Der Fürst Adam Czartoryski schrieb selbst einige Original-Lustspiele und andere Schriften; auch er und seine Gemahlin bildeten die ersten Schauspieler. Dann erschienen auch eine große Anzahl satyrischer Schriften, die nicht minder auf die Sprache, da sie stark gelesen wurden, wirkten. Unter diesen Schriften machten besonderes Aufsehen: Der Pole, ein Fremdling in Warschau, worin die Thorheiten derjenigen Polen lächerlich gemacht werden, welche von Paris zurück kommen und nun Alles, was Polnisch ist, langweilig und ekelhaft finden; und dann: Der Zeitvertreib und: Das Leben ohne Zweck. Zu den vorzüglichsten Schriftstellern im Fache der Satyre, so wie überhaupt der Belletristik gehört auch der Bischof von Ermeland,

Krasizki; ferner zeichnen sich als Bellettristiker aus: der Graf Oginski, der Bischof von Smolensk, Adam Narusewicz, der auch als Polnischer Geschichtschreiber, Uebersetzer des Tacitus und Biograph von Chodkiewicz sich ausgezeichnet hat; Trembezki, Stanislaus Trembecki, Julian Niemcewicz, Cajetanus Wengerski, Kniasnin, Karpinski, Franz Zablocki, Nazurzewski, Franz Dnochowski, Molski, Woronicz, Ludwig Osinski, Drozdrowski, Nowaczynski, Jakubowski, die Brüder Mastowski, Vincent Thully, Suchorowsky, Ant. Edw. Odyndec, Mickiewiz und Andere. Als Uebersetzer fremder Schriften wirkten auf die Sprache: Pilchowski, Przybilewski, Wisniewski, Ostrowski, Przybilski, Nazurzewski und Andere. In der Geschichte sind nach dem Verhältniß der Historiker der vorhergehenden Perioden in dieser letzten Periode nicht so viel aufgetreten. Hier mögen stehen: Narusewicz, Thaddäus Czacki, Ossolinski, Waga, Jadlowski, Piramowicz, Simon Bielski, Joachim Lelewela, Bandtke, Leonhard Chodzko, der Graf Maleszewski, Skrzeluski und Scarzynski. Durch die Kanzelberedsamkeit wirkten auf die Sprache der Hofprediger Lachowski und der Abt Wyrwicz; ihre Predigten sind in Aller Hände und auch in das Deutsche übersetzt worden. In den übrigen Zweigen der Wissenschaften, in der Geographie und Statistik, in der Naturgeschichte, in der Mathematik und Physik, in der Astronomie, in der Philosophie, in der Jurisprudenz ꝛc. sind mehrere Schriftsteller aufgetreten und haben sich ausgezeichnet, wodurch die Sprache gleichfalls an mancherlei Ausdrücken und Wendungen gewonnen hat. Vorzüglich hat aber die Sprache in neuester Zeit durch das weitläuftige Feld

der Politik gewonnen. Denn seit der Regierung von Stanislaus Augustus sind eine Menge politischer Schriften erschienen, von denen die meisten von den Polen mit Begierde gelesen wurden. Hierzu kommen nun noch die Zeitungen, Journale und Flugblätter; denn gleich nach der Wahl Stanislaus Augustus zum Könige erschien zu Warschau eine Monatschrift unter dem Titel: der Moniteur, in welcher moralische Aufsätze mit statistischen und satyrischen abwechselten. Dann erschienen: angenehme und nützliche Unterhaltungen. Mitzler gab: Acta literaria regni Polonici u. eine Warschauer Bibliothek heraus, und der Exjesuit Luskina die Warschauer Polnische Zeitung; auch erschien ein Warschauer Magazin und ein Handlungs-Journal. Der Professor Steiner gab eine Polnische Bibliothek heraus, die aber mit dem neunten Hefte wieder einging. Besonders verdient um die Polnische Sprache hat sich die schon oben erwähnte Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften gemacht, welche zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gestiftet wurde. Der Hofrath und Leibarzt de la Fontaine in Warschau giebt von dieser Gesellschaft in einem Aufsatze im Freimüthigen vom Jahre 1803, Nr. 88. und 91., Nachricht, woraus Folgendes hier einen Platz finden mag.

Seit zwei Jahren hat sich hier in Warschau eine Gesellschaft Polnischer Gelehrten unter dem Titel: Freunde der Wissenschaften, vereiniget, deren Abhandlungen jährlich gedruckt werden. An der Spitze dieser wackern Männer steht als Präsident der gelehrte Bischof Albertrandi, vormals Königlicher erster Bibliothekar. Er eröffnete die Gesellschaft mit einer vortrefflichen Rede, in der er die Schicksale der Wissenschaften, ihr Steigen und Sinken, ihr Glänzen und Verschwinden darstellte, und am Ende die Hoffnung

äußerte, durch vereinte standhafte Bemühungen das goldene Zeitalter der Polnischen Literatur wieder hervor zu rufen, welches zu den Zeiten der beiden ersten Sigismunde und noch in den ersten funfzehn Jahren der Regierung Sigismund des Dritten bewundert blühte. In seiner zweiten Rede sprach er über den Zweck der Gesellschaft und über die Mittel, trotz den Stürmen des Zeitalters diesen Zweck zu erreichen. Die Polnische und die mit ihr verschwisterten Sprachen werden von Nova Zembla bis an das Venetianische Gebiet, und von Ragusa bis zum Chinesischen Reiche gesprochen, während andere Sprachen nur langsame Fortschritte zur Vervollkommnung machten, stand die Polnische gleichsam erwachsen da. Die meisten Europäischen Nationen verstehen ihre eigenen Schriftsteller der Vorzeit nicht mehr *) und verbessern ihre Sprache, indem sie von jenen abweichen; die Polnischen Schriftsteller sind hingegen noch jetzt um so vollkommener, je mehr sie sich ihren ältesten Vorgängern wieder nähern. Als Franz der Erste von Frankreich, ein Zeitgenosse des Polnischen ersten Sigismund, die Wissenschaften zu wecken strebte, hatte Polen schon vortreffliche Schriftsteller. Ein Franzose, der jetzt noch schriebe, wie Marot, Seyssel und wie Amiot, würde verlacht und nicht verstanden werden, dagegen der heutige Pole, der einen Budny, Garnicki, Kochanowsky und Andere unter den ersten Sigis-

*) Leider ist dieses auch bei uns, den Deutschen, der Fall, indem wir uns gar nicht einmal bemühen, unsere alten Schriftsteller verstehen zu lernen, uns durch die jetzt veraltete Sprache durchzuklauben, und ihre Gedanken und Meinungen über die Angelegenheiten des Lebens, die sie so treuherzig und schlicht, wenn auch mitunter derb, in ihren Schriften vorgetragen, oder zu Tage gelegt haben, zu verstehen. Wir zucken die Achsel, rümpfen die Nase, und nennen sie, vom Stolz und Dünkel eingenommen, Schmöcher, und doch sind wir durch diese Schmöcher erst zu dem vermeinten bessern Wissen und zu dem Ansehen gelangt, womit wir uns jetzt so sehr brüsten; denn die Materialien der Griechen und Lateiner lagen uns ja schon seit unserer ersten Bildung an vor, und doch haben sie uns nicht schneller auf den Gipfel gebracht, sondern erst nach und nach sind wir durch alle die mühsamen Vorarbeiten unserer Vorfahren dahin gelangt, haben diese uns erst den Weg dazu gebahnt. Kth.

munden lebende Schriftsteller nachahmt, geliebt und gelesen wird. Weit früher als andere Nationen hatten die Polen gute Uebersetzungen der Griechen und Römer, aber Zeit, Unglück und verheerende Kriege haben sie ihnen geraubt. Bald sind sie einem zweiten Omar in die Hände gefallen, der sie ganz vernichtete, bald auch Fremdlingen, die unsere Sprache nicht verstanden, und sie als Seltenheit nach Stockholm, Upsal, Linköping, Stockholster brachten, wo sie als leere Zierrathen prangen. Noch zu Augusts des Dritten Zeiten wurden uns die Werke der berühmten Männer Gornicki, Kochanowski, Otfinowski u. Anderer entrissen; Kleinigkeiten gegen den unersetzlichen Verlust der Zaluskischen Bibliothek, welche 20,000 Polnische Originalwerke enthielt; sowohl diese, als auch die Radziwil'sche Bibliothek wurden nach Rußland gebracht, und sollen in St. Petersburg aufgestellt worden seyn. Die Freunde der Wissenschaften haben in ihrer Sitzung der Gelehrten folgende Fragen zur Beantwortung aufgeworfen: 1) Worin besteht die Vollkommenheit der Kunst alter und neuer Zeit? — 2) Hatten die Polen, besonders im sechzehnten Jahrhunderte, eigene Zeichen, wodurch ihre Sprache sich unterschied? und welche Aussprache älterer Nationen, z. B. der Römer, Griechen, Asiaten, glich die ihrige? — 3) Welche Wissenschaften blüheten vorzüglich in Polen im sechzehnten Jahrhunderte? Wie verhielt sich damals gegen heute der Zustand der schönen Künste? — 4) Wie viel verdanken die Mathematik und Sternkunde dem Kopernikus? Welche seiner Vorgänger benutzte er? und wie? — 5) Welche Thiere und Gewächse sind vorzüglich in Polen einheimisch? —

In der nämlichen Sitzung hielt Stanislaus Potocki eine Lobrede auf den kürzlich verstorbenen Joseph Szymanowsky. Er berührte die Geschichte der Wissenschaften und wiederholte bei dieser Gelegenheit die Worte des Erasmus von Rotterdam: „Polen war das Vaterland Aller, welche es wagten, Gelehrte zu seyn!" Szymanowski, der geschmackvolle Uebersetzer des Tempels von Gnidos, war ein trefflicher Mensch, ein vertrauter Freund des berühmten Fürsten Adam Czartoryski, mit dem er Eu-

ropa durchreisete; ein Patriot im edelsten Sinne des Worts. Durch seine Kränklichkeit hat die Polnische Literatur viele geschmackvolle Werke eingebüßt, welche er unvollendet hinterlassen. Kurz vor seinem Tode schrieb er: Rath für reisende Jünglinge, eine Frucht seiner eigenen Reisen. Stanislaus Potocki setzte in dieser Rede durch seine großen Kenntnisse der alten Polnischen Literatur das Publikum in Erstaunen, und bewies, daß wir, bei eignen großen Reichthümern, wenig fremde Nationen zu bewundern haben. Joseph Hermann Osinski, ein Piarist, sprach über die großen Fortschritte, welche die Physik in der zweiten Hälfte des achzehnten Jahrhunderts gemacht hat. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode hinterließ er ein vollendetes Originalwerk über die Physik in zwei Bänden. In einer spätern Sitzung hielt der Bischof Albertrandi eine eben so gelehrte, als zierliche Rede über die Musen in Lateinischer Sprache. Fürst Alexander Sapieha verglich das neue Französische Maaß und Gewicht mit dem der Polen und Lithauer. Dieser Fürst, ein Schüler Lavoisier's, wird eben so sehr wegen seiner Kenntnisse geachtet, als wegen seines edlen Herzens geliebt. Nach ihm sprach Franz Dmochowski eine Lobrede auf den verstorbenen Erzbischof von Gnesen, Ignatz Krasicki, der mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen der Polnischen Literatur Ehre machte. Er schrieb in allen Fächern; ein großer Theil seiner Werke ist ins Deutsche und Französische übersetzt worden. Seine Fabeln und Satyren, der Krieg zwischen den Mäusen und der Krieg der Katzen mit den Ratten, sind in allen Gesellschaften gelesen und verschlungen worden. Kein Wunder, er hatte sich in dem Umgange Friedrichs des Einzigen gebildet. Er besaß einst das Bisthum Warmien, welches so viele berühmte Männer aufzuweisen hat: einen Lateinischen Dichter Dantiskus, einen päbstlichen Legaten von Trient Hosius, dessen Werke in fast alle Europäischen Sprachen übersetzt worden sind; einen Polnischen Geschichtschreiber und Statistiker, Kromer; den Freund und Wohlthäter des Kopernikus, Tiedemann; Zaluski und endlich Grabowsky, dem 1766 Krasicki folgte. Thad-

däus Czacki las eine sehr gelehrte Abhandlung über den Ursprung der Zehnten im Allgemeinen und besonders in Polen, welche ins Deutsche übersetzt worden. In einer folgenden Sitzung nannte der Bischof diejenigen Werke, welche zur Bildung der Nation bereits existiren oder doch bald folgen werden. Die Sittenlehre für den Menschen von Georg Piramowicz ist auf Kosten der Gesellschaft gedruckt und sehr häufig umsonst im Lande vertheilt worden ꝛc. ꝛc.

Man wird aus dem hier Angeführten leicht den Zweck der Gesellschaft erkennen; und auf welche Weise sie auf die Sprache wirkt, ist auch schon oben, S. 15, durch ein Beispiel angeführt worden. Dagegen hört man oft von dem Wirken großer Akademien in andern Staaten in öffentlichen Blättern sehr wenig, und man würde kaum glauben, daß sie existirten, wenn man nicht durch die Feier der Geburts- und Stiftungstage der Regenten von ihrem Daseyn unterrichtet würde. Es ist das stille Wirken der Pensionnaire. — Als Sprachforscher, Grammatiker und Kritiker haben sich um die Polnische Sprache, außer den schon, Th. 160, S. 338, angeführten Schriftstellern, noch verdient gemacht: Maciejowski, Dmochowski, Linde, Piramowicz, Kopczinski, Kaminskji, Bentkowski, Joseph Dobrowski, Polluge, Szumski und Andere. — Aus dem oben Angeführten wird man gewahren, daß die Polnische Literatur nicht so unbedeutend ist, wie viele Schriftsteeller sie schildern; und wenn sie auch gleich nicht einen solchen, fast unermeßlichen, Schatz an Schriften aufzuweisen hat, wie die Deutschen, Franzosen, Italiener und Engländer, so ist sie doch auch nicht arm daran, nur sind die Meisten ihrer früheren Werke in Lateinischer Sprache geschrieben; die National-Literatur war daher in den früheren Zeiten nicht reich zu nennen; sie hat sich aber in den neuesten Zeiten sehr gehoben, und wenn wir nicht ganz von ihren mannigfaltigen Zweigen unter

richtet sind, so liegt dieses nur in dem Mangel einer vollständigen Geschichte der Polnischen Literatur. — Ueber die Literatur der Polen findet man Nachrichten im Polnischen Büchersaal, Breslau, 1756. — Journal litteraire de la Pologne. Vars., 1755. — Sarmat. litterat. nostri temporis fragm. Vars., 1773. — Essai sur l'Histoire litter. de Pologne, par M. D. Berl., 1778. — Polnische Bibliothek, Warschau und Leipzig, 1788 u. f. — Uebersicht der Polnischen Literatur, im Freimüthigen des Herrn von Kotzebue, Nr. 88 und 91, und in andern Schriften. Einige Bemerkungen über die Polnische Sprache kommen auch noch unter Sprache (Slavische) vor.

Sprache (Portugiesische), ein Dialekt der Spanischen Sprache, der zwar von der Castilianischen Mundart etwas verschieden ist, indessen ist doch diese Verschiedenheit nicht so groß, daß sich beide Nationen nicht nach einer kurzen Vorübung verstehen könnten, auch verstehen sich der Kastilianer und Portugiese meistentheils. Der Vater Raphael Bluteau, ein in Irland geborner Franzose, der ein Portugiesisches Wörterbuch in zehn Folianten herausgegeben hat, will die Portugiesische Sprache nicht für eine bloße Mundart der jetzigen Castilianischen ansehen, sondern für eine Schwester derselben, die beide aus der Verderbung der Lateinischen und ihrer Vermischung aus der beiderseitigen Landessprache entstanden sei. Wenn man aber die Geschichte Spaniens und Portugals verfolgt, und dann die Sprache beider Reiche, so scheint es wohl nicht ganz unrichtig zu seyn, die Portugiesische Sprache nur für eine Mundart der Spanischen, das heißt, der Castilischen zu betrachten. — Die Portugiesische Sprache wird bloß in Portugal und Algarvien gesprochen, und ist auch in diesen Reichen die Kanzley- und Büchersprache; wenn sie aber

gleich hier die Volkssprache ist, und vom Volke gesprochen wird, so können sie doch, außer den Vornehmen, Gelehrten und Gebildeten, nur Wenige lesen und schreiben. In den früheren Zeiten, besonders in dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte, wurden zwar die Wissenschaften in Portugal betrieben, jedoch nur sehr stiefmütterlich und nur hauptsächlich in den Klöstern, da die Hauptaufmerksamkeit der Portugiesen seit der Entdeckung von Amerika auf Eroberungen in diesem Welttheile und auf den Handel gerichtet war; ja ihre kühnen Unternehmungen zur See und ihre Entdeckungen unter dem Infanten Heinrich von Portugal zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts entfremdeten sie schon mehr den Wissenschaften, mithin konnten die wenigen Schriftsteller von Bedeutung, wie z. B. Camoens, Ferreira, Faria y Sousa ꝛc., nicht in dem Grade auf die Sprache wie bei andern Nationen wirken, weil sie wenig Unterstützung und dadurch Aufmunterung und Nacheiferer fanden. Auch war die Vereinigung Portugals mit Spanien im letzten Drittel des genannten Jahrhunderts, wenn sie gleich nur sechzig Jahre gedauert hat, den Wissenschaften eben nicht günstig; wenn sie gleich auf den beiden Landesuniversitäten Coimbra und Evora, wovon die Erstere die eigentliche Bildnerin der Portugiesischen Gelehrten ist, betrieben wurden. Wie es noch um die Gelehrsamkeit in Portugal im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts stand, zeigt der Kapuziner Barbadinno aus Italien in seinem im Jahre 1746 gedruckten Werke: Verdadeiro methodo de estudiar. Er sagt nämlich darin: Man bemühet sich in Portugal nach der Ewigkeit der Unwissenheit und nach dem Flore der Barbarey. In die Schulen daselbst sind die Irrthümer geflohen, welche Newton und Descartes aus den übrigen Theilen von Europa vertrieben haben. Die Schulweisheit mit ihren

verborgenen Eigenschaften verfinstert die Köpfe auf den hohen Schulen. Galiläus, Cartesius, Gassendus, Newton sind in Portugal bloß Namen von Ketzern und Gotteslängnern, von welchen man nichts wissen will. Ein Professor der Anatomie auf einer Portugiesischen Hochschule bekommt kaum alle Jahre zweimal ein Schaf, um seine Demonstrationen daran zu machen ꝛc." Wenn nun dieses gleich etwas übertrieben zu seyn scheint, und der Verfasser dieser Skizze unstreitig zu stark schattirt hat, so giebt doch auch ein Eingeborner dem wissenschaftlichen Zustande seiner Nation kein viel besseres Lob. D'Oliveira schreibt nämlich in der Vorrede zum ersten Theile seiner Memoiren: „Wir leben in unserm Vaterlande in der Unwissenheit ohne es zu wissen; verlassen wir jedoch Portugal, so scheint es, als wenn unsere Augen sich öffnen, und wir gleich gewahr werden, in welcher Unwissenheit wir uns befinden. Die Ausländer gestehen uns zu, daß wir Verstand, Auffassungskraft, Unterscheidungsvermögen, kurz alle Eigenschaften besitzen, um einzusehen, was gut in der Welt sei und Nutzen stifte; allein unser Eigensinn, unsere Ernsthaftigkeit, und unsere gezwungene Lebensart, in welcher wir keine Freiheit zu denken haben, ziehen uns gerechte Beschuldigungen zu, und verursachen die üble Vorstellung, die sich die andern kultivirten Völker von uns machen. Die Gewohnheit, so viele Bücher in Portugal zu verbieten, ist die Hauptursache unserer Unwissenheit und zugleich der Stein des Anstoßes für alle Nationen ꝛc." Nach einem am 17. Nov. 1773 von dem Professor Domin. Vandelli zu Coimbra an den Ritter von Linné geschriebenen und öffentlich bekannt gemachten Brief, sollen die Jesuiten den Verfall der Wissenschaften in Portugal verursacht haben; denn nach ihrer Entfernung aus diesem Lande, seien viele gute Anstalten zur Aufnahme derselben gemacht worden. Dieses

wäre jedoch ein eigner Fall in Portugal, da die Jesuiten sich sonst immer in den Wissenschaften und Künsten ausgezeichnet haben, und selbst dieser Orden in Portugal, außer dem Franziskaner-Orden, die meisten Schriftsteller zählt. Der Verfasser des Etat politique de Portugal en l'année 1766, fand zu Coimbra für die Klasse der Griechischen Sprache nur sieben Studenten. Hieraus wird man leicht gewahren, wie es mit der Gelehrsamkeit noch bis zum zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts in Portugal stand, und daß von der Seite aus wenig auf die Sprache gewirkt werden konnte; indessen hat es in Portugal doch auch nicht an Schriftstellern in den früheren Zeiten gefehlt, die aus Liebe zu den Wissenschaften, um solche in ihrem Vaterlande zu verbreiten, wenn gleich nicht mit Absicht auf die National-Sprache selbst oder mit strenger Berücksichtigung derselben, auf dieselbe durch Uebersetzungen wissenschaftlicher Werke aus fremden Sprachen gewirkt haben. Die Bibliotheca Lusitana historica, critica et chronologica *), welche der Abt Diogo Barbosa Machado geschrieben hat, und die zu Lissabon vom Jahre 1741 bis 1759 in vier Bänden in gr. Folio erschien, führt alle Portugiesische Schriftsteller in Europa, Asien, Afrika, Amerika und auf den Inseln nebst ihren Werken von der Geburt Christi bis auf das Jahr 1759 an. Nach diesem Schriftsteller hat Portugal, mit Inbegriff aller in den drei übrigen Welttheilen ihm

*) Der vollständige Titel dieses wichtigen Werkes ist: Bibliotheca Lusitana historica critica e cronologica. Na qual se comprehende a noticia dos Authores Portuguezes, e das Obras, que compuserao desde o tempo da promulgaçao da Ley da graza até o tempo prezente. Offerecida à Augusta Magestade de D. Joao V. nosso Senhor por Diogo Barbosa Machado Ulyssiponense Abbade da Parochial Jgreja de Santo Adriao de Sever, e Academico do numero da Academia Real. Lisboa Occidental, na Officina de Antonio Jsidoro da Fonseca. Anno de 1741. Com todas as Licencas necessarias.

zugehörigen Besitzungen und der Inseln von der Geburt Christi an bis zu dem oben erwähnten 1759sten Jahre nur 5592 Schriftsteller gehabt, von denen 5363 auf Portugal, 28 auf Afrika, 45 auf Asien, 91 auf Amerika und 65 auf die Inseln kommen. Unter diesen Schriftstellern befinden sich 35 Fürstliche Personen, nämlich: 13 Könige, 6 Prinzessinnen, die übrigen sind Infanten, Prinzen von Geblüte und natürliche Söhne; dann 65 Herzoge, Marquise, Grafen und Vicomten, und eine Gräfin; auch 53 Abgesandte, wovon aber 12 schon unter den Herzogen und Grafen stehen; ferner 31 Vicekönige, Statthalter und Generale, von denen 5 schon unter den Abgesandten stehen. Von den übrigen besteht die Mehrzahl aus Klostergeistlichen oder Mönchen von allen Ordensregeln. Von diesen haben sich um die Wissenschaften in Portugal am meisten verdient gemacht der Jesuiten- und Franciscaner-Orden, wovon der Erste 482 und der Letzte 505 Schriftsteller zählt; auf diese beiden Orden folgt der Dominikaner-, Cistercienser-, Augustiner- und der Carmeliter-Orden, wovon der Erste 203 u. der Letzte 123 Schriftsteller zählt, die beiden andern 193 und 176. Die übrigen Orden, außer dem Benediktiner- und Trinitarier-Orden, wovon der Erste 94 und der Letzte 89 Schriftsteller zählt, haben nur wenige aufgestellt. Unter den Stiftsherren zählt man 178 Schriftsteller. Diese Schriftsteller verbreiten sich nun über alle Zweige des Wissens, jedoch ist die Gottesgelahrtheit oder Theologie derjenige Zweig, der die meisten Schriften zählt; denn von 2567 Schriftstellern sind 3075 Werke, die Bibeln mit einbegriffen, herausgegeben worden. Rechnet man nun noch das Leben der heiligen Jungfrau und der Heiligen beiderlei Geschlechts hinzu, worüber 436 Schriftsteller 532 Werke geschrieben haben, so sind 3607 Schriften dieser Art erschienen. Die übrigen Werke betreffen die Weltweisheit,

Rechtswissenschaft, Staatskunst, Geschichte, Biographie, Arzneikunst, (Medizin, Chirurgie und Thierheilkunst) Naturlehre und Naturgeschichte, Cosmographie, Geographie und Chorographie, Mathematik, mit Inbegriff der ganzen Rechenkunst, Schifffahrtkunst oder Nautik, Kriegskunst, Bau-, Maler- und Tonkunst, Reitkunst, Wappenkunst, Astronomie und Astrologie, Philologie oder Sprachkunst (Sprachlehren, Wörterbücher, Uebersetzungen und Erläuterungen alter Klassiker, Kritik ꝛc.), Rhetorik oder Redekunst, Dichtkunst, Genealogie und eine Menge anderer Schriften, die sich nicht gut klassificiren lassen. Die ganze Portugiesische Gelehrsamkeit in Schriften, die der Abt Barbosa in dem oben genannten Werke aus dem langen Zeitraume von der Geburt Christi an bis zum Jahre 1759 anführt, beträgt demnach 12,435 Werke und Werkchen, worunter die fliegenden Blätter, Gelegenheits-Gedichte, einzelnen Briefe, Predigten u. Leichenreden, selbst Titel kleiner Abhandlungen, die größeren Werken angehängt worden, mit begriffen sind. Hierbei muß nun noch bemerkt werden, daß die Hälfte der angeführten Zahl der Schriften aus Handschriften oder Manuscripten besteht, die nur den Klöstern, in deren Bibliotheken sie sich befinden, und den Portugiesischen Bibliothekaren bekannt sind. Herr von Junk sagt in seiner Portugiesischen Grammatik, (Frankfurt a. d. O., 1778.), worin er auch eine Uebersicht der Portugiesischen Literatur bis beinahe zu Ende des zweiten Drittels des verwichenen Jahrhunderts giebt, S. 63 u. f.

Die vielen gelehrten Lexica, worin dem Barbosa so fleißig vorgearbeitet worden, und andere Hülfsmittel, deren er sich hat bedienen können, machen es wahrscheinlich, daß nicht leicht ein Werk von einiger Beträchtlichkeit in seinem Werke übergangen worden; nicht minder wahrscheinlich aber ist es auch, daß bei allem Fleiße der Sammler, manche Charteke vergessen seyn

mag, da Vollkommenheit nirgends, am wenigsten in Portugal zu suchen ist. Man könnte meinen, daß, da diejenigen Schriften, deren Verfasser unbekannt sind, nicht mit in dieser Summe begriffen sind, vielleicht eine ansehnliche Vergrößerung derselben statt fände, welches aber nicht so ist. Man begreift leicht, daß in einem Lande, worin die Inquisition eine so strenge Gerichtsbarkeit ausübt, aller heimliche Büchervertrieb wegfällt; ehe aber ein Buch zum öffentlichen Verkauf ausgelegt werden kann, muß es durch so viele geistliche und weltliche Censuren gehen, daß, da ein Schriftsteller doch nicht anders, als vorschriftsmäßig denken und schreiben darf, er nicht leicht Ursache hat, seinen Namen zu verschweigen. Daß dieses nicht bloße Vermuthung, sondern Thatsache ist, kann ich mit dem Bluteauischen Wörterbuche beweisen. Nach Art aller Gelehrten in Folio figurirt an der Spitze des Werkes ein Catalogo Alphabetico, Topographico, e Chronologico des autores Portuguezes, citados bella mayor parte nesta Obra, welcher allein eine Bibliothek ausmacht; auf der letzten Seite findet man ein Verzeichniß anderer Portugiesischen Bücher, davon man die Verfasser nicht hat angeben können, und die ebenfalls in diesem Werke angezogen werden, welches dagegen nicht mehr als dreizehn Artikel enthält, die überdies größtentheils Sammlungen sind, als akademische Abhandlungen der Sonderlinge; akademische Zujauchzungen; Synodal-Constitutionen; Statuten der Universität von Coimbra; Sammlung Königlicher Edikte ꝛc. Um ein Buch ungestraft in die Hand nehmen zu dürfen, muß man so verscheidentliche Erlaubnisse haben, daß man auf den ersten Seiten nichts als Beglaubigungsscheine antrifft. So mußte des P. Lima Italienische Grammatik zum Beispiel, ein so gleichgültiges Buch es immer ist, zehn Licenzas haben, ehe Jemand Italienisch daraus lernen durfte; vom heil. Officium; do Ordinario oder dem Erzbischofe, Bischofe oder Official, welcher die geistliche Gerichtsbarkeit ausübt; do Paço oder vom Hofe ꝛc. Der letzten Erlaubniß ist zugleich die Taxe beigefügt, für wieviel das Buch verkauft werden darf, welche unendlich geringer ist, als dessen gewöhnlicher Ladenpreis in Deutschland oder anderwärts seyn würde.

Ein Theil des Bluteau von 836 Seiten in Folio ist z. B. 1400 Rees, deren 1600 auf einen Dukaten gehen, taxirt; die Historia Sebastica, von 504 Seiten in Folio, 1200 Rees; Mappa de Portugal pelo Padre Joao Bautista de Castro. Lisboa, 1745 — 58. 5 Bde. 8. zusammen an 2280 Seiten, oder mit den Vorreden beinahe 11 Alphabete, nicht mehr als 1080 Rees, welches ungefähr 2 Reichsthaler ausmacht. Man darf aber nicht glauben, daß man sich diese oder andere Portugiesische Bücher für einen so geringen Preis als die Bücherpolizei festsetzt, anschaffen kann. Nirgends sind die Bücher theurer, als in Portugal, die Lebensbeschreibung der heil. Jungfrau etwa ausgenommen, nach welcher ich nicht gefragt habe, alle übrigen mußte ich fast mit Gold aufwiegen, und nach den meisten fragte ich vergebens. Die Geographie des Lima, woran mir, der Kenntniß des Landes und der darin befindlichen Kärtchen wegen, am meisten gelegen war, konnte ich nicht unter 12 Dukaten erhalten, obgleich das Buch nicht alt ist; das Wörterbuch des Bluteau nicht unter 60, und so mit den Uebrigen. Als Ursache gab man an, daß, da man ziemlich genau seinen Ueberschlag machen könnte, selten mehr als 500 Exemplare von einem Werke gedruckt würden. Davon gingen 200 nach Brasilien, 50 nach Spanien, 200 in die Kloster-Bibliotheken (nicht sowohl, um gelesen zu werden, sondern damit den Stiftungen ein Genüge geschehe). Die wenigen, die übrig blieben, würden in kurzer Zeit so selten, daß die Liebhaber dafür bezahlen müßten, was man haben wollte ꝛc.

Nach allem, was über die Literatur Portugals von der Geburt Christi an bis zu dem oben genannten Jahre hier ist angeführt worden, wird man gewahren, daß sich bestimmte Sprachperioden hier gar nicht festsetzen lassen, wie es bei andern Sprachen mehr oder weniger der Fall ist, weil die Literatur, um kräftig auf die Sprache zu wirken, in den frühesten Zeiten und selbst noch in den spätern sehr unbedeutend war; indessen kann man doch drei Perioden annehmen, in welchen die Sprache mehr oder weniger angebaut wor-

den ist; denn jedem Vorschritte folgen oft wieder mehrere Rückschritte. — Die erste Periode der Portugiesischen Sprache und Literatur beginnt mit der Losreißung der Portugiesen von den Arabern, besonders aber mit Alphons, dem ersten Könige von Portugal, also vom zweiten Drittel des zwölften Jahrhunderts an und geht bis zum sechzehnten. Schon unter den Arabern blühten die Wissenschaften empor und verbreiteten über Spanien und Portugal, ja von diesen Reichen aus über die Pyrenäen nach Frankreich und Italien hin ihren wohlthätigen Schein auf Künste und Gewerbe, und auf das öffentliche Leben. Dieser Schein erlosch zwar sehr bald nach der Vertreibung der Sarazenen aus Spanien und Portugal, doch nicht dessen Wirkung; denn der Geist der Ritterschaft, welcher sich im Mittelalter entfaltete, trug noch jenen Geist der Araber, jenes romantische Wesen, welches Wissenschaften und Künste in ihrem Gefolge haben, welches sich aus ihnen entwickelt. In jener Zeit landete Graf Heinrich aus dem Hause Burgund, den andere Geschichtschreiber aus dem Hause Lothringen herstammen lassen wollen, mit mehreren Französischen Rittern in Portugal an, in der Absicht, in Castilien unter dem berühmten Cid zu fechten, dessen großer Ruf sie herbei gezogen hatte. Die Portugiesen trugen ihnen an, ihnen gegen die Ungläubigen beizustehen, welches sie auch thaten, worauf sich der größte Theil der Ritter in Portugal niederließ, und König Alphons der Vierte von Castilien die Tapferkeit Heinrichs von Burgund dadurch belohnte, daß er ihm seine natürliche Tochter Therese zur Gemahlin gab und ihn erst zum Statthalter und nachher zum unabhängigen Erbgrafen von Portugal machte, mit dessen Sohn, König Alphons der Erste von Portugal, die erste Sprachperiode anhebt. Ein Schriftsteller sagt von dem Beginnen dieser Periode, die mit dem Ritterwesen in Por-

tugal anhebt: „Die Einrichtung des Ritterwesens, eine von denen, welche die menschliche Natur am meisten erhoben hat. Diese Liebe zum Ruhme, die an die Stelle der Liebe zum Vaterlande gekommen war; dieser von dem Saße der barbarischen Jahrhunderte gereinigte Geist, der aus den Fehlern der Feudalregierungsform selbst entstanden war, um die Uebel derselben wieder gut zu machen oder zu mäßigen; das Ritterwesen zeigte sich damals wieder an den Ufern des Tajo in allen dem Glanze, den es bei seiner Entstehung in Frankreich und England gehabt hatte. Die Könige suchten es zu erhalten und auszubreiten durch die Stiftungen verschiedener nach dem Muster der alten eingerichteten Orden, deren Geist mit dem Geiste jener einerlei war, nämlich eine Mischung von Heldenmuth, Galanterie und Frömmigkeit ꝛc.“ Durch diese Galanterie und Frömmigkeit gewann die Sprache außerordentlich; denn da man bei der Ersteren die Ausdrücke wählte, da man jede Anrede an das Frauenzimmer zierlich zu seßen suchte, so wurden auch neue Wörter gebildet oder aus andern Sprachen herüber genommen und portuguisirt. Durch die Leßtere, die Frömmigkeit, wurden Religionsschriften verbreitet, welche auf die Sprache gleichfalls vortheilhaft wirkten. Diese übrigens lange Periode bietet sonst nichts Ausgezeichnetes in der Literatur Portugals dar, es müßten denn die in Lateinischer Sprache geschriebenen Werke des Pabstes Johann des Ein und zwanzigsten seyn, der in Lissabon geboren wurde, und am 13. September des Jahres 1276 den Päbstlichen Stuhl bestieg. Unter seinen vielen hinterlassenen Schriften befindet sich auch das Werk: In Physiognomicam Aristotelis, welches in der Bibliothek zu Canterbury und in der Vatikanischen unter den Büchern, die dem Herzoge von Urbino gehören, befindet. — Die zweite Periode der Sprache und Literatur beginnt mit den Dichtern

Camoens und Ferreira, im sechzehnten Jahrhunderte und geht bis zu dem neuen Begründer der Wissenschaften in Portugal, dem Könige Johann dem Fünften, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. In dieser Periode traten die größten Dichter Portugals auf und wirkten durch ihre viel gelesenen Dichtungen bedeutend auf den Ausdruck, die Wendung und die Zierlichkeit ihrer Sprache. Die vorzüglichsten dieser Dichter, mit denen auch diese Periode anhebt, Camoens und Ferreira, treten in dem genannten Jahrhunderte mit ihren unsterblichen Werken auf. Camoens, außer mit seinen übrigen Gedichten, Schauspielen und seinen Satyren, mit seinem Heldengedichte, der Lusiade, welches die Entdeckung von Ostindien zum Gegenstande hat, und der Aeneis des Virgils nachgebildet worden ist, welches man auch aus den häufigen Versen, die er daraus in sein Gedicht übertragen hat, gewahrt; daß er aber darum von Einigen njcht für einen so großen Dichter gehalten wird, weil er ein Nachbilder des Virgils, und vielleicht mitunter etwas zu ängstlich dem Gange des Lateinischen Dichters, seines gewählten Vorbildes, gefolgt ist, kann wohl nicht als geltend angenommen werden, und seine großeu Verdienste um die Portugiesische Dichtkunst und Sprache schmälern; denn er war nur Nachbilder der Form, nicht des Stoffes oder der Materie, und wenn sich gleich die heidnischen Götter mit der Christlichen Religion in Portugal oder der Portugiesen nicht gut vertragen, und einen sonderbaren Contrast mit dem Allerheiligsten bilden, so denke man an die Zeit, in welcher dies Gedicht erschien, und an ein Heldengedicht. Wie waren unsere, die Deutschen, Gedichte nicht noch in der ersten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts mit Griechischen und Römischen Gottheiten beladen, ja selbst noch in der zweiten Hälfte findet man sie häufig in Gedichten als handelnd aufgeführt; man

war daran gewöhnt und fand in diesen sogenannten heidnischen Gottheiten nichts Anstößiges für unsere Religion. Es waren Bilder, die auch die christliche Religion hat, nur unter anderen Namen und anderen Bedeutungen. Wer würde in Fenelons weisen Lehren, die er jungen Fürsten in seinen Begebenheiten des Telemachs giebt, wohl einen Anstoß für die christliche Religion finden, weil sie ein mythologisches Gewand tragen. Wir bleiben in der Form der Gedichte immer Nachahmer der Alten, wie in der Baukunst, weil sich keine bessere bis jetzt hat auffinden lassen, aber darum hat dennoch jedes Gedicht, wie jedes Gebäude, etwas Eigenthümliches in der Anlage und in der Ausführung, wodurch es als eine neue Schöpfung erscheint, und wobei man die alte Form vergißt und nur das neuerfundene Schöne bewundert. Camoens bleibt daher immer einer der vorzüglichsten Portugiesischen Dichter, der durch seine vielen, wenn gleich mitunter wollüstigen, Bilder, und durch seine anmuthige und zierliche Sprache auf die Bildung der Portugiesen vortheilhaft gewirkt hat. Uebrigens fand es Camoens selbst für nöthig, die Götter, das Schicksal und andere nicht in die christliche Kirche gehörende Bilder in seinen Werken nur für rein poetisch zu erklären, daß sie also bloß eine Zierde der Gedichte seien, aber nicht damit die Absicht verbunden wäre, die Lehrsätze der heiligen Mutterkirche zu beleidigen. Es heißt daher in einem Anhange zu seinen Amphitrions: „Dieser heiligen Barke, die sich sicher auf das hohe Meer unter guter Aufsicht begiebt, die dem armen Fischer sich fest überliefert, durch die Hand des allgemeinen ewigen Beherrschers; die ferner deutlich den Hafen sieht, wohin sie schifft, immer die Wellen der dunklen Hölle überwinden wird, der Römisch-katholischen Mutterkirche sei Alles, was ich sage und gesagt habe, unterwor-

fen. *) Gleichzeitig mit dem Camoens tritt auch Antonio Ferreira auf, der gleiche Verdienste um die Portugiesische Dichtkunst und Sprache hat. Er machte die Portugiesen zuerst mit der Tragödie, Ode und dem Epigramme bekannt, und sein Ines de Castro soll noch unübertroffen dastehen. Des Ersteren Lusiade erschien unter dem Titel: „Os Lusiadas," im Jahre 1572 zu Lissabon, und des Letzteren Gedichte zuerst unter dem Titel: Poemas Lusitanos, daselbst, im Jahre 1598, und dann auch eine Ausgabe unter dem Titel: Todas as obras de Ferreira, eben daselbst, im Jahre 1771, in zwei Bänden. Ferner haben in dieser Periode noch folgende Bellettristen auf die Nationalsprache gewirkt: Gil Vicente, Vater und Sohn, Jorge Ferreira de Vasconcellos, Faria y Sousa, zugleich ein guter Geschichtschreiber, Pedro de Andreda, Diego Bernardes, Thomas Correa, auch ein guter Lateinischer Dichter, Antonio Prestes, Antonio Ribeiro, Sebastian Pires, Simon Machado, Francisco Soa de Miranda, Francisco Manoel, Manoel dos Chagos und Andere. Wenn nun gleich das Feld der Poesie in Portugal, nach dem Verhältniß desselben in andern Ländern, nur sehr dürftig ausgefallen ist, indem von der ersten Periode der Literatur in diesem Lande an, bis in die dritte Periode, nämlich bis zum Jahre 1759, die Gedichte aller Art, mit Inbegriff derjenigen, die in fremden Sprachen, in der Lateinischen, Spanischen, Italienischen und Französischen, gemacht worden, und der Schauspiele, nur 1628 Werke betragen, die von

*) A quella sancta barca, que se emprega segora no alto mar com bom governo, que ao pobre pescador firme se entrega, por mao do universal Senhor Eterno: Que pois ve claro o porto, a que navega, sempre ondas vencerà do escuro Inferno, a Catholica May Romana Igreja quanto digo e disser, sujeio seja.

1165 Schriftstellern verfaßt worden sind, worunter sich noch 33 Werke befinden, die der Poetik angehören, so ist es doch noch reich zu nennen, gegen das gleichfalls zur Bellettristik gehörende Feld der Romane in dieser Periode, welches am dürftigsten in diesem Lande ausgefallen ist, und mit diesem so fruchtbaren Felde in Spanien gar keinen Vergleich aushält. Es sind nämlich von 67 Schriftstellern nur 74 Werke dieser Art erschienen, welche mehrentheils Rittergeschichten und Novellen enthalten. Hieraus wird man schon auf die geringe Ausbildung der Sprache und die Verbreitung der Kultur im Allgemeinen schließen können, da Gedichte und Romane, so wie die Schauspielkunst in andern Ländern beide am meisten beförderten und befördern, wie z. B. in Italien, Frankreich, England, Deutschland, Holland und selbst in Spanien, weil Gedichte, Romane und Schauspiele von allen Klassen des Volkes gern gelesen und Letztere auch gesehen werden. — Unter den wenigen Romanenschriftstellern zeichnet sich vorzüglich Joano de Barros aus, welcher im sechzehnten Jahrhunderte lebte. Sein Roman: Cronica de emperador Clarimundo, ist öfters gedruckt worden. Auch ist er Verfasser der ersten Portugiesischen Grammatik und eines geschätzten historischen Werkes. In dieser zweiten Periode der Portugiesischen Sprache und Literatur fallen nun die meisten und vorzüglichsten dieser Bildungsprodukte, wenn gleich mit verschiedenen Einschränkungen in Hinsicht ihrer Wirkungen. Da die Portugiesen auch große Liebhaber der Geschichte sind, so hat auch diese in dieser zweiten Sprachperiode ein Feld gefunden, jedoch mehr Kirchengeschichte und die Geschichte der Heiligen, als diejenige der Profanen. Die Geschichte des Königs Sebastian, der gegen die Mahomedaner in Afrika auf Veranlassung der Jesuiten zu Felde zog, und, der Sage nach, in der Schlacht bei Alcassar am 4ten Au-

gust 1578 blieb, soll, nach dem Herrn von Junk, unter den historischen Schriften den ersten Platz einnehmen, nicht wegen der Schreibart, sondern wegen der Anzahl von Schriften über diesen König. „Die Anhänglichkeit an diesen König, sagt der genannte Schriftsteller, muß zu dessen Zeiten über alle Begriffe, die man sich davon machen kann, gegangen seyn, da noch jetzt (1762, in welcher Zeit Herr von Junk in Portugal war), nach 200 Jahren, der Schwindel nicht gänzlich aufgehört hat, und bis diese Stunde (1762) giebt es in Portugal eine Sekte, die man die Sebastianisten nennt, welche steif und fest glauben, der König Sebastian sey nicht gestorben, sondern von Gott verurtheilt, eine gewisse Zeit unbekannt seine Sünden abzubüßen, wenn diese aber verflossen sey, werde er wieder wunderbar in sein Land eingeführt werden und dasselbe auf den vorigen Gipfel des Ruhms und der Macht bringen." Manoel de Oliveira schrieb im Jahre 1740 ein Buch gegen diesen Aberglauben, unter dem Titel: Portugal vindicado das rezoens dos Sebastianistas no anno 1740, worin er im ersten Theile die Stelle aus dem Daniel und Esdras, auf die man sich bezieht, nach der Auslegung der Kirchenväter erklärt; und im zweiten die geträumten Prophezeihungen und erkünstelten Autoritäten widerlegt. — Vorzügliche Schriftsteller im Geschichtsfache sind noch: der schon oben erwähnte Romanenschriftsteller Joano de Barros. Sein Werk, welches unter dem Titel: Asia, dos feitos que os Portuguezos fiz eram no Descobrimento e conquista dos mares et terras de Oriente etc. in drei Decaden in Lissabon 1628 erschien, fand Beifall und wurde von Laranha und dann von Diego del Couto fortgesetzt; Pedro Alvarez de Cabrol, Faria y Sousa, Georg Coelho, Antonio u. Alexander Brandao, Bernhardus

de Brito, Jacinto Freyre de Andrada, ein vorzüglicher Prosaist, und Andere. Besonders wichtig in dem Felde der Geschichte ist die Genealogie des Portugiesischen Adels. Nach dem Herrn von Junk befinden sich die bänderreichsten Werke der ganzen Portugiesischen Literatur in dieser Abtheilung, größtentheils Folianten und viele nur Manuscript. Der eben genannte Schriftsteller nennt einige der Verfasser oder Herausgeber, als Antonio Alvares da Cunha, Antonio Caetano da Souza, Antonio Couto de Castello Branco, Antonio Feyo Cabral, Antonio da Silva Ferreira, Bernardo Pimenta do Avellar, Jozo Freire de Monterroys Mascarenhas ꝛc. Der zuletzt genannte Schriftsteller, der im letzten Drittel des siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lebte, ist der fruchtbarste unter den Genealogikern; denn er hat eine große Anzahl Schriften in Portugiesischer, Lateinischer und Französischer Sprache herausgegeben, von denen viele Manuscript geblieben sind, unter welchen sich Genealogias das Familias de Portugal in 24 Folianten befinden.

Die dritte Periode der Sprache und Literatur beginnt mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, mit der Regierung des Königs Johann des Fünften und geht bis auf die neueste Zeit. In dieser Periode beginnt mit dem genannten Monarchen eine neue Morgenröthe für die Portugiesische Sprache und Literatur, die aber auch ihre abwechselnde Dämmerungen gehabt hat. Der erste Akt zur Wiederbelebung der Wissenschaften geschah vom Könige Johann, im Jahre 1720, durch Stiftung der Akademie der Portugiesischen Geschichte (Academia real da historia Portugueza), welche den Wahlspruch: „restituet omnia“ führt. Der König und seine Familie, so wie überhaupt der Hofstaat,

wohnten oft den Sitzungen bei, und Ersterer ließ sich von den Arbeiten ihrer Mitglieder fleißig Bericht abstatten. Einem jeden der funfzig Akademisten, die größtentheils aus Hofleuten bestanden, die der König zu Ehrenmitgliedern ernannte, wurde ein gewisses Stück der Geschichte zur Ausarbeitung zugetheilt, deren Fortsetzung im Sterbe- oder Abdankungsfall sein Nachfolger übernehmen muß. Das aufgegebene Pensum ist aus der bürgerlichen oder Kirchengeschichte, und muß in der Landes- oder in Lateinischer Sprache bearbeitet werden. Es wurden auch auswärtige Mitglieder aus den Provinzen angenommen, welche zur vaterländischen Geschichte dienliche Excerpte aus den Archiven des Reichs an die Akademie einschicken mußten. Diese Akademie hat seit ihrer Stiftung schon einige historische Werke herausgegeben, z. B. die Historia da Academia real da Historia Portugueza, und Collecam dos documentos, statutos e memorias da Academia real da Historia Portugueza. S. auch den Artikel Lissabon, Th. 79, S. 652. Nach der Errichtung dieser Gesellschaft der vaterländischen Geschichte wurden bald mehrere im Lande gestiftet, auch in Brasilien zu St. Salvador stiftete der Königliche Statthalter im Jahre 1734 eine Gesellschaft zur Aufnahme der Wissenschaften, die aber alle gegen die Mitte des genannten Jahrhunderts wieder eingingen. Bei der langen friedlichen Regierung (1706—1750) Johannes des Fünften, und bei der kräftigen Unterstützung, die er den Wissenschaften durch thätige Aufmunterung der Gelehrten angedeihen ließ, kam die Portugiesische Sprache und Literatur auch in dem übrigen kultivirten Europa in Aufnahme; denn nur erst seit dieser Zeit findet man nicht nur in den Deutschen gelehrten Zeitungen Anzeigen von Portugiesischen Werken, sondern man fing auch an, die Sprache zu erlernen, um die Dichter und histori-

schen Schriften dieser Nation zu lesen und zu studieren; Gelehrte, besonders Franzosen und Engländer, fingen nun an nach Portugal zu reisen, um dieses Land, in Hinsicht seiner Verfassung, seiner Sitten und Gebräuche, seiner Natur- und Kunstprodukte ꝛc., näher kennen zu lernen, welches so lange wegen der Inquisition und wegen anderer, den Fremden drückende, Verhältnisse, dem Wissenschafter eine terra incognita gewesen war. In den Leipziger gelehrten Zeitungen findet man von dem Jahre 1720 bis zum Jahre 1740 häufige Anzeigen von Portugiesischen Gelehrten und ihren Werken, die sich aber nach dieser Zeit in dem Grade wieder verlieren, wie ihr Erscheinen angefangen hatte; obgleich sich die Aufmerksamkeit auf die Portugiesische Sprache und Literatur bei den Wissenschaftern, besonders bei den Bellettristen Frankreichs, Englands und Deutschlands nicht verlor und in dem gegenwärtigen Jahrhunderte erst wieder sehr rege bei uns, in Deutschland, geworden ist, wie die häufigen Uebersetzungen Portugiesischer Poesien von Bouterweck, Fichte, A. W. Schlegel, Uhlwardt, F. A. Kuhn, T. Winkler und Andere beweisen. Rathlef führt unter der Aufschrift: gelehrtes Portugal, in dem 8. Theile seiner Geschichte jetztlebender Gelehrten (Zelle, 1744) mehrere Portugiesische Gelehrten nach alphabetischer Ordnung an, die er aus den Memoires concernant le Portugal von Oliveira, aus den oben angeführten Colleccao dos documentos, und den Leipziger gelehrten Zeitungen gezogen hat, welche nach Junk sämmtlich Mitglieder der Akademie der Geschichte, dabei Königliche Kammerjunker oder Hofbediente waren, die es nur diesem Institute zu verdanken gehabt haben sollen, daß ihre Namen in Deutschland bekannt geworden sind. Wenn nun gleich die Ausbeute in der Bellettristik unter dieser Regierung eben nicht

bedeutend gewesen ist, wie man es doch hätte glauben sollen, so gewann doch die Sprache bei den mancherlei Untersuchungen, die darüber in der Academie und in andern sich gebildeten gelehrten Gesellschaften angestellt wurden. So z. B. wurden in den gelehrten Unterhaltungen, conferencias eruditas, in der Bibliothek des Grafen Ericeira verschiedene Wörter gemustert und reformirt, besonders geschah diese Reform mit Wörtern aus der Naturgeschichte. Auch wurden mehrere bellettristische Werke aus dem Französischen, besonders Rousseau's und Voltair's Schriften, in das Portugiesische übersetzt, wodurch gleichfalls die Landessprache gewann, besonders geschah Letzteres unter der Regierung des Königs Joseph Emanuel, als der Graf d'Oeyras, nachmaliger Marquis von Pombal, als Staatsminister die Regierung leitete. Das Theater war unter der Regierung des zuerst erwähnten Königs auch ein Gegenstand der Beachtung geworden; allein diese Kunst war noch in jeder Hinsicht sehr zurück, da Frauenzimmer auf der Bühne nicht erscheinen durften, sondern alle weiblichen Rollen von Männern gegeben wurden; so wurde dem Zuschauer auch dieses Scheinbild der Wahrheit, diese Täuschung geraubt, und als unter Josephs Regierung in dem Erdbeben im Jahre 1755 das Königliche Theater, welches an Pracht und Zierlichkeit nach dem Spanischen das kostbarste in Europa war, zerstört wurde, so durfte es auf den Rath der Beichtväter des Königs, trotz Pombals kräftigen Gegenvorstellungen, nicht wieder aufgebauet werden, weil sie den Untergang dieses Schauspielhauses als eine gerechte Bestrafung der darauf gegebenen weltlichen Vorstellungen und des unermeßlichen Aufwandes, den sie verursacht hatten, dem Monarchen vorstellten. Mithin fielen die ernsthaften Opern aus. Im Jahre 1762 waren in Lissabon zwei Theater, worauf Portugiesische Komödien

oder eigentlich Operetten, weil sie mit Arien untermischt sind, gegeben wurden, das eine in Bairo Alto, das andere in der Rua dos Condes. Da Frauenzimmer, wie schon oben bemerkt worden, darauf nicht erscheinen durften, so war die erste Schauspielerin des einen ein Mulatte, und des andern ein Creole, die zwar Beifall erhielten, aber nicht wegen ihres Spiels als Frauenzimmer, sondern weil sie brave Sänger waren. In den großen Balletten erschienen Tänzerinnen, die aber wegen ihrer langen Röcke, unter welchen man die Füße im Tanzen kaum gewahrte, keine Sprünge machten. In der Farce, überhaupt im Lustspiele, erschien der Hanswurst, unter dem Namen Grazioso, in einem weißgrauen Anzuge, mit Jäckchen und Barret. Die Stücke, welche auf den Stadttheatern gegeben wurden, waren aus der Sammlung, welche unter dem Titel: Operas segundo o goste Portuguez (Opern nach dem Portugiesischen Geschmacke) in den Jahren 1762 und 63 zuerst herauskamen, und dann fortgesetzt worden seyn sollen, genommen. Die Opern oder Opretten des Antonio Joseph da Silva, welche unter dem Titel: Theatro comico Portuguez (Portugiesisches komisches Theater) in vier Bänden, jeden von vier Stücken in den Jahren 1759 bis 61 heraus kamen, sollen mit so großem Beifall auf dem Theater von Bairo Alto in den Jahren 1733 bis 38 aufgeführt worden seyn, daß viele Liebhaber, nicht zufrieden sie täglich wiederholen zu hören, noch Abschriften davon gemacht hätten, hierdurch wäre der Sammler dieser Opern zur Herausgabe derselben veranlaßt worden, wie solches aus dem Vorbericht dazu hervorgeht. Nach dem Herrn von Junk sollen die Dramen, welche den Opern des Anton Josephs vorangingen, nämlich die Schau- oder Lustspiele von Louis Camoens, von Antonio Prestes, Gil Vicente, Antonio Ribeiro, Sebastian Pires und Simon Ma-

chado in Versen, und dann die Stücke in Prosa von Jorge Ferreira, Francisco de San Miranda und Francisco Manoel, die man auch gedruckt hat, den Portugiesen nicht recht gefallen oder sie nicht recht angesprochen haben, welches entweder an dem verschiedenen Geschmacke der Zeiten, oder an ihrer weitschweifigen Einrichtung liegen kann; aber auch die Dramen v. Anton Joseph würden, von einem Deutschen Kritiker nach einer richtigen und fließenden Uebertragung in unsere Sprache beurtheilt, keinen besonderen Platz in der dramatischen Literatur erhalten, und diesen sollen die Opern im Portugiesischen Geschmacke noch untergeordnet seyn. Hier muß man aber bedenken, unter welchen Verhältnissen die dramatischen Dichter in Portugal ihre Stücke verfertigen können, mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen haben, um nicht durch irgend eine zu freie Aeußerung gegen die Lehren der heiligen Schrift anzustoßen oder zu sündigen, wie dieses auch schon oben, S. 51, angeführt worden ist, wo sich auch Camoens gegen jede Mißdeutung in der Wahl seiner Bilder in seinen Amphitrions durch eine freimüthige Erklärung seines Glaubens verwahrt; und auch der Sammler und Herausgeber der Werke Anton Josephs hat jedem der vier Theile folgende Erklärung angehängt: „Die Wörter: Götter, Numen, Schicksal, Gottheit und dergleichen sind blos poetisch und auf keine andere Weise zu verstehen, weil sie in diesen Opern einzig und allein zur Zierde der dramatischen Composition erscheinen, ohne die mindeste Absicht, die Lehrsätze der heiligen Mutterkirche zu beleidigen, der ich mich als ein gehorsamer Sohn in allem, was sie anlangt, unterwerfe.“ Eine ähnliche, nur kürzere Erklärung befindet sich hinter jeder der fünf Opern nach Portugiesischem Geschmacke. Bedenkt man nun, daß dieses zu einer Zeit geschah, wo eine neue Morgenröthe den Wissenschaften

in Portugal aufging, unter Johannes des Fünften und unter Josephs Regierung, bei welchem Letztern der Marquis Pombal das Staatsruder führte, so wird man sich leicht die Wirkung auf die Sprache und auf die Kultur der Nation von der Bühne aus, oder vielmehr von der dramatischen Kunst aus denken können, da man selbst diejenigen Schöpfungen des Geistes, die zum Vergnügen und zur Belehrung dienen, und die durchaus nichts enthalten, was des Allmächtigen Willen entgegen seyn könnte, mit solcher Aengstlichkeit entwerfen muß; es gilt hier also mehr der weltlichen Herrschaft unter dem Mantel der Religion, als der göttlichen Absicht, der wohl kein Vergnügen, keine Belustigung entgegen ist, die Freude und Frohsinn verbreitet, und die Welt erst zu dem macht, was sie wirklich seyn soll, nämlich ein Tempel der Ergötzlichkeit und der Freude, und nicht der Traurigkeit und des Trübsinnes. Um aber an den Lustspielen, Opern und Operetten der Portugiesen Geschmack zu finden, muß man zuerst das oben Angeführte berücksichtigen, und sich dann ganz in den Geist, Charakter und die Sitten der Nation hineindenken, man muß mit einem Worte: Portugiese seyn, sonst wird den Ausländer Vieles in ihrer Literatur nicht ansprechen, was in ihrer Erziehung und in ihren Sitten liegt, das heißt, wo die Schriftsteller wirklich national auftreten, und nicht die Nachahmer von Andern sind. Wie übrigens die Portugiesen über ihre Schöngeister denken, die bei ihnen eine gewisse Klassicität und im Auslande Anerkenner in den Uebersetzern gefunden haben, zeigt Barbosa in seinem Werke, indem er von dem Gil Vicente sagt: „Seinen scherzhaften und niemals kindischen Styl haben die beiden Coryphäen des Spanischen Parnassus Lopez de Vega und Francz. de Quevedo nachgeahmt. (Deste estilo joccoso e nunca pueril forao Imitatores aquelles

dous Corit feos do Parnasso Castelhano Lopo Felix da Fega e D. Francisco de Quevedo.) Unter Josephs Regierung wurden während des Karnavals auf dem Theater in Salvaterra, sechs Meilen von Lissabon, an der andern Seite des Tajus, Italienische komische Opern vor dem Hofe und den Fremden aufgeführt, wobei die gut besetzte Königliche Kapelle mit den dabei angestellten Italienischen Sängern den Hauptgenuß gewährte. Auch auf diesem Theater waren die Frauenzimmerrollen mit Mannspersonen besetzt, welches aber keinen so großen Uebelstand verursachte, da diese Rollen mit jungen und schönen Kastraten besetzt waren, die nach dem Herrn von Junk zu Anfange des Jahres 1763 den Englischen und andern Officieren, ehe sie es merkten, manchen Seufzer und Handkuß abgenöthiget haben. Am Schlusse, das heißt, am letzten Tage des Karnavals, wurden dann alle Rollen durcheinander geworfen, so, daß die drolligsten Verwechselungen daraus hervorgingen, die alle Anwesenden zur ausgelassensten Fröhlichkeit stimmten, so, daß die Königin selbst, bei der Anwesenheit des Herrn von Junk, so herzlich gelacht habe, daß sie sich zuletzt nicht mehr habe halten können und athemlos dem Könige über den Schooß gefallen sey. Im Jahre 1772 und 1773, als der Engländer Richard Twiß*) Portugal durchreisete, wurden auf dem Theater in der Rua dos Condes Italienische Opern gegeben. Unter der Regierung Maria Franziska's, während welcher der Minister Pombal entlassen ward, wurde das Theater von Seiten der Regierung wenig beachtet; denn bei dem Wahnsinne dieser Königin und Regentin von Portugal sank der Staat immer mehr und mehr in finanzieller Hinsicht, weil die

*) Travels through Portugal and Spain 1772 and 1773 by Richard Twiss etc. London, 1775. Ins Deutsche übersetzt von C. D. Ebeling, Leipzig, 1776.

Handlung immer mehr von England abhängig wurde und die Geistlichkeit wieder die Oberherrschaft gewann, die sie bei der vorigen Regierung mit dem Minister getheilt hatte. Die wieder zum Leben erwachten Wissenschaften und die Schauspielkunst, so dürftig auch ihr Erscheinen, auf die Kultur, die Sprache und die Literatur des Landes bezogen, gewesen war, wurden wieder unter der funfzehnjährigen Regierung Franziska's, die sie mit ihrem Gemahle und Oheim Peter, bis zu dessen Tode 1786, gemeinschaftlich führte, eine Beute der Finsterniß. Nur als der Prinz Johann von Brasilien im Jahre 1792 die Regentschaft übernahm, fing die Schauspielkunst sich wieder nach und nach zu erheben an, jedoch nur in dem Grade, worin sie vorher gestanden hatte. Nach Ruders, in seinen Briefen über Portugal,*) in welchem Reiche er in den Jahren 1798—1801 in Lissabon als Schwedischer Gesandschaftsprediger lebte, ist daselbst ein neues Italienisches Theater errichtet worden, wozu der geadelte Kaufmann Quintella den größten Theil der Kosten hergegeben hat. Der Prinz-Regent gab damals nichts zur Unterhaltung des Schauspiels, sondern alle Mitglieder desselben, sowohl Schauspieler, als auch die Tänzer mußten sich bemühen, durch ihr Spiel die Gunst des Publikums zu erhalten. Das Orchester soll meisterhaft die Musikstücke ausgeführt haben. Der erste Director des Italienischen Theaters war im Jahre 1801 der Kastrat Crescentini, einer der ersten Sänger damaliger Zeit. Unter Johann von Brasilien wurde auch das strenge Verbot der Königin Regentin, seiner Mutter:

---

*) Das Original führt den Titel: Portugisik resa beskrifoen i bref-till vanner etc. Stockh. 1805-7. 2 Thle. Früher hatte derselbe Verfasser herausgegeben: Anmärkningar öfver Portugal. Stockh. 1803, welches Werk wissenschaftliche Nachrichten von Portugal giebt.

daß Frauenzimmer gar nicht auf der Bühne erscheinen sollten, wieder aufgehoben, jedoch sah Ruders noch die erste Tänzerin in einer vierschrötigen bärtigen Mannsgestalt auftreten, und wenn die Geistlichen, wie schon oben angeführt worden, es als eine Strafe des Himmels ansahen, daß in dem Erdbeben zu Lissabon das prachtvolle Italienische Theater zu Grunde gerichtet wurde, weil der Aufwand auf dasselbe so bedeutend war, und sie daher den Wiederaufbau desselben verhinderten, so muß man sich doch wundern, daß ihr Einfluß unter dem Prinz-Regenten nicht mehr jenes Gewicht hatte, wie unter Josephs Regierung; denn nicht nur wurde, wie oben angeführt worden, ein neues Theater, wenn gleich nicht auf Kosten der Regierung, erbauet, sondern der Aufwand war beinahe dem vorigen gleich; denn Ruders sagt: „Gespart wird auf diesem Theater nichts, um glänzende Stücke zu geben, deren Pracht und Ausführung mich oft in Verwunderung gesetzt hat.“ Das eigentliche Portugiesische National-Theater an der Rua dos Contes wurde zu der Zeit des genannten Schriftstellers nur von der mittleren und geringern Klasse des Volkes besucht; auch auf demselben übernahmen Mannspersonen die Frauenzimmerrollen, jedoch hatte vom Hofe eine Madame Serra die Erlaubniß erhalten aufzutreten, der bald mehrere Schauspielerinnen folgten. In den hier aufgeführten Dramen wechselte unaufhörlich das Ernste mit dem Lächerlichen. Im Komischen waren Action und Ausdruck von der niedrigen Art, wie in dem gewöhnlichen Possenspiele bei uns in Deutschland auf den niedern Volkstheatern. Als sich der Hof im Jahre 1807 nach Brasilien einschiffte, und die Kriegs-Drangsale und Unruhen in Portugal anfingen, wurde auf den Theatern zwar noch gespielt; allein ohne besondere Wirkung auf die Landessprache. Selbst in Brasilien wurde auf dem Theater in Rio de Janeiro in den

1820er Jahren die Vorstellungen in Portugiesischer Sprache nur wenig besucht, desto mehr die Italienischen Opern nebst Balletten. Die Unternehmer des Balletts waren Franzosen von dem Theater Porte St. Martin in Paris. Der Director desselben, ein gewisser La Combe, ließ große Gegenstände aufführen, z. B. den Tod des Pyrrhus, Paul u. Virginie ꝛc.; auch komische Ballette, die mit vielem Beifall besucht wurden, und so wie der Geschmack sich auch hier unter den Portugiesen zeigt, so ist er auch in Portugal und besonders in Lissabon. Auch scheint die Geistlichkeit der Aufführung der Ballette nichts in den Weg zu legen, ja sie selbst wohl zu begünstigen, nur nicht das Schauspiel; auch fängt dieses, so wie alle theatralischen Vorstellungen nur erst dann an, wenn das Ave Maria-Glöcklein gehört worden ist; dieses geschieht in Lissabon um acht Uhr; dauert dann die Vorstellung drei bis vier Stunden, so kommen die Zuschauer vor Mitternacht nicht zu Hause, welches freilich in Portugal, so wie in Spanien, nichts seltenes ist, indem man bis in den Tag hinein schläft und dagegen bis nach Mitternacht aufbleibt. Ich habe mich bei dem Theater etwas länger verweilt, als es der Tendenz dieses Artikels nach hätte geschehen sollen; da es aber dasjenige Vergnügen bei den Portugiesen ist, durch welches auf die Kultur und Sprache am meisten hätte gewirkt werden können, so wird die Beleuchtung desselben hier nicht am unrechten Orte seyn. Der Portugiese ist Liebhaber des Schauspiels; allein unter den erwähnten Umständen, worin sich die Bühne in Portugal befindet, kann durch dieselbe nicht viel ausgerichtet werden, und die Tragödien, Komödien und Opern des Antonio Ferreira, Gil Vicente, Vasconcellos, Rodrigues Lobo, Antonio Joseph da Silva und Anderer, dienten daher mehr der Lectüre, als der Darstellung, wirkten mehr auf einzelne Liebhaber und Wissenschafter, als

auf die Conversations- und Volkssprache im Allgemeinen, berücksichtiget man dabei auch den Character und die Vergnügungsart der Portugiesen. — In dieser letzten Sprachperiode wurde auch noch die Akademie der Wissenschaften in Lissabon im Jahre 1779 gestiftet und im darauf folgenden Jahre eröffnet, deren Gründer hauptsächlich Pombal und Correa de Serra waren. Letzterer wurde auch ihr beständiger Sekretair und that sehr viel zur Aufnahme der Naturwissenschaften, besonders der Botanik, mußte aber Portugal als ein Verfolgter verlassen. Zu Santarem wurde eine Akademie der Geschichte, Alterthümer und Sprache, und zu Thomar eine Akademie der Wissenschaften auf den Fuß der Pariser errichtet, zu deren Oberhaupt sich der König selbst erklärte. Alle diese viel versprechende Institute haben aber wenig bis auf die neueste Zeit für die Wissenschaften und für die Sprache gethan; sie sind gleichsam wieder eingeschlafen, und wenn sie auch einmal auf kurze Zeit wieder zum Leben geweckt wurden, so brachten Haß und Verfolgung sehr bald den Eifer der Mitwirkenden zur Ruhe. Alle diese Institute imponiren daher bloß durch ihren Namen im Auslande, sind aber im Innern ohne große Wirkung auf die Hauptzweige der Wissenschaften und auf die Sprache, weil der Gedanke gebunden ist, oder man ihn doch nicht öffentlich äußern darf. Es herrscht zwar seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ein ganz anderer Ton in Portugal; denn die geistliche Strenge hatte um Vieles nachgelassen, die Unterhaltung ist freier oder ungebundener; indessen haben die Kriege und inneren Unruhen die Keime des neu sich entwickelten öffentlichen Lebens bald wieder zerstört. Zu den Unterhaltungsörtern in Lissabon gehört auch der Longroom der Engländer, woran jeder Ausländer Theil nehmen kann; dasselbe gilt auch vom Corps diplomatique, woselbst der gebildete Reisende gleichfalls

freien Zutritt hat, sobald er einmal eingeführt worden ist. Man kann daselbst zu jeder Zeit des Tages die Zeitungen lesen, außerdem versammelt man sich wöchentlich einige Abende zum Tanz, zum Spiel und zur Unterhaltung, woraus die Literatur und Sprache manche Vortheile zieht. Auch die öffentlichen Bibliotheken werden jetzt mehr als ehemals besucht, besonders die Königliche, wo sich täglich viele Personen zum Lesen und Exerpiren einfinden. — Eine Portugiesische Bibelübersetzung ist erst im Jahre 1778 in Portugal von Don de Figueredo unter dem Minister Pombal veranstaltet und zu drucken angefangen worden, obgleich in Indien, in den Kolonien der Portugiesen ꝛc. schon weit früher die Bibel in diese Sprache ist übersetzt worden, wovon man aber in Portugal selbst keine Notiz genommen hat; denn selbst der Abt Barbosa hat unter dem Artikel: „Johann Ferreira" nur, wie es scheint, mit vieler Aengstlichkeit die Uebersetzung des Neuen Testaments von dem genannten Schriftsteller in Indien angezeigt. Er sagt nämlich: „Wir sahen ein Exemplar dieses Werkes in der Bibliothek seiner Eminenz des Kardinals da Cunha, Generalinquisitors dieser Königreiche." Es wird hier nicht nutzlos seyn, den Anfang der Vorrede zu dem ersten Theile oder den fünf Büchern Mosis in Portugiesischer Sprache in Indien hier übersetzt anzuführen:

Christlicher Leser! Zu Anfange dieses Bibelwerks scheint es uns, daß wir Dir eine kurze Anzeige aller Bücher des alten Testaments thun müssen, die seit einigen Jahren allhier nacheinander auf folgende Weise Portugiesisch herausgegeben wurden. Die fünf Bücher Mosis sind durch die ersten Missionaire dieser Mission übersetzt, und im Jahre 1719 allhier gedruckt worden. Einige Jahre hernach benachrichtigte man die hiesigen Missionaire, daß der ehrwürdige Vater Johann Ferreira A. d'Almeida, Prediger des Evangeliums in

Batavia, das alte Testament nach dem Holländischen ins Portugiesische übersetzt hatte, welches Werk, da er darüber gestorben ist, mit dem letzten Kapitel des Propheten Ezechiel aufhörte. Aus dieser Ursache entschlossen sich die Missionaire, die zwölf kleine Propheten ins Portugiesische zu übersetzen, welche der ehrwürdige Vater Ferreira nicht übersetzt hatte, und diese Uebersetzung erschien allhier im Jahre 1732. Da sie hernach die Uebersetzung des Vaters Ferreira von Batavia erhalten hatten, so wurden die historischen Bücher von neuem übersehen, und im Jahre 1738 gedruckt; von den hier gedruckten fünf Büchern Mosis aber hatten die Missionaire noch viele Exemplare. Die übrigen Theile dieses Werkes folgten darauf, nämlich die dogmatischen Bücher im Jahre 1744, und die großen Propheten 1751. Da nach so vielen Jahren der größte Theil der Exemplare der fünf Bücher Mosis verbraucht worden war, so war eine neue Auflage nothwendig, die durch Gottes Gnade in diesem Jahre vollendet worden. Weil wir aber so viel, als möglich, einen gleichförmigen Styl in diesem ganzen heiligen Werke einführen wollten, so haben wir die Uebersetzung des Vaters Ferreira der alten anfänglich hier gedruckten vorgezogen, indem wir nicht läugnen können, daß diese erste Dolmetschung nicht ohne Sprachfehler war.

Der Titel des neuen Testaments ist: O novo Testamento. Isto he, todos os sacrosanctos Livros e Escritos Evangelicos e Apostolicos do novo Concerto de nosso fiel Senhor Salvador e Redemptor Jesu Christo. Traduzido em Portuguez pelo Padre Joam Ferreira A. d'Almeida, Ministro Pregador do Santo Evangelho. Cum todas as Licenças necessarias. Em Amsterdam, por Joam Crellius, 1712. Durch diese Uebersetzung der heiligen Schrift in das Portugiesische, hat diese Sprache in Indien mehr gewonnen, als in dem Mutterlande, Portugal, wo bis zu der oben genannten Zeit keine Uebersetzung der Bibel in die Lan-

dessprache erschienen ist, und die in Indien erschienene nicht hat eingeführt werden dürfen. — Uebrigens ist in dem verwichenen achtzehnten Jahrhunderte für Sprache und Literatur in Portugal von Seiten der Regierung am meisten geschehen, und dieses Land würde schnell in Wissenschaften und Künsten eine hohe Stufe erreicht haben, wenn nicht in dem letzten Drittel des genannten Jahrhunderts wieder bedeutende Rückschritte geschehen wären, die das Gute, was mehrere Decennien hindurch gewirkt worden, wieder über den Haufen geworfen hätten. So wurde auch im Jahre 1770 zur Verbesserung der Universität zu Coimbra und der Schulen in Portugal eine Junta unter der Direction des Kardinals da Cunha und des Marquis von Pombal errichtet, welche im Jahre 1772 eine Schrift unter dem Titel: Compendio historico de estado da universidade de Coimbra, herausgab, worin das Schädliche der jesuitischen Lehrart und der Nachtheil, den sie den Schul- und Erziehungsanstalten in Portugal gebracht hat, mit sehr starken Farben geschildert wird. Die Wissenschaften sollten nach der Anordnung des Königs Joseph auf einen ganz neuen Fuß getrieben werden ꝛc.; allein der Sturz des ersten Ministers Pombal, unter der Königin Maria Franzisca, so wie manche andere Einrichtungen haben all das Gute wieder vernichtet, was schon gewirkt worden und was noch im Werden war. Auch schon unter Josephs Regierung wurden Männer von Talent, die sich um die Wissenschaften verdient gemacht hatten, verwiesen, unter andern auch der Ritter Verney, Portugiesischer Legationssekretair in Rom, welcher auf Anstiften des Gesandten Almada, der auf seine ungewöhnlichen Kenntnisse neidisch gewesen seyn soll, im Jahre 1771 seines Postens entsetzt und aus seinem Vaterlande verwiesen wurde. Verney hat viele philosophische und andere Werke, sowohl unter seinem Namen, wie

auch als Ungenannter geschrieben; besonders wichtig sind seine Schriften über die Art Wissenschaften und Gelehrsamkeit in Portugal einzuführen, und wie die Jugend mit Nutzen auf Schulen und Gymnasien unterrichtet werden muß, um Vortheil aus ihren Studien für die Wissenschaften und das praktische Leben zu ziehen. Seine Werke sind größtentheils in zierlichem Latein geschrieben, und mehrere davon auch ins Französische übersetzt worden. Aus denselben Gründen, nämlich die Wissenschaften zu erheben, wurde auch der schon oben, S. 66, erwähnte Correa de Serra, der 1827 zu Washington in Nord-Amerika starb, aus seinem Vaterlande verbannt. Was konnte daher für die Wissenschaften in allen ihren Zweigen, was besonders für die schönen Wissenschaften oder Künste, die Belletristik, bei solchen Maaßregeln in Portugal geschehen? — Um das Grammatikalische der Portugiesischen Sprache haben sich mehr Ausländer, als Inländer verdient gemacht. Der älteste Portugiesische Grammatiker ist der schon oben erwähnte Joano Barros, welcher im Jahre 1570 starb; gleichzeitig mit ihm lebte Emanuel Alvarez, Lehrer zu Coimbra, Lissabon und Evora, welcher ein Werk unter dem Titel: de arte grammatica, herausgab, welches großen Beifall fand, und oft herausgegeben und commentirt worden ist. — Ueberhaupt sind Sprachlehren nach dieser Zeit mehrere erschienen, sowohl rein Portugiesisch, als auch Portugiesisch und Französisch, auch Portugiesisch und Italienisch ꝛc., um eine dieser Sprachen zu erlernen. Von diesen Letzteren werden im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts diejenigen gelobt, welche Luiz Caetano de Lima, der Verfasser der Portugiesischen Erdbeschreibung, die Büsching in die seinige übertragen hat, in beiden Sprachen herausgegeben hat. Sie führen den Titel: Grammatica Franceza, ou Arte para aprender o Francez por meyo da Lingua Portu-

gueza, regulada pesas Notas, e Reflexoens da Academia de Franza. Por D. Luiz Caetano de Lima, C. R. Lisbon, 1756. 2 Part. Gramatica Jtaliana, et Arte para aprender a Lingua Jtaliana por meya da Lingua Portugueza. Oferecida a Serenissima Princeza Nossa Senhora. Por Luiz Caetano da Lima, C. R. Lisboa, 1756. In dem zweiten Theile der Französisch-Portugiesischen Sprachlehre findet man Nachricht von einigen Französischen und Portugiesischen Sprachlehren, die seit 1700 in Lissabon gedruckt worden sind. In dem zweiten und letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, so wie auch in diesem Jahrhunderte, wo besonders die Liebe zur Portugiesischen uud Spanischen Literatur wieder bei allen kultivirten Völkern Europas, hauptsächlich aber bei den Franzosen, Engländern und Deutschen, erwacht ist, sind auch mehrere Portugiesische Sprachlehren, z. B. Portugiesisch-Französische, Portugiesisch-Englische u. Portugiesisch-Deutsche Sprachlehren, wenn nicht in Portugal selbst, doch in den oben genannten Ländern erschienen, woselbst man die ältere Portugiesische schöne Literatur studiert und zur Lieblings-Lektüre gewählt hat, welches besonders im Anfange dieses Jahrhunderts in Deutschland geschah, wenn sie gleich schon in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts hier ihre Pfleger fand, unter welchen sich hauptsächlich der Legationsrath Bertuch in Weimar auszeichnete. In Portugal selbst findet man die schon oben angeführten Französisch- und Italienisch-Portugiesischen und dann Portugiesisch-Spanischen Sprachlehren. Was die Portugiesisch-Deutschen Sprachlehren anbetrifft, so ist davon schon unter Sprache und Sprachkunst, Th. 160, S. 338, und eben daselbst auch von einem Portugiesisch-Deutschen Wörterbuche Erwähnung

geschehen. Auch Portugiesische Wörterbücher mit den andern Sprachen findet man sowohl in Portugal, als auch in Frankreich, England, Italien, Spanien ꝛc. — Die Dichtkunst ist noch immer eine Lieblingsbeschäftigung der vornehmen Portugiesen, vorzüglich aber der Frauen, von denen mehrere eine außerordentliche Fertigkeit darin besitzen; besonders beliebt sind Romanzen, Balladen und Sonnette. Man sucht sich gleichsam zu entschädigen und der Strenge der Censur dadurch auszuweichen, daß man dergleichen Produkte nur in der Handschrift in Familienkreisen und Gesellschaften von Freunden zirkuliren läßt. Diese Art von Erholung oder Genuß ist den gebildeten Portugiesen schon aus früheren Zeiten her eigen, und er ist ihnen auch treu geblieben. Ein Beweis, daß bei ihnen die geistigen Vergnügungen nicht so der Mode unterworfen sind, wie bei uns, da wir bald in der Belletristik mit diesem oder jenem Zweige wechseln, bald diesen hätscheln und dem andern den Rücken kehren, bald umgekehrt. Jetzt sind bei uns die Gedichte in den Schatten getreten, die Novellen, kleinen Erzählungen ꝛc. sind unsere Lieblingslektüre geworden. So ist es aber nicht bei den Portugiesen; sie pflegen den einmal liebgewonnenen Zweig der Literatur fort, wenn sie auch nebenbei noch einen andern betreiben; aber ihn ganz hintenan zu stellen, oder ihn auf längere Zeit ruhen zu lassen, ist ihrem Gefühle für alles Schöne entgegen. Sie wählen oft zu ihren Poesien ganz unbedeutende Gegenstände; so z. B. machte die Gräfin Ericeira auf den gemeinen Sandläufer, Cicindela oder Noctiluca, welches Insekt die Portugiesen Cagalume (Lichtsch—) nennen, der aber späterhin bei ihnen die Namen: Pyrilampo, Nouteluz und Bicho luzente erhalten hat, eine Romanze und ein Sonnett, und so macht man auf die unbedeutendsten Gegenstände, wenn sie in irgend einer Beziehung die Aufmerksamkeit fesseln und einen gewissen Werth erhalten, gleich ein

Gedicht, welches man dann in der Gesellschaft in Abschriften herumgehen läßt, und sich oft dabei, wenn es satyrisch behandelt worden ist, belustiget. Dieses hindert aber nicht, daß ausgezeichnete Dichter ihre Gedichte sammeln und im Drucke herausgeben. Und auch noch jetzt findet man mehrere vorzügliche Dichter in Portugal, obgleich die Kriege der Portugiesen und die vielen Uuruhen im Lande seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, die Entfernung des Hofes nach Brasilien auf längere Zeit, den Musen eben nicht zusagten. Die Portugiesen haben übrigens Gedichte fast in allen Sprachen geliefert. Von den fremden Sprachen ist es besonders die Französische, die ihnen am meisten zusagt, und worin sie auch am meisten geschriftstellert haben, besonders seit der Dynastie der Bourbons auf dem Portugiesischen Throne. Daß übrigens Portugal auch in den andern Fächern des Wissens viele gelehrte Frauen und Schriftstellerinnen aufzuweisen hat, von denen sich mehrere durch hohe Geburt auszeichnen, ist schon oben, S. 44, erwähnt worden. Auch Aebtissinnen und Nonnen von verschiedenen Orden findet man darunter, welche Letzteren sich hauptsächlich mit Heiligen- und Klostergeschichte, Gebetbücher, Kirchengeschichte und Bibelkritik ꝛc. beschäftigen, womit es aber bald ein Ende erreicht haben wird, da der Regent Don Pedro die Aufhebung aller Klöster in Portugal in diesem 1834sten Jahre decretirt hat. Man gewahrt übrigens aus dem gesellschaftlichen Leben der vornehmen und gebildeten Portugiesen, daß die Kultur der Sprache in dieser letzten Periode, und auch in der vorhergehenden immer ihren Fortgang gehabt hat, wenn sie gleich nicht auf das öffentliche Leben überging, wie in andern kultivirten Staaten, z. B. in Frankreich, England, Deutschland ꝛc., sondern sich nur auf geschlossene Zirkel beschränkte, und hier so Manches zur Sprache kam, wovon natürlich das Aus-

land nichts erfahren konnte, da keine Zeitungen und Journale, keine Schriften davon sprachen und auch nicht sprechen konnten, weil die Censur den Inquisitionsgerichten unterlag. Was man daher hier auf die Sprache und Literatur durch die Unterhaltung, Lectüre ꝛc. that, geschah in geheim. — Auch die unteren Klassen des Volkes haben ihre Volkslieder (Modinhas), deren Melodien nach Ruders sehr schön seyn, und das Ohr ergötzen sollen; es giebt aber auch noch wahre Gassenhauer, die im melancholischen Tone abgesungen werden, und dem Fremden, der an diese düstern und in der Länge widrigen Melodien nicht gewöhnt ist, eben kein Vergnügen gewähren. Der eben genannte Schriftsteller sagt: „So lange die Magd im Zimmer ist, so schweigt sie allenfalls, kaum aber hat sie die Thür zugemacht, so stimmt sie gellend den traurigen Ton wieder an.“ Durch diese Art von Volksliedern kann daher auf die Sprache des Volkes im Allgemeinen wenig gewirkt werden, wie dieses auch schon aus dem Einerlei des Tons hervorgeht. Es ist daher kein im Gefühle liegendes Fortschreiten, sondern nur Gewohnheit. Man sollte übrigens nach dem häuslichen Tone, der in Portugal in Familien gebräuchlich ist, glauben, daß die Kultur auch auf die niedrigen Klassen des Volkes übergehen müßte; denn wenn gleich die Ungleichheit des Standes in Portugal den weitesten Abstand des Einen von dem Andern macht, so scheint doch in manchen Fällen die Gleichheit wieder so groß zu seyn, daß man die Wirkung von dem Großen auf den Geringern verspüren müßte. — „Wenn gleich die Großen in Portugal, sagt Ruders, bedeutende Gerechtsame haben, und eigentlich nur mit Personen ihrer Kaste umgehen, so sieht man doch in ein und demselben Fenster die Gräfin und die Magd in ganz vertraulicher Sellung bei einander. Auch ist unter Hohen und Niedrigen ge-

bräuchlich, sich bei Besuchen nach dem Befinden der in dem Zimmer befindlichen Dienerschaft zu erkundigen, Grüße von ihren Angehörigen zu bestellen, auch wieder zur Bestellung anzunehmen; die Dienerschaft gehört hier gleichsam zur Familie, Bedienten und Mädchen sind Mitglieder derselben." Auch die Geistlichen, Priester und Mönche, sind hier meistentheils sehr höflich und zuvorkommend gegen Fremde, selbst wenn sie wissen, daß sie zu andern Religionspartheien gehören; man findet überall in den Klöstern eine freundliche Aufnahme. Man fühlt hier also wenigstens das Anständige einer äußerlichen Toleranz." Daß die gebildeten Portugiesen ihre gut geschriebenen alten Werke, sowohl der Sprache, als des Gegenstandes wegen, im Andenken behalten, beweisen die vielen Auflagen derselben aus einem Jahrhunderte in das andere; so ist die Biographie des großen Albuquerque, von seinem Sohne Alfons von Albuquerque unter dem Titel: Commentarios do grande A. D'Albuquerque, im Jahre 1527 zuerst herausgegeben, welches Werk in einer schönen einfachen Sprache geschrieben ist, zum öftern wieder aufgelegt worden; so wurden: As Decadas de Joao de Barros; Vida de D. Joao de Castro; Noticias de Portugal von Manoel Severim de Faria etc. aus der zweiten Sprachperiode, in der dritten und letzten wieder neu aufgelegt; der Romane, Gedichte und Schauspiele nicht zu gedenken. Auch in der dritten Periode sind wissenschaftliche Werke mehrere Male neu aufgelegt worden, z. B. Mappa do Reino de Portugal pelo Joao Bautista de Castro, welches Werk zuerst 1745 herauskam, ist 1762 und 1769 wieder neu aufgelegt worden. Außer den schon oben hin und wieder angeführten Schriftstellern aus dieser letzten Periode haben noch auf die Sprache durch gemeinnützliche und belletristische Schriften gewirkt: Didacus Barrientos,

Manoel de Oliveira Ferreira, Jacobo de Castro Sarmento, der auch in London im Jahre 1721 ein kleines Werkchen über die Blatternimpfung herausgab; Joano Bautista de Castro, der Ritter Correa, Silvestro Pinheiro de Ferreira, Manoel Arruda da Camara, Joan da Sylvo Feijo, Sylva Cruz, ein vorzüglicher Satyriker und Dichter im Komischen oder Burlesken im gegenwärtigen Jahrhunderte, so wie im Romantischen, Francisco d'Almeida e Garrett, welcher die Gedichte: Camoens, D. Branca, Adezinda ꝛc. verfaßt und herausgegeben hat, und mehrere Andere. Ueber die Portugiesische Literatur findet man einen sehr interessanten Aufsatz im Freimüthigen vom Jahre 1804.

Die Portugiesische Sprachlehre hat zwar manches Eigenthümliche, von der Spanischen Grammatik Abweichende, indessen kommt sie dennoch in den Hauptsachen sehr mit derselben überein. Sie hat, wie diese, außer den aspirirten und akzentuirten Buchstaben, die man in vielen Sprachlehren als besondere Buchstaben zählt, 24 Schriftzeichen; denn das k und w fehlen, dafür gebraucht sie c und v. Von diesen Buchstaben sind 6 Selbstlaute, indem sie das y dazu zählen, es gleich dem i, nur gezogen oder gedehnt aussprechen, es aber auch wie das j gebrauchen. Das e wird vor s kaum gehört, wie z. B. escola, die Schule, sonst wird es wie das Französische é ausgesprochen. Von den Mitlauten wird c mit einem Cedille (ç) wie im Französischen gelesen, wie çapato, ein Schuh, ssapato; açoute, die Peitsche, assohte; çumo, der Saft, ssumo; vor e und i klingt c wie s; vor a, o und u wie k. Das h wird wie im Französischen aspirirt und nicht aspirirt gebraucht, wie homem (omeng) der Mensch; herdeyro (erdeyro) die Erde; honrado (onrado) geehrt. Einige andere Eigenthüm-

lichkeiten in Aussprechung des h, z. B. hinter c, l, n, lehrt die Sprachlehre. Qu wird vor a wie kw, v wie w, x wie sch, z wie s ausgesprochen. Die Portugiesische Sprache hat dieselben Akzente, wie die Französische, nur werden sie selten angewendet, am meisten noch der Akutus. Sie hat, wie die Deutsche Sprache, neun Redetheile. Die beiden Geschlechter werden in derselben durch Vorsetzung des Artikels o für das männliche und des Artikels a für das weibliche Geschlecht angezeigt, so wie überhaupt, jedoch mit einigen Ausnahmen, alle Haupt- und Beiwörter, die sich auf o endigen, männlichen Geschlechts sind. Ferner hat sie, wie die Lateinische Sprache, sechs Fälle oder Casus; nur werden die Nenn- und Beiwörter nicht abgeändert; sie bleibt sich durch alle Fälle gleich, nur der vorgesetzte Artikel bestimmt den Fall, wie z. B. in der Einheit N. o Templo, der Tempel; G. do Templo; D. ao Templo; A. o oder ao Templo etc; in der Mehrheit N. os Templos, die Tempel; G. dos Templos; D. aos Templos; A. os Templos etc. Im weiblichen Geschlechte in der Einheit: N. a Caza, das Haus; G. da Caza; D. a Caza; A. a Caza etc.; in der Mehrheit: N. as Cazas, die Häuser; G. das Cazas; D. as Cazas; A. as Cazas etc. Alle Portugiesische Nennwörter endigen sich entweder mit den sechs Selbstlauten a, e, i, o, u, y, oder mit folgenden fünf Consonanten oder Mitlauten: l, m, r, s, z, woraus sich dann die Endungen al, am, ar, as, az; el, em, er, es, ez bilden. Die Mehrzahl wird aus der Einheit durch Hinzufügung eines s gebildet, wie Caza, Haus, Cazas, Häuser. Einige Stammwörter haben in der Mehrheit eine andere Endung, als sie nach der Natur der Bildung haben sollen, wie z. B. die Wörter in am, welche die Mehrheit in oens machen, wie o Trovam, der Donner, Trovoens, Donner; o Feijam, die Bohne, Feigoens, die Boh-

nen. Einige Wörter verwandeln am in aos, wie o Cortezám, der Hofmann, Cortezaos, Hofleute; o Cidadám, der Bürger, Cidadaos, Bürger; wiederum andere am in aes, wie o cam, der Hund, caes, Hunde ꝛc. Mit der Abwandlung oder Deklination der Beiwörter geht es wie mit den Hauptwörtern, auch bei ihnen wird der Artikel o und a vorgesetzt und bestimmt den Fall, weil sie unverändert bleiben; wie z. B. a linda, hübsch, in der Mehrheit as lindas; o und a grande, groß, os und as grandes; o und a forte, stark, os und as fortes. Die Steigerung der Beiwörter geschieht wie bei den andern Sprachen durch die Grade, wie: Posit. fermoso, sa, schön; Comp. mais fermoso, sa, schöner; Superl. fermosissimo oder o mais fermoso, der schönste. Valente, tapfer; mais valente, tapferer; o mais valente, der tapferste. Die persönlichen Fürwörter sind: eu, ich, nos, wir, tu, du, vos, ihr; elle und ella, er und sie, e si, seiner. Die übrigen Fürwörter erlernt man aus der Sprachlehre. Was die Zeitwörter anbetrifft, so giebt es im Portugiesischen zwei Hülfszeitwörter, ter und aver, haben, und ser und estar, seyn. Der Unterschied, welcher sich bei Anwendung der Zeitwörter ser und estar befindet, besteht darin, daß ser die unzertrennliche Eigenschaft einer Sache in der Qualität oder Quantität anzeigt; als: ser bom, gut seyn, ser mao, böse seyn; ser grande, groß seyn; ser pequeno, klein seyn; estar bedeutet dagegen, sich an einem Orte befinden, als: eu estava em Roma, ich war zu Rom; eu tenho estado em Paris, ich bin in Paris gewesen. Wenn die Portugiesen fragen, wie sich Jemand befindet, so gebrauchen sie das Hülfswort estar und sagen: como esta V. M., wie befinden Sie sich, und antworten auch damit: estou bem, ich befinde mich wohl; sie lassen auch wohl das Zeitwort aus. z. B. bem para servir V. M., wohl Ihnen

aufzuwarten; auch gebraucht man estar bei allem, was eine Neigung oder Leidenschaft der Seele betrifft. z. B. irritado esta, er ist aufgebracht, und noch in anderen Fällen mehr. Uebrigens dienen die Hülfszeitwörter aver und ter zur Conjugation der vergangenen Zeiten, sowohl eines thätigen oder zielenden, als eines leidenden, eines Zeitwortes der Mittelgattung und eines zurückwirkenden Zeitwortes; ser und estar aber das Passivum zu bilden. Die Portugiesische Sprache hat, wie die andern Sprachen, zielende, nichtzielende oder wirkende und unpersönliche Zeitwörter, und drei Abwandlungen oder Conjugationen, welche sich durch ihre Endungen im Infinitiv und durch die zweite Person des Indicativs von einander unterscheiden. Die erste hat die zweite Person des Indicativs in as und den Infinitiv in ar, als amo, ich liebe, amas, amar; die zweite es, im Infinitiv er, als: léyo, ich lese, les, ler; die dritte es, im Infinitiv ir, als ouço, ich höre, ouves, ouvir. Es giebt nun noch ein Zeitwort, welches sich im Infinitiv auf or endiget, wie por, setzen, allein es ist nur das einzige dieser Art und kann daher keine eigene Conjugation bilden. Die erste Conjugation ist die regelmäßigste von allen; denn außer dem Zeitworte dou, ich gebe, welches im Imperfecto davo und im Perfecto dey hat, behält sie alle Buchstaben des Präsentis durch alle Modos und Tempora, und verändert nur die Letzten nach Maßgabe der verschiedenen Endungen der Zeiten; amo, ich liebe, amava, améy; chamo, ich rufe, chamava, chaméy etc. Die Zeitwörter in co verändern das c, wenn es vor einem e zu stehen kommt, als im Perfecto, im Imperativo und im Präsens Conjunctivi oder Optativi in qu, als fico, ich bleibe, ficava, fiquey, fique etc. Die Zeitwörter der zweiten und dritten Conjugation haben die meisten Veränderungen in ihren Buchstaben; denn sie verlieren nicht nur in

der zweiten das letzte o des Präsentis, sondern verändern auch im Imperfecto und Perfecto die Sylbe ey in i, als: léyo, ich lese, lia, li; créyo, ich glaube, cria, cri. Die dritte Conjugation verändert die Buchstaben am meisten. Die Bildung der übrigen Arten der Zeitwörter ist nicht viel abweichend von denjenigen dieser Zeitwörter in anderen Sprachen. Herr von Junk sagt in seiner Portugiesischen Grammatik: „In keiner Sprache sind die gleichlautenden Wörter von verschiedener Bedeutung häufiger, als in der Portugiesischen; denn man muß genau auf die Verbindung Acht geben, worin ein Wort steht, um zu wissen, zu welchem Redetheile es gehört. So giebt es Zeitwörter der ersten Conjugation, die in allen drei Personen der Einheit und in der dritten der Mehrheit des Präsent. Indicativi mit Hauptwörtern, sowohl im Akzent, als in den Buchstaben gänzlich überein kommen, z. B. amo, ich liebe und auch der Hausherr; amas, du liebest, und auch die Hausfrauen und die Ammen; ama, er liebt, und auch die Hausfrau und die Amme in der Einheit; ameaco, ich drohe, und auch die Drohung, ꝛc. Die übrigen Eigenheiten der Zeitwörter, so wie die fünf hier nicht erwähnten Redetheile: das Participium, Adverbium, die Präposition, Conjunction und Interjection, die übrigens mit denen in andern Sprachen eine gleiche Stellung und gleiche Anwendung haben, sehe man in der Sprachlehre nach. — In der Wortfügung werden die Beiwörter gemeiniglich den Hauptwörtern vorgesetzt, wie im Deutschen, besonders diejenigen, womit man lobt oder erklärt, und die Beiwörter der Zahlen, z. B. o primeiro homem, der erste Mensch; a segunda esposa, die zweite Frau; und wenn sie den Eigennamen als ein Zuname beigefügt werden, als Federico terceiro, Friedrich der Dritte, oder wenn ein Abschnitt eines Buches angeführt wird und kein Artikel dabei steht, als: libro

primeiro, capitolo segundo, versiculo terceiro, das erste Buch, das zweite Kapitel, der dritte Vers, wird aber der Artikel hinzugesetzt, so kann das Beiwort vor oder nach dem Hauptworte stehen, z. B. o terceiro capitolo oder o capitolo terceiro etc. Die Stellung der Hauptwörter unter sich, so wie mit dem Beiworte, Personenworte und Participium, ist wie im Lateinischen und Deutschen, eben so regieren die thätigen Zeitwörter in der Portugiesischen Sprache den Accusativ oder vierten Fall; den leidenden geht der erste Fall oder Nominativ vor, und der sechste oder Ablativ folgt ihnen; als os juezes sao amados dos principes, die Richter werden von dem Fürsten geliebt. Der Imperativ hat im Portugiesischen zwei Zeiten, im Spanischen nur eine, und zwar, die erste Zeit unseres, des Deutschen, Imperativs, welcher die zukünftige Zeit ist, weil eine jede Handlung, die erst befohlen wird, daß sie verrichtet werden soll, als eine zukünftige anzusehen ist. Die zweite Zeit des Imperativs wird von den Portugiesen Futurum genannt, weil sie mit dem Futur des Indicativs gänzlich gleichlautend ist, außer daß ihm die erste Person fehlt und er das Fürwort hinter sich hat, und dann, weil in der ersten Zeit die befohlene Handlung gleich, in der zweiten erst in einem gewissen unbestimmten Zeitraume vor sich gehen soll. Die Portugiesen können, wie die Lateiner, den Infinitiv in ein Hauptwort verwandeln, welches sie ein Nomen verbale nennen, und mit dem Artikel o abwandeln oder dekliniren, als: o viver e o morrér sam as cousas mais certas que temos, Leben und Sterben sind die sichersten Dinge, die wir haben. Einige Schwierigkeiten macht im Portugiesischen auch die doppelte Vergangenheit, nämlich die einfache und zusammengesetzte, Praeteritum simplex et compositum, die auch der Franzose und Italiener hat; der Erste unter der Benennung: erstes und

zweites Imperfectum, und der Letzte nennt sie: Passato et Perfetto. Man lernt beider Anwendung am besten aus dem Gebrauche. Die Gerundia, die sich im Portugiesischen auf do, als amando, endigen, stehen zuweilen zu zweien neben einander in der Rede, wie estando escrevendo esta carta recebi a vossa, indem ich diesen Brief schrieb, erhielt ich den eurigen ꝛc. — Das Mittelwort oder Participium der Vergangenheit brauchen die Portugiesen und Spanier oft sehr zierlich mit dem sechsten Falle oder Ablativ, wie im Lateinischen. Ein Mehreres über die Wortforschung und Wortfügung der Portugiesischen Sprache sehe man in der Grammatik nach; auch im Artikel Sprache (Spanische) wird noch Einiges hiervon vorkommen.

Wie schon oben am Anfange dieses Artikels angeführt worden, wollen die Portugiesen mit den Spaniern gleiche Ansprüche auf die von einander unabhängige Entstehung ihrer Syrache machen, welches einige Schriftsteller auch zugeben, nur sind sie darin nicht einig, welche von beiden Sprachen die ältere Schwester sei. Wenn man dagegen auf die Ableitung und Bildung der Wörter beider Sprachen sieht, so möchte man die Spanische Sprache wohl für die ältere halten, wenn nicht für die Mutter der Portugiesischen; denn aus den Spanischen Wörtern polvo, solo, color, digno, leona, volar, tener, poner, sonar, sudar etc., Staub, allein, Farbe, werth, Löwin, fliegen, haben oder halten, legen, klingen, schwitzen ꝛc., scheinen die Portugiesischen po, so, cor, dino, leoa, voar, ter, por, soar, suar etc. entstanden zu seyn; denn wollte man auch annehmen, sie hätten sie eben sowohl ursprünglich aus dem Lateinischen gebildet, wie die Spanier, so würde diese Bildung doch anders ausgefallen seyn; denn man gewahrt hier deutlich die Abänderung des Spanischen zum Portugiesischen und nicht

die reine Bildung aus dem Lateinischen. So z. B. haben die Portugiesen alle diejenigen Wörter, welche im Spanischen auf ad ausgehen, durch ein angehängtes e in die ihrigen verwandelt, wie: castidad, humanidad, immortalidad, eternidad etc. (die Keuscheit, Menschlichkeit, Unsterblichkeit, Ewigkeit), in castidade, humanidade, immortalidade, eternidade etc. Auch haben sie beim Bilden ihrer Wörter aus dem Spanischen solche oft um eine, auch zwei Sylben verlängert; z. B. Span. Relox, Portug. Relogio, Uhr; Fogon, Fogareiro, Kohlenpfanne; Laurel, Laureiro, Lorbeerbaum ꝛc. ꝛc. Nach Junks Vergleichung der Spanischen und Portugiesischen Wörter in einem sehr vollständigen Portugiesischen und Spanischen Wörterbuche, will derselbe kaum 1200 ganz von einander verschiedene Wörter gefunden haben, von den übrigen war ein Drittel beinahe sich völlig gleich, die anderen zwei Drittheile sollen nur in einigen Buchstaben von einander abweichen. Gleiche Wörter im Portugiesischen und Spanischen sind z. B.: Criado, Criada, Knecht, Magd; Cabeza, Kopf; Nariz, Nase; Bocca, Mund; Estomago, Magen; Dedo, Dedos, Finger; Vista, Gesicht, Cara, Gesicht, Angesicht; Lago, ein See; Rio, Fluß; Mar, Meer; Lugar, Dorf; Villa, Flecken; Montes, Berge; Sol, Sonne; Estrella, Stern; Astros, Gestirne; Primavera, Frühling; Estio, Sommer; Otons, Portug. Outono, Herbst; Invierno, Winter; Domingo, Sonntag; Sabado, Portug. Sabbado, Sonnabend; die Benennungen der übrigen Wochentage weichen in beiden Sprachen sehr von einander ab; denn der Portugiese benennt sie: Segunda feira, Montag; Terza feira, Dienstag; Quarta feira, Mittwoch; Quinta feira, Donnerstag; Sexta feira, Freitag; der Spanier dagegen: Lunes, Marres, Miercoles, Iueves, Viernes. Anno, Jahr;

Mez, mes, Monat; Semana, Woche; Dia, Tag; Hora, Stunde; Emperador, Kaiser; Emperatriz, Kaiserin; Rey, König; Reina, Portug. Rainha, Königin; Principe, Fürst, Prinz; Princesa, Portug. Prinzeza, Prinzessin, Fürstin; Duque, Herzog; Duchesa, Portug. Duqueza, Herzogin; Conde, Graf; Condesa, Portug. Condeza, Gräfin; Doncella, Donzella, Jungfrau. Hier muß bemerkt werden, daß der Portugiese gern ein z setzt, wo der Spanier ein s oder c braucht, z. B. Baroneza, Baronesa, Freifrau; Amizade, Amistad, Freundschaft. Auch braucht der Portugiese gern da ein f, wo der Spanier ein h, und ein v, wo dieser ein b braucht, z. B. Fado, das Schicksal, Hado; Fidalgo, Hidalgo, der Edelmann; Ferida, Herida, eine Wunde; fundir, hundir, schmelzen; Faba, Fava, Bohne ꝛc. Von Wörtern in beiden Sprachen, die nur in wenigen Buchstaben von einander abgehen, giebt es die größte Anzahl, wie auch schon oben bemerkt worden. Z. B. Portug. Solteiro, Span. Soltero, ein Junggesell; Mulher, Muger, Ehefrau; Corpo, Cuerpo, Körper; Coracao, Corazon, Herz; Peito, Pecho, Brust; Mas, Mano, Hand; Braco, Brazo, Arm; Ouvido, Oido, Gehör; Camiza, Camisa, Hemd; Calzoes, Calzones, Beinkleider; Jardinero, Jardineiro, Gärtner; Capateiro, Zapatero, Schuhmacher; Cozinheiro, Cocinero, Koch; Padeiro, Panadero, Bäcker; Ouro, Oro, Gold; Ferro, Hierro, Eisen; Enxofre, Azufre, Schwefel; Aguia, Aquila, Adler; Ruxinal, Ruisenor, Nachtigall; Cegonha, Ciquesta, Storch; Cavallo, Caballo, Pferd; Ega, Vegua, Stute; Boy, Buey, Ochs; Ovelha, Oveja, ein Schaf; Lebre, Liebre, Hase; Fogareiro, Fogon, Kohlenbecken; Arvore, Arbol, ein Baum; Loureiro, Laurel, Lorbeerbaum; Sabugueiro, Sauco, Hollun-

der: Relogio, Relox, Uhr. ꝛc. ꝛc. Wörter, die ganz von einander abweichen, sind folgende: Span. Hijo, Hija, Portug. Filho, Filha, Sohn, Tochter; Nina, Mochacha, Rapariga, Moca, Mädchen; Iuventud, Mocidade, Jugend; Vejedad, Velhice, Alter; Padre, Pay, Vater; Madre, May, Mutter; Dueno, Amo, Herr; Duena, Ama, Frau, Hausfrau; Carillos, Faces, Backen; Pulmons, Boses, Lungen; Cuello, Pescoco, Hals; Cuero, Pelle, Haut; Vientre, Barriga, Bauch; Odorato, Chedro, Geruch; Panuelo, Lenzo, Schnupftuch; Justillo, Casaca, Jacke; Abanil, Pedreiro, Maurer; Plomo, Chumbo, Blei; Golondrina, Andorinha, Schwalbe; Alondra, Cotoria, Lerche; Gorrion, Pardal, Sperling; Elansar, Pato, Gans; Grulla, Grou, Kranich; Palomo, Pombo, Taube; Perro, Cao, Haus; Cochino, Cochina; Porco, Porca, Schwein, Sau; Zorro, Raposa, Fuchs; Ciervo, Veado, Hirsch; Olla, Panella, Topf; Silla, Cadeira, Sessel: Saud oder Seud, Alaude, Laute; Sillas, Cadeiras, Stühle ꝛc. ꝛc. Aus diesen wenigen hier angeführten Wörtern, wird man die nahe Verwandtschaft beider Sprachen leicht gewahren, nur scheint die Portugiesische Sprache ein Uebergewicht in Fremdwörtern vor der Spanischen zu besitzen; welches theils von der längeren Herrschaft der Mauren in Portugal, theils von ihrrn überseeischen Besitzungen in beiden Indien, und durch den früher weit ausgebreiteten Handel, der über Lissabon geführt wurde, also durch die Verbindung mit vielen Völkerschaften in allen vier Welttheilen, herrührt. Besonders sind eine Menge Brasilianischer Wörter in die Portugiesische Sprache aufgenommen worden, hauptsächlich aus dem Thier-, Pflanzen- und Steinreiche. Es sollen auch viele Wörter aus dem Patois der Gasconier in die Portugiesische Sprache schon lange vor der Entdeckung

und Besitznahme von Indien gekommen seyn; nämlich mit dem ersten Grafen von Portugal, Heinrich von Burgund, kamen viele Franzosen, besonders Gasconier, wie auch schon am Eingange dieses Artikels angeführt worden, nach Portugal, und ließen sich daselbst nieder, und von dieser Zeit an sollen die Französischen Endungen in am, em, im, om, um, ao etc. in der Sprache herrühren, und dieserhalb soll auch der Gasconier das Portugiesische, nächst dem Spanier, am leichtesten verstehen und sprechen lernen. Von den Arabischen Wörtern, oder vielmehr von denjenigen, welche Arabischen Ursprungs sind, oder dafür gehalten werden, sollen sich viele mit al anfangen. Der Artikel der Araber al bildet nämlich die Anfangssylbe dieser Wörter. Auch sind in die Portugiesische Büchersprache, den Hauptdialekt, eine Menge Provinzialismen gekommen; denn auch Portugal hat verschiedene Mundarten, z. B. in Beira, am Minho, in Algarvien ꝛc. In diesen Mundarten findet man auch die meisten Cantabrischen, Gothischen und Arabischen Wörter. — In der Rechtschreibung herrscht bei den Portugisen noch viel Willkühr; denn s und ç werden mit z verwechselt, i mit y etc. Man findet wenige Portugiesische Schriftsteller, die in ihren Werken nicht Eins mit dem Andern unaufhörlich verwechseln sollten; dazu kommen noch mehrere andere Nachläßigkeiten, die hier nicht weiter angeführt werden können, sondern in den Sprachlehren nachgesehen werden müssen.

Sprache (praktische), wird der theoretischen entgegengesetzt; wenn diese daher mehr in den Regeln der Sprachlehre besteht, so hat es jene mit Ton, Aussprache, Ausdruck im Umgange, im gewöhnlichen bürgerlichen Leben zu thun, ohne Berücksichtigung der Feinheiten der Buch- oder Schriftsprache. Es ist die von Kindheit auf erlernte Muttersprache eines jeden Volkes, wie sie sich ganz natürlich durch den Umgang

und die Sprachlehre herausgebildet hat, jedoch ohne den Zwang, die strengen Regeln der Letzteren, wohl aber mit allen Freiheiten des Ersteren. Die praktische Sprache weicht daher von der theoretischen nur durch die ungebundene Freiheit im Ausdrucke und in der Aussprache ab; sie hat den Charakter des Volkes in allen Schattirungen, weil sie nur aus dessen Eigenthümlichkeiten entstanden ist, und dessen einfaches Gepräge trägt. Siehe auch Sprache (theoretische).

Sprache (Provenzal-), s. Sprache (Romanische).

— (Punische), Carthagische oder Carthaginensische Sprache, diejenige Sprache, welche in dem Gebiete von Carthago, dem nachherigen Römischen Afrika, jetzt Tunis und Tripolis, geredet wurde, und eine Phönizische Mundart gewesen seyn soll; da das Volk, welches sie redete, ein Sprößling Phönizischer Kolonisten war, welche nach einer Sage, mit der Königin Dido, die aus der Stadt Tyrus in Phönizien vertrieben worden, sich mit ihren Anhängern nach der Nordküste Afrikas einschiffte und daselbst Carthago im Jahre 878 vor Christi Geburt gründete. Von der Punischen Sprache und Literatur sind keine Fragmente bis auf uns gekommen, was wir von den Puniern oder Carthagern wissen, haben wir aus Griechischen und Römischen Schriftstellern geschöpft, die uns auch berichten, daß die Punier eine Literatur gehabt haben; denn Sallust erwähnt in einer Stelle des Jugurtha der Punischen Bücher, die ein Eigenthum des Numidischen Königs Hiempsal gewesen seyn sollen. Außer dieser Stelle und noch einigen andern Andeutungen auf die Punische Literatur, wissen wir von derselben und der Punischen Sprache weiter nichts; denn was einige Schriftsteller im verwichenen Jahrhunderte von der Maltesischen Sprache, als eine Punische aufgebracht haben, ist längst widerlegt;

denn die Araber reden ohne Schwierigkeiten mit den Maltesern und verstehen einander sehr gut, obgleich das Maltesische nach der Grammatik nicht völlig so rein Arabisch ist, als dasjenige, was in Asien und in Aegypten gesprochen wird. Der Erste, welcher behauptete, daß die Sprache auf der Insel Malta die Punische sey, war Joh. Henr. Majus mit seinen Specimen linguae Punicae in hodierna Melitensium superstite; größer ist aber noch der Irrthum, wenn ein geborner Malteser dasselbe behauptet, und nicht einmal weiß, was für eine Sprache er redet, wie Joh. Franz Agius in seinem Italienischen Buche: Della lingua Punica presentemente usata da Maltesi, in Roma, 1750, worin sich eine Grammatik der Punischen Sprache und ein Specimen Lexici Punici Malthensis findet; alles mit Lateinischen Buchstaben und ohne Beihülfe des Arabischen, das, nach seiner Behauptung, eine ganz andere Sprache ist. Damit war dieser Schriftsteller noch nicht zufrieden, er gab nun noch: Annone Cartaginese heraus, eine Erklärung von dem Auftritte in Plautus Pönulus, wo er Hanno aus Carthago in seiner Sprache redend einführt. Alles wird hier aus dem Maltesischen erklärt, wovon er häufig behauptet, es sey die alte Carthagische oder Punische Sprache. Das Werk ist auch in Rom im Jahre 1757 in Quart herausgekommen. Daß die Malteser ihre Sprache weder schreiben, noch lesen können, soll daher kommen, daß Alle, die ein wenig studieren, Italienisch lernen, und diese Sprache lesen und schreiben, nicht aber das Arabische, wenigstens soll dieses noch bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts der Fall gewesen seyn, wo selbst Gebildete Arabische Wörter mit Lateinischen Buchstaben schrieben. Nachdem die Engländer Besitz von Malta genommen haben, ist auch die Englische Sprache auf dieser Insel eingeführt

worden, und es wird jetzt Arabisch, Italienisch, Französisch und Englisch auf derselben gesprochen. Daß übrigens in der Arabischen Sprache, und also auch in der der Malteser, Punische oder Carthagische Wörter stecken, bezweifelt kein Sprachforscher, weil die Araber bei ihrer Ausbreitung auf der Nordküste in Afrika, und besonders da, wo ehemals Carthago gestanden, in dem jetzigen Tunis, noch viele Wörter von den zerstreueten Ureinwohnern in ihre Sprache aufnehmen konnten, und auch aufgenommen haben, wie dieses mit allen Nationen der Fall ist, die als Eroberer fremder Länder auftreten und sich dann in den eroberten Ländern festsetzen.

Sprache, (Rabbinische), s. unter Sprache (Talmudische), u. Sprache (Hebräische), Th. 160.

— (rauhe), barsche Sprache, eine Sprache, deren Töne nichts Angenehmes besitzen, die dem Ohre rauh und unangenehm klingen.

— (Rechts-), Gerichts- od. Advokatensprache, die Kunstausdrücke in der Jurisprudenz. Hier nur einige: Ablösung, Abolition, Absolution, Accidentien, Acquisition, Acquisitum, Acten, Activa, Actuar, Adoption, Adoptiren, Adhäsion, Admodiation, Afterlehn, Agnaten, Alimente, Alimentation, Alimentiren, Allodium, Angelöbniß, Anlehn, Anrüchtigkeit, Anschlag, Anwald, Appellation, Appelliren, Arrest, Attestat, Attestiren, Ausbürgung ꝛc. ꝛc.; Band-, Nied- und Nagelfest, Bigamie, Blanquet ꝛc.; Calumniant, Causa, Cautel oder Clausel, Caution, Caviren, Cession, Cessiren, Citation, Citiren, Client, Codicill, Cognition, Compensation, Compensiren, Complice, Competenz, Concession, Conclusum, Concludiren, Concubinat, Concurs, Confiscation, Confisciren, Confrontation, Confrontiren, Consens, Consignation, Consigniren, Consilium, Contestation, Contract, Contrahenten, Convention, Copialien, Copulation, Copuliren, Curator, Curatel ꝛc.;

Darlehn, Decision, Defension, Deliquent, Dekret, Delator, Delation, Denunciation, Denunciren, Deposition, Descendenz, Descendenten, Diffamation, Diffension, Dismembration, Dispensation, Dispensiren, Disposition, Disponiren, Dissensus, Document oder Urkunde, Documentiren, Dolus, Domicil, Dotation, Dotiren, Duplik ꝛc.; Edict, Edictalien, Edition, Effecten, Ehehaften, Einkundschaft, Endurtel, Einlassung, Einrede, Einspruch, Einweisung, Emancipation, Emancipiren, Emende, Execution, Executiren ꝛc.; Factum, Fahrniß oder Mobilien, Fideicommiß, Formular, Frist ꝛc.; Gerade, Gutachten ꝛc; Impetrant, Imploration, Imploriren, Indicien, Injuriant, Injurie, Injuriren, Inquisition, Inquiriren, Instruction, Instruiren, Instrument, Interessent, Interveniren, Intervention, Inventarium, Inventiren, Jurisdiction ꝛc.; Legitimation, Legitimiren, Legislatur ꝛc.; Mahlschatz, Mandat, Manumission, Mitgift, Mußtheil ꝛc.; Naturalisation, Naturalisiren, Niesbrauch ꝛc.; Opposition, Opponiren ꝛc.; Paraphernalien, Patrimonium, Parthei, Pertinenzien, Präclusion, Präcludiren, Proclamation, Proclamiren, Provocant, Provociren, Präsumtion, Protestation, Protestiren, Protocoll, Protocolliren, Prozeß, Pubertät, Publication, Publiciren, Pupille ꝛc.; Qualification, Qualificiren, Quästion, Quästioniren ꝛc.; Recognition, Registratur, Registriren, Rejection, Renunciation, Renunciren, Requisition, Rescript, Revision, Revidiren, Regreß ꝛc.; Schutzrede, Separation, Separiren, Spado, Specification, Specificiren, Spillgeld, Sponsalien, Spoliren, Stuprator, Stupration, Subhastation, Submittiren, Secondiren, Sucession, Suspension, Suspendiren ꝛc.; Termin, Testator, Testiren ꝛc.; Urtel, Vindication, Vindiciren ꝛc. ꝛc. — Die meisten dieser Wörter sind Lateinischen Ursprungs und aus dem Römischen Rechte entlehnt, und haben nur Deutsche Endigungen erhal-

ten. Viele von den Deutschen Kunstwörtern in der Jurisprudenz, von denen einige oben angeführt worden, sind zu bekannt, und werden auch in andern Wissenschaften und Künsten, ja im gewhnlichen Leben gebraucht, daher sind nur aus der reichhaltigen Advokatensprache diejenigen Wörter hier angeführt worden, die man mehr in, als außer den Gerichtssälen gebraucht, und am häufigsten in den Juristischen Schriften findet. — Hierher gehört nun auch noch die sogenannte Hagensprache, eine ehemalige öffentliche Gerichtssprache in Deutschland oder bei den alten Deutschen unter freiem Himmel, die ihre Benennung von den Hagen oder Zäunen hatte, an welchen die Stimmengeber in der Versammlung standen, oder über welche sie aus ihrer Besitzung kuckten, wenn der Schulze, als Präsident, in einiger Entfernung davon auf einem erhöheten Steine saß, um ihn herum die Aeltesten des Dorfes, welche die Senatoren bildeten, und ihre Stimmen in den Rath gaben. Diese Gerichte sind die ältesten in unserm Vaterlande, und waren schon zu des Tacitus Zeiten, als das Heidenthum noch Deutschland beherrschte, im Gebrauche, und auch noch späterhin, als das Christenthum schon Wurzel gefaßt hatte, hielt man noch auf öffentlichen Plätzen unter freiem Himmel Gericht. Man findet auch noch im Braunschweigischen, Hannöverschen und in andern Deutschen Ländern auf Hügeln, Bergen, in Wäldern, an Flüssen, Quellen ꝛc. dergleichen erhabene Steine, die zum Sitz des Schulzen oder Dorfrichters gedient haben sollen. Man findet oft zwei Steine nicht weit von einander, wovon man vermuthet, daß der eine für den Schulzen, der andere für den Sprecher gewesen ist.*) Wie es denn auch wegen der alten Gerichte gehalten

*) Man sehe, außer dem Tacitus, noch darüber nach: Sorber de comitiis veter. German. — Des Rectors Steffens diplomatische Abhandlung in Briefen wegen der Stadt Zelle, S. 19.

worden seyn mag, so ist doch so viel gewiß, daß die Hagensprache auch noch bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts in den beiden oben genannten Landen, wenn auch nicht in den öffentlichen Gerichten, denn diese waren längst nicht mehr, aber doch bei öffentlichen Versammlungen in Privat- und Lokalangelegenheiten ist geführt worden, welches an Hecken und Zäunen unter dem Schatten von Bäumen geschah, und dann ging man erst in den Krug, um da das Besprochene noch näher zu erörtern. Soviel über die Hagen- oder Zaunsprache bei den Deutschen.

Sprache (Romanische), Provenzalsprache, s. unter Sprache (Französische), Th. 160. S. 401 und 493 u. f.; unter Sprache (Hof-) daselbst, S. 575, u. unter Sprache (Italienische), das., S. 635. Die Romanische Sprache wird auch noch in verschiedenen Gerichten des Cantons Graubündten in der Schweiz oder Helvetien als eine besondere Landessprache geredet, die von den Eingebornen Churwälsch u. Romaunsch, Rumansch (Romanisch, Römisch) genannt wird. Das Wort Römisch, Romans, Romansch, Romance, Romanza, bezeichnet in allen denjenigen Ländern, worin ehemals die Römische oder Lateinische Sprache eingeführt war, das aus derselben im achten, neunten, zehnten, eilften u. dem folgenden Jahrhunderte ausgeartete Sprachidiom. Dieses Wort ist übrigens nicht Französischer Herkunft, wie man in vielen Schriftstellern angeführt findet, sondern es wird in allen Ländern, wo ehemals Latein gesprochen wurde, und dieses späterhin durch die Vermischung mit andern Sprachen in andere Mundarten überging, und also aus der Reihe der lebenden Sprachen heraustrat, gebraucht, um den Römischen Ursprung im Sprachgemisch anzuzeigen. Daher hat man ein Französisches Romans oder Romance, ein Spanisches Romance, ein Italieni-

sches Romance oder Romanza, woraus sich dann in andern Sprachen, besonders in den Deutschen Dialekten, das Romana oder Romanica, und daraus Romanisch, Romas, Romanz ꝛc. gebildet hat. Die Wallachische Benennung: Romunius, Romuny, Romunier, Romunisch, ist so ziemlich eben dasselbe, indem die alten Wallachen so viel von der Römischen Sprache in ihrer Nationalsprache, und zugleich sowohl für ihre Nation, als Sprache den seit so langer Zeit in so großer Achtung gestandenen Römischen Namen, nach dem Beispiele so vieler von den Römern überwundenen oder mit ihnen in Verbindung stehenden Völker, annahmen. Das Brittische Romans, sagt ein Schriftsteller, könnte man auf gewisse Weise das mit dem Lateinischen vermischte Angelsächsische nennen, indem dieses Letztere die Fortschreitung der Römischen Landessprache in Britannien hinderte, viel von ihren Wörtern und ihrer Natur aufnahm und sie zuletzt ganz verschlang; dann giebt es auch noch ein Schweizerisches, Rhätisches oder Allemannisches Romansch. Das schon oben erwähnte Rumansch in Graubündten ist in denjenigen Bündtner Gerichten, in welchen es gesprochen wird, wieder verschieden. So nähert sich dasselbe in Engadin mehr dem Lateinischen und wird daher Ladinum, Ladein, Ladin, genannt; in dem Pregel und Puschlav ist es aber mehr dem Italienischen ähnlich; und dieser Unterschied soll in den verschiedenen, obgleich engen Distrikten so groß seyn, daß z. B. die Romanischen Engadiner und die Romanischen Bündtner des obern grauen Bundes einander nicht verstehen, sondern sich erst verstehen lernen müssen, wie es mit andern verwandten Mundarten in andern Sprachen der Fall ist. In der Romaunischen oder Ladinschen Sprache hat man eine Uebersetzung des Helvetischen Glaubensbekenntnisses und einige andere

neuere Schriften. Eine historische Nachricht von derselben kam durch Joh. Planta, aus dem Englischen übersetzt, im Jahre 1776 zu Chur heraus. Diese kleine, nur 64 Seiten starke Broschüre führt den Titel: Geschichte der Romaunschen Sprache ꝛc. Ob man auch Sprachlehren und Wörterbücher von dieser Mundart hat, findet man nicht angeführt.

Sprache (Römische), eine Benennung der Lateinischen Sprache, s. diese, Th. 160.

— (Rothwälsche), Fleischersprache, s. Sprache (Gauner-), Th. 160; und unter Sprache (Zigeuner) weiter unten. Woher die Benennung Fleischersprache eigentlich kommen mag, läßt sich nicht genau ermitteln. Nach einigen Schriftstellern soll es eine Zusammenstoppelung von Wörtern aus verschiedenen Sprachen seyn, denen man aber eine andere Bedeutung, Aussprache und Endigung gegeben hat, und deren sich die Fleischer und Viehhändler beim Viehhandel und dem Verkaufe des Fleisches bedienen sollen, die aber zur Führung eines ordentlichen Gespräches gar nicht geeignet sei; also eine Art Handwerkssprache, die nur aus den zum Handwerke gehörigen Wörtern und einigen Zusätzen besteht. Diese Sprache kann wohl nicht zu der Rothwälschen oder der eigentliche Gaunersprache gezählt werden, die einen ganz anderen Charakter hat, und aus Zigeunerischen, Hebräischen, Jüdischen, Deutschen und anderen Wörtern zusammengesetzt worden ist, und wenn sie auch nur ein dürftiges Gemisch, nach willkührlichen Regeln geordnet, genannt werden kann, so hat sie doch mehr Zusammenhang und immer eine Sprache zur Grundlage, sei es nun das Zigeunerische oder das Jüdisch-deutsche, welches aber bei den technischen oder Handwerkssprachen nicht der Fall ist, die sich bloß auf Ausdrücke beziehen, die in den Gewerben vorkommen, bloß den Handwerks-

genossen bekannt sind, oder ihnen zu Aufschlüssen und Erklärungen dienen, nur dem Handwerke gelten, das heißt dem Technischen desselben. – Auch die Juden haben unter sich im Handel mit Christen und Nicht-Juden ein Jüdisch-Rothwälsch, welches aus Hebräischen und Deutschen, oder andern Fremdwörtern besteht, das heißt, wo nämlich die Juden sich niedergelassen haben, oder in welchem Lande sie wohnen, bilden sie aus Hebräischen Wörtern mit denen der Landessprache ein Rothwälsch, welches sie unter sich verstehen, aber nicht die ihnen fremden Nationen. Von diesem Rothwälsch ist nun vieles in die Gaunersprache übergegangen; z. B. Achseln, essen; Alchen, gehen, Alch dich, packe dich; Genpfen, stehlen, Lechem, Brod; welche Wörter sämmtlich von dem Hebräischen herkommen; dagegen aus dem Deutschen: Schreiling, Kind; Lausemarkt, Kopf; Härling, die Haare; Griff, Hand; Griffling, Finger; Floßling, Fisch; Windfang, Mantel; Regenwurm, Wurst; Britfuß, Gans ꝛc.; s. den oben angeführten Artikel. — Man muß daher nicht die Kunst- und Handwerkssprachen, auch die Sprachen, die sich auf ganz natürlichen Wegen durch Vermischung mit andern Sprachen oder Mundarten, zu ganz eigenthümlichen Sprachen herausgebildet haben, mit dem Rothwälsch verwechseln oder sie für gleichbedeutend halten; denn dieses Letztere ist ein absichtliches Gemisch zu unedlen Zwecken, dessen Grund auf gar keinen Regeln beruht, sondern nur auf Uebereinkunft unter denjenigen, welche eine Gesellschaft der Finsterniß und des Versteckens bilden.

Sprache (Rück-), s. Th. 128. S. 412.

— (Russische), diejenige Sprache, welche in dem Russischen Reiche als Hauptsprache geredet wird; ein Slavischer Dialekt. Die Russische Sprache ist unter allen Slavischen Dialekten am meisten ausge-

bildet; denn sie erstreckt sich nicht nur über das weitläuftige Russische Reich, sondern wird auch noch in den verschiedenen Russischen Kolonien in mehreren Nachbarländern gesprochen; auch soll sie am frühesten angebauet worden seyn, und auch einen großen Reichthum an Schriften aus älteren und neueren Zeiten aufzuweisen haben. Sie ist durch die zeitige Einführung der christlichen Religion Griechischer oder Morgenländischer Kirche bei den Russen mit vielen Griechischen Wörtern, besonders in kirchlichen Angelegenheiten; durch die ehemalige Unterjochung der Russen von den Mongolen mit Tartarischen und andern Asiatischen, und durch die Umschaffung der Nation durch Peter den Großen und seine Nachfolger mit vielen Deutschen, Holländischen und Französischen Wörtern bereichert worden, die man in andern Slavischen Sprachen, außer der Polnischen, nicht in solcher Anzahl findet. Besonders hat die Französische und Deutsche Sprache darauf Einfluß gehabt. Man führte z. B. das Deutsche Wohlgeboren, Hochwohlgeboren und Hochgeboren ein. „Vielleicht," sagt ein Schriftsteller, „glaubte man damals die Sprache durch alle diese Geburten zu verfeinern; allein es braucht wohl keines Beweises, daß eine Sprache, die ihrer Natur nach nur die zweite Person zur Anrede braucht, durch diese Deutschen Impfungen hat eine andere Richtung nehmen müssen." — Wie bekannt, hat die Mutter der Russischen Sprache, die alte Slavische oder Slavonische Sprache zu den Ursprachen von Europa gehört; auch hat sich ihr Gebiet wohl weiterer über diesen Welttheil erstreckt, als es noch jetzt der Fall ist, indem man hin und wieder in andern Gegenden noch Spuren dieser Sprache antrifft, wie auch bei uns in Deutschland; auch waren mehrere, jetzt ganz Deutsche, Provinzen früher von Völkern Slavischen Ursprungs bewohnt, und nur die Ausbreitung der christlichen Religion,

welche die Germanen mit Eifer betrieben, konnte es dahin bringen, die Slavische Ursprache aus dem nördlichen Deutschland, aus Schlesien, Meklenburg, der Lausitz, aus Brandenburg ꝛc., wenn nicht ganz, doch wenigstens so zu verdrängen, daß nur noch schwache Spuren in jenen Gegenden übrig blieben; s. unter Sprache (Slavische) und Sprache (Wendische). Es ist aber auch möglich, daß die genannten Deutschen Provinzen schon früher, ehe Slaven sie bewohnten, von Germanen bewohnt waren; wenigstens wissen wir von einigen historisch, daß ihre Germanischen Urbewohner bei jener großen Völkerwanderung, von den aus ihrem alten Wohnsitze am Dniester und der Weichsel hervorgedrungenen Slaven aus ihrer Heimath verdrängt worden sind. Die Richtung des Zuges dieser verdrängten Volksmasse ist schon aus den Benennungen zu erkennen, die sie sich in ihren einzelnen Stämmen selbst beigelegt haben; die Böhmen heißen nämlich die Vordern (Czechy); die Wenden, die Mittlern (Szerżki); die Schlesier, die Hintern (Wozy). Ueber den Ursprung der jetzigen Russen ist man nicht einig, nur so viel kann man mit Gewißheit anführen, daß sie ein Zweig des großen Slavischen Völkerstammes sind, und daß die von ihnen unter Rurik's Anführung aus dem Norden von Europa herbeigerufenen Gothen sich mit ihnen so sehr verschmolzen haben, daß von der Sprache der eigentlichen Sieger nur noch wenige Merkmale in der Mundart der Besiegten übrig sind. Ob sie übrigens Abkömmlinge derjenigen Slaven sind, die in den frühesten Zeiten auf der nördlichen Seite der Donau in Ungarn gewohnt haben, woraus sie von den Walachen vertrieben worden sind, worauf sie in die Gegend am Dnepr zogen, wo sie Kiew, und in ihrer weitern Ausbreitung gegen Norden, Nowogrod gründeten, ist nicht mit Gewißheit zu erweisen. — Wie die erste Bildung der

Slavischen Sprache, bei ihrem langsamen Vorschreiten, geschehen ist, gewahrt man aus den verschiedenen Dialekten derselben, und aus der Aufnahme von Fremdwörtern in diesen. Aus den Letztern ersieht man, daß die Deutschen, die Römer und die Griechen in der Ausbildung der Slavischen Ursprache, so wie in der Geisteskultur der einzelnen Volksstämme, einen großen Antheil gehabt haben, wozu nun noch das Christenthum nach dem Morgenländischen und Abendländischen Ritus gekommen ist, welches diese angefangene Bildung weiter beförderte. — Unter den noch jetzt gebräuchlichen Dialekten der Slavischen Sprache hat der Wendische die meiste Aehnlichkeit mit dem Deutschen, weil die Deutsche Sprache hauptsächlich darauf einwirkte und eine große Anzahl Wörter in demselben zurückließ. In den Polnischen und Böhmischen Dialekt sind gleichfalls viele Deutsche Wörter, besonders in der neueren Zeit, gekommen, jedoch nicht in der Anzahl, um so darauf einwirken zu können, wie auf den Wendischen; auch findet man in diesen beiden Dialekten viele Wörter von Lateinischer Abkunft. Die Anzahl Deutscher Wörter, die in die Russischen und Lithauischen Dialekte gekommen, sind nur geringe; und in dem Servischen, Illyrischen und Kroatischen sollen sich wenig oder gar keine Spuren von Deutschen Worten finden, dagegen soll man auf Wörter stoßen, die einen Griechischen oder Lateinischen Ursprung verrathen. Die Russische Mundart hat viele Wörter aus der Griechischen Sprache aufgenommen, und wenn sie auch nicht in ihrer Eigenthümlichkeit darin geblieben, sondern umgewandelt worden sind; so sind sie doch immer als ein Beitrag zur Ausbildung des Russischen Dialekts der Slavischen Sprache zu betrachten.

Die Ausbildung der Russischen Sprache bis zu der Höhe, worauf sie jetzt bei den Russen steht,

läßt sich nicht gut in Perioden eintheilen, wie bei den andern Europäischen kultivirten Nationen, weil man die Literatur dieses Volkes in der Geschichte eine geraume Zeit hindurch ganz verliert. Der Anfang der Bildung der Russischen Sprache datirt sich von den Zeiten des heiligen Cyrillus her, der mit seinem Bruder Methos in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts die Bibel in die Altslavische oder Russische Sprache übersetzte, und diese der Griechischen nachbildete, daher auch noch die vielen Wurzelsylben in den heutigen Russischen Wörtern aus der Griechischen Sprache. In den alten Russischen Chroniken findet man viele Stellen aus dieser alten Slavonischen Uebersetzung, die eigentlich von den Bulgaren, die mit den Russen einerlei Sprache redeten, in dem oben erwähnten Jahrhunderte veranstaltet wurde, angeführt. Die älteste Abschrift, die man davon hat, ist vom Jahre 1499; von dem neuen Testamente hat man dagegen Abschriften, welche bis in das zwölfte Jahrhundert hinaufgehen. Zu Ostrog, in Volhynien, ist diese Bibel im Jahre 1581 gedruckt erschienen, und nach derselben hat der Czar Alexius Michaelowitz die Bibel zu Moskwa im Jahre 1663 drucken lassen, und Peter der Große befahl die Slavonische Bibel noch einmal mit dem Griechischen Texte zu vergleichen; allein es kam nicht zu Stande. Die jetzigen Russischen Bibeln sind daher Abdrücke der Ostrogischen. Die heilige Schrift ist also, außer den Chroniken und andern historischen Denkmälern, das einzige Dokument von Bedeutung der früheren Literatur der Russen; denn von Cyrillus Zeiten an bis zur Regierung Peters des Großen lag die Russische Literatur noch in der Wiege; denn was in den Klöstern dieses Staates davon existirte, war eben nicht sehr bedeutend, auch hatte es ein ganz eigenes Gepräge, einen eigenen originellen Charakter. Von den Zeiten des genannten

Monarchen an beginnt die eigentliche Kultur der Russischen Sprache, die bis zu diesem Zeitpunkte, wenn auch nicht ganz unbeachtet, doch dem Auslande unbekannt geblieben war. Peter stiftete durch den Beschluß und das Reglement vom Jahre 1724 die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften (Imperatorskaja Akademija Nauk) und Katharina die Erste eröffnete sie förmlich im December des darauffolgenden 1725sten Jahres. Der Zweck dieser Akademie sollte nach den Statuten seyn: ein Kollegium zu bilden, welches der Regierung und dem Staate Auskunft, Erläuterungen über wissenschaftliche oder Wissenschaften voraussetzende Gegenstände, Beantwortungen und Auflösungen mancher Fragen, Beurtheilungen mancher Vorschläge, ertheilen, das Kalenderwesen besorgen, physische, geographische und historische Kenntnisse vom Reiche sammeln, bearbeiten und verbreiten könne. Dann sollte es auch von den fähigsten Söhnen des Landes Jünger zuziehen, die in allen Fächern als geschickte Lehrer angestellt werden könnten. Dieser Akademie ward eine im Jahre 1721 vom heiligen Synod bestätigte Sprachschule (Gymnasium) untergegeben, auch mit derselben eine Universität verbunden, deren Professoren in verschiedenen Wissenschaften Vorlesungen halten sollten. Mit ihren Statuten, die sie erst von der Kaiserin Anna erhielt, wurde ihr jährlich 24,000 Rubel Einkommen angewiesen, die Elisabeth, als sie im Jahre 1758 eine Akademie der Künste mit der Akademie der Wissenschaften verband, bis zu 53,000 Rubel, aus dem Revalschen Zoll zu erheben, vermehrte. Diese Kaiserin war gleichsam die Wiederbeleberin der Akademie. Sie gab derselben den Grafen Cyrillus von Rasumowsky zum Präsidenten, unterwarf sie bloß den Befehlen des Regenten, und stiftete einen jährlichen Preis von hundert Dukaten, oder einer gleichgeltenden goldenen Medaille

für die beste Abhandlung über eine von den Mitgliedern bestimmte Materie in Russischer, auch in Deutscher, Französischer oder Lateinischer Sprache. Als die Kaiserin Katharina die Zweite im Jahre 1764 die Akademie der Künste von derjenigen der Wissenschaften trennte und sie selbstständig machte, blieben der Letztern ihre Einkünfte, die sie durch die Buchdruckerey, den Bücher- und Landkartenverkauf, durch Kalender und Zeitungen bis zu Kaiser Alexanders des Ersten Regierung jährlich auf 80,000 Rubel und drüber brachte. Erst unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth bekam die Russische Sprache durch Lomonossow eine eigene Sprachlehre oder Grammatik. Mit der Regierung Katharinens der Zweiten beginnt das goldene Zeitalter der Russischen Sprache und Literatur. Diese für Wissenschaften und Künste glühende Regentin, selbst Schriftstellerin und Dichterin, stiftete die Kaiserliche Russische Akademie (Imperatorskaja Rossiiskaja Akademija) im Jahre 1783, nach dem Entwurfe ihrer Staatsdame, der gelehrten und patriotischen Fürstin Katharina Romanowna Daschkaw, Direktorin der Akademie der Wissenschaften, zur Vervollkommnung der Russischen Sprache und Geschichte. Die Monarchin schenkte zum Bau des Sitzungshauses 13,000 Rubel, und zum Fond wurden der Akademie 5,000 Rubel jährlicher Einkünfte angewiesen. Präsident der Akademie war die oben genannte Fürstin Daschkaw, welche auch als Direktorin der Akademie der Wissenschaften sich sehr verdient um dieselben in ihrem Vaterlande gemacht hat, indem durch sie Russische Vorlesungen bei der Akademie über Mathematik, Chemie und Naturgeschichte gehalten wurden. Die Russische Akademie beschäftigte sich gleich nach ihrer Stiftung mit der Ausarbeitung eines großen Russischen Realwörterbuches, von welchem

der erste Band mit den drei Buchstaben А, Б und В schon im Jahre 1789 erschien. Aus diesem Wörterbuche, welches nach dem Urtheile von Sprachbildnern, mit Recht zu den vorzüglichsten gezählt werden kann, soll sich der große Reichthum der Russischen Sprache ermessen lassen, obgleich sie bei weiten noch nicht ganz ausgebildet ist, und noch immer neue Wortbildungen verträgt. Nach Einigen soll die Zahl ihrer Wurzelwörter noch weit bedeutender seyn, als die der Deutschen Sprache; denn wenn Adelung nur sechshundert wahre Wurzelwörter für die Deutsche Sprache angenommen hat, so kann die Russische wegen der erlaubten vielfachen Zusammenstellungen von Mitlauten oder Konsonanten, und wegen der großen Anzahl einfacher Zischlaute, wohl noch halb so viel mehr rechnen. Daß diese Wurzellaute, nach einem Schriftsteller, ursprüngliche Nachahmungen der Naturlaute sind, wodurch die ersten Spracherfinder einen Gegenstand oder eine Empfindung bezeichnen wollten, soll sehr wahrscheinlich seyn; auch lasse sich durch häufige Beispiele darthun, daß die Griechen, Lateiner, Deutschen und Slaven viele Stammwörter mit einander gemein haben. Unter Alexander dem Ersten stieg die Russische Sprache und Literatur immer mehr und mehr, und sie hat jetzt, unter der Regierung von Nicolaus dem Ersten, schon eine ziemliche Höhe erreicht, und sie würde noch höher stehen, wenn die Französische Sprache sich nicht schon im verwichenen Jahrhunderte am Hofe und unter den Gebildeten der Nation sehr ausgebreitet gehabt hätte, welche Liebe zu einer Fremdsprache immer der Kultur der Muttersprache schadet und ihr kräftiges Emporblühen hemmt. Uebrigens haben die Russen in ihrer Sprache und Literatur seit Peter dem Großen bis auf die neueste Zeit erstaunenswürdige Fortschritte gemacht, und ein Schriftsteller hat wohl nicht Unrecht, wenn er sagt:

„Wer würde einst bei den Römern Glauben gefunden haben, wenn er im prophetischen Geiste vorausverkündiget hätte, daß die Bewohner Germaniens, die Tacitus als Barbaren schildert, durch große und wichtige Entdeckungen in allen Fächern des menschlichen Wissens, sich vor ihren eigenen Abkömmlingen auszeichnen und solche weit hinter sich lassen würden? Wer bürgt uns dafür, daß unsere Nordische Nachbarn uns einst nicht auch überflügeln? Oder wer will es für eine Unmöglichkeit halten, daß die Russische Sprache nach einigen Zeitaltern eben so die Hof- und Modesprache seyn werde, wie es die Italienische, Spanische, Französische und Englische hier und da eine kürzere oder längere Zeit gewesen ist? Oder man müßte annehmen, weil sie eine von der allgemeinen Kultursprache (der Lateinischen) gar zu verschiedene Ursprache ist, und der Lehrling bei ihrer Erlernung lange nicht dieselben Hülfsmittel hat, die er beim Erlernen der eben genannten aus dem Lateinischen entsprossenen Mundarten findet; daß darum zu bezweifeln seyn möchte, daß sie den Grad von Allgemeinheit und Beliebtheit sich je erwerben werde, den die Französische sich erworben hat; so macht es doch die ungeheure Ausdehnung des Russischen Reichs, das sich ostwärts um den halben Erdkreis herum erstreckt, wohl mehr als wahrscheinlich, daß die Russische Sprache, in Rücksicht ihrer allgemeinen Verbreitung, dereinst noch vor allen andern Sprachen des Erdbodens den Vorrang behaupten werde.“ Daß die Russische Sprache bei ihrer verschiedenen Ausbildung nicht auch den Höhepunkt erreichen werde, den die Deutsche schon im verwichenen Jahrhunderte erreicht hat, daß sie von andern Nationen, der Handelsverbindungen mit Rußland wegen, auch als eine nöthige Geschäftssprache erlernt werden wird, ist nicht zu bezweifeln, daß sie aber je eine solche Hof-, Diplomatische und Modesprache

werden wird, als die Französische es noch zum Theil jetzt ist, ist zu bezweifeln, oder die Kultur und die Verfassungen des übrigen, besonders westlichen, Europas müßten sich ganz verändern; denn bei der erweckten und gesteigerten Liebe der kultivirten Völker Europas für ihre Muttersprache in der gegenwärtigen Zeit; bei dem Eifer, mit dem jedes seine Sprache herauszubilden strebt, um in einem literarischen Wettkampf mit den übrigen, wenn auch nur in einer Rücksicht, zu siegen, läßt sich ein solcher Wechsel, wenigstens so bald, nicht vermuthen; denn selbst diese Periode, daß sie als eine nothwendig zu erlernende Geschäftssprache, wie die Französische, Englische und jetzt auch Deutsche, um in der Handels- und Gewerbswelt gut fortzukommen, erlernt werde, ist noch etwas fern oder kann noch etwas weit hinausgeschoben werden; und dann hat auch keine der oben angeführten Slavischen Mundarten das Glück gehabt, als eine Unterhaltungssprache der feinen und gebildeten Welt eingeführt zu werden; denn in allen den Staaten, wo die Slavischen Mundarten geredet werden, spricht man in gebildeten Zirkeln Französisch, oder ist die Unterhaltung in der gebildeten Welt größtentheils in der Französischen Sprache bis jetzt geführt worden, weshalb die Slavischen Mundarten auch nie zu einer besondern Ausbildung gelangen konnten.

Auf die Russische Sprache hat, außer der schon oben erwähnten Griechischen Sprache, auch die Deutsche Sprache Einfluß gehabt, und nicht bloß durch die Einwanderungen vieler Deutschen der unteren Volksklassen auf die gemeine Volkssprache durch den täglichen Verkehr und die Gewerbsamkeit der Eingewanderten mit den Eingeborenen, sondern auch auf die Ausbildung der höheren Klassen des Russischen Volkes durch gebildete Deutsche, indem, nach einem Schriftsteller, der männliche Theil des Russischen Adels Deutschen Er-

ziehern im Ganzen eben so vorzugsweise anvertraut worden ist, als der weibliche Theil desselben unter Französischen Erzieherinnen aufwuchs. Dieser Einfluß der Deutschen Sprache auf die Ausbildung der Russischen, ist in Letzterer, so wie in deren Literatur gar nicht zu verkennen, und er würde noch auffallender zu bemerken seyn, sagt ein Schriftsteller, wenn nicht die Französische Literatur, die früher als die Deutsche zu einiger Vollkommenheit gelangt war, sich den Vortheil des Besitzes errungen hätte; wenn daher gleich Deutsche die Erzieher des Russischen Adels blieben, so führten sie ihre Zöglinge, in Ermangelung ächter Deutscher Literatur, doch lieber zur Französischen und zur alten klassischen, woher es denn auch rühren soll, daß die Spuren der Deutschen Mitwirkung im Gange der Russischen Sprache so innig mit denen der Französischen und klassischen verwebt sind. Besonders sichtbar ist dieses in den beiden Residenzstädten Moskwa und Petersburg, in der jüngsten Residenz um so auffallender, da mit deren Aufbau von Peter dem Großen auch die Bildung der Russischen Sprache beginnt; denn die ersten Einwohner Petersburgs waren Soldaten und Arbeitsleute, die beim Stadtbau gebraucht wurden, wozu sich viele Handwerker und Krämer aus anderen Städten Rußlands gesellten; dazu wirkten die Befehle des Kaisers in den Jahren 1710, 1711 und 1714, nach welchen aus allen Städten des Reichs einige Handwerker und Kaufleute nach St. Petersburg als beständige Einwohner versetzt werden mußten, zu welchen sich dann nach und nach Freiwillige als beständige oder periodische Einwohner, sogenannte Gäste (Gosti) einfanden. Von den Finnen, Ingriern, Letten, Lieven u. Ehsten, von welchen die Ersteren die alten Einwohner der ganzen Gegend um Petersburg herum sind, findet man nur wenige als beständige oder bleibende Einwohner; dagegen ist die Deutsche Nation

nach der Russischen am zahlreichsten; denn schon von der Erbauung der Stadt an fanden sich Deutsche Familien aus Moskwa und aus anderen Städten, auch aus Liefland ein. Besonders aber zogen die den Ausländern von Peter dem Großen und seinen Nachfolgern ertheilten politischen und Religions-Freiheiten viele Fremde herbei, da ein Jeder nützliche Talente ohne alle Hindernisse geltend machen und auch ohne Schwierigkeiten mit seinem erworbenen Vermögen wieder weggehen konnte. Auch berief Peter der Große eine große Anzahl Deutsche in sein Land, welches auch seine Nachfolger und Nachfolgerinnen mehr oder weniger thaten, wobei wohl etwas bei Letzteren auf die Rechnung der ehelichen Verbindungen mit Deutschen Fürsten und Fürstinnen geschoben werden muß, die aus Vorliebe für ihre Landsleute, auch diese zu begünstigen suchten; wie es aber auch ist, so ist doch nicht zu läugnen, sagt ein Schriftsteller, daß die Anerkennung des Werthes des Deutschen National-Charakters für die aus eigenem Antriebe oder nach vorgängiger Einladung nach Rußland gekommenen Deutschen die sicherste Empfehlung gewesen sei; denn der unerschütterliche Muth, die Unverdrossenheit, die Treue, die Schlichtheit, die Genügsamkeit, die Selbstverläugnung und die Schonung der National-Vorurtheile, die der Deutsche, außer manchen andern guten Eigenschaften, besitzt, hatten ihn bei fremden Völkern, unter denen er lebte, von jeher so beliebt gemacht, und diese haben ihn auch in Rußland die gute Aufnahme verschafft; denn Peter der Große sah zu gut ein, wie sehr ihm die Deutschen bei der Umbildung seines großen Reichs nützlich werden konnten, und daher ertheilte er ihnen und den Holländern auch sehr günstige Privilegien, obgleich von den Letzteren nur sehr wenige ansäßig in Petersburg geblieben sind. Von den Engländern und Franzosen hatten sich mehrere Gewerbtreibende daselbst niederge-

lassen. Von den übrigen fremden Nationen, den Schweden, Italienern, Spaniern, Polen und einigen Asiatischen Völkern, haben sich nur wenige in Petersburg niedergelassen, und ihre Sprache hat daher auf die Ausbildung der Russischen gar keinen Einfluß gehabt. Von Petersburg aus, als der Sitz der Aufklärung des ganzen Russischen Reichs, verbreitete sich nun die Kultur der Sprache und die Literatur auch über andere Theile Rußlands. Und wie schon oben angeführt worden, fängt das goldene Zeitalter der Russischen Sprache und Literatur mit der Regierung der Kaiserin Katharina der Zweiten an, die viele neue Schulen und Erziehungs-Institute errichten ließ, und überall in ihrem Reiche, besonders aber in der Hauptstadt, die noch schlummernden Keime der Wissenschaften und Künste bei ihrem Volke erweckte und zu verbreiten suchte.

Die Buchstabenschrift erhielten die Russen mit ihrer jetzigen Glaubenslehre von den Morgenländischen Christen, sie vermehrten sie aber mit noch mehreren Charakteren von eigener Erfindung, so daß sie mehr Schriftzeichen enthält, als irgend eine andere Europäische Sprache. Nach Einigen zählt sie deren fünf und vierzig, nach Andern nur zwei und vierzig, und in einem mir vorliegenden ältern Russischen Sprachwerke finde ich auch nur so viele Schriftzeichen angeführt. Von diesen Schriftzeichen sind aber mehrere, zehn oder eilf, in neuerer Zeit ganz außer Gebrauch gekommen; man findet sie nur noch in alten Kirchenbüchern und handschriftlichen Urkunden. Die übrigen funf und dreißig Buchstaben, die das jetzige Alphabet ausmachen, sind in ihrer Gestalt ganz von den Deutschen und Lateinischen verschieden, und nähern sich mehr den Griechischen, nur einige wenige kommen mit den Lateinischen überein, jedoch nur größtentheils in der Figur, nicht in der Bedeutung; auch sollen die meisten

Charaktere die Griechischen Quadratbuchstaben seyn, wie man sie im neunten Jahrhunderte schrieb, so wie überhaupt das ganze Alphabet in dem oben genannten Jahrhunderte von dem Moskowischen oder Russischen Bischofe Cyrillus gebildet worden seyn soll, auch von ihm noch den Namen des Cyrillisch-Slavischen oder Russischen Alphabets führt. Die Hauptbuchstaben im Russischen Alphabete sind nach dem Griechischen gebildet worden, da aber diese nicht ausreichten, alle Laute der Russischen Sprache auszudrücken, so that Cyrill noch einige Hebräische und andere willkührliche Zeichen hinzu. Die mehreren Schriftzeichen geben darum der Sprache eben nicht mehr eigene Töne, als unsere Sprache, die Deutsche, hat. Da die Russische Sprache, wie die meisten Slavischen Dialekte, so reich an Zischlauten ist, so hat sie für das harte und weiche s, für das weiche und harte sch und für die beiden übrigen einfachen Zischtöne, wovon wir den ersten mit den Buchstaben tsch, den andern mit den sieben Buchstaben schtsch ausdrücken, ganz eigene Schriftzeichen, die weder im Gespräche, noch in schriftlichen Aufsätzen mit einander verwechselt werden dürfen. Anstatt des Akzents, womit die Wenden, Böhmen und Polen mehrere Buchstaben bezeichnen, wenn diese bei der Aussprache mit einem am Gaumen kleben bleibenden kurzen und geschwinden j oder g verbunden werden sollen, haben die Russen ein eigenes Schriftzeichen, von dessen eigentlicher Benennung (Jehr) alle jene Buchstaben jehrirte genannt werden. Der häufige Gebrauch dieses Jehr ist eins der wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale der Slavischen Dialekte, das in keiner andern Europäischen Sprache anzutreffen ist; jedoch hat die Spanische und Französische in der Aussprache etwas Aehnliches in dem I mouillé; die Schwedische und Dänische in der häufigen Verbindung des j mit Selbstlauten. Unsere Deutschen Dop-

pellaute oder Diphtongen ä und ö mangeln den Russen ganz, so auch der Hauchbuchstabe h, und die Buchstaben f und v, wovon Ersterer durch g, die beiden letztern aber durch die Blaselaute ersetzt werden. Die Nasenlaute, die der Franzose durch en, in, on, der Pole durch a, e, der Portugiese durch a, o, bezeichnet, gehen dem Russen ganz ab, so wie die den Dänen und Schweden eigenthümlichen Selbstlaute å, aa, ã, oe, o. — Da das Russische Alphabet ein Haupthinderniß für Ausländer zu seyn scheint, um die Russische Sprache zu erlernen, so haben mehrere Gelehrten den Vorschlag gethan, das Deutsche, Polnische oder Böhmische Alphabet dafür zu gebrauchen. Wenn dieser Vorschlag je ausgeführt werden sollte, sagt ein Schriftsteller, so würde die von Büsching und Bandtke vorgeschlagene Orthographie mit Lateinischen Buchstaben, oder nach Dobrowsky die Böhmische mit Deutschen Buchstaben noch am zweckmäßigsten seyn. Mit Jehnisch und Nemnich aber Deutsch zu orthographisiren, würde die Worte oft zu einer ungeheuren Länge ausdehnen. Das Russische aus zehn Buchstaben bestehende Wort saschtschischtschennyi würde im Deutschen mehr als noch einmal so viel haben, und zu dem nur zwei Buchstaben enthaltenden Russischen Worte schtschi würde man deren acht brauchen. Das zweite Hinderniß, worauf man bei Erlernung der Russischen Sprache stößt, liegt in der schweren Aussprache der einzelnen Buchstaben, Sylben und Worte. Nach einem Grammatiker soll dieses aber weniger Schwierigkeiten haben, wenn man jeden Buchstaben mit seinem ursprünglichen Laute hören läßt; allein Buchstaben zu unterdrücken, wie bei den Franzosen, Engländern und Dänen, oder andere Laute ihnen beizugesellen, ist in der Russischen Sprache nicht gebräuchlich, das o ausgenommen, welches nach dem zierlichen Moskwaschen Dialekt wie a ausgesprochen

wird, wenn der Akzent nicht darauf ruht, und daß die Endigungssylben der Bei- und Mittelwörter öfters weggeworfen werden. Die Russische Aussprache ist übrigens nach den verschiedenen Provinzen des Russischen Reichs auch sehr verschieden, wie es mit allen Hauptsprachen großer Reiche der Fall ist. Der Hauptmundarten zählt man nach Einigen drei, die Moskwasche, die nördliche und die Ukrainische; nach Andern vier: die Moskwasche, Nowogrodsche, Archangelische und Ukrainische, welche Letztere für die feinste und beste gehalten wird, und unter allen Russischen Mundarten nicht nur mit der Polnischen, sondern auch Illyrisch-Kroatischen am meisten übereinkommt; obgleich ein Russe und Illyrier einander nur mit großer Mühe verstehen sollen. Neben-Dialekte sind: Großrussisch, Kleinrussisch, Rothrussisch, Schwarzrussisch ꝛc. Nicht bloß die Aussprache der Russischen Buchstaben erschwert das Erlernen der Sprache, sondern auch die Stellung des Akzents, der bald auf dieser, bald auf jener Sylbe ruht, also sehr wandelbar ist, wozu noch kommt, daß es keine bestimmte Regeln dafür giebt, sondern nur der Gebrauch entscheidet. Der Ausländer, der die Polnische Sprache erlernen will, hat es in dieser dagegen weit leichter mit der Stellung des Akzents; indem derselbe, mit einigen Ausnahmen, in derselben immer auf der vorletzten Sylbe ruht. Der Deutsche verunstaltet durch Versetzung des Akzents häufig die Russischen Geschlechtsnamen, und macht sie in der Aussprache den Russen ganz unkenntlich. So soll z. B. nichts gewöhnlicher seyn, als die berühmten Russischen Namen: Demidow, Golitzin, Lomonossow, Rumänzow, Schtscherbetow, Sumarokow, Suwarow, Tschitschagow, Woronzow ꝛc. von Deutschen so aussprechen zu hören, als wenn der Akzent in den dreisylbigen Worten auf der ersten, in den viersylbigen aber

auf der zweiten läge, da er doch in allen auf der vorletzten ruht und sehr deutlich ausgedrückt werden muß. Eben so wenig darf man das ch der Russen Französisch aussprechen, wie es viele Nichtrussen thun, indem sie z. B. Cherasskow oder Charkow, als Scherasskof oder Scharkof lesen, oder im Worte Zarskoje-Selo der Ton auf die Sylbe Se, und im Worte Kasan auf Ka legen, indem er in beiden Fällen auf der letzten Sylbe ruht. Auf den Akzent kommt darum so viel an, weil seine verschiedene Stellung die Bedeutung der Wörter oft gewaltig verändert. Hier nur einige Beispiele, so heißt: sasy'pat, überstreuen; sasypát, einschlafen; mokróta, Schleim; mokrotá, Nässe, múka, die Qual, mukú, das Mehl, plátschu, ich weine, platschú, ich bezahle. Zuletzt ist auch noch, nach einem Grammatiker, der eigene Genus der Russischen Sprache als ein vorzügliches Hinderniß bei der Erlernung derselben zu betrachten, welcher sich vom Deutschen hauptsächlich in folgenden Punkten unterscheidet: der Artikel der, die, das, fehlt den Russen ganz, und an Beugungen oder Deklinationen haben sie nur drei, eine für das männliche, eine für das weibliche und eine für das sächliche oder Zwittergeschlecht, wovon aber jede wieder auf mehrere Endigungen ausgeht; lebende und leblose Gegenstände werden durch die Endigungen einiger Fälle genau von einander unterschieden. Von Conjugationen nahm man lange nur zwei an, wovon sich der Infinitiv der einen auf at, der der andern aber auf it endigte. Da aber noch viele Infinitiva vorkommen, die auf tsch, yt, ut, et i, st ausgehen, und auch noch andere Beweggründe zu einer verschiedenen Annahme vorhanden sind, so hat die Russische Akademie deren viere aufgestellt. Nach welcher Conjugation ein Zeitwort zu bilden sei, erkennt man aus der zweiten Person des Singulars oder der Ein-

heit vom Präsens. Was das System oder die Wortstellung anbetrifft, so hat hierin die Russische Sprache größere Freiheiten, als alle andere Europäische Sprachen, jedoch ist sie nicht so unbeschränkt wie die Lateinische. Der Deutsche soll sie am ersten sich zu eigen machen können, weil sie so ziemlich mit seiner Sprache übereinstimmt. Da die Russische Sprache in Allem, was die Sprachlehre betrifft, so ziemlich mit den andern Slavischen Sprachen übereinkommt, und unter Sprache (Polnische) das Grammatikalische dieser Sprache schon über den eigentlichen Plan dieser Sprachartikel ist ausgedehnt worden, so verweise ich auf diesen Artikel, auf Sprache (Slavische) und auf die Russische Grammatik. — Die Russische Sprache soll nichts weniger als rauh seyn, wie manche Ausländer irrig wähnen. Die vielen Zischlaute machen sie für die Deutsche Zunge etwas beschwerlich, aber in dem Russischen Munde, besonders des gebildeten Frauenzimmers, verliert sie das vermeintliche Rauhe und Holprichte ganz und wird voll- und wohlklingend. Im Nachdrucke und der Bildsamkeit hat die Russische Sprache vor allen andern Nordischen und Süd-Europäischen Sprachen Vorzüge. Auch ist sie weniger schleppend, weil ihr die Artikel und Hülfswörter fehlen. Bei der Zusammensetzung und Nachbildung neuer Wörter findet man kein Hinderniß; auch hat sie einen unerschöpflichen Reichthum an Wörtern und Wendungen zu jeder Art der Darstellung, welches die trefflichen Uebersetzungen von Deutschen, Französischen und Brittischen Werken und ihre Dichter beweisen. Für die Ton- und Dichtkunst scheint sie gleichsam gebildet zu seyn; denn selbst der gemeine Russe, die niedrige Volksklasse, singt bei der Arbeit, wie wir dieses auch auf ihren Kriegszügen durch Deutschland gehört haben, wo der Russische Krieger überall in seinem Quartiere, wenn mehrere zusammen

lagen, sich mit Gesang und Tanz als Erholung beschäftigten. Auch für den geselligen Umgang soll diese Sprache dieselbe Leichtigkeit wie die Italienische gewähren. Der Charakter der rührendsten Innigkeit, der süßesten Schmeichelei, der launigsten Scherzhaftigkeit, des tiefsten Gefühls, des kräftigsten Nachdrucks läßt sich, nach einem Schriftsteller, in derselben gut ausdrücken.

Was die Literatur Rußlands betrifft, so hat sie erst in der neuesten Zeit einige Bedeutsamkeit erhalten; denn was selbst zur Zeit der Kaiserin Katharina der Zweiten geschah, ist nur unbedeutend, wenn man es auf die Russische Sprache bezieht; denn die mehrsten Schriften, die in jener Zeit erschienen, sind in Lateinischer, Französischer oder Deutscher Sprache, und auch größtentheils von Franzosen und Deutschen verfaßt worden. Wie jede große Residenz kultivirter Staaten als der Stamm der Wissenschaften und Künste, überhaupt der Musen, anzusehen ist, der seine Aeste und Zweige in die verschiedenen Provinzen des Reichs verbreitet, so sind die Residenzen der Russischen Monarchie. Moskwa und St. Petersburg, besonders aber Letztere wegen der Anwesenheit des Hofes, der Großen des Reichs, der Akademien und übrigen Lehranstalten, Kollegien ꝛc., fast ausschließend die Sitze der Musen, und von ihnen geht hauptsächlich alle Literatur aus, wenigstens liefert St. Petersburg in dieser Beziehung mehr, als das ganze übrige Russische Reich zusammengenommen. Nach Georgi*) sollen mehrere Schriftsteller zu der genannten Zeit sehr im Verborgenen in St. Petersburg gelebt haben; sie erschienen und verschwanden oft sehr schnell, und kehrten zum Theil in kürzerer oder längerer Zeit in verän-

*) Versuch einer Beschreibung der Russisch Kaiserlichen Residenzstadt St. Petersburg, 1790.

derter Gestalt wieder auf; auch wirkten Viele, ja die Meisten nur in engeren Kreisen, mit geringem oder entferntem Einfluß auf das Volk, wie auch sehr natürlich, da sie in fremden Sprachen abgefaßt waren. Aber nicht allein St. Petersburg, sondern auch die alte Residenz der Czaaren, Moskwa, kann als der Sitz der Russischen Gelehrsamkeit angesehen werden, weil hier ein großer Theil des reichsten und vornehmsten Russischen Adels, der keine Hof- und Staatsbedienungen nachgesucht hat, den Wissenschaften und Künsten lebt, und hier in seiner Muße den Wissenschaftern und Künstlern, so wie jedem gebildeten Fremden, seinen Pallast öffnet und sie an seine Tafel und in die gesellschaftlichen Zirkel zieht; und was ein Demidow, Tscheremetow, Urussow und Betzkoi den Wissenschaften und der Literatur opfern, ist sehr bedeutend, wenn gleich dem Auslande weniger bekannt. Nur Schade, daß auch hier bei allen Festen und Vergnügungen des gebildeten Russischen Adels die Französische Sprache den Vorzug hat; denn selbst auf den Privatbühnen oder Gesellschaftstheatern in den Pallästen desselben werden Französische Stücke und Opern aufgeführt; nur selten widerfährt einem Russischen Erzeugnisse diese Ehre; wäre dieses, was könnte da nicht für die Ausbildung der harmonischen Russischen Sprache geschehen, und besonders in diesen Gesellschaftszirkeln, wo der Aufwand bei Theatervorstellungen, an denen die Familie des Wirthes selbst Theil nimmt, so wie überhaupt die Söhne und Töchter des vornehmsten Adels, außerordentlich groß ist; denn wer in Rußland von seinen Gütern 25,000 Rubel jährlicher Einkünfte hat, gehört, dem Vermögen nach, kaum zur dritten Klasse. Die Frauen aus den ersten Ständen in Moskwa sind sehr gebildet, und sprechen außer der Muttersprach, Französisch, Englisch, Italienisch, seltener aber Deutsch, wenigstens geschah dieses noch

in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts, daß sie unsere Sprache, die Deutsche, wenig in der Unterhaltung beachteten, und sie nur da gebrauchten, wo sie mit Deutschen Handwerkern umzugehen nöthig hatten. Unterhaltung durch Bücher ist ihnen zum Bedürfniß geworden; dagegen soll dem Manne im Allgemeinen nichts so sehr anekeln, als bloße Lektüre. Diese Unterhaltung soll sich jedoch nur größtentheils auf Französische Romanenlektüre einschränken, und sich höchstens auf Voltaire, Rousseau, Mercier, Raynal, Florian, Marmontel, Lafontaine und Andere erstrecken; aber diese nicht zu kennen, würde unverzeihlich seyn; dagegen soll es keine Schande seyn, mit den Dichtern der Nation eben so unbekannt zu seyn, als mit den Dichtern ganz ferner unbekannter Völker.

Wenn gleich die Morgenröthe der Russischen Kultur mit Peter dem Großen anhebt, der nicht nur fremde Gelehrte in sein Land zog, Lehranstalten anlegte und junge Russen in das Ausland zur Bildung schickte, sondern auch auswärtige Literatur, selbst durch Prämien, auf Russischen Boden verpflanzte, so wurde doch schon zu Anfange des zwölften Jahrhunderts, in welchem alle Geschichtsschreiber Latein schrieben, die Chronik in der Landessprache aufgezeichnet; denn um diese Zeit lebte der berühmte Mönch Nestor, dem die Nordische Geschichte so viel verdankt. Zwar bezieht sich die ganze Literatur nur auf diese Chroniken und Religionsschriften, indessen gewahrt man doch hieraus, daß sie ihre Sprache werth hielten, darin zu schreiben. — Was die Russischen Barden anbetrifft, die lange vor dem Christenthume, wie bei jeder Nation, wohl vorhanden waren, so hat man darüber zwar keine historische Gewißheit; allein der kriegerische Geist und die angestammte Fröhlichkeit des Russischen Volkes, sagt ein Schriftsteller, reicht schon zur Begründung

der Angabe ohne schriftliche Zeugnisse hin, daß Heldengedichte und Siegeslieder in früheren Zeiten dort eben so wenig vermißt wurden, als in späteren Zeiten Histrionen und Spaßmacher im Lande herumzogen und dem Volke ihre Schnurren und witzigen Einfälle zum Besten gaben. Mit ganzer Seele hing der gemeine Mann an diesen Possenspielen, Jgrischtschi genannt, die auch noch jetzt nicht ganz aufgehört haben, und den Schau- und Hörbegierigen hauptsächlich in der Zeit von Weihnachten bis zum Feste der heiligen drei Könige, und in der Butterwoche für wenige Kopejken gegeben wurden. Der Schauplatz war bald hier, bald dort, und kündigte sich durch eine zum Dache hinaushängende papierne Leuchte und durch den Ton von zwei Waldhörnern an. Auf die Verbesserung der Volkssprache hatten diese Possenspiele aber wenig Einfluß, weil sie mehr eine Geberdensprache, ein Grimassiren und ein Zungensprudel, als ein geregelter Vortrag waren, wobei Gemeinplätze aller Art zur Belustigung der Menge oben an standen. Bis zu den Zeiten Peters des Großen wußte man noch nichts von eigentlichen theatralischen Vorstellungen; denn was man dahin rechnen konnte, beschränkte sich bloß auf rednerische Uebungen, welche die Vorsteher der Seminarien in der Form von Dramen und Schauspielen durch ihre Zöglinge vorstellen ließen. Der Bischof Dmitrii Rostowsky war der Erste, welcher versificirte geistliche Schauspiele von eigener Erfindung in dem großen bischoflichen Saale zu Rostow aufführen ließ, worunter die gelungensten waren: Der Sünder, Esther und Ahasverus, die Geburt Christi und die Auferstehung Christi, größtentheils mit allegorischen Episoden durchwebt. Diese geistlichen Stücke wurden noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nicht allein von den Seminaristen, sondern auch von der Wolkow-

schen Schauspieler-Gesellschaft auf dem Kaiserlichen Hoftheater mit Beifall gegeben. Die Franzosen, welche in Europa die Verfeinerung der Sitten verbreiteten, brachten auch unter des Zaar Alexis Regierung den Theatergeschmack nach Moskwa, so daß er sich von dort aus in das übrige Rußland verbreitete. Molier's Lustspiele wurden zum Theil ins Russische übersetzt, und nebst den oben angeführten geistlichen Schauspielen nicht allein von den Studierenden in Ikonospaskojkloster, sondern auch auf einem aus den jungen Leuten am Hofe gebildeten Liebhabertheater, an dessen Spitze sich die Schwester Peter's des Ersten, die Prinzessin Sophia stellte, gegeben. Durch die Uebersetzung der Molier'schen Lustspiele ins Russische, so wie überhaupt durch diese Anregung des Theatergeschmacks, gewann auch die Russische Sprache an feinen Wendungen und neuen Ausdrücken; allein die Unruhen, welche der Thronbesteigung Peters des Ersten vorangingen, hemmten die weiteren Fortschritte der Schauspielkunst und ihre Wirkung auf die Sprache; denn wenn gleich die jungen Wundärzte den großen Saal des Spitals in Moskwa durch Spanische Wände zu einem Theater umschufen, und darauf geistliche und weltliche Stücke in Russischer Sprache aufführten, und sich in dem neu aufgebaueten St. Petersburg eine Deutsche Schauspieler-Gesellschaft unter der Leitung eines gewissen Mann eingefunden hatte, welche Deutsche Stücke gab, so waren alle diese Dramen wegen ihrer Possenhaftigkeit doch nicht geeignet, den Geschmack zu erheben. Nach dem Stählin soll die Deutsche Schauspieler-Gesellschaft einst am 1sten April den Aushängezettel öffentlich haben anschlagen und dem Publikum melden müssen, daß an diesem Tage ein besonders merk- und sehenswürdiges Stück aufgeführt werden würde. Es versammelte sich daher eine große Menge Zuschauer

und als die Vorstellung anheben sollte, mußten sich die Schauspieler auf des Kaisers Befehl in der Stille nach Hause begeben, das Orchester jedoch bleiben. Unter rauschender Musik wurde nun der Vorhang aufgezogen, die Zuschauer sahen aber nichts, als eine weiße illuminirte Wand, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stand: Heute ist der erste April. Auch diese Gesellschaft zerstreute sich bald, und sowohl Petersburg, als auch Moskwa erfreueten sich keines Theaters. Das Bedürfniß eines solchen Vergnügens wurde jedoch so tief empfunden, daß die niederen Hof- und Stallbedienten sich zu einem Liebhabertheater verbanden, und auf einem mit Matten verkleideten Heuboden Thalien opferten. Unter der Regierung der Kaiserin Anna fand sich eine Gesellschaft von Italienern ein, die Lustspiele und Ballette gaben; allein auf die Nationalsprache hatten diese Vorstellungen in Italienischer Sprache keinen Einfluß, wenn gleich der Geschmack dabei etwas gewann. Erst im Jahre 1737 konnte die erste Italienische Oper gegeben werden. Zwei Jahre darauf ward eine Deutsche Schauspieler-Gesellschaft verschrieben, welche im nächsten Jahre nach dem Tode der Kaiserin sich wieder auflösete. Eine Französische Gesellschaft, welche man nach Rußland zu kommen aufgefordert hatte, wurde durch die schnell auf einander folgenden Regierungs-Veränderungen daran gehindert, und erschien erst unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth; auch wurde jetzt unter Stählins Leitung das große Opernhaus zu Moskwa erbauet. Unter dieser Regierung trat zuerst Sumarokow als der Shakespeare Rußlands auf, nachdem er sich schon durch seine lyrischen und didaktischen Gedichte ausgezeichnet hatte. Er ist als der Begründer der dramatischen Kunst in Rußland anzusehen. Der Graf Schovalow, Günstling der zuletzt genannten Kaiserin, ward sein Beschützer. Zu Moskwa

1727 geboren, hatte er sich schon in seiner Jugend mit den Französischen Dramatikern bekannt gemacht, besonders hing er an Racine, der zu seiner Ausbildung als Dichter sehr viel beitrug. Sein erstes Trauerspiel Chorew oder Koref hatten sich einige Kadetten in St. Petersburg zur Uebung im Deklamiren einstudirt, und als die Kaiserin davon Nachricht erhielt, mußten sie auf einem kleinen Theater vor ihr spielen. Die Aufführung fand so großen Beifall, daß die Kaiserin den Dichter ermunterte, auf der begonnenen Bahn der Dramatik fortzugehen; ja sie ließ es nicht dabei bewenden, sondern belohnte sein Talent und seinen Fleiß durch die Verleihung des Ranges eines Brigadiers bei der Armee; und mit einem Gehalte von 1800 Rubel erhielt er auch die Oberaufsicht über das Theater, und als Katharina die Zweite zur Regierung gelangte, erhob ihn diese Kaiserin zum Staatsrathe und ertheilte ihm den St. Annen-Orden; auch bewies sie dem Dichter bis zu seinem 1777 in Moskwa erfolgten Tode ihre Huld und Zufriedenheit. Nach dem Koref erschienen von ihm: Hamlet, Aristona, Sinaw und Truwor, Jaropolk und Dimisia, der falsche Demetrius, Zemira und andere, und außer den Lustspielen: der Richter, der Vormund, der neidische Ehemann, der Betrieger, noch drei Opern. Ehe aber Petersburg ein eigentliches Russisches Theater hatte, bildete sich schon im Jahre 1750 eines in der Provinzialstadt Jaroslaw, nach dem Muster der im Jahre 1748 nach Petersburg gekommenen Deutschen Schauspielergesellschaft. Der Stifter desselben war ein Kaufmannssohn daselbst, Namens Fedor Wolkow, der zuerst ein kleines Theater in dem Hause seines Vaters einrichtete, worauf er mit seinen vier Brüdern und mehreren Freunden die geistlichen Stücke des oben erwähnten Bischofs Dmitrii, und dann die bekannt gewordenen tragischen Stücke

von Sumarokow und Lomonossow, auch Lust- und Possenspiele von eigener Zusammenstellung aufführte, welches Unternehmen bei dem benachbarten Adel so vielen Beifall fand, daß dieser das nöthige Geld vorschoß, um 1750 ein eigenes öffentliches Theater bauen zu können, worauf um Geld gespielt wurde. Der Ruf davon verbreitete sich bald bis nach der Residenzstadt. Die Kaiserin ließ daher die Gesellschaft im Jahre 1752 dahin kommen, und Wolkow und noch einige seiner Freunde wurden daselbst in das Kadettenhaus gebracht, um in der Russischen Sprache und in der Deklamationskunst besonders geübt zu werden. Das erste Russische Theater kam aber erst im Jahre 1756 auf Sumarokows Betrieb in St. Petersburg zu Stande, dessen Schauspieler vom Hofe besoldet wurden. Was die übrigen Schauspieler-Gesellschaften betrifft, die abwechselnd auf längere oder kürzere Zeit nach St. Petersburg und Moskwa kamen, das heißt, die Deutschen, Italienischen und Französischen, so kann darüber hier weiter nichts gesagt werden, weil sie, wenn gleich Einfluß auf den Geschmack, doch keinen auf die Sprache hatten, von der hier eigentlich die Rede ist. Zur Krönung der Kaiserin Katharina der Zweiten ging das Russische Hoftheater nach Moskwa, kam aber bald wieder nach Petersburg zurück, um daselbst für immer zu bleiben. Der Theatergeschmack war nun so viel begründet worden, daß von den ersten Personen des Hofes in beiden Residenzstädten Rußlands Russische Stücke aufgeführt wurden. Nach einem Schriftsteller soll es als eine Merkwürdigkeit bemerkt zu werden verdienen, daß Katharina in Petersburg auf dem weiten Brumbergischen Holzplatze an der Mojka unter freiem Himmel für die unteren Klassen des Volkes von einer eigenen Schauspielertruppe Stücke aufführen ließ, wobei sich auch Vornehmere einfanden, und es soll hier vielleicht der einzige Fall gewesen seyn, daß

auf dem Parterre einmal Zuschauer in zwei-, vier- und sechsspännigen Kutschen zugegen waren: als eben so einzig will es dieser Schriftsteller bemerken, daß Schauspieler ihrer Verdienste wegen geadelt wurden, wie solches mit den beiden Wolkows, Fedor und Gregor, geschehen. Ersterem, dem Fedor Wolkow, verdankt die Russische Nation ihr National-Theater, eben so wie Sumarokow und Lomonosow sich als die ersten Russischen Schauspieldichter und Verbesserer ihrer Sprache unsterbliche Verdienste bei ihrer Nation erworben haben. Die ersten poetischen Versuche Sumarokows waren Lieder der Liebe, welche mit Beifall aufgenommen wurden, diesen folgten dann Gedichte aller Art; außer den schon oben erwähnten Trauer-, Lust- u. Singspielen, Monodramen, Episteln, Oden und Lieder, Fabeln, Satyren, Sonnette, Epigramme, Madrigals, Räthsel und auch geistliche Lieder, welche zusammen zehn Octavbände füllten. Lomonossow war nicht so glücklich in seinen Dramen, wie Sumarokow, wenn gleich seine Verdienste um die Russische Sprache nicht minder groß sind; denn die Eifersucht des Letztern auf die Verdienste des Erstern machte, daß jener diesen bei jeder Gelegenheit herabzusetzen suchte, welches ihm auch bei seiner Begünstigung von Seiten des Hofes und bei der Verwaltung des Theaters gelang. Das Theater in Rußland hat daher einen großen Antheil an der Ausbildung und Verfeinerung der Russischen Sprache, ebenso die ernsten Wissenschaften; denn wenn gleich seit den Annalen des Nestor und Nikon aus der früheren Zeit bis zu dem verwichenen Jahrhunderte nichts Bemerkenswerthes bekannt geworden ist, was auf die Sprache hätte vorzüglich wirken können, so war doch gewiß schon so Manches vorhanden, welches Einfluß auf dieselbe ausübte, und nur der Mangel an Nachrichten über die frühere Literatur der Russen konnte diesen Einfluß durch Schriften zu be-

weisen, verhindern; denn wie schon oben angeführt worden, soll auch die Russische Literatur vor Peter dem Großen nicht unbedeutend seyn, und man ist jetzt damit beschäftiget, alle Schriften von dieser Zeit zu ermitteln, und davon ein Verzeichniß anzufertigen und herauszugeben. Besonders sollen noch viele Manuscripte aus den früheren Zeiten vorhanden seyn, unter andern auch die Lehren, welche der Czaar Basilius, der in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in Rußland regierte, seinem Sohne Johann gegeben hat. Die eigentlichen wissenschaftlichen Forschungen fingen aber erst bei den Russen mit dem Beginnen des verwichenen Jahrhunderts an bedeutend zu werden. Der Erste, welcher seit dieser Zeit den Geschmack für die Wissenschaften zu verbeiten suchte, war der Erzbischof von Nowogorod, Theophanes Procopowitz; ihm folgte in Bearbeitung der Geschichte Kilcop, der Prinz Scherebatow und in neuester Zeit Karamsin und Andere; in anderen Wissenschaften bis auf die neueste Zeit: Bezkoi, Rumowsky, die Fürstin Daschkaw, Sokolow, Sujew, Ambodik, P. Bogdanowitsch, Bogajewsky, Boltin, Golikow, Inochodzow, Janowski, Nartow, Lepechin, Luschkow, Oserezkowski, Plestschejew, Rasumowski, Solotnitzki, Severgin, Krusenstern, Strachow, Orochowsky, Graf von Borch, Mussin-Puschkin, Lewschin, Ustrjelow, Grigorjew und viele Andere. Die Schriften von den genannten Schriftstellern haben insofern auf die Russische Sprache gewirkt, daß solche an neuen Wörtern, Wendungen und Ausdrücken gewann. An Feinheit und Zierlichkeit im Ausdrucke gewann sie aber durch die Dichtkunst, wozu, außer den schon oben erwähnten dramatischen Dichtern, noch an Dichtern in allen Zweigen der Poesie hinzukommen: Knäschnin, Kosodawlew, Pe-

trow, Tumanski, Iwan Chemnitzer, Ablesimow, Wisin, Hippolit Bogdanowitsch, Cheroskow, Derschawin, Pawel Sirow, Benitzki, Uebersetzer des Ossians und anderer ausländischer Dichter ins Russische, Anastasiewitsch, Uebersetzer der Phädra des Racine ins Russische, Karamsin, Bulgarin, der den ersten Russischen historischen Originalroman geschrieben haben soll, der Fürst Schekowskoi und Andere mehr. An Deutschen, welche in Rußland auf die Wissenschaften Sprache und Literatur wirkten, sind hier nur unter den vielen Schriftstellern: Pallas, Müller, Georgi, Arndt, Backmeister, Klinger, J. G. Koch, v. Nikolai, Storch, Wolke, Wolf, Richter, die beiden Kotzebue, (August und Otto) Albers, Schlötzer, Reimers, Schmidt, Albanus, v. Diebitsch, v. Klaproth, v. Benningsen, Köhler, Adelung, Graf Cancrin, Bronner, Feßler, zu nennen. Dem Karamsin gebührt das Verdienst, die Russische Prosa gereiniget zu haben, denn dieselbe war zu seiner Zeit gegen die Poesie betrachtet, noch weit im schönen Ausdrucke und gefälligen Wendungen zurück. Auch gab dieser Schriftsteller zu Anfange dieses Jahrhunderts, um den Geschmack seiner Landsleute für das Edle und Schöne in der Belletristik zu wecken, eine Zeitschrift unter dem Titel: Westnick Jewropii (Verkündiger) heraus, von der monatlich zwei Hefte erschienen, die aber mit dem Ende des Jahres 1803 wieder aufhörte, weil sie zu wenig Leser fand; also scheint die schöne Literatur in Rußland in der Original- oder Muttersprache bei den Gebildeten der Nation noch wenig Eingang gefunden zu haben, daß selbst ein Schriftsteller, wie Karamsin, dem die Russische Sprache und Literatur so Vieles verdankt, so wenig Unterstützung fand, daß er sein Unternehmen wieder aufgeben mußte, und diese Klage ist noch in

der jetzigen Zeit, dreißig Jahre später, wieder geführt worden. — Nordstedt gab ein Russisches Wörterbuch mit Deutschen und Französischen Erklärungen, und Pallas das von der Kaiserin Katharina der Zweiten entworfene Vergleichungswörterbuch (Srawnitelnii Slowar) heraus. — Merkwürdig ist auch der Federkrieg zwischen dem Generalmajor Boltin und dem Geschichtschreiber Scherbatow in Russischer Sprache, den man als den ersten öffentlichen Streit zwischen Schriftstellern in der Landessprache betrachten kann, wozu Boltins historisches Werk über Rußland gegen Leclercs Russische Geschichte gerichtet, die Veranlassung gab. Des Ersteren Werk wurde auf Kaiserliche Kosten gedruckt und erschien im Jahre 1788 in 2 Bänden in Quart. Außer den schon Th. 160, S. 338 angeführten Russischen Sprachlehren und Wörterbüchern, könnten hier noch mehrere, besonders der Ersteren angeführt werden, wenn es nicht diesen Artikel ohne besonderen Nutzen zu weit ausdehnen hieße.

Wenn gleich die Kultur in Rußland, auf das Volk bezogen, gegen andere Europäische Staaten um ein Merkliches zurück ist, so muß man doch, berücksichtiget man die kurze Zeit seit ihrer Entstehung und Ausbreitung von Peter dem Großen an bis jetzt, gegen diesen Zeitraum bei andern Nationen, über die schon gemachten Fortschritte erstaunen. Rußland kann Gelehrte und Schriftsteller fast in allen Fächern des menschlichen Wissens aufstellen, in der Naturgeschichte, Oekonomie, Chemie, Physik, Mathematik, Geographie, (wohin auch ihre Reisebeschreibungen, Vermessungen und guten Karten zu zählen sind), Geschichte, Kriegswissenschaft, Dichtkunst, Theologie, Philosophie, Jurisprudenz, Medicin ꝛc. Nach Backmeister betrug die ganze Russische Literatur, das heißt, in Russischer Sprache, bis zum Jahre 1782 4000 Bände,

und wie groß ist sie nicht angewachsen von da ab bis auf die neueste Zeit; denn nach der von Heinrich Storch und Friedrich Adelung herausgegebenen systematischen Uebersicht der Literatur in Rußland während des fünfjährigen Zeitraumes von 1801 bis 1805, sind in dem gedachten Zeitraume 1304 Schriften in Russischer Sprache erschienen, die 2175 Bände und Piecen ausmachen. Darunter sind 756 Originalwerke und 548 Uebersetzungen. Das Fach der Theologie ist am reichhaltigsten ausgefallen; denn es enthält 213 Schriften, worunter 175 Originalschriften. Die Zahl der angeführten Journalartikel beträgt 232. Mit der Literarischen Kritik haben sich acht Journale beschäftiget. Unter den Schriftstellern, worunter sich auch fünf Frauenzimmer befinden, haben 37 Nichtrussen in Russischer Sprache geschrieben. Ueberhaupt haben nur die Deutschen die Russische Literatur im Auslande verbreitet, so wie sie auch, unter allen Ausländern in Rußland, fast nur die Einzigen sind, welche zum Fortgange der Russischen Literatur thätig mitwirken. Unter der Regierung Alexanders des Ersten ist für die Ausbreitung der Wissenschaften und Vervollkommnung der Russischen Sprache gegen die früheren Regierungen unendlich viel geschehen. Es ist ein eigener Minister für die Volksaufklärung angestellt und in jedem Kreise eine Schule und in allen Gouvernements Gymnasien angeordnet worden. Außer den sechs Universitäten zu Moskwa, Petersburg, Wilna, Dorpat, Charkow, Kasan, giebt es noch eine große Anzahl Lehranstalten aller Art, für die Kriegswissenschaften, die Medizin und Chirurgie, für die Schifffahrt, Handlung, den Bergbau, das Theater, für die Künste und Gewerbe ꝛc. ꝛc.; so daß jetzt von allen Seiten auf die Ausbildung der Russischen Sprache gewirkt wird, wozu auch noch die vielen gelehrten Gesellschaften, wie die Gesellschaft für

Russische Geschichte und Alterthümer, die Gesellschaft zur Vereinigung der medizinischen und physischen Wissenschaften, die Gesellschaft für Ackerbau und mechanische Künste zu Moskwa, und die freie ökonomische Gesellschaft für Literatur in St. Petersburg das Ihrige beitragen; eben so die Russischen politischen Zeitungen, die Journale und Flugschriften, die öffentlichen Bibliotheken und andere literarischen Anstalten ꝛc. In dem Sinne Alexanders wirkt auch der jetzige Monarch Nicolaus der Erste fort, um seinem Volke die nöthige Aufklärung zu verschaffen, damit die Blüthen der Wissenschaften, Künste und Gewerbe sich immer mehr und mehr in seinem Reiche entfalten, reife Früchte tragen, und so zum Wohlstande seiner Einwohner beitragen. — In neuester Zeit hat auch der Kammerherr P. v. Demidow Preise für die Auflösungen der Preisfragen in verschiedenen Zweigen der Wissenschaften bei der Akademie der Wissenschaften gestiftet, und sich dadurch ein großes Verdienst um die Ausbreitung der Wissenschaften in seinem Vaterlande erworben. — Nach einer Uebersicht der periodischen Literatur Rußlands in dem verwichenen 1833sten Jahre, mit Ausschluß der von der Akademie der Wissenschaften und anderen gelehrten Gesellschaften zu unbestimmten Zeiten herausgegebenen wissenschaftlichen Brochüren und Memoiren, betrug die Anzahl der Tagesblätter und Zeitschriften 86, von denen 45 in Russischer und 41 in andern Sprachen verfaßt waren. Von den 45 periodischen Russischen Blättern erschienen 19 auf Veranlassung der Regierung, nämlich: 12 Tagesblätter und 7 Monatsschriften. Die übrigen 26 Blätter, nämlich 10 Tagesblätter und 16 Zeitschriften, wurden von Privaten, von gesellschaftlichen Vereinen und einzelnen Personen herausgegeben. Ueber die ältere und neuere Russische Literatur, besonders der schönen, sin-

det man Nachrichten: in der Geschichte der Poesie der Russen von Basil. Trediakowsky; deutsch, in den Göttinger Unterhaltungen vom Jahre 1769. Nachrichten von einigen Russischen Schriftstellern, nebst einem kurzen Bericht vom Russischen Theater, im 7ten Bde. der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, S. 188; im Essai sur la literature Russe p. M. D. Blackford. Rig. 1772; in der Russischen Bibliothek, von H. L. Chr. Backmeister, Riga; in den Russischen Miscellen, herausgeg. von J. Richter; Rußland unter Alexander dem Ersten, einer historischen Zeitschrift, herausgegeben von Storch; im Freimüthigen, Jahrg. 1804, Nr. 194, 197 ꝛc.

Unter den übrigen Sprachen Rußlands kommen in Europa vor: die Polnische, welche oben, S. 1. u. f. einen eigenen Artikel bildet; die Lettische und andere ähnliche Sprachen, die Finnische, Samojedische und Tatarische Sprache. Die beiden Ersten sind Dialekte der Slavischen Sprache und daher der Russischen nahe verwandt. Die Finnische ist eine eigenthümliche Sprache, welche mit der Ungarischen verwandt ist. In Asien kommen vor: die Tatarische Tscherkassische oder Grusinische, Samojedische, Mongolische, Mandschurische und Korjäkische Sprache mit mehreren Mundarten, besonders der Tartarischen Sprache. Die Lettische Sprache, welche in Litthauen, Liefland, Esthland und Kurland gesprochen wird, ist ein Dialekt der Slavischen, der erst in neuester Zeit auszubilden angefangen worden. Man war früher über den Ursprung und die Natur dieser Sprache sehr in Zweifel; denn bei den Vergleichungen, die man mit ihren Wörtern anstellte, fand man, daß viele ihrer Stammwörter und Bildungen mit der ältesten Slavischen, Gothischen, ja selbst mit der Lateinischen, Griechischen und Hebräischen Sprache viele Aehnlichkeit haben, welches ihr hohes Al-

terthum beweiset, und daher entstand eine Meinungs-Verschiedenheit unter den Sprachforschern, weil sie einige von dieser, andere von jener Sprache ableiten wollten. Jetzt hat man sich aber dahin verglichen, sie für eine Slavische Mundart zu halten, weil die meisten ihrer Wörter aus dem Slavischen herstammen. Was die frühere Bildung der Letten überhaupt anbetrifft, so läßt sich darüber nicht viel mehr sagen, als was G. Merkel in seiner Vorzeit Liflands, Bd. 1. S. 112, darüber sagt, nämlich: „Die politische Verfassung der Letten, wie ihre sittliche Bildung, erscheint im eilften und zwölften Jahrhunderte gerade auf der Stufe des Uebergangs aus dem mittlern Naturstande zu jenem, in welchem die Griechischen Republiken ihre größten Männer, Helden sowohl, als Weise und Künstler, hervorbrachten. Jede durch natürliche Grenzen umschriebene Landschaft bildete einen Staat für sich; aber alle, ob sie gleich zuweilen im Kriege gegen einander verwickelt waren, hatten ein gemeinschaftliches Heiligthum, gemeinschaftliche Götter und Priester, standen, bis auf den Deutschen Einbruch, gemeinschaftlich gegen den auswärtigen Feind auf, und erkannten sich für Brüder, u. s. w." — Von der in dieser angeführten Stelle erwähnten Zeit ab, als die Deutschen als Eroberer in diesen Ländern auftraten, verlieren sich die Spuren der begonnenen Kultur in denselben bis auf die neueste Zeit; nur in dieser fängt die geistige Bildung der Letten sich an zu regen, jedoch nicht überall in den oben genannten Ländern in gleichem Grade; man muß in dieser Hinsicht die Letten in Kurland von ihren Brüdern in Lief- und Esthland, und unter jenen die sogenannten Oberländer oder eigentlichen Kurländer, welche den Strich an der Liefländisch-Polnischen Grenze bewohnen, von den Semgalliern unterscheiden; denn so wie jene, sagt ein Schriftsteller, diesen schon im äu-

ßersten Wohlstande nachstehen, so ist es auch — und noch mehr — in der Kultur ihrer Sitten, und in der Geistesbildung. In mehreren Gegenden Kurlands giebt es jetzt beinahe keinen Bauer, der nicht lesen und rechnen könnte, und in den von einigen Gutsbesitzern gestifteten Districksschulen, haben auch Manche schon die Elemente einiger Wissenschaften kennen lernen, ja es soll selbst in der Gegend von Mitau Bauern geben, die ihren Söhnen Privatlehrer halten, auch sie in der Stadt in Pension geben und daselbst in die Schule schicken. Einer der ältesten und thätigsten Schriftsteller, der auf die Lettische Sprache gewirkt hat, ist der Probst Stender, ihm folgten bald mehrere Geistlichen, unter denen auch sein Sohn, der eben so thätig, wie sein Vater, für die Bildung der Letten sorgte; er und sein Vater sind die beliebtesten Schriftsteller bei dem genannten Volke. Aber nicht diesen Schriftstellern allein gebührt der Ruhm, auf ihre Sprache und die Bildung ihrer Nation kräftig eingewirkt zu haben, sondern auch dem Buchdrucker Steffenhagen in Mitau, der es seit einer Reihe von Jahren, nach einem Schriftsteller, seine angelegentlichste Sorgen seyn ließ, den Kurländern Geschmack für die Lectüre bei zu bringen; er ermunterte mehrere Prediger im Lande zur Schriftstellerey, und suchte auf jede nur mögliche Weise den Letten Bücher in die Hände zu bringen; ja er gab anfänglich Erbauungs- und andere nützliche Schriften den Bauern ganz unentgeldlich, und nachher immer nur für einen sehr mäßigen Preis, um ihnen das Lesen auch von der ökonomischen Seite zu erleichtern. So z. B. war der Preis eines zehn Bogen starken Heftes im farbigen Umschlage, von einer in den Jahren 1797 und 1798 von ihm verlegten Lettischen Quartalschrift, woran mehrere Gelehrte arbeiteten, die alle von ihm honorirt wurden, nur 4 Gr., auch gab es fast keine Gutsherrschaft, welche

die Unternehmungen dieses Patrioten nicht von ihrer Seite dadurch unterstützt hätten, daß sie von jeder Lettischen Schrift eine erforderliche Anzahl Exemplare für ihre Bauern angekauft und unter sie vertheilt hätten; woher es denn auch kommen soll, daß man in Kurland, bei dem Mangel alles anderen literarischen Betriebes, die Literatur bei dem Landmanne findet. In welchem Grade die Literatur bei den Letten steht, und wie man durch sie auf die Sprache und die Kultur des Volkes zu wirken suchte, werden folgende Schriften beweisen:

Der schon oben erwähnte Stender, als der älteste Schriftsteller dieses Volkes, hat auch den reichsten Schatz an nützlichen Schriften zur Belehrung des Volkes und zur Ausbildung seiner Sprache herausgegeben. Die wichtigsten derselben sind: 1) Ein Katechismus; 2) einige Fibeln; 3) Kirchenlieder; größtentheils Uebersetzungen von Gellert, Klopstock und Anderen; 4) Anweisung für Lettische Schullehrer, den Kindern das Lesenlernen zu erleichtern; 5) eine Lettische Grammatik und ein großes Lettisches Lexicon; 6) eine Uebersetzung von Hübners biblischen Geschichten; 7) eine Naturlehre, die zugleich die Grundrisse der mathematischen Geographie enthält. Sie erschien zuerst im Jahre 1777. Eine neue Ausgabe davon veranstaltete Stender der Sohn, der sie mit einigen Kapiteln vermehrte, die von der Naturgeschichte und Geographie Lief- und Kurlands handeln; auch einen kurzen Inbegriff der Weltgeschichte enthalten. 8) Eine freie Uebersetzung des Lavaterschen christlichen Handbuchs. Von den übrigen Schriften sind zu nennen: 1) Elisens (Frau von der Reck) zwölf geistliche Lieder; 2) ein Lustspiel von A. F. Stender dem Sohne: der in einen Edelmann verwandelte Bauer, eine freie Bearbeitung nach Holberg. Ferner noch von demselben: Freund Luzifer, ein Volksmährchen; Wünsche zum neuen Jahre; neue Gesänge, worin eine Uebersetzung der Bürgerschen Ballade: Karl von Eichenhorst; eine Sammlung von Mährchen, Anekdoten, Erzählungen und Räthseln; dann 3) Czar-

newsky, von der Behandlung und den Krankheiten der Schweine; 4) Klappmeyer's Uebersetzung der Schubert-Klefeldschen Anweisung zum Kleebaue und zur Stallfütterung; 5) Gerzimsky's Wirthschaftsbuch; 6) Launitz Anweisung zur Bienenzucht; 7) D. Meyers Hebammenkatechismus; 8) Pastor Mylichs Elementarbuch, welches mehrere Auflagen erlebt hat, und des Barons von Rönne Vorschrift darüber, wie die Aufseher der Bauern vernünftige Eintheilungen in der Wirthschaft zu machen haben; 9) Stobbes Uebersetzung des Faustischen Gesundheitskatechismus und dessen diätetisches Kochbuch; 10) Rosenbergers Fabeln und Erzählungen; 11) Zigras Baumgärtner; 12) Lettische Quartalschrift, welche schon oben angeführt worden ist, und die wegen der Weitläuftigkeiten der Censur wieder hat eingehen müssen; 13) Lettisches Erheiterungsbuch vom Pastor Elverfeld. Es enthält eine Uebersetzung der Schillerschen Ode: an die Freude; eine große Anzahl gesellschaftlicher Spiele; drei kleine Schauspiele; zwei aus Kotzebues Almanach dramatischer Spiele von 1803 übersetzt, die barmherzigen Brüder und unser Fritz, welches Letztere im Lettischen die Benennung erhalten hat: Muhsu Jahnitis (unser Hänschen); das dritte Schauspiel ist von Elverfeld, dem Herausgeber des Erheiterungsbuches, und führt den Titel: Ta dsimschanesdeena (der Geburtstag); den Beschluß macht eine Idylle aus sechs Gesängen und Hexametern unter dem Titel: Behrtuls und Maja; dann sind noch in Lettischer Sprache herausgekommen eine Menge Erbauungs- und Predigtbücher, mehrere kleine Gelegenheitsschriften, Schulbücher, Liedersammlungen ꝛc.

Aus dieser kurzen Uebersicht der Lettischen Literatur gewahrt man, auf welche Weise die Schriftsteller bei den Letten auf ihre Sprache und auf die Kultur ihres Volkes einwirkten, und dieses in einer Zeit von kaum achtzig Jahren. Daß übrigens die Lettische Sprache noch sehr fortgebildet werden muß, um mit ihren Schwestern, der Russischen und Polnischen, in neuester Zeit gleich zu stehen, wird man aus der oben

angeführten Literatur gewahren. Noch Einiges über diese Sprache wird unter Sprache (Slavische) vorkommen.

Die Finnische oder Finnländische Sprache, welche von den Finnischen Völkern in Europa und in Asien geredet wird, ist ein ganz eigenthümlicher Sprachstamm, dessen eigentliche Herkunft man noch nicht mit Gewißheit hat ermitteln können. Der uralte Finnische Volksstamm erstreckt sich noch bis jetzt über einen großen Theil von Europa; noch ausgedehnter ist er aber in Asien, wo er sich vom äußersten Norden, bis tief in Sibirien hinein, bis südwärts an die Wolga und das Caspische Meer erstreckt. In Europa gehören jetzt dazu die Finnen in Rußland und in Aengermannland in Schweden; die Esthen in Esthland, einem Theile von Liefland; ein Rest von Liefen, den ehemaligen Einwohnern des eigentlichen Lieflandes in zwei verschiedenen Gegenden, nämlich in Kurland am Angerschen Strande, und in Liefland in den Gütern Alt- und Neu-Salis, fünfzehn Meilen von Riga, die sich beide noch selbst Liefen nennen; die Lappen oder Lappländer im Norwegischen, Schwedischen und Russischen Lappland; die Syranen in Rußland im Archangelschen Gouvernement in dem Kreise Jarensk; und dann die Ungarn oder Magyaren oder Madscharen. Die Sprachen oder vielmehr Mundarten dieser Völker, die alle zu einer Verwandtschaft gehören, und größtentheils unter Russischem Scepter stehen, sind nun: 1) die Finnische Sprache, welche in Finnland, auch in der Stadt Narva in Esthland unter den Dienstboten und geringen Leuten; dann in Aenger- oder Ingermannland von den daselbst wohnenden Finnischen Landleuten, die sich seit langer Zeit zur Griechischen Religion bekennen, und auf Russisch: Ishorki, Ingrier oder Ingern heißen, von Ishorn, dem Ingerflusse, von welchem Ingermannland den Namen hat, geredet wird.

Die Finnen sind, wie schon oben angeführt worden, ein Haupt-Volk, das sich vom Norden Europas bis in Sibirien und bis an das Kaspische Meer erstreckt. Ihre Sprache ist mit der Sprache der Ungarn oder Magyaren verwandt, die auch zu diesem Volksstamme gehören. Jeder Finnländer von Erziehung spricht aber auch Schwedisch, und jetzt, da Finnland zu Rußland gehört, auch Russisch. Hier nur eine Stelle als Probe dieser Sprache aus Calamnii Glückwunsch an den König Adolph Friedrich, als derselbe seine Erichsreise in Finnland vornahm.*)

Kosta kulki kuningamme
Adolph Fredric armollinen
Meidan maalla matkusteli,
Kaicki vereni venahti,
Kaicki lükathi lihani,
Ettaé virteni viritin,
Kannoin minun kandeleni,
Isaen istuimen etehen,
Kaickivellan kamarihin:
Josta anoin audimia.

Noch Einiges wird unter Sprache (Ungarische), vorkommen. Man hat die ganze Bibel in diese Sprache übersetzt, auch hat man darin Sprachlehren und Wörterbücher. Die Buchstaben, deren man sich zur Schriftsprache bedient, sind jetzt die Lateinischen, ehemals bediente man sich der Deutschen oder Gothischen. — 2) Die Esthische oder Estische Sprache, die in Esthland, dem Esthländischen Gouvernement, die Landessprache ist, ist von der Finnischen nur wie die Dänische von der Schwedischen unterschieden; auch können sich beide Nationen einander größtentheils verstehen. Die Bibel ist in der Esthischen Sprache gedruckt; auch hat man darin Sprachlehren und Wörterbücher. Zur Schriftsprache bedient man sich Deutscher Buchstaben. —

*) Helsingberg de Poes. Finnica. Abo, 1766.

3) Die Liefische oder Liefländische Sprache, welche ehemals wahrscheinlich in ganz Liefland gesprochen wurde, wird jetzt nur noch in zwei kleinen, ganz verschiedenen Gegenden und mit zwiefacher Mundart, nämlich in Liefland auf den Gütern Alt- und Neu-Salis, funfzehn Meilen von Riga, wie auch schon oben angeführt worden, in einem Distrikte von etwa $1\frac{1}{2}$ Meile an der Ostsee, und dann am Angerschen Strande in Kurland in einer Länge von funfzehn Meilen von den dortigen Strandbauern gesprochen, der Gottesdienst wird aber bei diesen Liefen in Lettischer Sprache gehalten, ob sie gleich wenig davon verstehen. Ihre Ursprache hat aber schon sehr abgenommen, und sie wird wohl nach und nach absterben. Die Verwandtschaft dieser Sprachen mit der Esthischen und Finnischen ist unverkennbar, sie weicht jedoch von denselben jetzt sehr ab und ist mit vielen Lettischen Wörtern vermischt. — 4) Die Sprache der Lappen oder die Lappische Sprache, wird im Norwegischen, Schwedischen und Russischen Lappland, aber mit großer Verschiedenheit gesprochen, und die Einwohner aller drei Länder haben nicht nur jede ihren besondern Dialekt, sondern jede auch noch unter sich den ihrigen in verschiedenen Arten. Sie ist mit der Finnischen verwandt, jetzt aber mit neueren Europäischen Sprachen, besonders mit denen der Grenznachbarn, der Schweden und Norweger, vermischt. Das neue Testament ist in den Norwegischen und Schwedischen Dialekt übersetzt worden, auch findet man darin Sprachlehren und Wörterbücher. Die Schriftsprache im Lappländischen geschieht mit Gothischer oder Deutscher Schrift, jetzt auch mit Lateinischer. Das Russisch-Lappländische ist noch nicht hinlänglich bekannt, auch ist zu bezweifeln, daß darin irgend etwas Schriftliches vorhanden ist. — 5) Die Syranische oder Syrjanische Sprache, welche im Archangelschen Gouvernement, in dem zur

Ustjugrischen Provinz gehörigen Kreise von Jarensk von den Syrjanen gesprochen wird und ein Finnischer Dialekt ist, von dem man aber wenig weiß. — 6) Die Ungarische Sprache, welche auch mit der Finnländischen verwandt ist, s. unter Sprache (Ungarische). — Die Samojedische Sprache, welche auch im Europäischen Rußland geredet wird, gehört nur einem kleinen Ueberreste eines Volkes an, das auf Russisch Samojeden, Roheesser, nicht aber Menschenfresser, wie man in vielen Werken findet, heißt. Dieses Volk hat seinen Sitz im Archangelschen Gouvernement, in den beiden östlichen Kreisen Mezen und Pustosero am Eismeere, welches letztere Land ehmals Jugrien genannt wurde, wo man diese Sprache in zwei Mundarten, der Mesenischen und Jugrischen redet. In Sibirien sind auch ein Paar andere kleine Aeste dieses Volkes von eben dieser Sprache, jedoch in andern Mundarten. Sie weicht von allen Europäischen Sprachen wesentlich ab. — Die Tatarische Sprache, welche in der Krimm und den dazu gehörigen Distrikten von den Tataren, wie auch in Bessarabien, wo die Nogayischen Tataren die Hauptnation sind, geredet wird, kommt mit der Türkischen größtentheils überein, mit welcher sie auch einerlei oder doch wenig veränderte Buchstaben hat. Auch sind die Türken Abkömmlinge von den Tataren, daher ist die Türkische Sprache auch nur als ein mehr ausgebildeter Dialekt der Tatarischen zu halten. Ein Mehreres über diese Sprache, wird unter Sprache (Türkische), vorkommen. — Die Tscherkassische oder Grusinische Sprache, welche in Georgien, überhaupt aber von den Völkern des Kaukasus geredet wird, soll von der Persischen und Türkischen Sprache abstammen, das heißt, die bürgerliche Sprache, denn die Kirchensprache stammt von der Griechischen und Ar-

menischen ab. Die Georgier an und für sich sprechen ursprünglich die Armenische Sprache; auch machen sie die bedeutendste Nation des Kaukasus aus. Woher der Name Georgien oder Georgier entstanden ist, ob diese Benennung von den Einwohnern auf das Land oder von diesem auf die Bewohner gepflanzt worden? ist eine Frage, welche verschiedenen Beantwortungen unterworfen war. Von einem Volke, welches sich Georgi nannte und an der nordöstlichen Seite des Kaukasus wohnte, giebt uns die Geschichte Nachricht; allein wir finden in derselben nicht, daß diese Völker den Kaukasus überstiegen und sich in denjenigen Gegenden niedergelassen hätten, welche heutiges Tages Georgien überhaupt genannt werden. Plinius giebt uns von Völkern Nachricht, die sich Albani nannten, und von den Nachkommen Jasons abstammten; daß diese Völker den Kaukasus erstiegen und sich längst der Kura zwischen Iberien und Armenien niedergelassen hätten. Nach der Georgianischen Tradition und den Geschichtsbüchern dieses Volkes, sollen diese neuen Eroberer ihren Stammnamen nicht geändert haben, sondern nachdem sie bis an das linke Ufer der Kura vorgedrungen waren u. daselbst ihre Grenzen bestimmt hatten, wurde das Land nach ihnen Albanien genannt. In der reinen, alten Georgianischen Sprache schreibt man Albon denjenigen Strich Landes, welcher heutiges Tages unter dem Namen Kaket bekannt ist. Da nun sowohl die Albanier, als die Armenier und Iberier ihre gemeinschaftliche Grenze an den Ufern eben dieses Kuraflusses hatten, sagt ein Schriftsteller, so bleibt keine Gegend mehr übrig, welche von den Georgiern hätte bewohnt werden können, und daher konnten die jetzigen Georgier ihren Namen von jenen Völkern nicht bekommen haben; denn die Grenzen der genannten drei Nationen waren deutlich durch Flüsse und Gebirge bestimmt, wie uns solches die Ge-

schichte mit den Schicksalen und Begebenheiten dieser drei Nationen zeigt, ohne im Geringsten der Georgier zu gedenken, die doch seit einer Reihe von Jahren so wesentlich bekannt sind. Nach einem andern Schriftsteller sollen die Iberier den Namen Georgier angenommen haben, jedoch ohne Beweise aus der Geschichte dafür zu liefern; eben so wenig kann bewiesen werden, daß die jetzige Bevölkerung, aus Armenischen und Griechischen Christen größtentheils bestehend, zu den Zeiten des Kaisers Konstantin dahin gekommen sei. Einige Schriftsteller wollen auch den Namen dieser Nation von dem Griechischen γεωργὸς, guter Ackermann, ableiten; allein es ist bekannt, daß die Georgier im Allgemeinen eben keine guten Akkerleute sind, man kann vielmehr sagen, daß sie die schlechtesten Feldbebauer sind; denn sie würden bei dem kostbaren Boden ihres Landes dem Hunger ausgesetzt seyn, wenn der Armenier durch seinen Fleiß nicht Ueberfluß verschaffte. Wiederum Andere leiten die Benennung dieser Nation von dem heiligen Georg ab, u. dieses scheint nicht ganz ohne Grund zu seyn. Sie sagen nämlich zur Unterstützung ihrer Behauptung: Keine der Asiatischen Sprachen ist fähig, das Wort Nation für sich allein auszudrücken, ohne es nicht zugleich mit der Religion zu verbinden, welcher dieses oder jenes Volk zugethan ist. So wird der Mahomedaner Persiens, wenn Einer derselben zur Armenischen Kirche übergehen würde, diesen Neubekehrten nie mehr Perser nennen, sondern Armenier, wenn er gleich durch diesen Uebertritt seinen Wohnort nicht verändert. Der Armenier dagegen hört wieder in seinem Vaterlande auf, ein Armenier zu seyn, wenn er zu der Altgriechischen Religion übertritt, man nennt ihn dann einen Georgier (Kurtschi), nicht des Landes wegen, denn er bleibt in Armenien wohnen, sondern wegen der Religion, zu der er sich bekennt. Der Heidnische Osse verändert seinen Namen und nennt

sich einen Georgier, sobald er ein Christ geworden ist, und da sich ein großer Theil dieser Nation zu der Griechischen Religion bekannte, erhielt ihr Land, das sie bewohnte, den Namen Obergeorgien, unter dem Schutze des damaligen Fürsten Herakleus. Der Türke, welcher den westlichen Theil von Georgien bewohnt, wird sich niemals einen Georgier nennen, sondern er nennt sich Muselmann. Die Albaner und Iberier, die sich nach dem Beispiele ihrer Nachbarn, der Armenier, zu dem christlichen Glauben bekehrten, mußten auch durch ein sinnliches Mittel dabei festgehalten werden. Die heilige Nino und wer sonst noch dieses wichtige Werk der Bekehrung über sich nahm, gaben diesem Volke, welches damals unter dem Befehle eines einzigen Königs stand, wie es jetzt unter denjenigen eines Kaisers gekommen ist, den heiligen Georg als Schutzheiligen, und aus Liebe zu ihrem Schutzpatron nannten sie sich nun Georgier. Selbst in Erzerum, welche Stadt in den älteren Zeiten noch mit zu Iberien gehörte, gewahrt man über einem Stadtthore das Bildniß des heiligen Georg in Stein gehauen, und nach diesem Bilde nennen die Türken dieses Thor: Kurtschi Kapusi, das Thor der Georgier. Wenn sich dagegen der Georgier zur Römischen Kirche bekennt, ändert er wieder seinen Namen und nennt sich Franke. Dieses beweiset hinlänglich die Herkunft des Wortes Georgien und Georgier, und daher haben einige Schriftsteller vorgeschlagen, die Sprache dieses Volkes auch Georgische zu nennen. So viel und vielleicht zu viel über die Nation und deren Namen, welche die Grusinische oder Georgische Sprache redet. Unter den Czaaren, welche die Kaukasischen Völker regierten, hat sich der Grusinische Czaar David mit seinem Reiche im Jahre 1586 unter Russischen Schutz begeben, und unter der Regierung des Czaar Michael Feodoro-

witsch, hat der Sohn Davids, der Grusinische Czaar Teumratz ein Gleiches gethan, und unter der Regierung des Kaisers Alexanders ist Georgien eine Provinz von Rußland geworden. Bis zum zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts hat man von der Sprache der Kaukasischen Völker wenig gewußt, nur erst als in Petersburg eine Druckerey angelegt wurde, hat der damalige Czaar von Grusinien durch seinen Gesandten daselbst Buchstaben schneiden und gießen und eine Grusinische Fibel drucken lassen, welcher der christliche Glauben und das Gebet des Herrn angehängt worden. Die Buchstaben der Grusinischen Schriftsprache in diesem Elementarwerkchen der Grusinischen Sprache belaufen sich auf 40 und sind theils den Griechischen, theils den Armenischen nachgebildet worden; auch haben sie viele eigenthümliche Zeichen, besonders für das ph, pch, sch, tsch, ds, ch, etc. Das w fehlt, dafür gebraucht sie das v. Vocale haben sie fünf a, e, i, o, u (an, en, in, on, un). Die Buchstaben heißen An, Ban, Gan (g), Don, En, Vin (v), Sen (s) He (h) u. s. w. Sie haben in ihrer Sprache zwei g (Gan), wovon das eine wie das Französische g ausgesprochen wird, zwei h, (He und Hie), zwei s (sen und ssan), zwei t, (tan und tar). Das q und c kommen in diesem Alphabete vor z. Wie schon oben bemerkt worden, stammt die Volkssprache oder bürgerliche Sprache von dem Türkischen und Persischen ab; jemehr sich daher eine Provinz der Türkei, Persien oder Armenien nähert, jemehr borgt sie von ihren Nachbarn. Die Persische Sprache ist in Georgien mehr unter den Vornehmen gebräuchlich, ja es soll sogar zum guten Tone gehören, sie zu kennen, so wie überhaupt Persische Sitten anzunehmen. Ein Mehreres über diese Sprache kann hier nicht mitgetheilt werden. S. auch den Art. Sprache (Türkische) nach. — Die Mongho-

lische Sprache, welche nach einigen Orientalisten mit der Tatarischen verwandt seyn soll, nach andern soll diese Verwandtschaft sehr entfernt seyn und nur höchstens in einer Aehnlichkeit mit derselben bestehen, so wie sich beide Völker auch in den Gebräuchen, in der politischen Einrichtung und am meisten in der Gesichtsbildung unterscheiden; denn ungeachtet der ausgedehnten oder weitschweifigen Heereszüge und Kriege der Mongholen zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, in welchem sie unter ihrem Fürsten oder Oberherrn (Dschingeschan) Temuoschin, und unter dessen Söhnen und Enkeln fast ganz Asien eroberten und in Europa vordrangen, und der Vermischung mit andern Nationen, haben sie und die Kalmücken, ihre charakteristischen Gesichtszüge bis auf den heutigen Tag behalten, ja den Eindruck davon sogar vielen andern Völkerschaften, die von ihnen überwunden worden, besonders den Kirgisen und östlich wohnenden Solonen, oder den in Taurien wohnenden Tungusen, und dem ganzen nördlichen China sehr merklich mitgetheilt; daß sie aber jemals mit den Tataren eine Nation ausgemacht haben sollen, davon ist nicht eine Spur von Ueberlieferung unter ihnen mehr übrig, ja sie halten den Namen Tatar für schimpflich, indem sie ihn aus ihrer Sprache von Tatonoi (anlocken, rottiren) ableiten und nicht viel besser als durch Räuber auslegen. Die eigentliche Heimath der Mongholen soll von undenklichen Zeiten her die Gegend zu beiden Seiten des Altaischen Meeres gewesen seyn. Die Benennungen aller Gewässer und Gebirge in diesen Wüsteneyen sind ursprünglich Mongholisch; auch zeigt die Gegend keine beträchtlichen Spuren einer städtischen Bevölkerung, und die ältesten Nachrichten von den Wohnplätzen der alten Mongholischen Horden deuten mehrentheils auf eben diese Gegenden hin, also entwickelte sich auch hier ihre Sprache, obgleich sich ihr

Ursprung und Fortgang mit nichts dokumentiren läßt. Es scheint auch, daß sich die Mongholen vor vielen Jahrhunderten in zwei Hauptvölker getrennt haben, die durch das Interesse ihrer Fürsten, und den aus den öfteren Streitigkeiten zuletzt entstandenen Nationalhaß lange in Zwietracht sind unterhalten worden, und nur dem großen Tschingis gelang es, sie wieder unter ein Oberhaupt zu bringen, und dadurch den Grund zur nachmaligen Mongolischen Macht zu legen; allein bald nach der Zerrüttung der durch ihn gestifteten Monarchie fanden sich die alten Zwistigkeiten wieder ein, und bewirkten wieder die Trennung beider Hauptvölker, seit welcher Zeit sie sich bis zum beiderseitigen Untergange bekriegt haben. Die eigentlichen sogenannten Mongholen oder Mongolen, welche sich als die nächsten Nachbarn der Chinesen, zuerst unter deren Herrschaft haben bequemen müssen, machen das eine, und die sogenannten Dörbön-Dirät das andere Hauptvolk aus. Der Name Dirät oder Derört, welcher vereiniget oder verbündet anzeigt, ist von Einigen für die dem Kalmückischen Volke in der Nationalsprache eigene Benennung gehalten worden. Bei der Befragung dieses Volkes selbst darüber findet sich, daß es unter Dörbön Dirät oder vier Verbündete, eben so viele Derötische Hauptstämme versteht, welche die Kalmücken, Delöt, Choit, Tümmöt und Borga-Bürat nennen. Die Delöt sind nun eigentlich derjenige Zweig, den man im westlichen Asien und Europa unter dem Namen Kalmücken kennt. Lange vor Tschingis Chan soll, nach den ältesten Sage dieses Volkes, der größte und mächtigste Theil der Delöt gegen Westen bis in Kleinasien einen Heerzug gethan und sich dort und um den Kaukasus verloren haben. Der Ueberrest derselben, welcher aber in der großen Tatarey geblieben ist, soll damals von seinen Tatarischen Nachbarn den Namen Chalimak

(Abtrünnige oder Zurückgebliebene) erhalten haben, den sie auch selbst jetzt nicht verwerfen, und sich noch gern Chalmick nennen lassen, obgleich Oelöt noch immer ihre eigentliche Benennung bleibt, unter welcher sie sich auch den Chinesen und Mongholen fürchterlich gemacht haben; die Choit sind durch Kriege und Heerzüge so aufgerieben und zerstreut werden, daß jetzt, außer dem Ueberreste davon, welcher mit den Sogaischen Kalmücken vereint und vermischt worden ist, und einem Theile, der sich nach der Mongholey, den Bucharischen Städten und Thybet zerstreuet haben soll, nichts mehr davon übrig ist. Wohin der dritte Stamm Tümmit oder Tummut gerathen sei, wissen die Kalmücken selbst nicht anzugeben, da aber nach anderen sichern Nachrichten ein volkreicher Mongholischer Stamm Tumut in der Gegend zwischen dem Flusse Nann und der Chinesischen Mauer, also im östlichen Theile der Mongholey, wohnhaft ist, von dem auch mehrere Schriftsteller Erwähnung thun, so kann man diesen wohl für den verlorenen Stamm annehmen. Der vierte und letzte Theil der Dörbön-Oirät, der Borga-Burat, welcher wahrscheinlich zur Zeit der von Tschingis erregten Unruhen seine Wohnungen im Gebirge um den See Baikal genommen hat, steht seit der Eroberung Sibiriens, nach den mit China geschlossenen Grenzverträgen, nebst allen seinen Unterabtheilungen, unter dem Russischen Scepter, und hat sich wahrscheinlich zugleich mit Veränderung seiner Wohnplätze von den heutigen Kalmücken abgesondert. Die eigentlichen Mongholen, unter welchen der ganze Rest der im vierzehnten Jahrhunderte (im Jahre 1368) aus China vertriebenen Mongholischen Macht begriffen ist, stehen jetzt größtentheils unter China oder dem dieses Reich beherrschenden Mandschurischen Regenten-Stamme, und haben sich, seit der Zerstörung der Soongarischen Macht und Herstellung des Friedens

in der Mongholey, von der Grenze des Chinesischen Tauriens und den Flüssen Nann und Scharamurin bis in die Soongarische Wüste und bis an Tangut ausgebreitet. Dennoch ist jetzt zwischen den unter Chinesischem Schutze stehenden gelben Mongholen (Scharra-Monghol) und den sonst von unabhängigen Chanen und des Tschingis Geschlecht beherrschten Kalkos-Mongholen, kaum ein Unterschied mehr zu machen. Ein kleiner Theil der Mongholen ist durch die Grenztractate mit den nördlich wohnenden Burâten unter Russische Herrschaft gekommen, und bevölkert im östlichen Sibirien, unter dem Irkutzkischen Gouvernement, den südlichen Theil des Selenginskischen Gebiets um den Selenga selbst, vom Chilok südwärts, und um die Flüsse Temnick Dschida und Tschikoi. Diese Mongholen sind es nun, welche ihre Sprache nach Rußland gebracht haben; sie wird aber daselbst nicht öffentlich gelehrt, wie die Tatarische Sprache, welche im großen Gymnasium zu Kasan, und auch in der Schifffahrtsschule zu Irkutzk gelehrt wird; auch wird in Letzterer die Chinesische und Japanische Sprache, so wie in Ersterer auch noch die Arabische und Türkische Sprache betrieben. Die Chinesische und Japanische Sprache wird aus der Ursache zu Irkutzk gelehrt, damit die jungen Leute auf den Handelsreisen nach China und Japan, so wie nach den Inseln des stillen Meeres, theils als Seefahrer, theils als Dolmetscher gebraucht werden können. Man scheint daher mit den eben angeführten fünf Sprachen, der Tatarischen, Chinesischen, Japanischen, Arabischen und Türkischen überall in Asien fortzukommen. Die Tatarische Sprache scheint der Hauptdialekt von vielen Nebendialekten und gemischten Mundarten zu seyn, welche einzelne kleine Völkerschaften in Asien reden. So z. B. ist die Tschulymsche Sprache aus der Tatarischen, Burâtischen und Jakutischen

zusammengesetzt. Da der größte Theil der Mongholen unter China steht, so scheint man auch mit der Chinesischen Sprache bei ihnen fertig zu werden, auch verstehen viele unter ihnen Tatarisch, so wie die Sprachen ihrer Nachbarn, mit denen sie in Handels-Verbindungen ꝛc. stehen. Die Mongolen haben eigenthümliche Charaktere oder Schriftzeichen, die nicht gut mit andern verglichen werden können, wenigstens zeigen sich nur entfernte Aehnlichkeiten in einzelnen Buchstaben mit denen anderer Asiatischer Völker, indessen suchen Sprachforscher doch Aehnlichkeiten mit den Buchstaben Asiatischer Ursprachen heraus, die sich auch wohl bei genauer Zergliederung der Charaktere finden mögen, da man die nachgeschaffenen Buchstaben nicht als bloße Willkührlichkeiten annehmen kann. Eine nähere Beschreibung von ihren Buchstaben und deren Aussprache hier zu geben, ist nicht der Ort, auch scheinen die gelehrten Reisenden, die Asien in dieser Absicht besuchten, nicht ganz mit der Aussprache und den Eigenthümlichkeiten der Monghol-ischen Sprache vertraut geworden zu seyn. Nur so viel gewahrt man aus den Charakteren und der Aussprache, daß sich viele Schwierigkeiten im Erlernen dieser Sprache und ihrer Mundarten darbieten, die um so natürlicher sind, je fremder dem Europäer die fernsten Asiatischen Völker seyn müssen, mit denen er nur selten in Berührung kommt. Den Russen, und vorzüglich den Deutschen unter ihnen, wie einem Pallas, Klaproth ꝛc., verdanken wir die Nachrichten, die wir über die meisten Sprachen der unter Russischer Hoheit zerstreut lebenden kleinen und größern Völker Asiens haben. — Die Mandschurische Sprache, welche von den Mandschus in China gesprochen wird, einem Tatarenstamme, der sich im funfzehnten Jahrhunderte in China niederließ oder sich vielmehr Wohnsitze daselbst durch seine häufigen

Einfälle erzwang; aus ihnen wurden im siebzehnten Jahrhunderte die Kaiser von China gewählt, nämlich mit Schün-tschi, der von 1644 — 1661 regierte, beginnt der Regentenstamm der Mandschu in dem genannten Reiche. Von den Mandschus leben einige zerstreut im Generalgouvernement Ostsibirien, welche sich unter Russischen Schutz zur Zeit Peters des Großen begeben hatten. Ihre Schriftzeichen oder Charaktere haben Aehnlichkeit mit denen der Chinesischen Sprache, jedoch sind diese zusammengesetzter als jene. Im Jahre 1731 wurde die Chinesische Gesandschaft, welche an den Russischen Hof abgeschickt worden war, in Petersburg überrascht, indem die Mitglieder derselben die Akademie der Wissenschaften daselbst besuchten, und bei ihrem Eintritt in die Akademische Buchdruckerey den Namen ihres Herrschers und ihre eigenen Namen nebst der Lateinischen und Russischen Uebersetzung in ihrer Sprache aus der Presse zogen, und dadurch den Beweis erhielten, daß man auch mit ihren Charakteren und in ihrer Sprache in Rußland, oder vielmehr in Europa ein Werk im Druck herausgeben könne. Die Gesandten hatten nämlich bei der Audienz den Namen ihres Herrschers und ihre eigenen Namen genannt und schriftlich mitgetheilt, und so hatte man sie sogleich in die Akademische Druckerey geschickt und sie in Holz schneiden lassen. — Ein Mehreres über diese Sprache, so wie über die Korjäkische Sprache, welche von den Korjäken, einem Volke gesprochen wird, das sich in der Russischen Seeprovinz Ochotsk aufhält oder niedergelassen hat, so auch über die Jakutische und noch mehrere Sprachen und Mundarten, welche von kleinen Völkerstämmen in dem Russischen Reiche in Asien geredet werden, wird unter Sprache (Tatarische), vorkommen.

Sprache (Sächsische), s. Th. 160, unter Sprache (Deutsche), und Sprache (Hochdeutsche).

Die Sächsische Sprache wird in die Obersächsische und in die Niedersächsische oder Plattdeutsche Sprache getheilt. Die Obersächsische Sprache oder Mundart ist weit jünger, als die Niedersächsische. Nach einigen Sprachforschern soll sie im zehnten Jahrhunderte aus der Vermischung der Fränkischen, Niedersächsischen oder Plattdeutschen und Wendischen Sprache entstanden seyn; nach andern aus der Fränkischen, Thüringischen und Plattdeutschen Mundart. Diese Obersächsische zur Hochdeutschen Sprache umgeschaffene Mundart wird mit verschiedenen Abänderungen, die bei gebildeten Deutschen mehr in der Aussprache der Wörter des Worttons liegen, weniger in den Wörtern, der Wortbildung selbst, seit der Reformation, und besonders in der neuesten Zeit, in vielen Gegenden Deutschlands gesprochen. Sie ist unter den Niederdeutschen die Kirchensprache geworden, und hat sich auch in allen Plattdeutschen Ländern von Deutschland, so wie in den auswärtigen Nordischen Ländern, in Ost- und Westpreußen, in Rußland, Dänemark, Schweden und Norwegen ausgebreitet, so wie sie jetzt auch in den westlichen und südlichen Staaten Europas von den Gelehrten und Liebhabern der Deutschen Literatur, von Kaufleuten und andern Gewerbetreibenden erlernt wird; auch hat sie sich mit andern Deutschen Mundarten in Amerika heimisch gemacht. Sie ist die gewöhnliche Deutsche Hof-, Conversations- und Büchersprache. — Die Niedersächsische od. Plattdeutsche Sprache, die ehemals die Sächsische Sprache, und das Volk, das sie redete, die Sachsen oder Sassen hießen, eine der ältesten Deutschen Mundarten, wird in mehreren Gegenden am Niederrhein, in ganz Westphalen, in Niedersachsen, in dem südlichen Theile von Schleswig, in Pommern, in der Provinz Brandenburg, auch Theilweise in West-

preußen und in den mit den Plattdeutschen Ländern grenzenden Gegenden von Schlesien und Obersachsen, und in allen den Ländern wieder mit mannigfaltigen Veränderungen in Aussprache, Wörtern und Redensarten nach den verschiedenen Provinzen, gesprochen. Diese Sprache ist in den früheren Zeiten, wie auch schon unter Sprache (Deutsche), Th. 160, angeführt worden ist, von Gelehrten und Sprachforschern sehr vernachläßiget worden, auch ist derselben, wie ein Schriftsteller wohl nicht unrichtig bemerkt, aus Unwissenheit, Vorurtheil und Mode, fast allgemein mit Verachtung begegnet worden. Man hielt sie für eine gemeine Bauernsprache, die nicht der Aufmerksamkeit, noch viel weniger der Ausbildung bedürfe, und doch ist sie unter allen Deutschen Mundarten die klangvollste und lieblichste, wenn wir nur erst mit ihrer Aussprache vertraut sind, darin einige Geläufigkeit haben; denn die Härten, die sie hin und wieder besitzt, liegen an ihrer geringen Ausbildung; da noch bis zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts keine Sprachlehre von dieser Mundart vorhanden war und es auch wahrscheinlich noch bis jetzt nicht ist. Ein Wörterbuch kam davon in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts heraus. Nach dem einstimmigen Urtheile aller Kenner der Plattdeutschen Sprache, ist sie eine der schönsten Sprachen in der Welt, nicht nur wegen ihres Reichthums an Wörtern und Ausdrücken, sondern auch wegen des Genius, der in derselben vorwaltet, und wegen ihres Klanges. Ihr Studium bleibt noch immer ein vortreffliches Hülfsmittel zur Aufklärung der Hochdeutschen, Holländischen, Englischen, Dänischen, Schwedischen, Isländischen und Gothischen Sprache; und ein Plattdeutscher soll, nach einem Sprachforscher, den Vortheil haben, alle Sprachen nach ihrer rechten Betonung am leichtesten aussprechen zu lernen. Wäre Luther, sagt ein Schriftsteller

ein Plattdeutscher gewesen, so wäre das Plattdeutsche in allen Ländern, wo es zu Hause ist, die Kirchen- und Bücherspracbe geblieben, wie es solches vor und selbst in vielen Ländern noch eine lange Zeit nach der Reformation war; sie würde dann eben so ausgebildet worden seyn, als die jetzige Hochdeutsche. Da aber die Reformation, und fast alle ersten evangelischen Lehrer aus Obersachsen kamen, so wurde auch die Obersächsische Mundart, die jetzige Hochdeutsche, in allen Plattdeutschen evangelischen Ländern nach und nach die Kirchen-, Schul- und Bücherspracbe, und die Katholiken thaten nachher ein gleiches, und so wurde die Plattdeutsche Sprache nach und nach aus der Kirche und den Gerichtssälen verdrängt, und blieb nur noch Eigenthum der unteren Volksklassen und der Landleute in den oben genannten Provinzen. Es hat auch in dieser alten Deutschen Mundart nicht an Schriften gefehlt, die verbreitet und häufig gelesen worden sind; allein ihr Einfluß auf die Ausbildung der Sprache war zu der Zeit, als sie erschienen, nur geringe, weil die Sprachforschung und Sprachbildung Deutscher Mundarten damals noch kein Gegenstand einer besondern Aufmerksamkeit Deutscher Gelehrten war, die sich größtentheils nur mit den alten Sprachen, der Griechischen und Lateinischen, beschäftigten, und die Bildung ihrer Muttersprache einem Jeden nach seinem Gefallen überließen. Unter andern Büchern, die in Plattdeutscher Sprache erschienen, ist hier besonders die Bibel zu bemerken, die in dieser Mundart noch vor Luthers Zeiten erschienen ist. Die Ausgabe von 1484, welche C. Lesser in seiner Typograph. jubilans anführt, wird zwar noch in Zweifel gezogen; allein diejenige zu Lübeck, vom Jahre 1494, welche Vogt (Catal. libr. rar. p. 109) anführt, will man für richtig halten; es kann daher seyn, daß Lesser diese Ausgabe gemeint hat und daß nur in

der Anführung der Jahreszahl ein Schreib- oder Druckfehler begangen worden ist. Auch sollen, nach C. G. Hagemann*), die Evangelien und Episteln im Jahre 1517 in Plattdeutscher Sprache gedruckt worden seyn. — Daß die Plattdeutsche Sprache die eigentliche Sprache des ganzen Sachsenlandes gewesen ist, geht aus so Manchem hervor. So z. B. steht auf dem Titel des zu Hamburg 1583 gedruckten Plattdeutschen Psalters, daß er vth der Saßischen Bibel nachgedrucket sey, und auf dem Titel des eben daselbst 1608 ins Plattdeutsche übersetzt herausgekommenen Ehebüchleins des C. Melissandri, steht: es sey in Saßischer Sprake överzesehen. Auch schreibt Bugenhagen in der Vorrede zu seinen Summarien, welche den Plattdeutschen Bibelausgaben (Magdeb. 1578, Wittenb. 1590) angehängt sind: de hochdüdesche Biblia-ys-yn dyt Saßische düdesch vthgesettet. Aus welchem letzteren Ausdrucke erhellt, daß man selbst in Obersachsen die Niedersächsische Sprache für die eigentliche Sächsische oder die Sprache des Sachsenlandes gehalten hat. Auch Luther sagt in einer Stelle seiner Schriften: „In allen Wörtern muß man Acht haben auf den Sächsischen Dialekt und ihre Art zu reden, als welche vor Zeiten ganz Deutschland gebrauchet.“ Man findet in Plattdeutscher Sprache viele Bibelausgaben, Psalter, Gesang- und Gebetbücher, die Symbolischen Bücher unserer Kirche, verschiedene Stücke aus Luthers, Melanchtons und anderer Kirchenlehrer Schriften, Kirchenordnungen, Agendenbücher ꝛc. Es wäre sehr gut, wenn Exemplare dieser alten Bücher, die sehr selten zu werden anfangen, indem sie zwar aus dem Staube nach und nach hervorgezogen werden, aber

*) Nachr. von den vornehmsten Uebersetzungen der heiligen Schrift, S. 68, 119.

dann auch unbeachtet in die Läden der Materialisten, Victualien- und Butterhändler wandern, von gelehrten Niedersachsen gesammelt und dadurch der Vergessenheit entrissen würden. Es ließe sich daraus noch mancher Gewinn für unsere Hochdeutsche Sprache ziehen. Man hat auch schon zu verschiedenen Zeiten des vorigen Jahrhunderts angefangen, auf die alten Niedersächsischen Schriften aufmerksam zu machen. So erschien z. B. im Jahre 1752 ein kleines Werk unter dem Titel: Wat platdüdsches uth der Bibliothek J. W. F. Götting., woraus die Sprach- und Geschichtskunde der Deutschen noch manches Licht erhält. Es ließen sich hier noch eine Menge Plattdeutscher Schriften anführen, deren Inhalt sich größtentheils auf die Kirche bezieht, wenn dieses nicht zu weit von der eigentlichen Tendenz dieser Sprachartikel entfernte.

Zu der Niedersächsischen Mundart kann man nun noch die Friesische, als eine Schwester derselben, rechnen, wovon jetzt nur noch wenig vorhanden ist. Die alten Friesen, welche diese Sprache redeten, wohnten am Deutschen Meere oder der Nordsee, von der Schelde bis an die Weser und darüber hinaus. Diejenigen, welche zwischen der Mündung der Schelde und des Fliestroms, ungefähr bei der jetzigen Insel Flieland, wohnten, hießen Westfriesen, wovon auch die Benennung eines Theils der Provinz Holland unter dem Namen Westfriesland herrührt. Diejenigen aber, die zwischen der Flie und der Weser und weiter hinauf wohnten, hießen Ostfriesen, wovon die Provinz der vereinigten Niederlande, die Frießland heißt, und das Deutsche Fürstenthum Ostfriesland, noch den Namen haben. Sie haben sich hernach durch Holstein bis an das jetzige Herzogthum Schleswig gezogen, und in einem kleinen Theile des Letztern, im Amte Flensburg, dem alten Lande Angeln, der Insel Helgeland,

wird die Friesische Sprache noch jetzt als Landessprache geredet; sie hat mit dem alten Angelsächsischen, dem Oldenburgisch- und Ostfriesisch-Plattdeutschen, und dem Holländischen eine nahe Verwandtschaft. Eine Sprachlehre davon ist in Holland gedruckt worden. Aus einer Vermischung dieser Friesischen Mundart mit der Angelsächsischen und noch einigen Deutschen Mundarten, ist die Holländische oder Niederländische Sprache, nach Einiger Meinung zu Anfange des neunten Jahrhunderts, entstanden, zu welcher Zeit Karl der Große die Sachsen nach den Niederlanden versetzte; s. Sprache (Holländische), Th. 160. Der älteste Schriftsteller der Niedersachsen im Fache der Geschichte, und gleichsam der Vater der Niedersächsischen Geschichte, ist Wittichind, welcher im Jahre 1004 starb. Ueberhaupt hat Deutschland viele alte Schriftsteller aufzuweisen, wir dürfen hier nur noch an Eginhard, der im Jahre 839 starb; an Roßwitha, welche um das Jahr 984 lebte; an Nithard, Hildebert, Bruno, Regino, Luitprand im 9ten und 10ten Jahrhunderte; an Dithmars und Andere im 11ten Jahrhunderte erinnern.

Sprache (Samskrit-), s. unter Sprache (Indische), Th. 160, S. 611 und f.

— (Sardinische), eine Hauptmundart der Italiesischen Sprache, s. diese, Th. 160, S. 630, und Sprache (Toskanische), weiter unten.

— (Särische), eine Art Plattdeutsch, welches in Siebenbürgen von den sich daselbst im zwölften Jahrhunderte niedergelassenen Sachsen geredet wird. Diese Sachsen oder Saxen machen eine der drei Hauptnationen des Großfürstenthums Siebenbürgen aus, und sind daher nicht mit den in neueren Zeiten dahin gegangenen Deutschen zu verwechseln. Wie schon bemerkt worden, sollen sie sich im zwölften Jahrhunderte unter dem Könige Geysa dem Zweiten aus den

Ländern der Sachsen in Deutschland nach Siebenbürgen begeben und daselbst angesiedelt haben; da aber die Geschichte dieses Volkszweiges noch zu wenig aufgeklärt ist, auch seine Sprache von der Sprache unserer aus dem zwölften Jahrhunderte vorhandenen Plattdeutschen Schriften zu sehr abweicht, so vermuthen einige Schriftsteller, daß schon lange vor der Zeit des genannten Königs Sachsen oder Plattdeutsche in Siebenbürgen gewohnt haben; auch sollen die Siebenbürgischen Sachsen Ueberbleibsel von den aus dem alten Dacien und den Gegenden ausgegangenen Sachsen oder Plattdeutschen und Gothen seyn, von welchen sich ein Stamm in diesen Gegenden gesetzt haben oder auch dahin verdrängt seyn könne. Geysa der Zweite rief im Jahre 1142 oder 1143, nach Andern 1154, viele neue Niederdeutsche Familien nach Siebenbürgen, und es scheint, daß diese sich mit jenen alten Deutschen zu einem Volke vereiniget haben. Diese Sachsen, welche große Privilegien und Freiheiten von den alten Ungarischen Königen erhielten, haben bis auf die neueste Zeit ihre alten Sitten und Gebräuche beibehalten, so auch ihre Sprache, worauf sie festhalten, daher unterscheiden sie sich nicht nur von den Siebenbürgischen Ungarn und Seklern, sondern auch von allen übrigen in Siebenbürgen jetzt wohnenden Deutschen. Ueber die Sprache selbst hat man noch keine genauen Vergleichungen mit unseren Deutschen Dialekten, so wie überhaupt mit den Nordischen, jedoch nicht Slavischen, Sprachen angestellt. Bis zu Ende des verwichenen Jahrhunderts waren in dieser Siebenbürgisch-Särischen Sprache noch keine Schriften vorhanden, weil sie nicht in derselben schreiben; auch scheinen keine Sprachlehren und Wörterbücher davon erschienen zu seyn, welches die Untersuchung dieser Sprache und jede Vergleichung mit andern sehr erschwert.

Sprache (schlüpfrige), uneigentlich, Ausdrücke in jeder gebildeten Sprache, welche auf eine oft feine, versteckte, den in den Geheimnissen der Liebe nicht ganz Unerfahrenen, aber dennoch verständliche, Weise zur Wollust reizen; überall die Absicht durchblicken lassen, daß sie nur gewählt worden sind, um nach Genüssen lüstern zu machen. Man findet diese Sprache in Romanen, Novellen und kleinen Erzählungen; selbst in Gedichten, besonders in Balladen und Romanzen; auch in den kleinen erotischen Tändeleyen ꝛc. Hier eine Probe dieser Sprache:

Cytherens Nachtfeier. O süße, wonnevolle Nacht! beglückende Finsterniß, tausendfach schöner als der schönste Tag; ihr schenkt mir Glück und Leben, ihr führt mir, was ich liebe, zu. So schließ ich Dich denn in meine Arme, Dich meine Liebe, meine Wonne! Siehe, der Augenblick ist da, wo wir Cytheren opfern; wo wir uns für die langsamen Stunden der Sehnsucht wieder schadlos halten. Jetzt kann ich mich Deiner Reize freuen, jetzt mich ganz meinen Wünschen überlassen. Ich schmachte, ich brenne! — Ach, Grausame, was beginnst Du? — Warum verbeutst Du mir, Nektar von Deinen Rosenlippen zu saugen? Warum soll ich den Balsamduft Deines Athems nicht in mich schlürfen? Warum sollen sich unsere Lippen nicht durch den glühenden Druck der Küsse fest an einander schließen? Habe Mitleid mit dem, dessen Gluth ihn verzehrt! Amor! Aphrodite! steht mir bei; denn ich erliege unter den Qualen meines Herzens; unter Flehen und Seufzen schwindet die Kraft meiner Jugend. — Endlich erhört sie mich! Ihr Zorn verschwindet und liebliche Röthe färbt ihre bleichen Wangen, Thränen netzen ihr Auge. Panchâris ist ganz Dein! ruft sie mir zu; und ein zärtlicher Kuß begleitet diese Zauberworte. Kämpfend zwischen jungfräulicher Schaam und Liebe, kommt sie mir entgegen, sinkt sie in meine Arme, die sie fest umschlingen. Ein Strom von unnennbaren Gefühlen reißt mich fort, und in Panchâris Busen entzünde ich die Gluth, die sie in meiner Brust anfachte.

In einander verſchlungen, feſt an einander gekettet, ſchmilzt unſer Weſen in eins zuſammen, berauſcht vom Born der Wolluſt. Unſer irrender Geiſt durchſtrömt die Regionen der Wonne und theilt die Trunkenheit unſeres Entzückens. Fackel der Liebe, die Du uns leiteteſt, warſt Du nicht Zeuge der Wonne in unſerer ſüßen Umarmung. Der liebe Nektar tröpfelte zitternd durch unſere Adern, ſchwellte ſie auf und vermehrte dadurch den Vollgenuß unſeres Glückes. — O Pancharis, wenn ich nur Dich beſitze, wenn ich nur auf Deinen Mund tauſend und aber tauſend Küſſe drücken darf, ſo beneid' ich den Göttern nicht ihren Olymp, nicht ihre Unſterblichkeit. Was kann ich noch wünſchen? Ich verzehre vor Sehnſucht und kehre wieder zurück ins Leben auf Deinem Munde. Ich nähre mich vom Hauche Deines Athems, mein Auge ſchwimmt wonnetrunken, ja wonnetrunken in dem Deinen. Meine Finger ſpielen mit Deinen wallenden Locken, mein Arm umſchlingt Deinen Lilienhals, feurige Küſſe drücke ich auf Deine Wangen, und mein Blick verſchlingt das Wogen Deines wallenden Buſens, der unabläßig zu neuen Umarmungen einladet. Unſere Spiele gleichen dem Tändeln der Tauben. Schmachten und Entzücken miſcht ſich in einander, und unſere Sinne, entzückt, gluthberauſcht, entſchweben unſern halb erſchloſſenen Lippen, und ſchwinden, ja ſchmelzen in einem langen Zauber dahin. Athemlos und entkräftet ſinkt nun ſchmachtend mein Haupt auf den Buſen meiner Geliebten hin, und Schlummer ſchließt meine Augen. Kaum genieße ich die Ruhe, ſo weiß mich Pancharis durch tauſend kleine Neckereyen wieder zu wecken und die Liebe erneuert ſich wieder unter tauſend anderen Geſtalten; neues Entzücken hebt die Gefühle und berauſcht die Sinne ꝛc. ꝛc. (Erotiſche Tändeleyen. Leipzig.)

Sprache (Schottiſche), Galiſche oder Galliſche Sprache, Erſiſche Sprache, ſ. unter **Sprache (Engliſche)**, Th. 160, S. 478 u. f. Nach einigen Sprachforſchern ſoll dieſe Sprache ehemals in dem größten Theile von Gallien von den Gallen oder Galliern und den Helvetiern geſprochen wor-

den ſeyn, die bei dem Cäſar Celten im engern Verſtande hießen, und welche die Urbewohner der Alpen, des ganzen mittlern Galliens, auch wohl eines Theils des alten Germaniens und des ganzen Britanniens und aller zu dieſem Lande gehörenden Inſeln geweſen ſeyn ſollen, deren Name, weil er den Römern zuerſt bekannt geworden, nach und nach der Collectiv-Name aller Galliſchen Völker geworden iſt, die aller Wahrſcheinlichkeit nach aus Gallien nach Britannien übergegangen, aber nachher, nachdem ſie längſt vor Cäſars Zeiten durch die Kymren aus Britannien verdrängt worden ſind, ſich nach Schottland, und dann in die Gebirge des nördlichen Theils von Schottland und die umherliegenden Inſeln retirirt haben, und hier und in Irland bis jetzt geblieben ſind; auch nennen ſich die jetzigen Bergſchotten oder Hochländer (Highlanders) bisjetzt noch Cäel und ihr Land Cäel-Doc, woraus Einige Celten und Land der Celten, Andere dagegen verwandeln das Cäel in Gäel und machen daraus Gallier, und aus Cäel-Doc Berg-Gallier, woraus die Römer ihr Caledonia gemacht haben. Sie nennen ihre Sprache Galic, Galiſch. Dieſe Galiſche Sprache iſt jetzt die Landesſprache in Nord-Schottland oder den Hochländern, auf verſchiedenen weſtlichen Inſeln von Schottland, als auf Arran, Jura und andern, und in ganz Irland, außer Dublin, wo die Engliſche Sprache geredet wird. Die Irländiſche und die Sprache der Bergſchotten unterſcheiden ſich wieder durch beſondere Verſchiedenheiten, und auch in der Iriſchen iſt die Ausſprache nicht in allen Provinzen einerlei. Nach Macphersons Urtheil ſoll es durchaus falſch ſeyn, die Baskiſche, Kymriſche oder Waliſiſche, und die Iriſche oder Irländiſche Sprache für die alte Celtiſche zu halten oder ſie für drei Dialekte derſelben anzuſehen; denn wenn gleich verſchiedene Wörter in allen

dreien miteinander übereinkommen, so ist doch die weit größere Anzahl der Wörter und die Grammatik einer jeden von der andern sehr verschieden, und man müsse daher alle drei als verschiedene ursprüngliche Sprachen ansehen; indessen scheint dieses Urtheil über diese Sprache wohl nicht ganz richtig zu seyn; denn die Unähnlichkeit in den Wörtern und in den Sprachlehren rühret wohl von der Einwirkung anderer Sprachen in den verschiedenen Ländern, wo die Ursprache, heiße sie nun Celtisch, Gallisch oder Kymrisch, geredet wurde, her; denn durch ein Paar Jahrtausende können sich Ursprachen, wenn sie nämlich nicht ausgestorben sind und nur bloß noch in Büchern fortgepflanzt werden, so umgestalten, daß man die neuern, mit Fragmenten der Ursprache verglichen, kaum wieder erkennt, und so kann es auch dieser Sprache ergangen seyn. — In beiden Sprachen, in der Schottischen und Irischen, ist die Literatur nicht ganz unbedeutend. Die Schriften sind Theils aus alten Hybernischen Buchstaben, die mit dem Angelsächsischen sehr übereinkommen, theils mit neuen Lateinischen Buchstaben gedruckt. Auch Sprachlehren und Wörterbücher sind in beiden vorhanden. Man vergleiche damit auch dasjenige, was unter Sprache (Englische), und Sprache (Nordische), Th. 160, und dann unter Sprache (Walisische) weiter unten, darüber gesagt worden ist.

Sprache (Schrift-), Bücherſprache, Buchſprache, im Gegensatz der Ton- und Zungenſprache, und der Zeichenſprache, die Gedanken-Mittheilung, durch die Schrift, bestehe diese nun in mit der Feder oder sonst einem Instrumente geschriebenen oder in aus Bley gegossenen und vermittelst der Färbung mit Buchdruckerschwärze durch die Presse abgedruckten Buchstaben. Die geschriebenen Werke werden Manuscripte, die gedruckten eigentlich Bücher

genannt. Ueber die Schriftsprache, s. den Art. Manuscript, Th. 84, und die Artikel, Schrift, Schreibekunst und Schreibart, Th. 148. Die Buch- und Bücherspräche, die Mittheilung seiner Gedanken durch die Presse, durch gegossene Schriftzeichen, ist eine Erfindung der Deutschen in der neueren Zeit. Sie geschah im funfzehnten Jahrhunderte, in den Jahren 1436—42, von einem Edelmanne, Namens Henné Gensfleisch von Sorgenloch, mit dem Zunamen Guttenberg, den er von einem Lehnhofe angenommen; s. auch unter Buchdrucker, Th. 7, S. 172 u. f. Er ward zu Maynz geboren, hielt sich aber eine Zeitlang in Straßburg auf, in welcher Stadt er vom Jahre 1436—1444 in einer Urkunde unter den Constafelern oder adelichen Bürgern gefunden wird; auch heirathetete er daselbst eine Jungfrau von dem Elsaßischen Adel, Anna zu der eisernen Thür, und daher haben einige Schriftsteller aus Irrthum ihn für einen Straßburger ausgegeben. Die Benennung Bürger war damals von großer Wichtigkeit, besonders in den Reichsstädten, so daß Adeliche, welche das Bürgerrecht erhalten hatten, nie unterließen, es ihrem Namen hinzuzusetzen, als eines der ehrwürdigsten Prädikate. Die Erfindung der Buchstaben verdanken wir wahrscheinlich den Spielkarten, die Guttenberg auf den Gedanken gebracht haben, einzelne Buchstaben in Holz zu schneiden, und hernach zusammen zu setzen, nachdem er vorher schon die Schrift in Holz Seitenweise geschnitten und abgedruckt hatte. Nach Einigen soll ihn sein Petschaft, worin sein Name eingegraben war, zuerst auf diesen Gedanken gebracht haben; denn als er wahrgenommen, daß dasselbe die Namensunterschrift deutlich in Wachs abdruckte, so habe er dieses aufgegriffen, und einzelne Buchstaben in Holz geschnitten und abgedruckt. Weil aber zum Abdruck ganzer Seiten auf einmal eine grö-

ßere Kraft erforderlich wurde, als es mit Anwendung der Hand möglich war, so brachte ihn eine Weinkelter auf die erste Idee von einer Druckerpresse. Die ersten Buchstaben wurden einzeln auf viereckige hölzerne Stöcke von gleicher Höhe geschnitten, diese in der Mitte durchbohrt, nach den Sylben und ganzen Worten in Ordnung gestellt, mit einer Schnur durchzogen und dann Zeilenweis zusammengesetzt. Da aber diese Art Buchstaben sehr bald stumpf wurden, so mußte man andere Versuche machen, und man verfiel daher auf metallene, wozu man erst das Bley anwendete; da aber dieses zu weich zu diesem Zwecke war, so probirte man es mit härterem, welches aber das Papier, ja selbst das Pergament durchlöcherte, und da man es dieserhalb nicht anwenden konnte, so machte man eine Komposition von Metallen, welche weder zu hart noch zu weich war. Die Buchstaben schnitt man anfangs mit Messern und andern Instrumenten aus dem Metalle, da aber dieses höchst mühsam war und sehr aufhielt, so versuchte man die Buchstaben in Formen zu gießen, s. Schriftgießerey, Th. 148, S. 520, u. f. Einige wollen Guttenberg das Verdienst streitig machen, daß er der Erste gewesen sey, der ein gedrucktes Buch hervorgebracht habe, indem sie anführen, daß Laurenz Janson Koster od. Küster zu Harlem den ersten Grund zur Buchdruckerey gelegt habe; s. auch unter Spielkarten, Th. 158, S. 214. Dieser Koster soll nun nach Einigen im Jahre 1420 auf dem Lande Buchstaben aus Buchenholz geschnitten und damit einen Versuch ganze Zeilen auf Papier abzudrucken gemacht haben. Das erste Buch, welches er gedruckt habe, sei das Speculum Salvationis gewesen, welches aus Figuren, mit darübergesetztem Texte bestanden. Von diesem Koster habe nun Guttenberg die Kunst erlernt, sei nun nach Maynz zurückgegangen und habe sich daselbst als der Erfin-

der dieser Kunst ausgegeben; dieses berichtet nämlich Meermann in seinem Ursprunge der Buchdruckerkunst, welchen aber Heynecke in seinen Nachrichten von Künstlern u. Kunstsachen, Th. 2, S. 104 u. 243 u. f., gründlich widerlegt. Andere wollen den Straßburgern die Ehre dieser Erfindung zueignen, indem sie vorgeben, Guttenberg habe diese Kunst von Johann Menteln daselbst erlernt und sie dann nach Maynz gebracht; allein auch dieses Vorgeben ist irrig, wie man aus Folgendem ersehen wird. Als Guttenberg sich zu Straßburg aufhielt, errichtete er daselbst mit mehreren Bürgern eine Gesellschaft, welche sich mit geheimen Künsten, der Magie, ꝛc. beschäftigten. Einer von seinen Freunden, mit Namen Dreyzehn, lernte von Guttenberg mehrere von den damals geheim gehaltenen Künsten, unter andern auch das Steinschleifen. Nach dem Tode Dreyzehns entstand zwischen dessen Erben und Guttenberg ein Prozeß, und aus den noch vorhandenen Akten, die darin verhandelt worden, hat Schöflin in seinen vindiciis typographicis folgende Sätze ausgezogen: daß Guttenberg zu Straßburg der Erfinder und Vorsteher einer Druckerey gewesen; daß der genannte Dreyzehn vieles von seinem Vermögen dazu verwendet habe, und auch einer der vornehmsten Gehülfen Guttenbergs gewesen sey; daß der Anfang dieser Kunst in Dreyzehns nicht aber in Guttenbergs Hause gemacht worden; daß Conrad Saspach die erste Druckerpresse verfertiget habe; daß Guttenberg seine Buchstaben nicht allein aus Holz, sondern auch aus Bley verfertiget habe, und daß der erste Anfang davon in das Jahr 1436 falle. In Folge des genannten Prozesses gerieth die Buchdruckerey eine Zeitlang ins Stecken. Guttenberg verließ Straßburg im Jahre 1444 und kam nach einiger Zeit wieder in seinem Geburts-

orte Maynz zum Vorschein. Die Straßburger Versuche hatten sein Vermögen ansehnlich geschwächt, so daß er sich genöthiget sah, um das Werk, für das er ein lebhaftes Interesse fühlte, wieder anzufangen, sich nach neuen bemittelten Gesellschaftern umzusehen. In einem alten Gültbuche findet man, daß ein Johann Gensfleisch, welches wahrscheinlich dieser Guttenberg ist, zu Maynz das Haus zum Jungen um einen Zins von 10 Fl. an Gold gemiethet habe. Hier wird zuerst ein Johann Meydenbach genannt, mit dem er in Verbindung gestanden zu haben scheint, und dann der Johann Faust, ein Goldschmidt, im Jahre 1450, der noch seinen Bruder Jacob Faust zu Hülfe nahm. Dieser Mann unterstützte Guttenberg nicht nur mit Geld, sondern nahm auch den thätigsten Antheil an der Sache. Zu ihnen gesellte sich bald ein Vierter, mit Namen Peter Schoifer, Schäfer oder Schöffer von Gernsheim, der in einigen Urkunden Clericus dioeceseos Moguntinae genannt wird, welches nach dem damaligen Sprachgebrauche nicht eben einen Geistlichen, sondern nur überhaupt einen Gelehrten, auch wohl nur einen Schreiber bedeutete. Diesem Manne, welcher einen erfinderischen Geist besaß, überhaupt Talent in den mechanischen Künsten, verdankten sie die Hauptausführung ihres begonnenen Werkes; denn von Schöffern rührt eigentlich die Erfindung: die Buchstaben zu gießen, her. Er hatte sich vorher mit der Schönschreibekunst, Calligraphie, die er in Paris erlernte, beschäftiget, und hernach angefangen, Stempel zu schneiden, welches ungefähr um das Jahr 1452 geschah. Dieses führte ihn nun auf den Gedanken, Formen zu machen und Buchstaben darein zu gießen. Er entdeckte hierauf Fausten seine Erfindung, der darüber eine so große Freude empfand, daß er ihm seine Tochter zur Ehe gab und ihn in der Folge zum Geschäftsverbündeten machte. Nach einem

im Jahre 1450 zwischen Guttenberg und Faust errichteten Contract, hatte Letzterer einen Vorschuß von 800 Gulden, um den angefangenen Druck zu besorgen. Da dieses sich nun bis in das fünfte Jahr hingezogen hatte, so entstand ein Prozeß zwischen Beiden, in Folge dessen die zwischen Guttenberg und Faust errichtete Gesellschaft aufgehoben wurde. Faust verband sich nun enger mit Schöffern, und da der Letztere das Stempelschneiden, der Erstere aber das Gießen verstand, so kamen sie bald dahin, gute Buchstaben in Bley zu gießen, und verschiedene Werke damit in Druck herausgeben zu können; dieses kann man als die zweite Periode der Erfindung der Buchdruckerkunst betrachten. Das erste Werk, welches im Jahre 1457 erschien, war der Psalter, wodurch sie ihre neue Kunst, die Buchsprache, zuerst bekannt machten; dann druckten sie im Jahre 1459 Durandi Rationale officiorum, und, nebst mehreren anderen Werken, auch eine Lateinische Bibel, welche im Jahre 1462 erschien. Nach einer gemeinen Sage soll Faust mit der ersten gedruckten Bibel, die nach der Versicherung einiger Schriftsteller schon um 1450 im Drucke gewesen seyn soll, nach Paris gereiset seyn, um sie daselbst zu verkaufen. Da nun die mit gegossenen Buchstaben sauber gedruckte Bibel in Paris großes Aufsehen machte, und man sie anfangs, da man von dieser neuen Kunst daselbst noch nichts wußte, für mit großem Fleisse verfertigte Abschriften hielt, und man sie auch gegen andere, weit schlechter von den Mönchen geschriebene Werke, sehr wohlfeil fand, so fand sie einen großen Absatz, und die Handschriften, Manuscripte, der Mönche fielen dagegen im Preise, ja man wollte sie zuletzt gar nicht mehr haben; dieses veranlaßte bei den Letzteren einen solchen Neid, daß sie den Faust für einen Schwarzkünstler verschrien, der mit dem Teufel ein Bündniß gemacht habe, da

man sonst nicht begreifen könne, wie die vielen Manuscripte, die er verkaufe, in Allem so übereinkämen. Diese List der Mönche, und der Lärm, den sie dabei machten, gelang vollkommen; denn Faust ward genöthiget, eilig Paris zu verlassen; woraus denn das Mährchen entstanden ist, der Taufel habe ihn geholt. Dieses Mährchen klärte sich aber dadurch auf, daß er im Jahre 1466 zum zweiten Male nach Paris zurückkehrte und daselbst an der Pest starb. Daher rührt nun auch die Verwechselung mit dem berüchtigten Doctor Faust, der mit dem Teufel einen Bund gemacht und am Ende von ihm zerrissen worden seyn soll; dieser lebte aber funfzig Jahre später.

Nach den verschiedenen Schriftstellern, die über die Erfindung der Buchdruckerkunst geschrieben haben, soll Guttenberg schon im Jahre 1436 eine Kleinigkeit mit unbeweglicher Schrift gedruckt haben. Die ersten Versuche, die Guttenberg und Faust mit einander gemeinschaftlich machten, sollen in Holz geschnitten und bald eine ABC-Tafel, bald ein Donat, bald das Catholicon des Johann de Janua, und eine mit geschnitzten hölzernen Buchstaben gedruckte Lateinische Bibel seyn; so wie überhaupt alle Bücher, bei welchen weder Zeit, noch Ort, noch Buchdrucker angemerkt ist, dem Guttenberg und Faust von den Freunden seltener Bücher zugeeignet werden; sie bezeichneten sie aber schon vom Jahre 1457 an mit Faust's und Schöffers Namen und Druckwappen. Durandi Rationale divinorum officiorum ist 1459 gedruckt, und in der Unterschrift heißt es: Et ad eusebiam Dei industrie est csumatus. Per Johannem Fust civem Moguntinum et Petrum Gernsheim Clericum diocess ejusdem Anno Domini Millesimo quadrigentesimo quinquagesimo nono sexto die Octobris. Das Catholicon von Johann von Janua in Folio, und in der Unter-

schrift heißt es unter andern: Hic Liber egregius Catholicon dominice incarnationis Annis MCCCCLX alma in urbe Moguntina nacionis inclyte germanice etc. Die Lateinische Bibel vom Jahre 1462 mit der Unterschrift: pns hoc opusculu Artificiosa ad invetione impmendi seu caracterizandi absque calami exaracon in civitate Moguntu sic effigiatu et ad eusebiam Dei industrie per Joheem Fust cive et Petru Schoiffer de Gernsheym clericu dioces ejusdem est consumatum anno incarnationis dominice MCCCCLXII in vigilia assumpcois virg. Marie. In einigen Exemplaren findet sich in der Unterschrift einiger Unterschied, z. B. Diotesis, andere diocesis, einige haben virginis, andere virgines, wovon die Ursache nicht angeführt werden kann. Von diesen beiden ersten Buchdruckern sind auch einige Werke gedruckt worden, bei denen man zwar nicht den Namen derselben findet, die aber bei der Gegeneinanderhaltung der Schriften vermuthen lassen, daß sie von ihnen herkommen; z. B. Liber Regulae Pastoralis Sti Gregorii Papae: Vincentii Belluacensis speculum historiale. Liber sermonum sancti Leonis. Augustini de vere vite cognitione Libellus. Alle diese ersten Bücher sind auf dickes und starkes Papier gedruckt, woraus sowohl, als auch aus den Buchstaben die Kenner der Literatur die Kennzeichen der Bücher und der Buchdrucker bestimmen wollen. Die dritte Periode der Buchdruckerkunst, nach der Erfindung derselben, geht mit dem Tode des Johann Fausts an, da dessen Schwiegersohn, Peter Schöffer, die Druckerey allein besorgte. Dieses geschah ums Jahr 1467, von dieser Zeit an wurde dieselbe von Tage zu Tage berühmter. — Wenn gleich mehrere Schriftsteller anführen, daß Guttenberg, als der erste Erfinder der

Buchdruckerkunst, für seine Erfindung schlecht belohnt worden ist und sein Leben habe in Dürftigkeit hinbringen müssen, während Faust, Schöffer und nach ihnen tausend andere Buchdrucker und Buchhändler reiche Männer und zu Ehren und Ansehen gelangt sind, wie z. B. der Buchhändler Hügeton in Lyon unter Ludwig dem Vierzehten, welcher ein Millionair ward, in Dänemark in den Grafenstand erhoben wurde und daselbst als Graf Güldenstein glänzte; so berichten doch andere Schriftsteller Guttenbergs fernere Lebesumständ anders; denn wenn er gleich bei dem oben angeführten Prozesse um alle Vortheile seiner erfundenen Kunst kam, so sank er doch nicht in Dürftigkeit herab, wenn er auch gleich nicht den Lohn seiner Kunst in einer glänzenden Lage erndtete und ihm beinahe der Ruhm als Erfinder bei seiner Lebenszeit geraubt ward; denn der Churfürst Adolph von Nassau nahm ihn unter seine Hofdiener auf, bei welcher Bedienung er sich immer noch mit der Buchdruckerey beschäftigte; auch hinterließ er nach seinem 1468 erfolgten Tode eine Druckerey dem Dr. Humery, seinem Erben. Man hat noch einige Inschriften auf ihn, die ihn als Erfinder dieser Kunst bezeichnen. Die eine soll auf seinem Grabe in der damaligen Franziskaner Kirche in Maynz gestanden und gelautet haben: D. O. M. S. Johanni Gensfleisch artis impressorie repertori de omni natione et lingua optime merito in nominis sui memoriam immortalem. Adam Gelthus posuit. Ossa ejus in ecclesia D. Francisci Moguntina feliciter cubant. Die andere hat ihm Yvo Wittigisis in dem Juristencollegium setzen lassen: Johanni Guttenbergensi, Moguntino, qui primus omnium litteras aere imprimendas invenit, hac arte de orbe toto bene merenti, Yvo Wittigisis hoc Saxum pro monumento posuit

MDVIII. Da Maynz im Jahre 1462 von dem Churfürsten Adolph eingenommen wurde, und dadurch seine Freiheit verlor, so hatte dieses auch einen großen Einfluß auf die Ausbreitung der Buchdruckerey. Die Arbeiter in den ersten Druckereyen waren gleichsam zu Maynz eingesperrt; viele derselben wanderten daher aus und verbreiteten sich durch ganz Europa, und so wurden denn auch in den vornehmsten Städten Deutschlands Buchdruckereyen angelegt. Hier einige der Namen von berühmt gewordenen Buchdruckern in den vornehmsten Städten Europas in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. In Paris: Ulrich Gering, Martin Granz, Michael Friburger; zu Rom: Conrad Schweinheim und Arnold Pannarts; zu Venedig: Joh. v. Speyer; zu Neapel: Sixtus Rufinger; zu Löwen: Johann von Westphalen; zu Sevilla: Paul von Cöln; zu Basel: Johann Amerbach. In Deutschland waren die ersten Buchdrucker, außer in Maynz, wo die Erfindung der Buchdruckerkunst geschah, zu Straßburg: Johann Mentel; zu Augsburg: Hans Bemmler u. Günther Zeuner von Reutlingen; zu Nürnberg: Anton Koburger; zu Ulm: Hans Zeuner und Cunrat Dinknaut; zu Speyer: Peter Drachen; zu Eßlingen: Conrad Finer; zu Frankfurt a. M.: Christian Egenolf. Nach dem Löscher (Stromat. seu dissert.) soll die Zeit der Errichtung der Buchdruckereyen in verschiedenen Städten Deutschlands, nachdem sie von Maynz ausgegangen war, gewesen seyn: in Augsburg 1464; in Reutlingen und Cölle 1469; in Straßburg 1470; in Nürnberg 1471; in Ulm und Löwen 1473; in Lübeck und Eßlingen 1475; in Rostock 1476: in Speyer 1477; in Leipzig 1480; in Erfurt 1482; in Wien 1484; in Heidelberg 1485; in Münster und Memmingen 1486; in Ingolstadt 1492; Hagenau und

Freiburg 1493; in Bamberg 1498; in Pforzheim 1503; in Wittenberg 1505; in Frankfurt am Mayn 1507 ꝛc. Diese Angaben sollen jedoch nicht alle richtig seyn, z. B. bei Augsburg, Speyer und Frankfurt am Mayn. Im Brandenburgischen wurde zu Berlin die erste Druckerey unter Johann Cicero im letzten Drittel des 15ten Jahrhunderts errichtet. In Krakau traten die ersten Polnischen Buchdrucker zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts auf. In Schweden, Dännemark und Island wurden die ersten Druckereyen zu Ende des funfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts errichtet; in Brüssel 1478; in London 1474. Der Kaiser Friedrich der Dritte ertheilte den Buchdruckern in Deutschland Freiheiten, die dem Adel und den Gelehrten gleich waren. Er erlaubte ihnen Gold zu tragen. Auch gab er den Setzern einen Doppeladler ohne Krone, und den Druckern einen Greif mit den Druckerballen in den Klauen zum Wappen; siehe unter Wappen, in W. Dieses wäre nun das Geschichtliche von dem Anfange der Buch- oder Büchersprache, als Ergänzung des Artikels Buchdrucker, Th. 7. Jetzt nun zur Buchsprache selbst.

Die Buch- oder Schriftsprache im eigentlichen Verstande ist die nach den Regeln der Sprachlehre geordnete Sprache der Erfahrung und der Phantasie; es ist die Lebens- und Gedankensprache in geordneten Sätzen zur wissenschaftlichen Bildung und zur Erholung, zur angenehmen Beschäftigung des Geistes; sie ist die eigentliche geistige Nahrung, die Bildnerin des Knaben, wie des Mädchens, des Jünglings, wie der Jungfrau, der Führer und Rathgeber des Mannes, und die Gesellschafterin der Frau in ihren Erholungsstunden; der Genuß und Trost des Greises und der Matrone, des Kranken, Bedrängten, Betrübten und Gefangenen. Mit einem Worte: sie ist die eigentliche

Panacee des geistigen Lebens. Sie kann verführen, und demoralisiren, und wiederum veredlen und versittlichen; sie kann verweichlichen und erschlaffen, und wiederum entflammen und begeistern; kurz, sie kann den Menschen zu den höchsten Tugenden, aber auch zu den niedrigsten Gesinnungen und größten Lastern führen, und dieses um so eher, da sie eine nicht schnell vorüber gehende, wie die Ton- oder Zungensprache, sondern eine bleibende Sprache bei jedem Volke ist, und ihre Grundsätze, die sie prediget, feststehen, nicht gleich dem Tone verhallen. Die Schriftsprache der Presse in neuerer Zeit greift energischer in das Leben, als die ehemalige Sprache der Feder in Handschriften; jene ist für Jedermann, diese nur hauptsächlich für Gelehrte und Staatsmänner; auch war Letztere nicht nur sehr kostspielig, sondern sie erforderte auch eine große Geläufigkeit in Lesung der Handschriften, in Entzifferung der verschiedenen Charaktere, welches Alles bei der Sprache der Presse wegfällt, die in jeder Landessprache bei gleichen Schriftzeichen, auch Allen, die nur lesen können, gleich verständlich ist, wenn sie nämlich mit der Materie, die abgehandelt worden, bekannt sind; sie ist eine Sprache für Alle, statt Handschriften nur eine Sprache für Wenige waren. Wie alt eigentlich die Schriftsprache ist, oder seyn kann, läßt sich gar nicht bestimmen; denn Alles, was wir von der Erfindung der Buchstaben, von Bruchstücken aus alten Inschriften von untergegangenen Sprachen wissen, ist zu ungewiß und fabelhaft, als darnach ein zuverläßiges Alter bestimmen zu können; auch würde es hier weiter von keiner Wichtigkeit seyn, da nicht das Alter untersucht, sondern nur die in den Schriften enthaltene Sprache berücksichtiget werden soll; denn wie die Schriftsprache oder Buchsprache nach der Erfindung der Schriftzeichen oder Buchstaben eigentlich entstanden seyn kann, ist wohl nicht schwer zu ergrübeln oder aufzufinden,

wenn man bedenkt, daß bei dem ersten Vorschmack der Wissenschaften, bei der angefangenen Bildung des Geistes, sich auch der Drang finden mußte, die schon gemachten Entdeckungen und Erfahrungen auch Andern schriftlich mitzutheilen. Das Bücherschreiben war daher in den frühesten Zeiten an keinen gewissen Stand gebunden, sondern wer im Stande war, seinen Mitbürgern Nutzen oder Vergnügen zu verschaffen, der ergriff die Feder; daher war das Bücherschreiben kein Mittel sein Interesse oder seine Ruhmsucht zu nähren. Bei den Griechen wurden weder die Bogen bezahlt, noch sah man bei der Beurtheilung eines Mannes darauf, ob er etwas geschrieben hatte oder nicht. Socrates, der weise Socrates ist seit Jahrtausenden berühmt, obgleich sein Name in keinem Bücher-Verzeichnisse vorkommt, daher kommt es auch, daß man unter den Griechischen und Römischen Schriftstellern nur größtentheils solche Personen antrifft, die sich theils durch Verdienste schon einen großen Namen erworben, theils durch mancherlei Erfahrungen in Künsten, Wissenschaften und Gewerben schon bekannt gemacht hatten. Ihre Mittheilungen waren also durch die Schule der Erfahrung schon geprüft worden; und ihre Urtheile waren klare, überdachte Ansichten von den Gegenständen, worüber sie schrieben; sie wurden bei ihren Mittheilungen durch Welt- und Menschenkenntnisse geleitet, und daher rührt auch ihre kühne, kraftvolle Sprache. Die Schriftsteller der Alten wollten also nicht mit ihrer Schriftstellerey prunken, und sich dadurch einen Namen machen, sondern sie wollten durch dieselbe nützen, sie wollten ihre Mitbürger über Gegenstände, die sie erfahren hatten, belehren; daher ergriffen Staatsmänner, Krieger und Andere in Stunden der Muße die Feder, und theilten der Welt ihre langjährigen Erfahrungen mit, wie solches auch schon unter Schriftsteller, Th. 148, angeführt

worden ist. Die Schriftsprache war bei ihnen die Sprache der Erfahrung, selbst ihre Werke der Phantasie, ihre Dichtkunst hat die Erfahrung als Führer zur Seite oder hat ihren Stoff aus der Wirklichkeit genommen, und ihn nur in das blühende Dichtergewand gehüllt. Hierzu kam nun noch, daß sie ihre Erfahrungen und Empfindungen in der Schriftsprache, je nachdem der Gegenstand, den sie berührten, erhaben oder minder erhaben war, auch in erhabenen und edlen Ausdrücken, in zierlichen und dabei doch natürlichen Wendungen zu geben wußten, und wenn wir bei dem Erlernen der alten Sprachen Manches in den Construktionen der Schriftsprache, besonders der Lateinischen, unserem Geschmacke und Schönheitsgefühle entgegen finden, so liegt dieses in der Verwöhnung, in dem Gewohnheitsgefühle, welches sich bei uns durch unsere Schriftsprache ausgebildet hat, so wie überhaupt in der Gewohnheit oder Gewöhnung an die neueren Sprachen, die wir auch leichter lernen, besonders das Französische und Englische, weil wir bei diesen nicht bloß mit der Schriftsprache, sondern auch mit der Ton- oder Zungensprache zu thun haben; also unser Interesse an diesen Sprachen zunimmt, weil wir solche nicht bloß lesen und verstehen, sondern auch fertig sprechen lernen können und auch sprechen. Und ein Schriftsteller hat sehr Recht, wenn er, bei Erwähnung der Ursachen, welche das alte Sprachstudium so mühsam machen, sagt: „Die Langsamkeit und Mühseligkeit bei Erlernung der alten Sprachen liegt wohl vorzüglich darin, daß bei der Erlernung der alten Sprachen die Augen die Functionen des Gehörs vertreten, und der Lehrling, statt zu hören, meistentheils nur sehen muß.“ Die Alten bedienten sich der Schriftsprache hauptsächlich nur zur Belehrung und Erholung, die Neuern oft zu ganz andern Zwecken. Ueberhaupt ist bei den Neuern die Büchersprache, die auch durch die Presse die höchste

Ausdehnung erhalten hat, zwar noch das Eigenthum eines Jeden, der die Feder führen kann; allein sie hat doch zu einem besonderen Erwerbzweige Veranlassung gegeben, nämlich zu dem der Schriftstellerey, das heißt, sich von der Herausgabe von Schriften, Zeitungen, Journalen und Flugschriften zu nähren, und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, die jetzt der Haupthebel der Schriftstellerey ist, auch noch zu einem sehr ausgedehnten und überall in Europa und auch zum Theil in Amerika verbreiteten Gewerbszweige, der Buchhandlung, welche die gedruckten Schriften durch den Handel verbreitet. Von dem Allen wußten die Alten nichts, selbst noch bis zur Erfindung der Presse wurden die Manuscripte theils von den Gelehrten selbst und von den Mönchen in den Klöstern, die sich durch das Abschreiben alter Manuscripte und deren Verkauf ein Einkommen verschafften, theils von Antiquaren und Kunsthändlern verkauft; denn eigentliche Buchhandlungen, wie wir sie jetzt haben, kannte man vor der Erfindung der Buchdruckerkunst nicht; ja selbst noch nach der Erfindung derselben hatten viele Gelehrten eigene Buchdruckeyen und verlegten ihre Werke selbst. Man glaubte nun auch das Wesentliche eines Gelehrten bestehe darin, Bücher zu schreiben, oder sich doch durch die Schriftstellerey hervor zu thun; daher hört man jetzt oft die Worte: dieser oder jener Gelehrte hat sich noch nicht gezeigt, hat sich noch durch kein Werk, keine Schrift hervorgethan, obgleich sein gemeinnütziges Wirken und sein innerer Gehalt ein Dutzend Skribler aufwiegt, die bei ihrem Schreiben nur die Absicht haben, sich einen Namen zu machen, deren Schriften aber Ballenweise in die Makulaturkammer wandern. „Aus der jetzigen Sucht, Bücher zu schreiben oder zu schriftstellern, sagt ein Wissenschafter, geht natürlich hervor, daß, so wie einem Jünglinge die ersten Milchhaare an dem Kinne hervorsprossen, er sogleich einen unwider-

stehlichen Trieb bei sich empfindet, ein Bücherschreiber zu werden, oder die Bücherſprache selbst in Ausführung zu bringen, ob er gleich besser thäte, erst ein Bücherleser, oder noch besser ein Denker zu werden." —

Daher kommt es denn auch, daß wir so viele Schriften finden, die uns im Lesen weder Belehrung, noch Erholung gewähren, weil sie von Individuen geschrieben worden sind, welche gar keine Erfahrung hatten, welche weder ihre ferne, noch nähere Umgebung genau kennen lernten, noch weniger sie zu beurtheilen verstanden; daher die vielen verkehrten Ansichten von dem Getriebe der Welt und von den mancherlei Wirkungskreisen im Staatsleben; daher findet man oft in den vielen Belehrungsschriften, die zum Nutzen des Staates oder der Staatsbürgerlichen Gesellschaft geschrieben worden, so wenig durchdachte Gedanken; es sind ausgebrütete Theorien, die für das praktische Leben gar nicht passen, die ganz und gar nichts Volksthümliches haben, und nur von denjenigen gelobt und gepriesen werden können, die das Volk und das Volksleben gar nicht kennen, mit dem Ersteren sehr wenig oder gar nicht in Berührung gekommen sind; denn was man sich oft denkt, es könnte so oder so seyn, das ist es nicht in der Erfahrung. Die Phantasie gaukelt uns oft Dinge vor, deren Ausführung in der Wirklichkeit nur leicht erscheint, die aber, sollten sie wirklich ins Leben treten, einen Berg von Schwierigkeiten finden würden. Die meisten Theorien findet man in Staatswirthschaftlichen und Militairschriften, wovon die Meisten bei der Anwendung oder Ausführung scheitern würden, weil der Maaßstab, ein romanenhafter, entweder zu kolossal oder zu winzig angelegt worden ist. Wenn man nun das Vorhergesagte genau überdenkt, so wird man leicht den Zweck der eigentlichen Bücherſprache und deren Eigenschaften einsehen. Der Zweck der Bücherſprache ist demnach, wie auch

schon oben angeführt worden ist, nützliche Kenntnisse u. angenehme, zur Erholung gereichende und das moralische Lebensprinzip nicht verletzende Begebenheiten aus der Wirklichkeit oder der Phantasie Andern mitzutheilen; wenn daher Bücher dieser Absicht nicht entsprechen, so verdienen sie eigentlich nicht geschrieben zu werden. Brauchbarkeit, Nothwendigkeit, Vollständigkeit und Deutlichkeit sind die vornehmsten Eigenschaften eines jeden Buches. Die Büchersprache muß daher natürlich, deutlich und rein seyn, sie muß Fluß haben, und dabei in den Ausdrücken eine edle Einfalt besitzen; sie muß dem natürlichen Gange der Ton= oder Zungensprache folgen, und sich nur in so weit von derselben entfernen, daß sie die Wörter mehr nach dem Klange stellt, ohne dadurch der Natürlichkeit der Sprache zu schaden, ohne sie in eine Form zu zwingen, welche die Verständlichkeit des abgehandelten Gegenstandes hindert. Alle Charaktere, Sitten und Naturgemälde der alten Schriftsteller athmen Wahrheit, Einfalt und Natürlichkeit; dagegen bei den Neueren mehr Künstlichkeit und Verschlagenheit, es sind mehr Gemälde der Einbildungskraft, als der Wirklichkeit; und daher ist die Buchsprache bei den Alten auch natürlicher, als bei den Neuern, die mehr nach romantischen Wörtern suchen, um der Sprache Zierlichkeit zu geben, als nach natürlichen, um sie verständlicher zu machen. Und ein Schriftsteller hat nicht Unrecht, wenn er sag: „Daß bei den Alten in der Einfalt der Darstellung vorzüglich der Grund zu suchen sey, warum sie überall den strengen Regeln des Geschmacks und der Kunst treuer blieben, als die Neuern, die nur zu oft den Ausdruck dem Gedanken, die Regeln des Geschmacks dem Enthusiasmus des Genies, die Darstellung dem Dargestellten aufopferten. Die berühmte Marquise de Sevigné sagt daher sehr witzig in einem ihrer Briefe: Les anciens sont plus beaux;

mais nous (les modernes) sommes plus jolis. Man wird das Treffende, welches darin liegt, wohl fühlen. Besondere Regeln, außer denen unter Sprache und Sprachkunst, Th. 160, angeführten, lassen sich bei dieser Sprache nicht geben. Jeder Schriftsteller folge bei der Schriftsprache der Natur und seinem Genius; denn daß er die Ton- oder Zungensprache schon in seiner Gewalt haben muß, versteht sich von selbst. Der Schriftsteller braucht in der Schriftsprache nicht immer etwas Neues zu liefern; liefert er nur das Bekannte in seiner eigenthümlichen Art, oder in einer Darstellungsart, die ihm eigenthümlich ist, so wird auch dadurch der neu bearbeitete Gegenstand gewinnen, indem ihn die Leser in verschiedenen Gesichtspunkten erblicken. Gehört er der Wirklichkeit an, so gewinnt die Wahrheit; gehört er der Phantasie an, so gewinnt die Erholung; von Beiden ist also der Nutzen auf den Geschäftskreis und auf die Unterhaltung entschieden. — Die Vorzüge, welche die Gehör- oder Zungensprache vor der Gesichts- oder Schriftsprache hat, und so umgekehrt wieder diese vor jener sind unter Sprache und Sprachkunst, Th. 160, S. 40 u. f. angeführt worden.

Sprache (Schwedische), Skandinavische, Skandische Sprache, diejenige Sprache, welche in dem eigentlichen Königreiche Schweden, Gothland oder Göthäland und Nord- oder Norrland; dann auch in der Stadt Reval und auf der Liefländischen Insel Rumore mit mannigfaltigen Provinzialabänderungen gesprochen wird. Die Schwedische Sprache ist eine Tochter der ehemaligen Skandinavischen Sprache, die noch im neunten Jahrhunderte, als Island von Norwegen aus bevölkert wurde, die Landessprache in Schweden, Norwegen und Dänemark war, und die eine Schwester Germanischer Mundarten, besonders der Nieder-Sächsischen oder Platt-

deutschen, der Angelsächsischen, Friesischen und alten Gothischen ist. Aus dieser Skandinavischen Sprache ist daher auch die jetzige Dänische, Norwegische und Isländische Sprache hervorgegangen, welche, nebst der Schwedischen, nur verschiedene Mundarten von einander sind; denn die genannten Völker können sich sehr bald zusammen verständigen; auch verstehen sie einander bis auf wenige Worte, wenn sie mit einander, jedes in seiner Sprache, reden. (Siehe über den Ursprung der Schwedischen Sprache, auch den Artikel Sprache (Nordische), Th. 160). — Wie sich die Schwedische Sprache aus der Skandinavischen herausgebildet hat, läßt sich aus der Kulturgeschichte Schwedens schwer ermitteln; denn bis zu Olaus Zeiten, welcher Regent die christliche Religion, die der Mönch Ansgarius zu Ende des ersten Drittels des neunten Jahrhunderts in seinem Lande zu verbreiten suchte, annahm, ist die Geschichte Schwedens nicht nur sehr ungewiß und mit vielen Fabeln vermischt, sondern auch die vielen Kriege und inneren Unruhen zeigen noch den aufgeregten Zustand des sich erst befestigten Staates und die Kindheit der Kultur. Mit dem eben genannten ersten christlichen Könige der Schweden fängt die Dämmerung der Kultur in diesem Reiche an, jedoch nur erst Dämmerung; denn bis zu Stenchil, mit dem Beinamen des Liberalen oder des Gütigen, waren die Nachfolger Olaus, wenn auch nicht wieder ganz zum Heidenthume zurückgekehrt, doch gegen die aufkeimende christliche Religion nur sehr lau, nachdem er selbst ein Opfer der Volkswuth bei einer eingetretenen Theuerung geworden war. Aber auch Stenchil, welcher von dem Bischofe von Hamburg zwei Priester, Adelwart und Stephan, zur Verbreitung des Christenthums in seinem Lande entboten hatte, betraf dasselbe Schicksal seines Vorgängers, trotz seinen gepriesenen guten Sitten; denn

nachdem er sich der christlichen Religion mit Eifer ergeben, sich mit vielen seiner Unterthanen hatte taufen auch die Götzen-Tempel zu Upsala, so wie alle Götzen unter dem ausdrücklichen Verbote hatte zerstören lassen, daß ihnen in der Folge nie wieder geopfert werden sollte, so entflammte diese gerechte Maaßregel dennoch den noch heidnisch gebliebenen Rest des Volkes dermaßen, daß er sich empörte, und ihn in der Nähe von Upsala mit den beiden von Hamburg gesandten Priestern ermordete und ihre Leichname verbrannte. Sein Bruder Olaus, mit dem Beinamen der Zinsbare, gab aber, ungeachtet des betroffenen Unglücks seines Bruders, die christliche Religion nicht auf, sondern schickte Abgesandte an den König Ethelred in England, mit dem Ansuchen bei diesem Regenten: ihm christliche Kirchenlehrer zu schicken, welches Begehren auch von dem gedachten Könige erfüllt wurde, indem er drei Geistlichen, mit Namen Siegfried, Eschild und David, von musterhaftem Lebenswandel nach Schweden zum Könige Olaus schickte, welche in dem Abendländischen Theile von Gothland das Evangelium predigten. Olaus ließ sich zuerst in der Nähe von Husbye an einer Quelle taufen, die noch heute den Namen des heiligen Siegfrieds führt, und seinem Beispiele folgte sogleich eine große Anzahl seiner Unterthanen, so daß die Opferung in einer einzigen Messe 70 Mark Silber betrug, welches zu der Zeit eine sehr ansehnliche Summe in diesem Lande ausmachte. Von dieser Zeit an verbreitete sich die christliche Religion durch ganz Schweden, und hat hier keine Rückfälle zum Heidenthume mehr gehabt. Die Aufklärung, um den Wissenschaften den Weg zu bahnen, und die Sprache herauszubilden, ging aber nur sehr langsam von Statten, und die Dämmerung zog sich noch mehrere Jahrhunderte durch Schwedens Fluren hin; denn theils durch Kriege, theils durch den schnellen Regen-

tenwechsel konnte für die Wissenschaften und Künste noch nichts Ersprießliches geschehen. Unter dem Könige Waldemar, welcher im Jahre 1251 zu Linköping gekrönt wurde, verfaßte Birger Jerl, der Vater des Königs, der während der Münderjährigkeit desselben die Regierung führte, die Landesgesetze (Landslag) oder die Gesetze des Königreichs, die er aus dem alten Codex der Stadt Birca zum Theil genommen und sie den neuen Gestaltungen des Reichs angepaßt hatte; aber schon früher, als der Verfasser der Landesgesetze, lebte der Geschichtschreiber Are Frode, der im Jahre 1148 starb und dessen Arbeiten noch größtentheils vorhanden sind.*) Eine Anregung für die Wissenschaften und Künste gab besonders der König Magnus, mit dem Beinamen Ladelaß, ein Bruder des von der Regierung entfernten Waldemars und Sohn von dem Herzoge Birger Jerl. Schon als Herzog von Südermanland hielter einen glänzenden Hofstaat, und versammelte um sich her die Ersten der Nation, welche er noch besonders, so wie Jedermann, durch seine Freigebigkeit und andere liebenswürdige Eigenschaften, so wie durch seine ritterlichen Uebungen und sein Wissen anzog. Er zog durch seine Vermählung mit Hedwig, Tochter des Herzogs Gerhard von Holstein viele geschickte Deutsche in sein Reich und gab ihnen die ersten Reichs- oder Staatsstellen, um dadurch die Vornehmen seines Landes zur Nacheiferung in den Wissenschaften und Kün-

*) Es ist bemerkenswerth, daß man in den Nordischen Reichen, Deutschland mit einbegriffen, die ältesten Geschichtschreiber seit dem Mittelalter, dem Sturze des Weströmischen Reiches, findet, statt daß man in den Westreichen Europas sie erst weit später antrifft. So z. B. sagt der Verfasser des Dictionnaire de la langue Romaine in der Vorrede, S. 42: daß Hardouin der erste Französische Historiker sei, der seine Geschichte der Eroberung von Konstantinopel durch die Franzosen und Venetianer im Jahre 1207 beendiget habe. Man sehe über die Nordischen Schriftsteller: Die Nordische, Russische und Sächsische Sprache nach.

sten aufzumuntern. Indessen muß doch bis zur Regierung Gustavs des Ersten, im Jahre 1523, die Kultur in Schweden noch keine sonderliche Fortschritte gemacht haben, da, nach der Versicherung Schwedischer Diplomatiker, vor der Zeit des genannten Königs, kaum ein Schwedischer Regent seinen Namen habe schreiben können, und der Verfasser der Konunga och Höfdinga styrelse*), welches nach Einigen der Bischof Brynolf Carlsson in Skara, der 1430 starb, gewesen seyn soll, nach Andern soll das Werk schon unter Magnus dem Zweiten, wiederum nach Andern aber zur Zeit der Minderjährigkeit König Birgers verfaßt worden seyn, sagt: „Man könne von Fürsten nichts mehr erwarten, als daß sie selbst lesen und ihre Briefe auslegen und wohl verstehen können." Selbst die Kirchengeschichte führt Beispiele von Bischöfen an, welche den Kirchenversammlungen beiwohnten, und die am Schlusse derselben, als die Akten unterschrieben werden sollten, setzen ließen: Quoniam Dominus N. Episcopus scribere nescit ideo ejus loco subscripsit N. N. (Da der Bischof Herr N. nicht zu schreiben versteht, so unterschreibe ich an dessen Statt N. N.); ja es war zu der Zeit nichts Ungewöhnliches, daß die Priester ihre Breviarien und Ritualien nur mit Mühe lesen konnten. Von der Regierung Gustav Wasas an, der auch die Kirchenverbesserung in seinem Staate einführte, fängt die eigentliche Morgenröthe der Wissenschaften und Künste in Schweden an, und die Buchdruckerkunst, die auch bald nach ihrer Erfindung in Schwe-

*) Scheffer gab dieses Werk in Stockholm 1669 mit einer Lateinischen Uebersetzung, unter dem Titel: Regnum Principumque Institutio in Fol. heraus; vorher hatte es aber schon Buräus 1634 in Quart, und 1650 in Duodez edirt. Der Erstere ist auch der Meinung, daß es unter der Minderjährigkeit Magnus des Zweiten geschrieben sey.

den eingeführt wurde, that das Ihrige zur Beförderung der Sprache und Literatur. Von Schweden aus ging Jon Mathiesson in dem Jahre 1527 oder 1530 mit einer Buchdruckerey nach Island (s. unter Sprache (Dänische), Th. 160. Wie auch schon in den ältesten Zeiten, das heißt, nach der Einführung des Christenthums, neben der Landessprache die Lateinische Sprache von den gebildeten Geistlichen und auch anderen Gelehrten gesprochen und geschrieben wurde, so blieb sie auch nach der Reformation in Schweden die Sprache der Wissenschafter, und die meisten Werke der Schweden, noch bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, sind in Lateinischer Sprache verfaßt. Auch die Deutsche Sprache hat in Schweden schon früh Eingang gefunden; und in dem verwichenen Jahrhunderte auch die Französische, die zwar schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges bei den Vornehmen und Gebildeten der Nation Eingang fand, indessen nicht immer bei Hofe, besonders unter Karl dem Zwölften, beliebt war; wenn gleich die Gebildeten sie mit Eifer betrieben, um die Werke der Französischen Bellettristen in der Glanzperiode der Französischen Literatur in der Originalsprache zu lesen. — Die Bibel wurde schon unter Gustav Wasa im Jahre 1541 in das Schwedische übersetzt, und nach dem Beschlusse der Kirchenversammlung zu Upsala, im Jahre 1593, zur Zeit, als der Herzog Karl von Südermanland als Reichsvorsteher die Regierung leitete, wurde diese Ausgabe aufs Neue durchgesehen und verbessert; sie kam aber nicht eher zu Stande, als unter der Regierung Gustav Adolphs, der solche durch Johann Rudbeck und Johann Lenäus verfertigen ließ. Diese wurde im Jahre 1703 auf Befehl Karls des Zwölften aufs Neue durchgesehen. König Gustav der Dritte setzte eine besondere Kommission nieder, welche die

Bibel aufs Neue aus dem Grundtexte in das Schwedische übersetzen sollte, da die vorigen nur nach Luthers Uebersetzung gemacht waren. Im Jahre 1777 kam die erste Probe davon heraus; dieser folgte dann bald das Ganze. Die übersetzte Bibel wirkte nun besonders auf die Sprache des Volkes; denn nicht allein, daß sie im Volke von denjenigen, welche lesen konnten, studiert, und dadurch manche Eigenthümlichkeiten, manche neue Wörter in der Sprache aufgefaßt wurden, sondern die Schriftsteller wurden auch dadurch aufgemuntert, Werke aus andern Sprachen in das Schwedische zu übertragen, auch einige Werke darin zu schreiben, die man früher nur in Lateinischer Sprache schrieb; und dennoch ist die Mehrzahl der Schriften in Schweden von dem sechzehnten Jahrhunderte ab bis ietzt Lateinisch; denn unter hundert mir vorliegenden Büchertiteln im Fache der Länder- und Völkerkunde, die in Schweden herausgekommen sind, findet man zwei Drittel in Lateinischer Sprache geschrieben. Der überwiegendste Theil der Schriften in der eben genannten Sprache ist im Fache der philosophischen Wissenschaften, in der Botanik, Mineralogie, Chemie, Bergwerkskunde ꝛc. ꝛc. zu finden. Man fing im siebzehnten Jahrhunderte auch an, die Sagen der Isländer ins Schwedische zu übersetzen, wodurch diese Sprache gleichfalls sehr gewann. Von den 503 Sagen, die Uno von Troil in seinen Briefen über Island anführt, von denen man jedoch einige abrechnen muß, die nicht zu den Isländischen gehören, wie Hjalmars und Ramers Saga, die in spätern Zeiten erdichtet worden, Wilkina Saga, deren Verfasser ein Normann ist. Gustav Landskrons Saga und einige Andere, die aus fremden Sprachen übersetzt worden sind, sind im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte 25 Sagen ins Schwedische, mehrere auch ins Lateinische von Verelius, Salan, Rudbeck, Ha-

dorph dem Aelteren und Jüngeren, Peringsköld, Peterſſon, Brocman, Buräus, Axehielm und Anderen übertragen und zum Theil in Upſala, zum Theil auch in Stockholm im Drucke herausgegeben worden. Die Königin Chriſtina ließ auf ihre Koſten Olaf Tryggvaſonars Saga von Renhielm mit einer Lateiniſchen und Schwediſchen Ueberſetzung herausgeben; ſie erſchien in Quart im Jahre 1691 zu Upſala; auch zu Skallholt erſchien dieſe Sage in zwei Theilen in Quart 1689 und 1690. Hierdurch wurde in Schweden wieder das Studium der Geſchichte und die Dichtkunſt geweckt, welche Zweige der Wiſſenſchaften der Ausbildung der Sprache ſo vortheilhaft ſind. Daß übrigens die Kulturfortſchritte der Schweden, mit andern Nationen verglichen, bis zu Ende des verwichenen Jahrhunderts im Allgemeinen nur ſehr langſam geſchehen ſind, obgleich dieſes Reich große Gelehrte, beſonders in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften aufzuweiſen hat, iſt ſchon unter Schweden, Th. 150, S. 390 u. f., angeführt worden. Nur erſt ſeit dem Schluſſe des vorigen Jahrhunderts bis auf die neueſte Zeit, hat die Schwediſche Sprache bedeutende Fortſchritte gemacht, und durch die Herausgabe mehrerer vorzüglicher Werke in derſelben, an Reinheit, Feinheit und Zierlichkeit gewonnen, ſo daß ſie jetzt auch von Ausländern, theils ihrer Schriften, theils auch der Korreſpondenz und des Umganges wegen erlernt wird; es iſt aber noch Manches zu thun übrig, um ſie andern Sprachen auch in der Rechtſchreibung gleich zu ſtellen; denn die Regeln, ſowohl über dieſe, als auch über einige Theile der Rede ſind noch ſehr ſchwankend, ſo daß man bei den Schwediſchen Schriftſtellern hierin eine große Verſchiedenheit antrifft. So ſchreiben Einige der, da, Andere där; ſo lieſt man bart und bort, til und till, at und att, zu, man und mon, Maaß, bedacht, kärna und tjärna, Kern ꝛc.

Was nun die Schwedische Sprachlehre betrifft, so hat dieselbe mit der Deutschen viel Aehnlichkeit, weil beide Sprachen nahe verwandt sind. Die Schwedische Sprache hat 29 Buchstaben, welche entweder mit Lateinischen oder Deutschen Schriftzeichen geschrieben werden. Die Mehrbuchstaben, außer dem gewöhnlichen Alphabete, sind: ä, a, ö, außer dem gewöhnlichen a und o. Das w fehlt den Schweden, dafür gebrauchen sie das v, wie die Römer; sie haben das lange und das kurze ſ, s, und das i und j; alle übrige Buchstaben sind wie die Lateinischen. Sie haben daher, die oben angeführten akzentuirten Buchstaben hinzugerechnet, neun Selbstlaute, nämlich a, ä, a, e, i, o, ö, u, y. Unter diesen Selbstlauten sind besonders e, o, ö zu bemerken, die nicht immer einerlei Ton haben, sondern bald heller, bald tiefer ausgesprochen und nur durch den Umgang erlernt werden können, so wie überhaupt die Aussprache aller Buchstaben, da die Sprachlehren immer nicht den Ton so richtig beschreiben oder mit Worten bezeichnen können, als das Gehör ihn im Sprechen auffängt. Man dehnt die Sylben, wenn sie nicht doppelte Consonanten haben, etwas lang beim Aussprechen, als det, lies: däät. In der Volkssprache werden oft die letzten Buchstaben nicht ausgesprochen oder kaum gehört, wie jag, har, med etc.; sprich: ja, ha, mä u. s. w. Die Schwedische Sprache hat nur einen Artikel, nämlich en für das männliche und weibliche Geschlecht, und et für das sächliche. Das unbestimmte Hauptwort hat den Artikel vor sich, wie ein König, en Konung, ein Wort, et oret. Bei bestimmten Hauptwörtern wird der Artikel hinten angehängt, zuweilen auch nur das n oder t, als der König, Konungen; die Frau, Quinnan, Ilustrum; der Glaube, Tron; der See, Sjön; das Herz, Hjertat; die Biene, Biet; das Stroh, Strået. Die Hauptwörter auf an und en bleiben

unverändert, Fruktan, die Frucht. Der Wortbeugungen oder Deklinationen giebt es viere, nach Andern fünf. Zur ersten Deklination gehören diejenigen Wörter, die sich auf a endigen, und weiblichen Geschlechts sind; zur zweiten diejenigen auf ing, are, e, f, el, en, er, dom etc.; zur dritten diejenigen auf nad, else, skap, het und e; und zur vierten die Neutra und einige Wörter auf skap, el, en, r, f, n, i, auch Lateinische auf um, wie Collegium, die jedoch in der Mehrzahl nach der dritten Deklination gehen. Ausnahmen giebt es bei allen diesen Deklinationen; auch scheint dieser Theil der Grammatik bei den Schweden noch viel Willkührliches zu besitzen, also keine feste Regeln zu haben. Uebrigens fallen die verschiedenen Kasus oder Beugfälle fort, indem solche nur durch Vorsetzung gewisser Partikeln oder Vorwörter angezeigt werden, z. B. der König von Schweden, Konungen af sverige, oder sveriges Konung; er schickt seinem Freunde das Buch, han sänder en bok till sin viin; sie kommt von Deutschland, hon kommer fran tyskland etc. Dem zweiten Falle oder Genitiv hängt man bei dem unbestimmten und bestimmten Artikel ein s, sowohl in der Einzahl als Mehrzahl, an, z. B. unbest. Artikel Nom. Böna, die Bohne; Gen. Bönas, der Bohne; best. Art. Nom. Bönan, die Bohne; Gen. Bönans, der Bohne; Mehrh. unbst. Art. Nom. Bönor, die Bohnen; Gen. Bönors, der Bohnen; best. Art. Nom. Bönorna, die Bohnen; Gen. Bönornas, der Bohnen, und so wie dieses hier bei der ersten Deklination der Fall ist, so ist er es auch bei den übrigen; s. die Sprachlehre. — Die Beiwörter sind im männl. und weibl. Geschlechte in der Einheit einander gleich, nur nimmt das sächl. ein t an, als god, gut, im männl. und weibl. Geschlechte; im sächl. godt; from, fromm; sächl. fromt etc.; in der Mehrzahl endiget sich dagegen das männliche

Geschlecht auf e, das weibliche und sächliche aber auf a, z. B. gode, männlich; goda, weiblich und sächlich Die Beiwörter, welche sich auf n endigen, verändern dasselbe in t im sächlichen Geschlecht z. B. trogen, treu, sächlich troget. Die Beiwörter, die sich auf einen Selbstlaut endigen, a ausgenommen, nehmen im sächlichen Geschlechte tt an, fri, frei, im sächlichen fritt. Beiwörter, welche sich auf al, el, en endigen, werfen das a und e in der Mehrzahl, auch im Comparativ und Superlativ, fort, als: gammal, alt, Mehrzahl gamle. Die Deklination der Beiwörter ist eben so einfach, wie diejenige der Hauptwörter. Das unbestimmte Beiwort wird z. B. so deklinirt.

			M	F	N
Unbest. B.	Einh.	N.	ärlig	ärlig	ärlige
		G.	ärligs	—	—
Best. B.		N.	ärlige	ärliga	ärliga
		G.	ärligas	—	—
	Mehrh.	N.	ärlige	ärliga	ärliga
		G.	ärligas	—	—

Der dritte und vierte Fall in der Einzahl und Mehrzahl ärliga

Auf diese Weise werden alle Beiwörter, sowohl im Positiv, als im Comparativ und Superlativ deklinirt. Bei den Steigerungen wird der Comparativ auf are und der Superlativ auf ast gemacht, wie billig, billigare, billigast. Die Beiwörter auf ad ausgenommen, die im Comparativ mit mer und im Superlativ mit mest comparirt werden, als hagad, geneigt, mer hagad, mest hagad. Die Abweichungen zeigt die Sprachlehre. — Die persönlichen Fürwörter sind: jag, ich, du, du, han, er, hon, sie, vi, wir, i, ni, ihr, di, sie, in der Mehrheit; mig, mir, mich, dig, dir, dich, honom, ihm, ihn; henne, ihr, sie, oss, uns, er, eder, euch, det, es, dem, ihnen, sie ꝛc. Was die Zeitwörter im Schwedischen betrifft, so

giebt es fünf Abwandlungen oder Conjugationen derselben, welche, wie in andern Sprachen, in gewissen Zeiten mit Hülfswörtern conjugirt werden, welche sind: hafva, haben, vara, seyn, varda, werden, skola, sollen, blir, bleiben, mà, mögen. Nach Sjöborg hat die erste Abwandlung im Infinitiv ta, wie vänta, warten, Präs. väntar; die zweite ra, wie lära, lehren, Präs. lärer; die Dritte ka, wie söka, suchen, Präs. söker; die vierte draga, ziehen, Präs. drager; die fünfte tro, glauben, Präs. tror. Vor dem Infinitiv wird gewöhnlich at, att gesetzt, als att älska, zu lieben; wenn aber folgende Zeitwörter vorangehen, so bleibt dieses Vorwort weg: ämna, Willens seyn; böra, müssen, få, dürfen, bekommen; förma, vermögen; hinna, erreichen, können; humna, können ꝛc. Die Eigenthümlichkeiten der übrigen Arten der Zeitwörter gewahrt man aus der Sprachlehre. Mittelwörter oder Partizipien giebt es in der Schwedischen Sprache drei: das thätige gegenwärtige (Partic. praes. act.), das thätige vergangene (Partic. praet. act.) und das leidende vergangene (Partic. passiv.), welches Letztere wie die Beiwörter gebogen wird. Z. B. Infinit. älska, lieben; Partic. praes. älskande, liebend; Partic. praet. älskad, geliebt; Partic. pass. älskad, älskadt, älskade, geliebt. Das Partic. praes. endiget sich auf ande, bei den Verb. anomal. aber auf ende, und bleibt gewöhnlich unverändert, als: ein liebendes Kind, et älskande barn; liebende Mädchen, älskande flickorna. Nur wenn es als ein Hauptwort gebraucht wird, nimmt es den Artikel an, als: das Spielen, lekandet, nur nicht bei den Vorwörtern genom, durch, i, in; als: genom läsande, durch Lesen, i skrifvande, im Schreiben. Wenn man mit komma, kommen, eine Bewegung anzeigt, so wird diesem Partic. ein s angehängt, als:

han kommer ridandes, löpandes, er kommt geritten, gelaufen. Das Partic. praet. bleibt unverändert. Das Partic. pass. wird, wie oben angeführt worden, wie ein Beiwort deklinirt, als: eine geliebte Schwester, en älskad syster, ein geliebtes Kind, ett älskade barn etc. Das Partic. praes. und dasjenige auf ad, werden im Comparativ mit mer, und im Superlativ mit mest, mäst gesteigert. Ueber die Neben-, Vor- u. Bindewörte, und über die Interjectionen sehe man die Sprachlehre nach, nur so viel muß hier von denselben bemerkt werden, daß man das Vorwort till oft mit dem zweiten Fall oder Genitiv gebraucht, als till fots, zu Fuß; till sjös, zur See; till döds, zu todt; till säjandes, zu sagen ꝛc. Auch werden die Vorwörter oft zu Zeitwörtern gesetzt und geben ihnen gewisse Bedeutungen. Einige können den Zeitwörtern willkührlich vor- oder nachgesetzt werden, als omlinda oder linda om, umwickeln; bär in bordet oder bär bordet in, trag' den Tisch herein. Andere können vom Zeitworte nicht getrennt werden, ohne den Sinn zu verändern, als: updraga, auftragen, draga up, aufziehen; före halla, verhallen, halla före, weinen. Man lernt dieses Alles am besten durch die Uebung mit Hinzuziehung der Wörterbücher und Sprachlehren. Ferner muß man bei den Bindewörtern statt des Bindeworts att, daß, oft det gebrauchen, z. B. han trodde, det han vore dit, er glaubte, daß er dahin wäre.

In der Wortfügung kommt die Schwedische Sprache ziemlich mit der Deutschen überein. So z. B. folgt in der Construction nach dem ersten Fall oder Nominativ gewöhnlich das Zeitwort und nach dem Zeitwort der Beugefall oder Casus, den das Zeitwort regiert. Bei Sätzen, wovon der eine auf den andern folgen muß, fängt nur der zweite, wie im Deutschen mit dem Zeitworte an, worauf dann der Nominativ

und das Regimen folgen; z. B. när han kommer, so gifven honom denna bok, wenn er kommt, so gebet ihm dieses Buch. Der zweite Fall oder Genitiv wird oft, wie im Deutschen, dem andern Hauptworte oder dem Beiworte, welches einen Fall regiert, vorgesetzt, z. B. min fars hus, meines Vaters Haus; den med sin lott förnöjda människan, der mit seinem Schicksale zufriedene Mensch. Das Relativum welcher, wird oft nach einem Hauptworte, worauf es sich bezieht, weggelassen, als: das Haus, welches ich gekauft habe, huset jag har köpt, und wenn dieses Relativum ein Vorwort bei sich hat, so wird das Vorwort oft zu Ende der Rede gesetzt, besonders wenn som gebraucht wird, z. B. det är en väker Klädning som hon gar med, es ist ein schönes Kleid, welches sie anhat. — Der Schwede kürzt oft die Wörter ab, besonders in der Umgangssprache, als: pengar, statt penningar, Kung, statt Konung, tar, statt tager, far, statt fader, ber, statt beder, blir, statt blifver, sinus, statt sinnes; Ja toget mä, mei för er, anstatt Jag tog det med mig för eder, ich nahm es für euch mit. Auch die Hülfszeitwörter seyn und haben werden oft bei der vergangenen Zeit eines Zeitwortes ausgelassen, als: mein Bruder, welcher von England gekommen ist, min bror, som kommit fran England etc. Uebrigens hat die Schwedische Sprache mit der Dänischen die größte Verwandschaft und ist auch die nächste Verwandte von derselben, eine Schwester. S. auch Sprache (Dänische), Th. 160.

Die Literatur Schwedens und ihre Wirkung auf die Sprache kann hier nur im Allgemeinen berührt werden, da man von der früheren Literatur dieses Staates durch Schriften nur wenig Aufschluß erhält; denn was darüber vorhanden ist, liegt als Manuscript

in den Bibliotheken dieses Landes, und auch in denen anderer Reiche vergraben. Die erste Dichterperiode der Schweden, worin ihre Naturdichter oder Skalden auftraten, fällt mit der der andern Nordischen Völker, der Dänen, Norweger und Isländer, zusammen. Bei dem Heldengeiste der Nordischen Völker, bei ihrer Liebe kühne Thaten auszuführen, und sich durch Tapferkeit Ruhm zu erwerben, schätzten sie auch die Wissenschaften und Künste nach dem Maaßstabe, wie wir sie in der frühesten Zeit dort vorfinden. Besonders aber liebten sie Sagen, Räthsel und die Dichtkunst, und welchen hohen Werth sie auf die Letztere legten, geht daraus hervor, daß Egil durch sein Loblied Holudlausn,*) auf König Erich Blodoxe in Norwegen sein Leben rettete, und Hiarne Grabschrift auf König Frode ihn zum Könige von Dänemark gemacht haben soll, wenigstens berichtet dieses Saxo; indessen soll hier nur von einem kleinen Fylkis-Könige die Rede seyn. Unter den oben genannten Nordischen Völkern war besonders in den frühesten Zeiten die Dichtkunst in Norwegen und Island sehr in Flor; denn die Schweden und Dänen wurden durch die Kriege und inneren Unruhen zu sehr von dieser Art des Vergnügens abgehalten und genossen es nur periodisch, wenn einmal eine kleine Waffenruhe eintrat, und innere Stürme ausgetobt hatten. Von den Isländischen Barden od. Skalden sind besonders berühmt: Egil Skallagrimson, Kormak Ogmundson, Glum Geirson, Thorleif Jarla, Skald und Einar Helgeson, Sighvatr, Thordson, Gunlaug Ormstunga u. Skald Rafn. Man könnte hier eine Menge Dichter anführen, welche sich am Schwedischen, Dänischen, Norwegischen und Eng-

*) Dieses Lied ist in Vormii Litteratura Runica gedruckt worden.

lischen Hofe, in Island und in den Orkneys bekannt gemacht haben, von denen das Dichterverzeichniß (Skaldartal) 240 enthält, wenn es nicht zu weit führte, und bloße Namen ohne nähere Angabe der Werke desjenigen, den sie nennen, auch kein Interesse haben. — Von noch größerem Werthe für die Geschichte sind die Sagen oder Erzählungen der Nordländer, über deren Nutzen und Glaubwürdigkeit in der Nordischen Geschichte schon so viel ist gestritten worden. Uno von Troil sagt in seinen Briefen über Island, Brief 14: „Wenn Einige die Sagen als sichere und unumstößliche Grundpfeiler der Geschichte unserer Vorväter ansehen, so werden sie dagegen von Anderen als ungereimte Gedichte und zusammengeschmiedete Unwahrheiten angesehen, die mit der Geschichte des Ritters Finke und Fortunatus, dem gehörnten Siegfried ꝛc. in einer Klasse stehen. So unbillig das Letztere ist, so unbedachtsam würde es von der anderen Seite seyn, in ihrer Verehrung zu weit zu gehen. Wenn sie mit Vorsichtigkeit und Unterschied gebraucht werden, so sind sie gewiß von großem Nutzen, da sie fast die einzigen Quellen sind, woraus die älteste nordische Geschichte geschöpft werden kann." — Indessen sollen Einige dieser Sagen nicht höher als die oben erwähnten Mährchen gestellt werden können. Auf diese Skaldenlieder und Sagen beschränkt sich nun auch die älteste Literatur Schwedens. Außer diesen Fächern des Wissens waren sie auch nicht ganz unerfahren in der Religion und Rechtsgelehrsamkeit; in den alten Sagen wird daher öfters solcher Personen gedacht, die es darin weit gebracht hatten, und man fand selbst bei Annehmung der christlichen Religion schon eine große Menge Leute im Lande, die sich auf das Recht und die Gesetze verstanden; und welche Fortschritte würden die Schweden nicht gemacht haben, wenn sie nicht mit in die Unruhen verwickelt worden wären, welche den ganzen Norden

einige Jahrhunderte erschütterten, und wovon nur Island auf einige Zeit ausgenommen war. Daß man übrigens zu einer Zeit, die man die Barbarische zu nennen pflegt, unter Mönchen in den Klöstern u. unter weltlichen Priestern auch in Schweden, das am meisten abwärts liegt und am weitesten von der Verbindung mit Italien, Griechenland, Konstantinopel ꝛc. entfernt ist, aufgeklärte Leute, die Wissenschaft besaßen, antrifft, ist nicht zu verwundern, wenn man den Gang des menschlichen Geistes beobachtet, der zu allen Zeiten und in allen Zonen sich geltend gemacht hat, wenn gleich nicht nach einem Maaßstabe. So wurde in Schweden schon eine Akademie im dreizehnten Jahrhunderte errichtet, an welcher der Gothländer Peter von Dazia Professor war, der auch vorher bei der Universität in Paris Rector gewesen seyn soll. Dieses vernichtet auch den Satz, daß keine Wissenschaft, keine Aufklärung in Europa nach dem Falle des Römerreiches und der Auflösung des Griechischen im Oriente eher wieder da gewesen ist, als bis das Mediceische Haus in Florenz die aus Konstantinopel ausgewanderten gelehrten Griechen in ihrem Staate aufgenommen, unterstützt und so die Wissenschaften wieder in den Abendländern Europas geweckt hätten; indessen kann man schon vor den Mediceern auf Karln den Großen hinweisen, der schon im achten Jahrhunderte die Schule in Paris anlegte und die Gelehrsamkeit durch sein ganzes weitläufiges Reich, auch hauptsächlich in Deutschland, begünstigte, und selbst Wissenschafter war; dann auf König Alfred in England im neunten Jahrhundert, auf die gelehrten Araber in Spanien; dann etwas später auf die Hohenstaufen in Deutschland und auf Sizilien, die nicht blos die Dichtkunst, sondern auch die ernsten Wissenschaften begünstigten, und selbst die größten Dichter Italiens zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, Petrarca

Dante und Boccaz, waren auch Pfleger der ernsten Wissenschaften. Um nun nach dieser kleinen Abschweifung wieder auf Schweden zurückzukommen, so findet man in diesem Reiche auch zur Zeit König Erichs von Pommern zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts noch die Wissenschaften bei den Geistlichen in Aufnahme; denn in einer vom Erzbischofe Ragwald von Upsala auf der Baseler Kirchenversammlung gehaltenen Rede in jener Zeit, welche man auch in Nr. 3922 der Lateinischen Handschriften in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom unter dem Titel: Anthologia oder Florilegium, findet, und welche die Ueberschrift führt: Propositio et Protestatio Rev: mi Patris D: ni Nicolai Ravalli Archiep. Upsaliens. cum esset Orator S: mi Regis Erici, Gothorum et Suecorum Regis in Conc: o Basiliensi; ad ostendendam praeeminentiam ejusdem Regis et Regnorum Gothiae et Sueciae, entwickelt der Redner so viel Gelehrsamkeit und Bücherkunde, weiß er so viel aus der Griechischen Geschichte auf die Gothen zu beziehen, und dieses zu einer Zeit, da noch keine Uebersetzungen der Griechischen Schriftsteller und keine gedruckten Bücher vorhanden waren, so daß man sich wundern muß, daß tief im Norden die Gelehrsamkeit schon zu einer Zeit Fuß gefaßt hatte, wo sie aus dem Westen und Süden Europas noch nicht hingekommen seyn konnte; denn was die ersten Lehrer der christlichen Religion, welche unter dem Könige Olaus, und späterhin unter Stenchil nach Schweden kamen, wie auch schon oben angeführt worden ist, an Wissenschaften dahin brachten, bezog sich bloß auf die Religion, und so waren unter den folgenden Königen bis auf Magnus, mit dem Beinamen Ladelaß, nur die Religion und die Landesgesetze die einzigen strengwissenschaftlichen Gegenstände, welche die Schweden beschäftigten. Von König Ma-

gnus an, bis zur Regierung Erichs von Pommern fingen die Wissenschaften an sich in Schweden Bahn zu brechen; allein unter den folgenden Königen, von Karl Knutson ab bis zum Könige Gustav dem Ersten, welcher die Kirchenverbesserung einführte, und den Bürger- und Bauerstand neben dem Adel und der Geistlichkeit unter die Stände seines Reiches aufnahm, haben die abwechselnden inneren Unruhen in Schweden, die Kriege mit den Nachbarstaaten die Wissenschaften zu keiner Ausdehnung kommen lassen, ja sie sanken vielmehr ganz herab; nur mit Gustavs Regierung fangen sie wieder an aufzuleben, und besonders haben sich die ernsten Wissenschaften zur Zeit der Regierung Gustav Adolphs und der Königin Christina bis zur neuesten Zeit zu einer Höhe in Schweden erhoben, daß ihre Betreiber kühn mit den Naturwissenschaftern aller kultivirten Länder Europas in die Schranken treten können. — Schon zu den Zeiten Gustavs des Ersten war man darauf bedacht, alle Urkunden und Nachrichten über die alte Geschichte des Landes und über die alten Nordischen Sprachen sorgfältig zu sammeln. Besonders gab sich der berühmte Thomas Buräus darum viel Mühe; allein bis auf die Zeiten Gustav Adolphs war noch kein gehöriges Archiv gesammelt, noch in Ordnung gebracht. Dieser Monarch ließ den 20. Mai des Jahres 1629 eine Instruction für die Reichsarchivarien ausfertigen, worin ihm der Reichskanzler Graf Axel Oxenstjierna und der Erzbischof Renizius treulich beistanden. Letzterer hielt seine Priesterschaft dazu an, alle einigermaßen wichtige Urkunden und Schriften zusammen zu suchen und sie in das Königliche Reichs-Antiquitäten-Archiv (Häfda hur) zu Stockholm einzusenden, wie solches aus einem zu Upsala den 27sten Juli 1631 erlassenen Brief hervorgeht. Die Alterthumsforscher (Häfde sokare), wie sie in der Königl. In-

struktion genannt werden, sollten besonders alle Akten und Denkmäler aufsuchen, wobei, außer dem schon angeführten Buräus, Johann Messenius der Aeltere, Johann Heinrich Axehielm, der Pastor zu Gimmelby und Fredstadt Mart. Laur. Aschanäus Dienste leisteten. Besonders wurden die alten Urkunden Islands gesammelt. Am thätigsten um die Ueberbleibsel des Alterthums zu sammeln und zu ordnen, war der Reichsarchivarius Georg Stiernhielm, welcher diesen Posten am 1. September des Jahres 1648 antrat. Im Jahre 1666 ward auch auf den Vorschlag des damaligen Reichskanzlers Grafen Mag. Gabr. de la Gardie von der Königlichen Regierung ein Collegium Antiquitatum bei der Akademie zu Upsala errichtet, welches der Königlichen Hofkanzley untergeordnet wurde, und worüber der jedesmalige Reichskanzler die Oberaufsicht haben sollte. Direktor desselben ward Georg Stiernhielm, und Axehielm nebst den Professoren Loccenius, Schefferius, Verelius, Celsius und der Sekretair der Akademie Hadorph wurden dabei zu Assessoren verordnet. Nach ihrer im Jahre 1667 am 20sten November erhaltenen Instruktion, sollten sie, außer ihren andern Beschäftigungen, mit vereinigtem Rathe und gemeinschaftlicher Hülfe, alles, was zur Erläuterung und Erhaltung der Schwedischen und Gothischen Alterthümer dienen könnte, ausarbeiten und herausgeben. Der König ließ auch unter dem 23sten November 1667 einen öffentlichen Befehl an alle Gouverneurs, Landeshauptleute und Bischöfe, besonders aber an alle Pastoren ergehen, alle Alterthümer, alte Gesetzbücher, Isländische Sagen, Chroniken und auf Pergament geschriebene Urkunden und Briefe auszuforschen und einzusenden, wozu sich auch die Reichsstände am 22. September 1668 erboten, dazu beizutragen. Im Jahre 1674 wurde zum

Druck ihrer Arbeiten die sogenanntente Bibeldrucks-Taxe angeschlagen. Um die Isländische Literatur und Sprache haben sich besonders bey diesem Archive verdient gemacht: Rugmann, zugleich Dichter in Isländischer Sprache, Pering sköld, Gudmundr Olson, Angrim Jonsen, Gudmund Gudmudsen, Thorvaldr Brockman, Jonas Eghardsen und Andere. Alle diese Einrichtungen von Seiten der Schwedischen Regierung waren nicht nur den Wissenschaften sehr günstig, sondern wirkten auch vortheilhaft auf die Sprache. — Wichtig sind die Grund- und Fundamentalgesetze von Schweden in der Landessprache abgefaßt, im Manuscript, welche die Königin Christina von Schweden in einem Foliobande stets bei sich geführt hat, und die sich zu Rom im Vatican in einem besondern Saale, in welchem alle Werke, die diese Königin besessen, aufgestellt worden sind, befinden. Dieser Saal führt den Namen: Bibliotheca Alexandrina Reginae Christinae, und die Bücher heißen: Codices Regio-Alexandrini od. Sueco-Vaticani Im gemeinen Leben pflegt man sie jedoch Manuscripti Reginae zu nennen. Unter dieser Sammlung Schwedischer Urkunden sind besonders wichtig: 1) Konung Magnus Ladelas Stadgar (König Magnus Ladelaß Statuten); 2) Konung Eric af Pommern Stadgar, (König Erichs von Pommern Statuten); 3) Konung Gustafs Stadgar, som uti her Suante Sturesons brollop i Nyköping samtycktes och beslutne blefwo à F. Sigfrids-dagen 1537 König (Gustavs Statuten, die auf Herrn Swante Sturesons Hochzeit in Nykiöping am heutigen Siegfriedstage 1537 einstimmig angenommen und beschlossen wurden); 4) Konung Gustafs och Swerjes Rikes Räds Ordinantia, som giordes i Westeräs 1544. (Die Verordnung König Gustavs und des Schwedischen Reichsraths,

gemacht in Westerås 1544.); 5) Konung Carl IX Gärdsrätt (König Karl des Neunten Hofartikel); 6) Konung Johanns Gärdsrätt (König Johanns Hofartikel); 7) Regementsforma, publicerat an 1634 in Jul, signeradt d. 29. Junii 1634 (Regimentsform publicirt im July 1634, unterzeichnet den 29. Juny 1634). Diese Regierungsform ist vom König Gustav Adolf selbst vor seinem Tode, wie im Eingange gesagt wird, zur Regel und Unterricht der Königin Christina, seiner Tochter, aufgesetzt worden; 8) Riksens Stadga, som kallas Calmare Recess, hwilket skipat och stadgat ar i Calmare, St. Bartolomei-dag afsagt 1473 (Reichsstatuten, genannt der Receß von Calmar, die in Calmar verordnet und festgestellt, und am Bartholomäustage 1473 abgelesen worden) u. s. w. Außer diesen alten Urkunden giebt es noch mehrere geschichtliche Denkmäler in Schwedischer, auch Deutscher Sprache geschrieben; so z. B. die Genealogie der Brahischen Familie, worin auch von der Canonisation der heiligen Brigitte gehandelt wird, von Johann Gustafson in Deutscher Sprache geschrieben. In dem siebzehnten Jahrhunderte kommen nun noch einige geschichtliche Werke in Schwedischer und auch Lateinischer Sprache vor, und dann die schon oben erwähnten Uebersetzungen der Isländischen und andern Nordischen Sagen in das Schwedische und auch Lateinische. Auch Religionsschriften und mehrere andere strengwissenschaftliche Werke in Lateinischer Sprache, von den schon oben angeführten Gelehrten, worunter auch die Königin Christina von Schweden gehört. Auch die Dichtkunst wurde gepflegt, doch mehr von den Vornehmen der Nation in ihren Zirkeln, als im Allgemeinen auf das Volk wirkend. Auch die Französische Sprache hatte in dieser Periode bei den Schweden Eingang gefunden, und man machte zierliche Verse

in dieser Sprache, wie dieses auch unter den Frauen die Schwedische Gräfin Aurora von Königsmark am Hofe des Churfürsten August von Sachsen bewiesen. Mit dem achtzehnten Jahrhunderte fängt das goldene Zeitalter der Schwedischen Literatur an und geht bis auf die neueste Zeit; und wenn gleich die Nationalsprache in der ersten Hälfte des genannten Jahrhunderts noch nicht sehr berücksichtiget wurde, weil viele der wissenschaftlichen Schriften in Lateinischer Sprache abgefaßt worden sind, so gewann sie doch sehr in der zweiten Hälfte und besonders in diesem Jahrhunderte, wo vorzügliche Dichter und Prosaiker in der Muttersprache auftraten und durch Zeitungen, Journale und Flugschriften in der Landessprache dahin gewirkt wird, ihr Festigkeit, Reinheit und Zierlichkeit zu geben. Das Wichtigste, was in dem verwichenen Jahrhunderte den Wissenschaften geleistet wurde, war die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, unter dem Namen: Schwänska Wettenskaps Academie, im Jahre 1739. Ein sehr thätiger Beförderer dieser Stiftung durch die Königin Ulrica Eleonore, Schwester Karl's des Zwölften, war der Geschichtschreiber Olaf von Dalin. Der Hauptzweck der Akademie ist die Natur- und mathematischen Wissenschaften, die Medizin und Oekonomie auszubilden. Ihr erster Präsident war der Ritter Karl von Linné. Die Präsidentur wechselt alle drei Monate. Sie hat, wie die Akademien in andern Staaten, einheimische und auswärtige Mitglieder. Die Ersteren versammeln sich alle Mittwoche, und ihre Abhandlungen, die schon von dem Stiftungsjahre anfangen, und sehr wichtige Aufsätze in der Naturlehre, Haushaltungskunst und Mechanik enthalten, werden in Schwedischer Sprache herausgegeben. Wie fleißig diese Akademie war, und wie thätig sie die zu ihrem Zwecke gehörenden Wissenschaften beförderte,

geht daraus hervor, daß sie bis zum vierten Decennium nach ihrer Stiftung, bis zum Jahre 1775, schon sechs und dreißig Bände der gedachten Abhandlungen herausgegeben hatte, die auch von dem Hofrath Kästner in das Deutsche übersetzt worden sind, und worin sich vorzüglich die physikalischen und ökonomischen Artikel auszeichnen, und den Beweis geben, daß Schweden tüchtige Gelehrte in diesen Fächern besitzt. — Man kann nach dieser ganzen Uebersicht der Schwedischen Literatur-Geschichte, die Sprache und Literatur der Schweden in drei Perioden theilen. Die erste beginnt mit den Nordischen Barden, den Skalden, und geht bis zur Regierung Gustav's des Ersten. Diese lange Periode kann man wieder in zwei Abschnitte bringen. Der erste Abschnitt beginnt mit den Skalden, deren Zeitpunkt sich nicht feststellen läßt, da er sich in der Mythe der Nordischen Völker verliert, von denen man aber noch Lieder in den Nordischen Sagen und Erzählungen findet, die ein, wenn gleich auch nur unvollkommenes und nicht ganz gewisses Licht über die älteste Schwedische Geschichte verbreiten, und geht bis zur Einführung des Christenthums zu Anfange des neunten Jahrhunderts in Schweden durch den Mönch Ansgarius. Der zweite Abschnitt geht von da ab, bis zum ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts oder bis zur Regierung Gustavs des Ersten. Die zweite Periode der Schwedischen Sprache und Literatur geht von dem genannten Könige bis zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts; und die dritte von da ab bis auf die jetzige Zeit. In dieser letzten Periode beginnt die eigentliche literarische Thätigkeit der Schweden; es erheben sich in derselben Männer, die das ganze kultivirte Europa mit ihrem Glanze überstrahlen, und den Beweis liefern, daß der Norden von Europa die größten und scharfsinnigsten Denker in allen Zweigen des Wissens erzeugt, wie wir

dieses auch bei den Deutschen, Engländern, Dänen und Holländern sehen, welche die ausgezeichnetsten Männer in allen Zweigen des Wissens aufzuweisen haben; dagegen in der Belletristik, in den angenehmen, leichtfertigen und schnell wechselnden Wissenschaften und Künsten, die Franzosen, Italiener, Spanier ꝛc., also der Westen und Süden Europas, sich besonders auszeichneten. — In dem Strengwissenschaftlichen haben sich in dieser Periode, wenn auch nicht immer mit Bezugnahme auf die Landessprache, doch mit Förderung der Aufmerksamkeit auf dieselbe, und dann durch den Nutzen, den ihre Schriften dem Ackerbaue, Handel u. den Gewerben leisteten, folgende Schriftsteller ausgezeichnet: Karl von Linné, Wallerius, von Cronstedt, Bergmann, Bergius, Ferber, Georg Brand, And. Celsius, P. Elvius, Jac Faggot, Pet. Kalm, S. Klingenstierna, Chr. Polhem, Theoph. Schefer, Solander, Dan. Thunberg, Triewald, Pet. und Pet. Wilh. Wargentin, die Brüder Adam und Pehr. Afzelius, Cederschjöld, Berzelius ꝛc., von denen die Mehrsten auch Beiträge zu den Schriften der Schwedischen Akademie geliefert haben. Von historischen Schriftstellern und den damit verwandten Wissenschaften, haben auf die Sprache gewirkt, Olaf oder Olaus von Dalin, zugleich Dichter und großer Beförderer der neuen Schwedischen Literatur durch seine Zeitschrift: der Schwedische Argus; Joh. Arkenholz, von Botin, auch Grammatiker, Lagerbring, Olaf Celsius, Graf v. Creutz, auch Dichter, Gjörwell, einer der thätigsten Beförderer der Schwedischen Sprache und Literatur im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts durch die Herausgabe der Wochenblätter: Almanna Tidningar von 1770 — 1773; der Samlare in 9 Bänden, von 1773 —

1777; Stockholms Lärda Tidningar, welche Wochenschrift mit dem Jahre 1778 beginnt und einige Jahre fortgesetzt worden ist; dann war er auch Mitherausgeber der Zeitung der Erziehungsgesellschaft (Upfostrings-Salskapets Tidningar), Uebersetzer der Björnståhlschen Briefe aus dem Französischen ins Schwedische, die von den Gebrüdern J. E. und Chr. H. Groskurd daraus wieder ins Deutsche übertragen worden sind; Herausgeber der Briefe des Kanzlers Oxenstjerna an seinen Sohn, den Reichsrath Grafen Johann Oxenstjerna, Königlich-Schwedischen Botschafter zu den Friedensverhandlungen in Deutschland, welche Briefe dieser Sohn selbst in einem starken Foliobande gesammelt hat. Sie sind größtentheils Schwedisch geschrieben, auch einige Lateinisch, und wurden zur Bekanntmachung in der von Gjörwell herausgegebenen Wochenschrift vom Hofmarschall Baron Leyonhufwud und von dem Reichsrath Grafen von Höpken mitgetheilt; sie geben nicht nur wichtige Aufschlüsse über die Schwedische Regierung und über den so merkwürdigen dreißigjährigen Krieg in Deutschland, sondern haben auch einen großen Einfluß auf die Schwedische Sprache gehabt, da sie mit Interesse gelesen wurden ꝛc. ꝛc. Das größte Verdienst um die Schwedische Sprache, welches sich der Bibliothekar Gjörwell erworben hat, ist die Stiftung einer Privat-Erziehungsgesellschaft zu Stockholm in dem Jahre 1778, zur Feier der Geburt des Kronprinzen Gustav Adolph, Sohn des Königs Gustavs des Dritten. Diese Gesellschaft hat den Zweck, sich besonders mit der Abfassung, Ausgebung und Verbreitung nützlicher Schul- und Handbücher für die Jugend zu beschäftigen, und hat dieserhalb auch eine eigene Buchhandlung in Stockholm eingerichtet. Es erschienen gleich nach ihrer Stiftung folgende

Werke: Lagerbrings Sammandrag af Svea Rikes Historia; Dr. Miller's Bibliska Historier; Büschings Laro-Bok for Ungdomen; Feddersens Exempel-Bok for Barn, und einige Andere, welche mit Beifall aufgenommen wurden. Die Mitglieder der Gesellschaft, alle arbeitende, nennen sich bei der Ausgabe ihrer Werke, und der Stifter selbst hatte die allgemeine Direction der Gesellschaft und ihrer Buchhandel übernommen.*) Bjornstähl, Norberg, Olavson, Peter Kalm, Uno von Troil, Olaf Agrell, B. A. Euphrasen, von Ehrensvärd, Graf von Schwerin, Ruders, Akerblad und Andere. — An Dichtern und überhaupt an Bellettristen haben, außer den schon oben unter den Historikern Erwähnten, auf die Spcache gewirkt: Erich Erichsen Tunelius, auch Verfasser des im Jahre 1733 erschienenen Griechischen Gedichts auf den Türkischen Abgesandten in Stockholm Ejami Scherif; Ristell, Blomberg, auch Uebersetzer der Gellertschen Sittenlehre ins Schwedische; Karl Michael Bellmann, auch Uebersetzer von Schweidnitz Todesgedanken und Gellerts Fabeln ins Schwedische; Karl Gustav von Brinkmann, der unter dem Namen Selmar 2 Bändchen Gedichte in Leipzig herausgegeben hat, und dessen Gedicht: die Welt des Genius, von der Schwedischen Akademie der Preis zuerkannt wurde, war auch zugleich ein vortrefflicher Prosaist, der seine Muttersprache ganz in der Gewalt hatte, und daher außerordentlich durch seine vielgelesenen Schriften auf sie gewirkt hat. Er starb im Jahre 1828. Adlerbreth, Uebersetzer des Virgils und Verfasser anderer poetischer Schrif-

*) Eine umständlichere Nachricht von der Stiftung dieser Gesellschaft findet man in Gjorwells Lärda Tidningar, N. 6, 17, 33 und im Bihang dazu N. 1.

ten. Auch wird er als Beförderer der echten Schwedischen Spracheigenthümlichkeiten gegen den Zwang der nach Französischem Vorbilde im Jahre 1786 gestifteten Akademie angeführt. Wallmann, Gadelius, Askelöf, Mannerhjerta, August Afzelius, auch Sammler der Schwedischen Volkslieder; Dahlgren, einer der beliebtesten Schwedischen Dichter, und Herausgeber der Zeitschrift: Kometen, mit Hammarsköld, welche Zeitschrift zwei Jahrgänge erlebt hat; dann der Frega, eine Sammlung von Novellen und Erzählungen, von denen jährlich ein Bändchen erschien, die eine Lieblingslektüre der Schweden geworden sind. Hammarsköld, Atterbom, Herausgeber des poetisch. Kalenders, welcher mit dem Jahre 1812 beginnt, und worin viele junge Schwedische Dichter mit ihren Arbeiten zuerst aufgetreten sind; unter Andern auch Dahlgren, in dem Kalender von 1813 zum ersten Male. Samuel Hedborn, geistlicher Liederdichter, welcher im Jahre 1813 seine sämmtlichen geistlichen Lieder unter dem Titel: Psalmen von S. Hedborn herausgab. E. G. Geyer, Uebersetzer des Shakespear ins Schwedische; auch hat derselbe Psalmen herausgegeben, die aber denen von Hedborn nicht gleich kommen sollen, u. A. Auch an Zeitschriften zur Beförderung der Sprache und Literatur fehlt es den Schweden nicht, besonders in diesem Jahrhunderte, und außer den schon oben erwähnten aus dem vorigen Jahrhunderte, ist in diesem vom Jahre 1813 an eine Schwedische Literatur-Zeitung zu Upsala erschienen, wozu sich die angesehensten Gelehrten und Dichter der Nation vereiniget haben. Unter den Zeitschriften der neuesten Zeit in Schweden zeichnet sich der Phosphoros aus. Auch die Gesellschaft der Aerzte giebt unter dem Titel: Svenska Läkare-Sällskapets Handlingar, eine Zeitschrift in einzelnen Heften heraus ꝛc. ꝛc.

Das Theater in Schweden war, wie in allen Nordischen Ländern, bis zum achzehnten Jahrhunderte noch so gut als nicht vorhanden zu betrachten; denn was in diesem Bildungsfache des Volkes im siebzehnten Jahrhunderte geschah, war mehr Gespräch, als Handlung, die Wirkung davon auf die Volkssprache konnte daher auch nur sehr dürftig seyn, obgleich sie, nach dem Zeitgeiste betrachtet, doch nicht ganz ohne Folgen blieb. Nur erst im achtzehnten Jahrhunderte wurden die Schweden aufmerksam auf das Schauspiel, jedoch hebt seine eigentliche Periode erst mit dem Anfange des letzten Drittels des genannten Jahrhunderts, mit der Regierung Gustavs des Dritten an. Vor dieser Zeit hatte Schweden noch kein stehendes Nationaltheater. In der Hauptstadt hatte sich eine Französische Schauspielergesellschaft festgesetzt, und in den Provinzen zog eine Deutsche Schauspieler Truppe unter Anführung eines gewissen Säuerlings umher, und belustigte das Volk durch gewöhnliche Possenspiele, worin der Hanswurst die Hauptperson war. Zu Drottingham unterhielt der Hof ein Italienisches Theater, worauf Opern gegeben wurden, welches aber wegen des großen Aufwandes wieder einging. Dem Könige Gustav dem Dritten verdankt die Nationalbühne in Schweden ihr Entstehen. Dieser für die Wissenschaften und Künste in seinem Lande so thätige Monarch, entwarf, unter Mitwirkung des Direktors der Ostindischen Kompagnie Patrick Alströmer, gleich nach seiner Rückkehr aus Paris im Jahre 1771 den Plan zu einem Nationalschauspiele. Alströmer als Bellettrist, leitete das Ganze. Die bis dahin bestandene Französische Schauspielergesellschaft wurde entlassen, und nur die geschicktesten Mitglieder derselben beibehalten, um fähige Eingeborene zur Schauspielkunst anzuleiten, daraus Schauspieler zu bilden. Nach des Königs Willen wurden nur Personen von Talent und

unverdächtigem Rufe zur Erlernung dieser Kunst zugelassen, um, außer ihrem Werthe als Bühnenkünstler, auch noch in andern Fächern brauchbare Bürger und Bürgerin dem Staate zu seyn, und sich dadurch zwiefache Verdienste zu erwerben. Die feierliche Eröffnung des Theaters geschah am 18. Januar 1773 mit der Oper Thetis und Peleus von dem Rathmanne Wollander, und von dieser Zeit ab sind theils ernsthafte, theils komische Opern oder Singspiele von einheimischen Dichtern gegeben worden, die auf die Ausbildung der Volkssprache vortheilhaft gewirkt haben. Noch größer war aber diese Wirkung, da, um den Geschmack der Nation nicht auf eine Art des Drama zu leiten, und sie dadurch zu verwöhnen, gegen andere Gattungen desselben kalt zu bleiben; auch um die dramatische Dichtkunst in allen Zweigen durch talentvolle Dichter zu heben, diesen Gelegenheit zu geben, ihr Talent zu entfalten, und die Belohnung, außer dem Honorare, auch in dem Beifalle des Publikums zu erndten, späterhin auch Schwedische Lust- und Trauerspiele aufgeführt wurden; auch hat man den Chor der Alten bei den Letztern eingeführt, das heißt, zwischen den Akten tritt der Chor auf. Dieses Nationaltheater hat nun bis auf die neueste Zeit mit abwechselndem Glücke seinen Fortgang gehabt. Außer mehreren eigenen Produkten bestand die ganze dramatische Literatur vor Gustav des Dritten Regiegierung nur in Uebersetzungen ausländischer Stücke, besonders des Französischen Theaters. Zu den ältesten Schwedischen Bühnendichtern gehört Samuel Brask, der im Jahre 1668 als Hofprediger zu Stockholm starb. Man hat von ihm zwei Lustspiele in Schwedischen Versen, nämlich: Filius prodigus und Mars Germanicus victus, wovon das erste Lustspiel im Jahre 1645 und das zweite 1649 erschien. Das erste Schwedische Trauerspiel: Ha-

bor und Signild von dem Consul Brander, erschien im Jahre 1767 zu Stockholm. Als dramatische Dichter, die für das Nationaltheater gearbeitet haben, sind hier folgende zu nennen: Adlerbreth, Bellmann, auch ein guter lyrischer Dichter, besonders im Liede, Flintberg, Graf Gyllenborg, Kellgren, Lalin, Baron Manderström, Muhrberg, Ristell, Rothmann, von Sotberg, Stenborg, Wollander, Ziebeth, Fräul. Helmstedt und Fräul. Malmstedt, und einige von den schon oben angeführten Bellettristen in neuester Zeit. Der Theaterkalender erschien zuerst im Jahre 1780. — Ueber die Literatur der Schweden sehe man nach: Historiola litteraria Poetar. Suecor. Auct. A. Linden, Ups. 1769. — Kurze Geschichte der schönen Wissenschaften in Schweden von Dalin, im 2ten Bande des Schwedischen Museums. Wismar, 1784. — Bemerkungen über die Schwedische Dichtkunst in unseren Zeiten. Ebendaselbst. — Thomas Chronographie des Schwedischen Nationaltheaters. — Flögels Geschichte der komischen Literatur. 4r Band, Liegnitz und Leipzig, 1787. S. 348. und folgende — Bibliotheca Sveogothica von C. G. Warmholz. Stockholm, 1782—1803, 11 Bde. Sternhelm Swea Lit. Hist. etc. — An Sprachforschern und Grammatikern haben sich unter den Schweden ausgezeichnet und auf ihre Sprache mittelbar und unmittelbar gewirkt: Peter Baeng, der auch zugleich ein guter Kirchenhistoriker ist, Erich Benzel, Bischof zu Upsala, welcher sich besonders um die Nordischen Sprachen verdient gemacht hat; Andres von Botin, Jhre, Sjoeborg und Andere. — Man hat in Schweden vier Hauptmundarten die Schwedische, im eigentlichen Schweden, Gothland und Nordland; die Dalekarlische, welche in den Schwedischen Thalländern gesprochen wird; die

Finnische, welche von den Finnen gesprochen wird, die aber an Rußland abgetreten worden sind, deren Sprache aber noch hier und da in Schweden, in den an das jetzige Russische Finnland grenzenden Schwedischen Provinzen gehört wird, und die Schwedisch-Lappländische im Schwedischen Lappland.

Die Norwegische Sprache ist von der Schwedischen nur sehr wenig, von der Dänischen aber etwas mehr unterschieden. Sie wird in ganz Norwegen, auch auf den Schettländischen Inseln, und hin und wieder auch von dem gemeinen Manne auf den Orkney-Inseln bei Schottland mit verschiedenen Abänderungen in der Aussprache nach den verschiedenen Provinzen in den genannten Ländern gesprochen. Man hat in Norwegen zwei Hauptdialekte, den Norwegischen im eigentlichen Norwegen, und den Norwegisch-Lappischen im Norwegischen Lapplande — Die Skandinavische Sprache, welche ehemals, das heißt, im neunten Jahrhunderte, als Island von Norwegen aus bevölkert wurde, gemeinschaftlich in Schweden, Norwegen und Dänemark gesprochen wurde, ist in dem neueren Sprachgemisch verloren gegangen, nur die Isländische Sprache kommt derselben noch am nächsten; s. unter Sprache (Dänische) Th. 160.; ja nach einigen Sprachforschern soll es die alte Norwegisch-Skandinavische Sprache selbst seyn, die nur einige Abänderungen erlitten hat. — Die schon oben erwähnte Dalekarlische Mundart, welche in Dalekarlien gesprochen wird, und der Isländischen am nächsten kommen soll, ist auch noch ein Ueberbleibsel der alten Skandinavischen Sprache. Es giebt davon drei Mundarten in der genannten Landschaft, nämlich in Elfdaln, in Mora und in Orsa. Zum Beweise, wie diese drei Mundarten von einander abweichen und mit der Isländischen Sprache und der Sprache

des Ulphilas verglichen, dieſen nahe kommen, will ich hier aus dem Neuen Teſtamente, Evang. Matthäi, Kap. 5. den V. 16. in den genannten Mundarten und Sprachen aus dem Grönwall *) hierher ſetzen:

Dalekarliſch.

Elfdaliſch.

Latid so ydot lios
lysa siri fokiae, slâss diaer
baella fiâ idaer godgaer
daet og fufâ Fadaer idaer
sos it i himblum

Moraiſch.

Latir sà yduat lios
lysa firi fokaed, sâss
diaed baella fiâ ydaer
god gaerder, og lufâ
Fadae ydar, sâss ir i
himbluma.

Orſaiſch.

Latir sâ ikkat lios
lysa firi fokiaed sà dem
baella fiâ ickra god
gaerder, âg rosa falla
ik kuan sâ ihr i him-
blum.

Isländiſch.

Laatîd só yduart Lios lysa
firi Mönnunum, so ad their
siae ydar Goduerk, og dyrke
Fódur ydar a himnum.

Ulphianiſch.

Sva liuhtjai liuhath izvar
in andvairthia manne. Ei gasai
huaina izvara goda vaurstva.
Jah hauh jaina attan izvarana
thana in himinam.

Man gebraucht in der Dalekarliſchen Sprache zwei Arten von Buchſtaben oder Schriftzeichen, die alten Skandinaviſchen oder Nordiſchen, welche Runen genant werden, und die neuern, welche die Dalekarlier mit den Schweden und andern Europäern gemein haben. Sowohl das Alphabet der alten, als auch der neuern Buchſtaben enthält 19 Schriftzeichen, nämlich:

A. B. D. E. F. G. H. I. K. L. M. N. O. P. R. S. T. U. Y.

*) Hist. Ling. Dalecarlicae. 4. p. 26.

Was die Runenschrift oder überhaupt die Runen betrifft, so ist darüber schon das Nöthige unter Runen, Th. 128, S. 692 angeführt worden. Hier nur noch Einiges von dieser Schrift zur Ergänzung des an dem oben angeführten Orte schon Gesagten. Bei der Einführung der Runenschrift im Norden konnte es nicht fehlen, daß sie auch mit der Zeit dem ganzen Volke, das heißt, auch den unteren Klassen desselben bekannt werden mußte, mithin blieb den Mönchen und Priestern nichts übrig, worein sie ihre Geheimnisse hüllen konnten, die den untern Volksklassen fremd bleiben sollten; sie erdachten daher geheime Schreibekünste, die sie nicht allein unter sich gebrauchten, sondern auch in öffentlichen Schriften einführten; dieses geschah nicht nur bei den alten Schweden, sondern auch bei den Norwegern, Dänen und Isländern, und daher findet man so viele Arten sogenannter Villrunen, die den untern Volksklassen unerklärbar waren.*) Auch der Anfang der sogenannten Helsing-Runen in Schweden soll kein anderer als dieser gewesen seyn, indem sich die mehrsten von den gewöhnlichen Runen nur dadurch unterscheiden, daß der Stab weggenommen ist. Eine dergleichen steganographische Schrift findet man nach Uno von Troil auch in der Isländischen Poesie eingeflickt. Der genannte Schriftsteller giebt davon eine Probe in seinen Briefen über die nach Island im Jahre 1772 angestellte Reise; sie lautet: dfxtfrb scrkptprks bfnfdktb skt pmnkbxs hprks. Uno von Troil fand beim Lesen in Vanleyi Bibliotheca anglo saxonica von ungefähr eine ähnliche Sammlung von Mitlauten oder Consonanten mit beigefügtem Schlüssel, nach welchem das ganze Geheimniß im Enträthseln dieser Geheim-

*) Man sehe im Boutil Nr. 25, 205, 331, 361, 539, 568, 571, 572, 581, 648, 748, 767, 817, 819, 822, 1001, 1088 und mehrere andere beim Wormius nach.

schrift darin besteht, daß statt eines jeden Selbstlautes oder Vokals, der im Alphabete zunächst auf ihn folgende Mitlaut gesetzt wird, und also statt a, e, i, o, u, y, die Buchstaben b, f, k, p, x, z, und sonach würde die oben angeführte Geheimschrift heißen: Dextra Scriptoris benedicta sit omnibus horis. Eine gleiche Art Steganographie befindet sich in der kleinen Schrift, die man unter dem Titel: de Iuventione litterarum, dem Rhabanus Maurus beilegt, und die wegen ihres darin befindlichen Zeugnisses von den Runen der Marcomannen so bekannt ist.*) Man findet auch, daß die Runenschneider der Nordischen Völker, besonders der Schweden, dergleichen Geheimschriften sogar in Denkmälern gebrauchten, die zu Ehrengedächtnissen und zur Erinnerung der Verstorbenen errichtet wurden. In dem alten Runischen Alphabete soll nach einigen Schriftstellern der Selbstlaut e fehlen, dafür soll man l u und a gebraucht haben. z. B. Faudur statt Fader, that vor thet, oder sie haben es in kurzen Sylben ganz weggelassen, d. h., ohne es durch einen erwähnten Hülfsbuchstaben zu ersetzen, wie madr, takr, hagl, und es ist auch noch eben so bei den Neuern gebräuchlich, welche statt e ein i, u od. ae setzen, z. B. lidug, statt ledig; zuweilen wird auch dem e ein i vorgesetzt, als: jaed, statt eld. — Die neuern Buchstaben der Dalekarlier werden so ziemlich wie bei den Deutschen ausgesprochen. Das a, welches bei den Dalekarliern zwar hell, aber dabei doch gelinde ausgesprochen wird, wird bei ihnen als ein Vorwort, wie im Französischen gebraucht, und heißt: in, auf, zu; z. B. an ir a lutim, er ist auf dem Felde; a tingi, bei Gerichte; an atr gengit a kirkin, er ist in die Kirche gegangen. Das d wird anders gelesen am An-

*) S. Nouveau Traité de Diplomatique. Tom. III., p. 509.

fange eines Wortes, anders am Ende desselben. Am Anfange eines Wortes spricht man es hart aus, wie daengia, schlagen, dassa, tanzen, ꝛc.; am Ende desselben wird es ganz gelinde gelesen, wie Brod, Brod, Sod, das Recht. Damit dieses d aber nicht mit dem t verwechselt wird, hängt man in der neuern Sprache gewöhnlich ein h an, als: medh, gudh, sedh. Wenn das f am Anfange eines Wortes ganz einfach gelesen wird, wie Falla, der Vater, Fokaed, das Volk, so wird es in der Mitte etwas gelinder gelesen, als wenn ein w dabei stände, z. B. hafwa. Das h wird wie im Französischen, Spanischen und oft am Anfange eines Wortes, wenn ein Vokal folgt, weggelassen, z. B. aer dug int; hörst du nicht? anstatt haer dug int; aerder die Schulter, anstatt haerdaer; afa, haben, statt hafa. Zuweilen findet man es auch, wie haller, alle, statt aller; hig, ich, statt ig. Das o wird auf dreierlei Art ausgesprochen, wie ein gewöhnliches o, wie Fallar orn, Vater unser; Munna orn, unsere Mutter; Flaed orat, unser Vieh. Dann wird es ausgesprochen wie ae und wie im Griechischen o, bald a, au, ö und uo; lof wird gelesen wie lafed. Die übrigen Buchstaben werden so ziemlich wie Deutsche ausgesprochen. Doppellaute findet man in dieser Sprache vier ai, ei, au, ou. Von den Buchstaben o, y, w, x, z, ist zu merken, daß der Dalekarlier statt c, k, setzt, z. B. Karl, für Carolus, Klerk, für Clericus etc. Statt q brauchen sie auch k; w brauchen sie in ihrer Sprache gar nicht; statt x brauchen sie gs, als: hugsa, statt huxa. Anstatt z gebrauchen sie ts oder fs. etc. etc.

Sprache (Scytische), s. unter Sprache (Nordische), Th. 160.

— der Seeleute, Sprache der Marine, alle Kunstausdrücke, welche bei der Marine oder Schiff-

fahrtskunst vorkommen. Hier einige dieser Ausdrücke: Abfertigen, Ablaufen, Abstoßen, Abtakeln, Ankern, Arche, Aufbringen, Auflegen, Ausleger, Baak, Backbord, Ballast, Barge, Barke, Barkhölzer, Barre, Bay, Bekalmen, Bergen, Besaam, Besteck, Blinde, Bodmerey, Boegspriet, Bolten, Boogsiren, Bramstenge, Brandung, Brecher, Bucht, Bug, Caic, Cajüte, Caliber, Campan, Canhooks, Cardeele, Carlingknies, Convoy, Debarquiren, Dispache, Docke, Dreg, Dünen, Einbucht, Embarquiren, Einreffen, Entern, Fähre, Falle, Flagge, Floß, Flott, Flottille, Fockmast, Geschwader, Gewinde, Gürtel, Hakebord, Halsen, Heckboot, Hissen, Holm, Jagd, Jelle, Inhölzer, Jungfer, Kaag, Kalfatern, Kaper, Kay, Kiel, Kielen, Kieming, Klampen, Klüsen, Koy, Kreuzer, Küste, Laviren, Leck, Leeküste, Leesegel, Lichten, Liegegeld, Löschen, Lootsen, Luftbug, Mars oder Mastkorb, Marsraa, Marssegel ꝛc. Mast oder Mastbaum, Meßbrief, Nothmast, Passeport, Passatwind, Persening, Pöller, Police, Prämie, Prame, Pressen, Prise, Püttings, Quarantaine, Raaen, Reff, Rhede, Rheder, Rüst, Saaling, Sarter, Schlupfhafen, Schooten, Schout by Nacht, Segel, Spalme, Speygaten, Stagen, Stapel, Starbord, Stenge, Steven, Strop, Tauwerk, Ueberlauf oder Verdeck, Untiefe, Vorkasteel, Voreselshaupt, Vormarssegel, Vorstenge, Wimpel, Wrack, Zattare, Zwischenläufer. ꝛc. ꝛc.

Sprache (Senegambische), welche von den Negern in Senegambien gesprochen wird, und von welcher es drei Hauptsprachen giebt, von denen jede wieder mehrere Mundarten hat. Die drei Hauptsprachen sind: 1) die Jaloffische, 2) die Fuliesche und 3) die Mandingoische, nach den drei Völkern, den Jaloffern, Fuliern und Madingoern; dann ist auch noch die Arabische Sprache oder vielmehr ein verdorbener Dialekt derselben gebräuch-

lich, welcher von den Negern in Obersenegambien gesprochen wird, und auch die Gelehrtensprache der Mahomedanischen Neger ist. Aus der Arabischen Sprache sind viele Wörter in die Negersprache übergegangen, besonders diejenigen des Mahomedanischen Gottesdienstes, wie z. B. der Name Gottes, Allah ꝛc. ꝛc. Auch ein verdorbenes Portugiesisch, welches die Kreolische Sprache genannt wird, sprechen viele Einwohner von Unterſenegambien, die den Namen der schwarzen Portugiesen führen und Nachkommen von denjenigen Portugiesen seyn sollen, welche sich seit 1420 in diesem Lande, vorzüglich unter den Madingoern, nieder gelassen haben, und deren Nachkommen jetzt eben so schwarz sind, als die Madingoer selbst. Sie zählen sich zu den Christen, obgleich sie weit entfernt von deren Gebräuchen sind, und diejenigen, welche sie davon bei sich eingeführt haben, sind nur Nachahmungen ohne Bedeutung. Die Kreolische Sprache wird von allen Dolmetschern gesprochen, die sowohl von Privatleuten, als auch von den Handels-Gesellschaften der Engländer, Franzosen, und Portugiesen zum Verkehr mit den Einwohnern des Landes gebraucht werden. Die Engländer sollen diese Sprache weit schneller lernen, als irgend eine andere Sprache des Landes. Was nun die eigentlichen Senegambischen Sprachen betrifft, so ist die Madingoische in Mittelsenegambien die Hauptsprache; sie wird an der ganzen Gambia gesprochen, und ist allgemeiner und ausgebreiteter, als die Jaloffische und Fuliesche Sprache; auch sind die Madingoer zahlreicher und weiter umher verbreitet, als die Jaloffer und Fulier. Die Jaloffische Sprache wird von mehreren gelehrten Reisenden, welche Senegambien besuchten, für die Sprache Sanguai gehalten, von welcher Leo der Afrikaner sagt: sie sei die Hauptsprache der Bewohner von Gualata, Guinea,

Tombut, Melli und Gago; allein Andere wollen dieſes bezweifeln, und aus dem Grunde, weil die Nachrichten von den hier genannten Ländern nicht auf die Länder der Jaloffer paſſen; und dann ſollen die Jaloffer lange nicht ſo weit umher verbreitet ſeyn, als die Fulier und Madingoer. Dieſe Letzteren haben auch eine geheime, ſogenannte Ordensſprache, die nur von darin Eingeweiheten verſtanden und beſonders vor den Weibern verborgen wird. Es ſcheint, als wenn dieſe Sprache, ihres geheimen Anſtriches wegen, viele Aehnlichkeit mit derjenigen der Karaiben hat. Dieſe haben nicht nur eine beſondere Sprache für das männliche und eine andere für das weibliche Geſchlecht, ſondern auch eine geheime Heldenſprache, die den Weibern gar nicht, und den jungen Männern erſt dann mitgetheilt wird, wenn ſie Proben von ihrer Tapferkeit abgelegt haben. Die Abſicht bei dieſer Sprache ſoll Geheimhaltung ihrer kriegeriſchen Entwürfe ſeyn. — Die Papeln oder Papels, auch ein Senegambiſcher Volksſtamm, haben auch eine Handſprache, die ſehr ſinnreich ſeyn und den Beweis liefern ſoll, daß es den Negern nicht an Erfindungsgeiſt fehlt. Dieſe Zeichenſprache beſteht in zwei eiſernen Ringen, wovon der eine am Daumen, der andere am Mittelfinger getragen wird. Durch die Zuſammenfaſſung dieſer Ringe können ſie ſich einander verſtändlich machen, ohne daß ein Dritter, der dieſe Handſprache nicht kennt, etwas davon verſtehen kann.

Ueber den Gang und die Ausbildung dieſer Negerſprachen weiß man nichts Gewiſſes; denn was uns Reiſende darüber berichten, ſind nur Bruchſtücke, die uns mit dem Genius der Sprachen weiter nicht bekannt werden laſſen, ſo viel geht aber aus allem hervor, daß ſie noch ſehr unausgebildet ſind, jedoch eine mehr, als die andere; mehr kultivirt oder angebauet ſind die Sprachen derjenigen Senegambier, die mit den Eu-

ropäern in Handelsverbindungen stehen, und dadurch manche Wörter aus der Englischen, Französischen und Portugiesischen Sprache in die ihrige hinüber nehmen. Die Arabische Sprache scheint aber hauptsächlich auf die Negersprachen zu wirken, besonders auf diejenigen, wo das Volk, das sie spricht, sich zur Mahomedanischen Religion bekennt. Man findet daher auch bei diesen lauter Arabische Namen, die man dem Knaben oder dem Mädchen einen Monat, nachdem sie geboren worden, beilegt, wie Omar, Gviab, Dimbi, Maliel für Knaben; für die Mädchen: Fatima, Alimanta, Komba, Koneegain, Warsel, Hengay ꝛc. Was man an Gelehrsamkeit bei diesen Negern antrifft, ist im Besitz der Marabuts oder Mahomedanischen Priester, welche bei ihnen nicht nur den Gottesdienst verrichten, sondern auch ihre Gesetzgeber, Lehrer, Rathgeber, Hexenmeister, Aerzte und dann ihre Heiligen sind. Sowohl die Könige, als auch das Volk bezeugen bei allen Gelegenheiten Hochachtung gegen diese Geistlichen. Wenn sich Personen, die alte Bekannte sind, und einander lange nicht gesehen haben, von ungefähr auf der Straße begegnen, so stellen sie sich, wenn ein Marabut unter ihnen ist, in einen Kreis, und fallen auf die Knie zum Gebet, ehe sie einander begrüßen. Diese Marabuts halten Schule, treiben Handel, Wahrsagen, sprechen den Segen und Treiben auch noch manche Gaukeleien, welche zu den geheimen Künsten gehören, womit sie den Aberglauben der Neger brandschatzen. Die Schulen sind gewöhnlich runde, offene und geräumige Hütten, worin die Knaben lesen lernen, besonders bei den Madingoern. Die Schulbücher bestehen aus Täfelchen von glattem Holze. Die Lectionen werden mit einer Art von Pinsel in schwarzer Farbe darauf geschrieben und müssen von den Schülern auswendig gelernt werden. Bei dem Hersagen dieser Lectionen schreien alle Knaben

zusammen, so, daß der Lärm schon in einiger Entfernung dem Vorübergehenden die Schule anzeigt. Die Schule wird nur des Morgens und des Abends gehalten. Die Marabuts bedienen sich bei ihrem Unterrichte der Arabischen Schriftzeichen, weil die Negersprachen keine eigenen Schriftzeichen besitzen; auch ist die Arabische ihre Religionssprache, die aber von den gemeinen Negern nicht verstanden wird; nur die Marabuts erlernen sie, um den Koran und ihre übrigen Religionsschriften lesen zu können. Wer einmal den Koran gelesen hat, wird für einen großen Meister gehalten. Die Marabuts lehren aber nicht bloß in den Schulen, sondern sie ziehen auch im Lande umher und lehren oder unterrichten. Es ziehen ganze Familien miteinander, die ihre Bücher bei sich führen, um die Jugend an den Orten, wo sie stille liegen, zu unterichten. Es steht ihnen zu diesem Ende das ganze Land offen, auch haben sie einen freien Paß durch alle Oerter, und selbst dann, wenn die Könige miteinander im Kriege verwickelt sind. Jeder Marabut nimmt sich auf der Reise die nöthigen Lebensmittel mit, und erst wenn diese ausgehen, sprechen sie in den Städten bei den wohlhabenden Bewohnern derselben ein, ja sie betteln dann förmlich. Ein einzelnes Buch Papier ist schon hinreichend einen ganzen Trupp solcher Bettler zu befriedigen, weil ihnen solches Brod im Ueberfluß verschafft, indem sie Grisgris daraus fabrizieren, die sie sehr gut abzusetzen wissen. Dieserhalb ist auch das Papier in jenen Gegenden so sehr geschätzt, daß man einem Neger für irgend einen Dienst keine angenehmere Belohnung geben kann, als einige oder einen Bogen Papier. Diese Grisgris oder Gregories, sind kleine mit Arabischen Charakteren beschriebene Papierzettel, die man als Amulett bei sich trägt. Nach Le Maire sollen es kleine Arabische Briefchen mit untermischten nekromantischen Figuren

seyn, nach Anderen, sollen diese Zettel auserlesene Stellen aus dem Koran oder andere Sprüche enthalten. Nach Barbot sollen sie so groß seyn, daß sie manchmal ein oder zwei halbe Bogen Papier einnehmen, und lange Zeilen in Arabischen Buchstaben enthalten. Man hat einige von diesen Zetteln oder Grisgris nach Europa gebracht, um sie von gelehrten Orientalisten entziffern zu lassen; allein es ist keinem gelungen auch nur den geringsten Sinn aus den Charakteren heraus zu bringen; daher steht zu vermuthen, daß, wenn gleich die Buchstaben Arabisch sind, die Worte doch in der Sprache der Madingoer geschrieben worden; oder es sind nichts besagende Worte, Erfindungen der Marabuts, um dadurch dem Amulett eine größere Kraft in den Augen der Profanen beizulegen, die in dieser verborgenen Sprache die Wunderthätigkeit der Amuletten suchen. Man steckt die Grisgris in seidene, sauber genähete Beutel oder Säckchen von allerhand Figuren. Die beschriebenen Zettel werden zu gewissen Künstlern gebracht, die feine lederne Riemen zu Tabakspfeifen verfertigen, die sie Kranhih nennen, dieser nähet sie in Leder oder weiches Tuch ein. Sie haben die Größe eines Daumens, gehen auch wohl darüber hinaus, werden zusammengelegt und bekommen Ecken nach der Art eines Diamants. Die Neger machen aus denselben Armbänder und anderen Schmuck, welcher um den Hals, auf dem Kopfe, am Arme ꝛc. getragen wird. Die Wunderkräfte, die man ihnen beilegt, bestehen: in Schutz gegen Verwundungen durch Schlangenbiß, durch Pfeil- und Lanzenstiche ꝛc.; dann sollen sie gegen Wunden fest machen, im Schwimmen, oder beim Baden das Ertrinken verhindern, einen guten Fischfang und eine große Menge Weiber und Kinder geben, ein Rettungsmittel in allen Gefahren seyn, eine gute Reise verschaffen, großen Reichthum und beständige Gesundheit bringen, den Weibern eine

glückliche Niederkunft verschaffen, und was dergleichen Dinge mehr sind. Dieses sind nun die Beschäftigungen der Religions- und Sprachlehrer in Senegambien. Welche Früchte lassen sich daher aus ihrem Unterrichte erwarten, um so mehr, da bei den Senegambiern erst der Geist für den Unterricht geweckt, und das Gefühl rege und empfänglich zu dessen Aufnahme gemacht werden muß? Die zweite Bildungsanstalt bei ihnen, ihre Dichter und Spiele, wirken eben so wenig auf ihre Ausbildung, und solches aus den schon vorher angeführten Gründen; denn ihre Dichter sind zugleich Bänkelsänger und Musikanten, und dabei, wie es der Gegenstand mit sich bringt, Schmeichler und Schmarotzer. Bei den Jaloffern und Juliern heißen diese Leute Guirioten, Possenreißer, bei den Madingoern aber Dschoddis (Juddies), Musikanten. Nach dem Barbot sollen die Guirioten von den Königen und Großen in Senegambien als Hofnarren zur Belustigung der Gäste gehalten werden. Ein Fürst hat oft zwei, drei und mehrere von diesen Leuten in seinem Dienste. Nach Jobson sollen die Dschoddis eine vollkommene Gleichheit mit den Englischen Meistersängern oder Harfenschlägern haben. Sie sitzen auf eben die Art, nur von der Gesellschaft abgesondert, auf der Erde. Sie begleiten ihre Musik mit Gesängen, die gemeinniglich von dem alten Geschlechte ihrer Könige und den Thaten ihrer Vorfahren handeln, oder auf sonst eine gewisse feierliche Gelegenheit verfertiget sind, und erhalten dann von der Gesellschaft eine gewisse Erkenntlichkeit. Beim Handel der Engländer an der Gambia mit diesen Völkern, kommen oft diese Dschoddis und singen aus dem Stegreife ein Lied zu Ehren der weißen Männer, wofür sie dann eine Belohnung erwarten. Wenn gleich die Senegambier, die Weiber ausgenommen, wenig Witz und Genie zu besitzen scheinen, so sind sie doch nicht gleichgültig gegen

das Lob und den Tadel der Guirioten, sie hören es von diesen gern, daß sie die genannten Eigenschaften besitzen und vergelten es ihnen reichlich; ja man hat oft gesehen, daß sie ihre Kleider auszogen und sie diesen falschen Schmeichlern gaben, die, wenn ihnen die erwartete Belohnung nicht zu Theil wird, zu schmähen anfangen, und alles Gute, was sie vorher zum Lobe dieser oder jener Person gesagt haben, widerrufen. Der Inhalt von den Gesängen oder Reden dieser Possenreißer ist ungefähr folgender: „Er ist ein großer Mann oder ein großer Herr. Er ist mächtig, er ist edel, er hat Sangara (Branntwein) weggeschenkt ꝛc. Wenn der Europäer bei diesem Wortkrame auch oft die Geduld verliert, so ist dieses aber nicht bei dem Neger der Fall, der ganz Ohr bei allem ist, was der Guiriot hervorbringt, und es demjenigen gewiß übel entgelten lassen würde, der ihre Gesänge tadelte. Man schätzt es für eine große Ehre, wenn der Guiriot des Königs Jemandes Lob besingt; er erhält dann immer eine gute Belohnung, die nicht selten aus einigen Rindern, dem besten Theile ihres Vermögens, besteht. Von dieser Seite würde daher noch am meisten auf die Geistesbildung der Neger und auf ihre Sprache gewirkt werden können, da sie diese Art der Belustigung, womit auch der Tanz verknüpft ist, am meisten lieben. Die Negerinnen sind sehr aufgeweckt und besitzen nach den Berichten mehrerer Reisenden viel natürlichen Verstand und Witz. Die Senegambier sind übrigens in Handwerken und Künsten nicht ganz unerfahren, nur sind ihre Fabrikate und Kunstarbeiten nur einfach, so einfach, als ihre Werkzeuge es sind, womit sie künstliche Werke schaffen. Sie wissen das Leder, das Eisen und das Holz zu bearbeiten, jedoch ziemlich roh; sie können ferner spinnen, nähen und weben, und verstehen auch noch einige andere unbedeutende Künsteleien; so graben sie auch Mineralien ohne Kunst des Bergbaues;

allein dieses Alles hat nur sehr wenig Einfluß auf ihre geistige Ausbildung; denn in den eigentlichen Wissenschaften sind sie so beschränkt, als man es kaum glauben sollte, da sie doch mit vielen Europäern der Handlung wegen umgehen, ihnen auch die Kolonien der Engländer, Franzosen und Portugiesen nahe liegen; auch scheinen sie kein Bedürfniß in dem Streben nach Vervollkommnung zu fühlen. Ihre Theologie hat zwar den natürlichen Gang behalten, das heißt, sie ist, wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, durch keine literarischen Leistenschneider in ein System gebracht worden; allein voller Aberglauben, worin eigentlich die ganze Theologie bei diesen Völkern besteht. Ihre Priester, wenn sie Mahomedaner sind, begnügen sich mit der erlangten Geschicklichkeit, den Koran zu lesen und Grisgris schreiben oder zeichnen zu können, wie auch schon oben angeführt worden. Außer ihnen können nur wenige Neger lesen und schreiben, weil dieses der Zustand des Unterrichts nicht zuläßt. Ihre Gelehrtensprache ist, wie schon oben bemerkt worden, die Arabische. Die nicht Mahomedanischen Negerpriester sind Gaukler, Hexenmeister und Teufelsbanner. Die Arzneikunst ist in den Händen dieser Letzteren und auch in denen der alten Weiber. Die Rechtsgelehrsamkeit beruht auf ihren hergebrachten Gewohnheiten, also auf dem Herkömmlichen und dem Willen ihrer Fürsten, die hier die größte Souveränität ausüben. Von andern Gesetzen wissen sie nichts. Geschichte und Erdbeschreibung sind ihnen ganz unbekannt; denn sie bekümmern sich sehr wenig um die Vergangenheit, um das Andenken der Begebenheiten verflossener Zeiten aufzubewahren; und da sie wenig reisen, so ist ihnen auch die Kenntniß fremder Völker gleichgültig. Ein Schriftsteller sagt: „Mündliche Ueberlieferungen, Sagen der Vorzeit, Erzählungen von den Großthaten der Vorfahren, religiöse Mähr-

chen und Mythen, werden wohl bei keinem Volke der Erde so selten gefunden, wie bei den Negern, und doch sind sie Liebhaber von Liedern, nur beziehen sich ihre Lieder nicht auf die Geschichte der Vorzeit. Sie haben wohl so einige Tradizionen, allein es sind nur Bruchstücke einer Mythe des Himmels und dessen paradiesischer Gefilde." — In der Sternkunde sind sie eben so wenig erfahren, als in der Erdbeschreibung; nur die Namen einiger Sterne, die über ihrem Haupte glänzen, wissen sie zu nennen; damit begnügen sie sich auch; denn sie haben es lieber mit dem Untermondlichen zu thun, als mit dem, was darüber ist. Unter allen Wissenschaften und Künsten sind ihnen die Dichtkunst und Tonkunst, wie schon oben angeführt worden, die liebsten, wodurch man auch auf ihre Kultur am besten wirken könnte. — Die Negersprachen auf der Küste der Sierra Leona, die einige Schriftsteller zu Senegambien, andere zu Ober-Guinea rechnen, haben Aehnlichkeit mit den oben angeführten Sprachen der Senegambier. Der Stamm dieser Negersprachen soll die Sprache der Susuer oder Susier seyn, aus welcher die Mundaren der Bagoer, Bullamer oder Bullomer und der Timanees oder Timmaner hervorgegangen sind. Sie soll sehr sanft klingen und eine Menge Selbstlaute und Lippentöne besitzen. Nach einem Schriftsteller sollen die Hauptsprachen der Neger des ganzen West-Afrikas, überhaupt aller den Europäern bekannt gewordenen Afrikanischen Negerstämme, an dreißig betragen, die wieder unzählige Varietäten haben. Sie haben mit den unausgebildeten Sprachen der meisten kulturlosen und halbkultivirten Völker das gemein, daß sie arm an Wörtern sind, und sich die Wörter öfters auf Selbstlaute endigen. Von den Europäischen Sprachen sind sie aber im Klange und Ausdrucke sehr verschieden. Auf der Goldküste giebt es in einem nicht weitläufigen Raume so sehr von ein-

Verzeichniss

einiger Wörter

aus der

Jaloffischen, Fulischen und Madingoischen Sprache

in Senegambien.

Deutsch.	Jaloffisch.	Fulisch.	Madingoisch.	Deutsch.	Jaloffisch.	Fulisch.	Madingoisch.	Deutsch.	Jaloffisch.	Fulisch.	Madingoisch.
Die Adern	Sed'itte	D'adol.		Die Erde	Soffi	Lehidy	Banko.	Der Himmel	Assaman	Hy alla.	
Der Affe	Goloch	Owandov.		Das Ey	Nen	Whochionde	Suhseykilly.	Das Holz	Matt	Leggal.	
Angenehm			Timeata.	Der Faden	Ovin	Guarahie.		Die Beinkleider	Lowapp	Louhouba.	
Der Arzt			Borru.	Ein Fäßchen	Pippa		Ankoret.	Die Hüften	Loupp	Bouhall.	
Der Ast	Kahlah	Baherou.		Die Feder	Doungue	Donguo.		Das Huhn	Gnaarr	Guertogall	Sunsi musa.
Die Augen	Smabutt	Hyterr.		Die Fesseln	Guingue	Gue-hy-elle.		Der Hund	Khaay	Rehovandou	Wuhloe.
Die Backen	Bekigh	Kobe.		Das Fett	Divgunek	Bellere.		Der Kahn	Galtovap	Lahna	Kaluhn.
Der Bart	Sekiem	Onhare.		Das Feuer	Safara	Giu-hingol	Dimbau.	Die Katze	Ghenaapp	Oulonde	Neankom.
Der Bauch	Smabir	Rhedo.		Die Finger	Smabaram	Fedekendo.		Klein	Neocina	Choukahiel	Nding.
Das Bein	Smap-paire	Kavassongal	Sing.	Der Fisch	Guenn	Linghno	Heo.	Der Knabe	Ovassy	Soukagorko.	
Das Bette	Euntodou	Lesson	Larong.	Die Fischer	Moll	Kiou-ballo.		Das Knie	Sma-huhm	Holbondou.	
Das Bley	Bettaigh	Ckaye.		Der Fischhamen	Delika	Ouande.		Der König	Burre	Lahamde	Mansa.
Blind	Bomena	Goumdo.		Die Fischleine	Smabou delin-gha	Ovande.		Die Königin	Guaihe	Guefoulbe.	
Das Blut	Daret	Hy-hyam.						Der Kopf	Smababb	Horde	Kung.
Der Branntwein	Sangara	Sangara.		Das Fleisch	Yapp	Tehau.		Krank	Raguena	Ognia-huy	Mun-kand.
Das Brod	Bourou	Bouron	Mungo.	Die Flinte	Faital	Fetel	Kiddo.	Das Krokod'll	Qua-sik	Norova	Bumbo.
Die Brüste	Wu-haine	En-h'do.		Die Frau	Digin	Debo	Muhsa.	Die Leinwand	Endymon	Chomchou.	
Das Buch	Smatere guma rajank	Torade allah.		Gott	I-halla	Allah	Alla.	Die Lippen	Smatovin	Tondo.	
				Groß	Maguena	Mahodo	Bau.	Lügen	Narnaa	Hadarime.	
Der Degen	Guassi	Kasse	Fong.	Das Haar	Kaghovar	Soukendo.		Das Mädchen	N'daouch digin	Soukka.	
Der Donner	Denadeno	D'hirry	Korram alla.	Der Hals	Sman-puroch	Dandy.		Der Mann	Goourgue	Gorko-mahodo	Kea.
Der Eid oder Fluch	Smabok, hanabi	Soldebama, Kottelgaimo.		Die Hand	Loho	Youngo	Bulla.	Das Meer	Smandai	Gueek.	
Die Eisenstange	Barra	Barra.		Das Haupt	Fmababb	Horde	Kung.	Das Messer	Pak-ha	Pake.	Moruh.
Der Elephant	Gnay	Ghiova	Samma.	Der Hauptmann	Kapitan	Loamdo.		Die Messerscheide	Smanbarpakha	Orana	
Die Elephantenzähne	Gnay, Negnay	N'hierre ghiova	Samma-ning.	Das Haus	Sman	Souddo	Su.	Der Mond	Uhaaire	Leoure.	Korro.
Der Ellbogen	Smay-knoton	Somdon.		Die Haut	Smagh-dayr	Goure.					
				Das Hemde	Boughtovap	D'olanke.					

Deutsch.	Jaloffisch.	Fulisch.	Madingoisch.	Deutsch.	Jaloffisch.	Fulisch.	Madingoisch.	Deutsch.	Jaloffisch..	Fulisch.	Madingoisch.
Der Mund	Gueminin	Hendouko	Dau.	Roth	Logh-ovek	Bodeghioun'n	Wuhllima.	Der Stein	Doyg	Hayre.	
Der Nabel	Smal-loutt	Houddo.		Das Salz	Sok-matte	Lambdam	Koe.	Der Strauß	Gaminte	Nedau.	
Die Nacht	Goudina	Guiema.		Das Schaaf	Ommghargh	Balou	Kornell.	Der Strick	Boume	Boghol.	
Die Nadeln	Poursa	Messelael.		Die Scheide	Smanbar-guaisy	Ovana.		Die Tafel	Gangona	Gango	Meso.
Der Nagel	Dinguetitt	Pangal.						Der Tag	Lelegh	Soubakka.	
Die Nägel an den Fingern	Huai	Chegguen.		Der Schenkel	Smap-paire	Kavassongal.		Der Talg	Divgunek	Bellere.	
							Tobaubo Kaluhn.	Tanzen	Faikke	Hemde.	
Die Nase	Smak-bokan	Hener.		Das Schiff	Manguena	Randy		Der Teufel	Guinnay	Guine	Buaw.
Nein	D'haair	Ala.		Die Schlange	Qua'nn	Body, Gorory	Sau.	Der Tabak	Tmagha	Taba.	
Niesen	Maugre-tessely	Hisseloude.		Der Schlüssel	Donoua chande	Bidho.		Der Tod	Dehaina	Mahyje	Sata.
Der Ochse	Nac	Nague.		Das Schmeer	Divguuck	Bellere.		Tödten	Ruy	Ouhardie.	
Der Palmwein	M'sango jeloffi	Chingue	Tangi.	Das Schreibebuch	Smakyet gumore-bind	Defleterre.		Der Topf	Kingn	Fahando.	
Das Papier	Kahait	Barkol	Koyto.					Der Vogel	Arral	K'hiolly	Suhsih.
Der Papagey.	Inkay	Solerou.		Die Schuhe	Dale	Pade.		Die Waffen	Smal-loho	Ghion-ghe.	
Eine Pfeife (Tabak zu rauchen.)	Smanano	Hy'ardougal	Da.	Der Sklave	Guamon	Mokkhioudou	Jong.	Das Wasser	M'doch	D'hiam	Ji.
				Die See	Sinandai	Gueek	Bdto bau.	Das Weib	Digin	Debo	Muhsa.
Das Pfeifen mit dem Munde	Owany leste	Houde.		Das Segel	Wirr	Oughderelhana.		Der Wind	Gallaou	Hendon.	
								Die Zähne	Smabenabin	N'hierre	Ning.
Der Pfeil	Smak-tonghar		Bennia.	Singen	Ovagel	Hyemdy.		Der Zucker	L'hem	L'Hyombry.	
Das Pferd	Farsz	Poukkiou	Suhoe.	Der Sitz	Yangone	Ghiodorde.		Die Zunge	Laming	D'heingall.	
Reden	Ovache	Halle.		Der Spitzbube	Soch-horby	Abonde.					
Der Regen	Taou	Tobbo	Sanju.	Sprechen	Ovaihe	Halle.					
Der Rock	Boubou-touvap	Dolangue.									

ander verschiedene Sprachen, daß die Neger verschiedener kleiner Stämme sich einander ohne Dolmetscher nicht verstehen können. Auf der östlichen Goldküste sind die Ashanteische, die Akkraische und die Krepeische Sprache die drei Hauptsprachen. Nebenstehende Tabelle giebt Proben dieser verschiedenen Sprachen in Westafrika. Die Engländer, die auf der Küste von Sierra Leona eine Kolonie für freie Neger gestiftet haben, in welcher überall Schulen angelegt worden sind, worin die Neger im Lesen, Schreiben und Rechnen und in der christlichen Religion unterrichtet werden, haben uns in neuester Zeit am meisten Aufschluß über die Negersprachen geliefert, so auch der Franzose Düvernay über die Kulturverhältnisse dieser Nationen in dem mit dem Journal des voyages vereinigten Revue des deux mondes, Juli und August, 1830. Auch Douville giebt über den Kulturzustand des dem Königreiche Portugal gehörigen Königreichs Angola Nachricht. Indessen befriedigen alle diese Nachrichten noch bei weiten nicht den Sprachforscher, weil sie zu unzusammenhängend sind, und noch sehr viele Lücken in der Aufhellung der Sprachstämme übrig lassen. — Die Engländer sind aber noch die Einzigen, die uns durch ihre weit ausgebreiteten Kolonien im westlichen Afrika in der Folge Aufschluß über die Negersprachen und deren Fortbildung geben können, weil sie durch das Hinüberziehen der Neger zur christlichen Religion und durch die angelegten Schulen mit ihren verschiedenen Sprachen am leichtesten vertraut werden können.

Sprache (singende), uneigentlich, eine Sprache im singenden Tone, eine feine, mehr zischende Sprache, wie bei den Deutschen die Sächsische Mundart, oder wohl eigentlich das Deutsch, welches man in Sachsen redet; denn es kommt hierbei weniger auf die Sprache, als auf die Sprachwerkzeuge, also auf die Art, wie

man die Wörter ausspricht, an, wenn man sie nämlich mehr dehnt und zieht, und dabei die Stimme hebt und sie dann wieder sinken läßt. Dieser singende Ton ist in diesem oder jenem Lande mehr provinziell, verbreitet sich daher nie über eine ganze Sprache, nur über einzelne Mundarten derselben, und bei diesen wieder mit Ausnahmen. Man muß übrigens die singende Sprache nicht mit der melodieusen oder melodiereichen verwechseln oder wohl gar für eine und dieselbe halten; denn bei der Letzteren liegt der Ton, der Klang in der Sprache, nicht in den Sprachwerkzeugen, weil sich die Sylben größtentheils mit Selbstlauten endigen, wie in der Italienischen, zum Theil auch in der Polnischen Sprache.

Sprache (Sizilianische), s. unter Sprache (Italienische), Th. 160.

— (Slavische), Slavonische Sprache, eine der Europäischen Hauptsprachen, welche mehrere Mundarten hat. Diese Sprache rührt von einem Wendischen Stamme her, der sich in viele Aeste und Zweige vertheilt und dessen Völkerschaften im fünften und sechsten Jahrhunderte unter dem Namen der Slaven auftraten. Der Name Slaven wird bei den Byzantinern im Jahre 491 zuerst gefunden, und bald Sclavanen, bald Sclaven geschrieben. Procopius und Jornandes sind die Ersten, die im sechsten Jahrhunderte der Slaven gedenken; also gerade zu der Zeit, oder um dieselbe, da die Römer erloschen, ist unter den Wenden der Name Slaven berühmt geworden. Man ist darüber nicht einig, wo diese Völkerschaften, die erst unter dem Namen Wenden, dann unter dem der Slaven auftraten, und sich über Rußland, Polen, Böhmen, die Lausitz, Meißen bis an die Ostsee verbreiteten, und auch hier noch hin und wieder den Namen Wenden führen, und alle die Slavische Sprache reden, eigentlich herstammen. Einige Schrift-

steller wollen, daß sie aus den kleinen Landschaften Servien, Slavonien und Dalmatien, die durch so viele Römische, Deutsche und Hunnische Heerzüge verwüstet wurden, ausgewandert seyen; allein andere behaupten, und vielleicht mit mehrerem Rechte, daß einzelne Stämme schon vor den großen Deutschen Völkerwanderungen, sowohl in Sarmatien, als in Germanien vorhanden waren, und daß mehrere Kolonien dieser Völker noch von der Ostsee her dazu kamen. Wiederum Andere betrachten sie nicht als ein Urvolk in Eutopa, sondern als Einwanderer aus Asien, die sich vom Don bis zur Elbe und von der Ostsee bis zum Adriatischen Meere ausbreiteten und sich in viele einzelne Völkerschaften theilten. So findet man sie in der Geschichte, außer den Slavischen Stämmen, welche in Rußland, Polen, Litthauen und Preußen zurückblieben, unter dem Namen der Czechen in Böhmen, als Morowaner in Mähren, als Sorben im Meißnischen, als Milziener in der Oberlausitz, und als Lusitzer in der Niederlausitz, als Heveller und Ukern in Brandenburg, als Obotriten, Wilzen und Pomeraner in Meklenburg und Pommern, als Mezener im Holsteinischen, als Winden jenseits der Donau in Krain, Kärnthen und Steyermark ꝛc. Nach allem, was man daher über die Herkunft der Slaven von Schriftstellern angeführt findet, ergiebt sich, daß darüber noch die größte Dunkelheit herrscht, die auch wohl nie aufgeklärt werden wird, weil uns alte Denkmäler, die von ihrer Herkunft zeugen könnten, ganz fehlen. Uebrigens ist der Slavische Völkerstamm unter allen Europäischen Völkerstämmen der größte, und daher ist auch die eigenthümliche Sprache dieses Volksstammes am ausgebreitesten in Europa; denn mehr als die größte Hälfte von Europa spricht slavisch. Die Altslavonische Sprache, die Mutter aller jetzigen Slavischen Sprachen oder Mundarten, ist zwar aus-

gestorben, allein wir besitzen noch Schriften in derselben; sie dient daher immer noch zur Vergleichung der Mundarten untereinander, um ihre Abweichungen von einander und ihre fremden Zusätze oder ihre Einmischungen fremder Wörter zu bemerken. — Man kann, nach Joseph Dobrowsky, alle Slavischen Völker unter zwei Hauptabtheilungen bringen, nämlich unter den östlichen und unter den westlichen Slavenstamm. Zu dem Ersteren gehören die Russen, Servier und Kroaten, und zu dem zweiten die Böhmen, Polen und Wenden. Mit allem Rechte soll daher, nach Bandtke, das Kleinrussische zum Großrussischen, seiner nähern Verwandtschaft mit dem Polnischen ungeachtet, das Slowakische in Ungarn, so wie das Mährische zu dem Böhmischen, das Kassubische zu dem Polnischen, das Kramerische zu dem Kroatischen ꝛc., gerechnet werden, wenn es gleich an sich schon verschiedene Mundarten sind. Auch giebt es noch verschiedene Unterdialekte der Hauptmundarten, wie z. B. in Ostpreußen und in Schlesien im Polnischen. Auch die Provinzialsprache der Polnischen Ober- und Niederschlesier hat ihren hohen Werth, sie ist nicht verschiedener von der Polnischen Bücher- und Unterhaltungssprache, als das Deutsche. Aus ihr kann der gebildete Pole viele treffliche alte Ausdrücke lernen und manche Bemerkungen über den Uebergang des Böhmischen und Polnischen als verwandte Mundarten sammeln; denn wenn gleich die Polnischen Schlesier nie ein Volk mit den Böhmen gewesen sind, so soll doch die Böhmische Herrschaft über Schlesien vom vierzehnten Jahrhunderte an bis zur Eroberung und Besitznahme desselben von Friedrich dem Großen, sewohl ihren guten, als bösen Einfluß auf die Polnische Sprache ausgeübt haben. Ueberhaupt sind alle Slavischen Dialekte mehr mit einander verwandt, als die Germanischen; daher können Russen,

Polen, Böhmen, Kroaten, Servier, Dalmatier ꝛc. ꝛc. sich besser verstehen, als Deutsche, Engländer, Schweden ꝛc. Man kann von Kamschatka bis an die Elbe, und von der Ostsee bis nach Arabien sich mit einem der Slavischen Dialekte forthelfen. Uebrigens kann hier nur im Allgemeinen von den Slavischen Sprachen die Rede seyn, also mehr von einer Vergleichung derselben unter einander, als von jeder insbesondere, da man die Hauptmundarten derselben schon unter ihren Namen in diesem Sprachregister abgehandelt findet. Die Altslavonische Sprache, deren Ursprung man aber nicht angeben kann, da man den Ursprung des Volkes nicht kennt, wie auch schon oben angeführt worden, ist nun die Stammsprache; sie kann aber auch eine Mundart eines andern Sprachstammes seyn; denn wie schon oben angeführt worden, war der Name Slaven der erste Volksname nach dem Untergange des Römischen Reichs bei den Wenden, noch eher, als der Polnische und Russische Name angetroffen wird, und man vermuthet, daß er durch die Wendische Handlung an der Ostsee aufkam, und endlich allen Wendischen Völkern beigelegt wurde. Helmold in seiner Slavischen Chronik sagt: „Ubi Polonia finem facit, pervenitur ad amplissimam Slavorum provinciam.“ Diese weitläufige Provinz der Slavonier ist älter, als Polen seinem Namen nach, welcher erst im siebenten Jahrhunderte angetroffen wird; denn vor dieser Zeit nannte man dieses Volk Sarmaten und Slaven. Den Namen Slaven haben schon verschiedene Schriftsteller zu erklären gesucht. Man war immer der Meinung, er komme von Slovo, die Rede, oder von Slawa, der Ruhm, her, weil man in dem Zunamen der Fürsten dieser Nationen das Beiwort zlaw oder slaw angehängt findet, als Misizlaw, Wenzlaw, Bogislaw und Boleslaw ꝛc. Die gemeinste Meinung war, daß, so wie Ne-

mezen, Stumme, und also Deutsche bedeuteten, so bedeutete Slaven Redende oder Bekannte. Da dann aber Griechen und Römer und alle fremde Völker bei den Slaven auch Nemezen heißen müßten, so haben unsere besten Geschichtsforscher diese Meinung von der Bedeutung des Worts Slaven verworfen. Nach dem D. Anton ist der Name nicht alt, sondern neu; er gehört nicht der ganzen Wendischen Nation, sondern nur dem einen Äste; denn der Ast, welcher vorzugsweise Serben hieß, führte ihn nie. Er hat seinen Ursprung weder von Slowo reden, noch von Slawa berühmt seyn; er ist vom Jazygischen Stamme sich ganz allein beigelegt worden; diesem nach müßte unter den Russen oder Böhmen, die vom Jazygischen Stamme herkommen sollen, der Name Slaven zuerst aufgekommen seyn. Und man findet auch in der Russischen Geschichte viel Aehnlichkeit zwischen diesem Worte und ihren Sloboden oder Slaboden. Die bekannten Freystädte, Suburbana peregre advenientium in Russia habitacula, hießen Sloboden; es sind eigentlich offene Plätze und Flecken, aber keine Städte. Hier sich mehr über die Sloboden auszulassen, von denen es in St. Petersburg: Russische, Deutsche und Tatarische Sloboden giebt, ist hier nicht der Ort, da hier über das Wort Slaven schon mehr als zu viel gesagt worden ist. Die Vergleichung zwischen den verschiedenen Slavischen Dialekten hat weniger Schwierigkeiten, wenn man sich vorher mit den Alphabeten und der Orthographie eines jedes Dialekts bekannt macht. Die Altslavonische Sprache geht allen Mundarten voran. Man hat von derselben viele Denkmäler; denn in dieser Sprache sind die alten Kirchenbücher, die Bibel, Nestor und eine Menge anderer Schriften verfaßt worden. Um diese Sprache zu studieren, muß man sich erst mit dem Alphabete des heiligen Cyrillus, von dem die

Kirilitza abstammt, bekannt machen. Wem die größeren Buchstaben des Griechischen bekannt sind, dem wird es nicht schwer, diese Kirilitza zu erlernen. Aus dieser Schrift ist die Russische entstanden, womit alle Russische Bücher seit Peter dem Großen gedruckt worden sind. Dieser Schrift bedienen sich auch die Servier sowohl in Ungarn, als auch in der Türkey; dann auch die Malorossianer oder Kleinrussen. Wer sich daher mit der Slavischen Literatur bekannt machen will, muß diese Schriften kennen; dann muß man auch das Hieronymianische Alphabet, Glagolitza, auch das Glagolitische od. Kroatische Alphabet genannt, kennen, worin nur die katholischen Dalmatier ihre Liturgischen Bücher haben, und worin auch manche alte Handschriften vorkommen. Ferner muß man auch das Böhmische Alphabet genau kennen, wegen der alten Böhmischen Literatur; es ist von dem Polnischen nicht sehr verschieden. S. auch unter Sprache (Böhmische), Th. 160. Man glaubt, daß das Polnische aus ihm entstanden ist. Dann kommen auch die Alphabete der andern Mundarten in Betracht, die man gleichfalls aus den Sprachlehren erlernen muß. Mit Hülfe dieser Alphabete kann man sich der Slavischen Mundarten geläufig machen, so daß man ihre Schriften lesen kann, wo sich dann die Vergleichung der Dialekte gleichsam von selbst findet, wenn man nämlich die besonderen Sprachlehren und Wörterbücher derselben zur Hand nimmt. Man darf niemals zur Vergleichung Slavischer Mundarten schreiten, bis man erst mit einer derselben so vertraut geworden ist, daß man sie in seine Muttersprache übertragen kann, oder sie im Lesen ganz gut versteht; der Nationalakzent, so wie Fertigkeit im Sprechen ist dazu nicht nöthig; denn der Akzent in jeder Mundart bleibt immer mehr Eigenthum des Eingeborenen, und nur selten wird ihn der Ausländer ganz erreichen, er müßte denn

eine Reihe von Jahren unter einem Volke gelebt haben, um ihn selbst in der Aussprache zu erlernen; denn er läßt sich weder durch Zeichen genau angeben, noch durch die Beschreibung in der Schriftsprache erlernen. Es ist daher nöthig, wer die Slavische Literatur kennen lernen, oder in einem dieser Länder reisen will, daß er sich eine der Hauptmundarten zu eigen macht; er wird dann leicht die übrigen Mundarten verstehen lernen, welches aber große Schwierigkeiten bei demjenigen macht, der gar keine Slavische Mundart versteht. — Eine Vergleichung der Slavischen Dialekte findet man in Joseph Dobrowskys Entwurf zu einem allgemeinen Etymologicon der Slavischen Sprache (Prag, 1813.) Hier eine Probe daraus von einigen gleichlautenden Wörtern, die aber durch die Länge der Zeit verschieden geworden sind. So heißt z. B. Sad im Polnischen der Baumgarten, Obstgarten, und im Russischen ein jeder Garten, von sadzic', setzen. Zimny heißt im Poln. kalt, im Russ. winterlich, Winter; daher zimnoy dworzec, der Winterpallast im Russ., und im Poln. zimny pokóy, das kalte Zimmer. Chlodny im Poln. heißt kühl, im Russ. cholodny, kalt. Im Poln. heißt prosic' bitten, im Russ. prosit, bitten, fragen, von dem Altslavonischen prositi. Im Poln. bedeutet potrzebowac', brauchen, nöthig haben, Russ. trebowat, fordern ꝛc. Hieraus wird man gewahren, daß selbst gleichlautende Wörter verschiedene, wenn gleich verwandte Bedeutungen haben, und bei ihren Vergleichungen die Sprachlehren u. Wörterbücher nicht unnöthig machen. Das in Warschau in den Jahren 1807—14 in 6 Theilen herausgekommene Polnische Wörterbuch von Linde, welches mit vielem Fleiße, dem Adlungschen großen Wörterbuche ähnlich, ausgearbeitet worden, soll in den Slavischen Sprachen vortreffliche Dienste leisten. Es kostet 12 Dukaten im Golde.

Nach Joſeph Dobrowsky giebt es einige allgemeine Regeln, die ſich bei der geringſten Sprachvergleichung Slaviſcher Sprachen oder Mundarten von ſelbſt ergeben. So z. B. iſt bei den Zeitwörtern der Hauptmundarten viel Uebereinſtimmung. Präſ. Altſlavoniſch, cho'zdu, Poln. chodzę, Ruſſ. chozu, ich gehe. Infinit. Altſlavon. choditi, Ruſſ. choditj (chaditj), Poln. chodzic' (Altpolniſch chodziw), und dies von Altſlavoniſch iti, gehen (Lat. ire), Poln. isc', oder is'dz'; Ruſſ. itj. Altſlav. Jedu, Ruſſ. id, ich fahre, Poln. jade; jediesz, du führeſt, Ruſſ. jedziesz. Wedu, wiedu, ich führe in einem fort; wediesz, du führſt; wiode, wiedziesz, ich führe, du führeſt; und dann das Frequentatif woditi, wodzic', von wodu, wodze, das Präſens iſt. Alles zuſammen verwandt mit wezu, wjezu, wioze; zweite Perſon: weziesz, wjeziesz, wieziesz, ich führe, du führeſt, führe, kutſchiere, du führeſt, kutſchiereſt. Infin. woziti, wozitj, wiez'c'. Uebrigens iſt es gewiß, daß die Ausſprachen aller Mundarten der Slaviſchen Sprachen ſich mehr einander nähern, als die Schreibart. Das Dalmatiſche xabba lautet eben ſo wie 'zaba. Bei den Dalmatiern und Illyriern iſt das x, was im Polniſchen und andern Mundarten das z iſt, das Altſlavoniſche zywiete. Man gewahrt hier, daß das Italieniſche auf das Dalmatiſche Alphabet und die Orthographie Einfluß gehabt hat, obgleich der Italiener nicht im Stande iſt das Dalmatiſche zu leſen, wenn er es gar nicht lernte. In der ehemaligen Republik Raguſa in Dalmatien wird die Illyriſche oder Dalmatiſche Mundart des Slavoniſchen Sprachſtammes am reinſten geſprochen; das Italieniſche wird nur noch von den Gebildeten verſtanden, deren es nach Germar*) noch viele geben ſoll. So wie es mit

*) Reiſe nach Dalmatien und in das Gebiet von Raguſa, von Ernſt Friedrich Germar. Leipzig und Altenburg, 1817. S. 128.

dem Dalmatischen gegangen ist, eben so ist es mit dem Böhmischen und Polnischen der Fall gewesen, welche sich nach dem Deutschen ausgebildet haben; denn man findet in alten Polnischen Handschriften oft sch, statt sz, ganz nach Deutscher Art; dann nach Böhmischer ss, statt sz, bis sich unter der Regierung von Sigmund August die Polnische aus dem Böhmischen genommene Orthographie ganz befestigte, wozu besonders zwischen 1564 und 1577 die gelehrten Buchdrucker Nicolaus und Stanislaus Scharfenberger, Mathias Wierzbienta und Johann Januszowski beitrugen, welche Orthographie bis 1644, auch noch zum Theil bis 1750 gedauert hat. Eine Vertheidigung derselben hat Joh. Januszowski im Jahre 1599 geschrieben, welche den Titel führt: Nowy karakter Polski z. Druckarni Lazarzowskiey i ortografii (Krakau, 1599). Ein Theil von dieser Schrift ist von dem Grafen Thaddeus Mostowski bei Johann Kochanowski's Werken abgedruckt worden. — Bei der Böhmischen Sprache richtet man sich nur bei einigen Wörtern, die wegen der sehr gehäuften Mitlaute schwer würden auszusprechen seyn, nach dem Wohlklange, welches besonders mit dem x u. z geschieht, welche fast stets beisammen sind. Der Wohlklang fordert, daß sie nicht anders als durch tsch müssen ausgesprochen werden, z. B. statt czasca, der Abschnitt, Theil, Kapitel, liest man tschasca. Es ist daher eine der wichtigsten Regeln dieser Sprache, daß man in schwer auszusprechenden Wörtern nur die Hauptmitlaute, als besonders das s, die anderen, welche daraus zusammengesetzt sind, als c und z, nur in so weit hören lasse, daß sie leicht und kaum anstoßend berührt werden. Das häufige c und z der Böhmen macht ihre Sprache zischend, und gemeinlich ist einer von beiden oder gar beide Buchstaben überflüssig. So schwer das Wort cztwrta in der

Aussprache scheint, so leicht wird es, wenn man das c und z. nur anstößt, Dscharta. Hauptsächlich müssen aber die Zeichen oder Akzente der Böhmen berücksichtiget werden, worüber man die Böhmische Sprachlehre nachzusehen hat. Daß die Griechische, Lateinische und Deutsche Sprache auf die Böhmische auch eingewirkt haben, beweisen viele Wörter in derselben, so z. B. kommen aus dem Griechischen oder scheinen vielmehr daraus hergeleitet worden zu seyn: gakotz, gleichwie, καθῶς; ale, aber, ἀλλα; totot, dieses, τοῦτο; το, das, to. — Mit dem Lateinischen prwni, primus; treti, tertius; ozwrté, quartus; ssesté, sextus; sedmé, septimus; wina, vinum; noc, nox, nowa, nova; pripoawowa, praeparare se; diabel, diabolus; pire, panis etc. Mit dem Deutschen und Englischen Kalict, Kelch; prawe, brav; Angel, Engel ꝛc.

Die Illyrische Sprache oder die Illyrisch-Slavische Mundart wird in Slavonien und Syrmien, Kroatien, Dalmatien, Albanien, Bosnien, Servien und in einem Theile der Bulgarey oder von Bulgarien als Landessprache neben andern darin herrschenden Sprachen geredet. Die jetzige Illirisch-Slavische Sprache ist nur eine Vermischung der alten Slavischen oder Slavonischen mit der alten Illyrischen, wovon das jetzige Arnautische ein Ueberbleibsel ist, entstanden, und hat ein Alphabet von fünf und vierzig eigenthümlichen Buchstaben, die aus dem Griechischen abstammen, von dem Wallachischen aber sehr abweichen. Die gottesdienstliche Schriftsprache aller zur Griechischen Kirche sich bekennenden Illyrier, soll, nach einigen Schriftstellern, die Glagolitza oder Glagolitische seyn, in welchen Schriftzeichen in Altslavonischer Sprache die heilige Schrift und alle zum Gottesdienste gehörigen Bücher gedruckt worden; auch sollen mit dieser Glagolitza bei allen Slavischen Völkern,

die sich zur Morgenländischen Kirche bekennen, die heiligen Bücher in Altslavonischer Sprache gedruckt worden seyn, indessen ist dieses Letztere wohl ein Irrthum und bezieht sich bloß auf die Illyrier, nicht aber auf die Russen und andere der Morgenländischen Kirche zugethane Völker, welche zwar sämmtlich die Altslavische Sprache als ihre Kirchensprache erkennen, nicht aber die Schriftzeichen; denn die Russen haben ihre heiligen Bücher in der Kirilitza, wie auch schon oben, S. 225, angeführt worden; daher kann die Altslavonische Sprache wohl im Reden und Schreiben, Letzteres auf die Sprachlehre bezogen, sich gleich geblieben seyn, weil das Gospodi pomilui, Herr, erbarme Dich, eben so oft in der Kirche der Griechischen Illyrier gehört wird, als in Rußland, nicht aber im Drucke, weil hier die Kirilitza und Glagolitza, also zwei Schriftsprachen, gebraucht werden. Die gottesdienstlichen Kirchenbücher bekam man ehemals aus Rußland, um aber die jährlich aus dem Lande dafür gehenden Summen zu ersparen, befahl die Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1770 eine Druckerey in Illyrischer Sprache zu Wien anzulegen, welches auch in dem genannten Jahre daselbst geschehen ist. Zwischen der Altslavonischen Kirchensprache, der gemeinen Illyrischen und der Russischen Nationalsprache soll der Unterschied ungefähr seyn, wie zwischen der Hochdeutschen und Plattdeutschen Sprache. Die Kirchensprache der katholischen Illyrier ist die Lateinische und die Landessprache, und die Lateinische Schrift, in welcher ihre Bücher gedruckt sind, heißt: Schiavetto. Die Illyrische Landessprache theilt sich nun wieder in die Kroatische, Dalmatische und Bulgarische Mundart. — Das Kroatische wird in Kroatien, Slavonien und Syrmien und in allen denjenigen Illyrischen und Ungarischen Landen, in welchen Kroatische Kolonien wohnen, geredet; es

kommt unter allen Illyriſch-Slavoniſchen Mundarten der Polniſchen am nächſten. — Das Dalmatiſche wird in Dalmatien und in der dazu gehörigen ehemaligen Republik Raguſa; dann in Albanien neben der Italieniſchen und Türkiſchen Sprache geredet, und iſt ſehr nach der weichen und feinen Ausſprache des Italieniſchen gebildet, wie auch ſchon oben, S. 227, angeführt worden iſt. Das Bosniſche und Serviſche oder Räziſche, das in Bosnien und Servien zum Theil neben dem Türkiſchen, ſo auch von den in andern Provinzen wohnenden Bosniaken und Raizen geſprochen wird, iſt von dem Dalmatiſchen nicht viel unterſchieden. — Bulgariſch-Slaviſch iſt ein grober Dialekt, der in einem Theile der Bulgarey geſprochen wird, von welchem man aber bis jetzt noch nicht hinlänglich unterrichtet iſt. — Die alte Illyriſche, Albaniſche, Arnautiſche, oder auch Epirotiſche Sprache, wie ſie in den aus der Druckerey der Congregation della propaganda gekommenen Schriften noch genannt wird, wurde zu den Zeiten der Römer in Dalmatien und in den angrenzenden Provinzen, die das alte Illyrien ausmachten, geſprochen; jetzt hört man ſie nur noch auf den Albaniſchen Gebirgen in Griechenland (Albanien war ein Theil des alten Illyriens) von den ſogenannten Arnauten, die ihre Sprache auch Arnout nennen, ſprechen. Man kennt dieſe Sprache noch viel zu wenig; auch iſt ſie von Sprachforſchern noch lange nicht hinlänglich unterſucht worden; denn die in Rom davon herausgekommene Sprachlehre, und auch das Wörterverzeichniß in Griechiſchen Charakteren, ſind beide noch ſehr unvollkommen und unvollſtändig. — Was die verſchiedenen Wendiſchen Mundarten anbetrifft, ſo kommt davon ein eigener Artikel unter Sprache (Wendiſche) vor.

Die Lettische Sprache ist nach neueren Sprachforschern auch eine Mundart der Altslavischen und wird in dem Theile von Liefland, welcher Lettland heißt, in dem Gouvernement Kurland, das heißt, in den ehemaligen Herzogthümern Kurland und Semgallen und dem Stifte Pelten, in Schamaiten und in Ostpreußen an dem Kurischen Haf, als Landessprache geredet. Diese Slavische Mundart hat wieder ihre verschiedenen Dialekte. Der reinste ist theils der Kurländische und Semgallische, im Gouvernement Kurland, um Mitau und Bauske herum; theils der Lettländische, um Riga, Wolmar und Wenden herum. Nach diesem Letztern ist die Bibel in das Lettische übersetzt worden. Die schlechteste Mundart ist theils die sogenannte Polnisch-Liefländische, bei den sogenannten Rehden oder Rehdingen, und der Ober-Lautzisch im Seel- und Dünaburgischen Distrikte, bei den sogen. Pintainen an der Düna; theils der Kurländische im Libauischen und Schrundischen Distrikte bei den sogenannten Tahmen oder Tahmneecken. Ueber die Lettische Sprache sehe man auch unter Sprache (Russische) das Weitere nach. Im Oberlaußischen wohnt eine Art Letten zerstreut, die man Suicken nennt, und die ein Gemisch von Litthauern, Russen, Finnen und anderen Völkern und deren Sprachen sind. Zu dieser Sprache oder Mundart gehört nun noch: 1) Der Litthauische Dialekt; er ist ein Hauptdialekt der Lettischen Sprache und wird als Landessprache im Preußischen oder Klein-Litthauen neben der Deutschen und dem ehemaligen angrenzenden Polnischen oder Großherzogthume Litthauen in zwei verschiedenen Mundarten, nämlich der Klein- und Großlitthauischen, gesprochen. Man hat auch eine Litthauische Bibel und Sprachlehren, und braucht im Schreiben die Deutschen, auch wohl die Lateinischen Buchstaben. — 2) Die ehemalige Preußische

Sprache, die nach einigen Schriftstellern nur ein Dialekt von der Klein-Litthauischen gewesen seyn soll, ist in dem vrrwichenen Jahrhunderte ganz ausgegangen, indem der Rest der alten Preußen durch die Pest beinahe ausgestorben und das eigentliche Königreich Preußen sowohl mit Französischen Flüchtlingen, als auch mit Deutschen aus der Schweiz, aus Franken, der Pfalz und aus Salzburg wieder bevölkert worden ist, wodurch sich die Deutsche Sprache zur allgemeinen Landessprache erhoben hat.

Von allen den oben angeführten Slavischen Mundarten hat man Sprachlehren und Wörterbücher, auch verschiedene Schriften; nur nicht von der Bulgarischen, Polabisch-Wendischen u. Casubischen, welche letzte zwei Mundarten unter Sprache (Wendische) vorkommen. — Um sich eine deutlichere Ansicht von der nahen Uebereinstimmung der verschiedenen Dialekte in dem Slavischen Sprachstamme zu verschaffen, werden folgende Wörter in sieben Mundarten als Muster dienen:

	Sommerkorn.	Reh.	Preis.	Frosch.
1.	Zierno	Serna	Ciena	Zaba
2.	Serno	Serna	Zena	Shaba
3.	Zarno	Sarna	Cjena	Xabba
4.	Zerno	Szerna	Szena	Saba
5.	Zrno	Srna	Cena	'Zaba
6.	Ziarno	Sarna	Cena	'Zaba
7.	Sorno	Szorna	Zena	'Zaba

	Sechs.	Wurm.	Hecht.
1.	Szestj'	Czerw	Szczuka
2.	Shest	Zherv	Shzuhuka
3.	Scest	Csarv	Sctuka
4.	Shest	Cherv	Schuka
5.	Sést	C'erw	Stika
6.	Szes'c'	Czerw	Szczuka
7.	Schesc'z	Czerw	Sczuka

Nr. 1 ist Altslavonisch. 2. Krainisch. 3. Dalmatisch. 4. Kroatisch. 5. Böhmisch. 6. Polnisch. 7. Wendisch aus der Lausitz, wo zwei Dialekte vorhanden sind, wovon der Oberlausitzische dem Böhmischen, der Niederlausitzische dem Polnischen sich nähert. Das Altslavonische ist hier in Ermangelung der Kirilitza mit Polnischen Lettern, nach der Polnischen Orthographie geschrieben, und daß z. B. Zierno oft wie Ziarno klingt, Serna oder Sierna, wie Siarna. Die alte Aussprache der Altslavonischen Sprache, als eine todte, die nicht mehr geredet wird, kennt man schon längst nicht mehr. — Wenn man nun noch einmal die Slavischen Mundarten übersieht, so theilt sich die nähere Verwandtschaft der verschiedenen Slavischen Mundarten nach den zwei Sprachzweigen, dem Oestlichen und Westlichen. Bei dem östlichen Sprachzweige steht die Russische Mundart oben an mit den Nebendialekten: Klein-Russich, Rothrussisch ꝛc. Dann folgen ihre nahen Verwandten, Servisch, Kroatisch, Dalmatisch, Wendisch, wie es in Krain und Kärnthen gesprochen wird. ꝛc. Bei dem westlichen Sprachzweige steht als älteste Mundart die Böhmische oben an, und als nächste Verwandte folgen die Polnische und Wendische in der Lausitz. Wenn gleich beide Zweige von einander abweichen, so ist doch die Verwandtschaft unter ihnen so groß, daß es manche Schattirungen und sehr nahe Uebergänge von der einen in die andere giebt. Mehr läßt sich über die Slavische Sprache im Allgemeinen hier nicht sagen, da die Hauptdialekte dieses Sprachstammes, wie der Russische, Polnische und Böhmische, eigene Artikel bilden und ihren eigenen Platz erhalten haben. Bei ihrer Abhandlung ist noch Manches von den übrigen Mundarten mit angeführt worden, weil diese keinen eigenen Artikel bilden.

Sprache (Spanische), eine zwar alte, aber durch ein Gemisch verschiedener Sprachen sich erst nach und nach zu dem heutigen Spanischen ausgebildete Sprache. Die älteste Landessprache ist die Cantabrische, von Einigen ist die Baskische od. Baskische Sprache geredet worden, welches eine Mundart der Celtischen ist, die noch in neuster Zeit in Biscaya, Guipuzkoa, Alava, im Spanischen und Französischen Antheil von Navarra ꝛc. gesprochen wird. Nach und nach wurde diese Mundart der Celtischen Sprache mit der Phönizischen, Carthaginensischen, Lateinischen, Gothischen und Arabischen Sprache vermischt, waraus sich die heutige Spanische oder vielmehr Castilianische Sprache (Lengua Castellana) gebildet hat, von der die Valenzischen, Catalonischen, Aragonischen und Portugiesischen Mundarten merklich abweichen. — Die alte Ursprache Spaniens, die schon oben angeführte Cantabrische, welche auch Baskische, Baskische oder Biscayische Sprache genannt wird, wurde ehemals in ganz Spanien und in dem jetzigen Portugal, als dem alten Cantabrien, gesprochen, und erstreckte sich über die Pyrenäischen Gebirge, in das ehmalige Nieder-Navarra, jetzt Departement der Nieder-Pyrenäen genannt, und die benachbarten Provinzen als einen Theil des alten Galliens. Da aber die Carthaginenser, die Römer, die Gothen und Mauren od. Sarazenen nach einander dieses Land eroberten, und die alten eingeborenen Einwohner mit ihrer ursprünglichen Sprache verdrängten, so zogen sich die Letztern an die äußersten Grenzen des Reiches in die Biscayischen und Navarrischen Gebirge, in welchen sie allen Angriffen widerstanden, gleichsam unüberwindlich waren und ihre Sprache behielten. Hier hat sich nun bisjetzt die alte Cantabrische Sprache erhalten. Sie wird jetzt theils in Spanien, in Ober-Navarra, von den Pyrenäen bis zum

Ebro, in den Provinzen Guipuzcoa und Alava, und in der Herrschaft Biscaya; theils in Frankreich in dem Königreiche Nieder-Navarra, jetzt Departement der Nieder-Pyrenäen, in dem Districte Labour, wovon Bayonne die Hauptstadt ist, und im Lande oder Thale Soule gesprochen, welche Distrikte im Französischen la Basque, le pays des Basques, das Baskische oder Vaskische, das Land der Basker, die Nation selbst aber les Basques oder Vasques, die Basker oder Vasker heißen. Die jetzigen Basker in Frankreich, und nach einem Schriftsteller auch die alten Einwohner von Gascogne sollen Nachkommen der alten jenseitigen Spanischen Basker seyn, die aus Spanien über die Pyrenäischen Gebirge zogen und sich an der mitternächtlichen Seite derselben niederließen, in Gascogne von den Römern überwunden wurden, in den Navarrischen Gebirgen sich aber festsetzten und sich daselbst lange gegen die Franken vertheidigten, sich aber zuletzt den Frankischen Königen unterwerfen mußten. Von ihnen erhielt das Land in Frankreich, welches sie einnahmen, den Namen Gasconien, Vasconia. Von den älteren Schriftstellern wird das Land dieses Volkes in das Iberische oder jetzige Spanische, und in das Aquitanische oder jetzige Französische Gasconien, oder die Departements der Nieder- und Ober-Pyrenäen eingetheilt, und Baske, Basker, Vasker, Bisker, Biscayer, Guasker, Guaskonier, Gasconeir bedeutet dasselbe. Die Spanier nennen diese Sprache: la lengua Bascongada oder le Bascuence, und die Franzosen: le Basque, das Baskische, die Baskische Sprache. Von dieser Sprache giebt es zwei Haupt-Dialekte, den eigentlichen Baskischen in Frankreich und Ober-Navarra, und den Biscayischen, in Biscaya, Guipuzcoa und Alava. Beide Mundarten werden aber in den verschiedenen Distrikten wieder mit

verschiedenen Varietäten gesprochen. Man hat von dieser Sprache Schriften, Sprachlehren und Wörterbücher, die mit Lateinischen Buchstaben gedruckt sind. Man hat es erst für unmöglich gehalten, diese so wenig bekannte Sprache auf Regeln zu bringen; allein der Jesuit Manuel de Laramendi hat davon zuerst eine Sprachlehre herausgegeben, die den Titel führt: El impossibile vencido. Arte de la Lengua Basconjada. Su Author El P. Manuel de Laramendi de la Compagnia de Jesus. En Salamanca, anno 1729 in 12. Der Verfasser dieser Sprachlehre hat auch ein Wörterbuch derselben herausgegeben: Dictionnario Trilingue: del Castellana, Bascuense y Latin. Su Author El Padre Laramendi. 1745. en San Sebastian in Guispuscoa, 2 Bände in Folio. Nach diesem Schriftsteller ist die Baskische Sprache eine der allerältesten. Sie hat keine Geschlechter. Alle Zeiten der Zeitwörter sind mit den Hülfszeitwörtern zusammengesetzt. Die zusammengesetzten Zeiten in allen Europäischen Sprachen sollen daher nach Laramendi ihren Ursprung daher haben, wie die einfachen aus dem Griechischen und dem Lateinischen. Die Zahlen in der Baskischen Sprache heißen: Bad 1, Bi 2, Hiru 3, Lau 4, Bost 5, Sei 6, Zaspi 7, Zorzi 8, Bederatzi 9, Amar 10, Amaico 11, Amabi 12, Amairu 13, Amalau 14, etc. Oguei 20, Berroguei 40, Hirurguei 60, Lauroguei 80, woher der Franzose sein quatre-vingt genommen haben soll; Eun 100. Berreun 200, Hirureun 300, Milla 1000 und Hirumilla 3000 etc. Hiermit kann man auch die Sprache, welche in Wales in England und in Bretagne in Frankreich gesprochen wird, vergleichen. — Diese Cantabrische, jetzt Baskische oder Biscayische Sprache ist nun die Grundlage oder vielmehr Stammsprache

der jetzigen Spanischen, mit derselben vermischten sich nun in verschiedenen Zeitperioden, wie schon oben angeführt worden, die Phönizische, Punische oder Carthaginensische, die Lateinische, Gothische und Arabische, woraus die jetzige Castilianische Sprache entstanden ist, welche die Spanier auch noch Lengua Espannola oder Castellana und Romance Castellano, auch wohl nur schlechthin Romance nennen. Wie die verschiedenen eben angeführten Sprachen und zu welcher Zeit sie eingewirkt haben, ist aus der Spanischen Geschichte schwer zu ermitteln, wenigstens das Erstere; das Letztere ergiebt sich aus der Eroberung Spaniens durch die genannten fremden Völker und aus deren Einwanderung und Festsetzung zu verschiedenen Zeiten. Es lassen sich daher aus den frühesten Zeiten hier keine besondern Sprachperioden feststellen, weil die Spanische Sprache noch keinen bestimmten Charakter in dem in viele kleine Reiche getheilten Spanien angenommen hatte; nur als diese nach und nach vereiniget, auch die Mauren aus den Reichen, die sie besaßen, verdrängt wurden, erhob sich gleichzeitig mit der Toskanischen Mundart in Italien, die Castilianische in Spanien, und herrschte über die übrigen daselbst vorhandenen Mundarten als Hof- Unterhaltungs- und Schriftsprache. Diese Mundart bildete sich daher schon früh aus, ward schon frühzeitig auf gewisse Regeln gebracht. Dieserhalb sind auch die Werke aus dem funfzehnten Jahrhunderte in Ansehung der Wörter, des Ausdrucks und selbst der Zierlichkeit wenig von den jetzigen verschieden; auch hat die Schreibart sich nicht bedeutend verändert; ja man hat selbst in neueren Zeiten viele der alten kräftigen Wörter und Ausdrücke durch neugebildete unnöthiger Weise verdrängt. — Daß die Lateinische Sprache eine der Hauptgrundlagen bei der Bildung der Castilianischen gewesen, ist unverkennbar, daß diese Mundart aber

eine Tochter der Lateinischen Sprache von einigen Sprachlehrern genannt wird, kann wohl nicht zugegeben werden; sie ist blos eine nahe Verwandte derselben, und dadurch auch verwandt mit der Italienischen und Französischen; denn der Einfluß der Lateinischen Sprache zur Zeit der Römischen Herrschaft über Spanien auf die Landessprache war zwar sehr groß, wurde aber bei der Auflösung des Römerreiches und bei der Einwanderung und Ueberflutung Spaniens von andern Völkern, den Gothen und Mauren oder Arabern, durch deren Sprachen, die bald herrschend wurden, sehr getheilt, daher ist die Castilianische Mundart nicht bloß aus der Lateinischen entstanden, sondern sie ist aus allen den oben angeführten Sprachen gebildet worden, wie man solches auch schon bei einem nur flüchtigen Durchblicken Spanischer Wörterbücher gewahrt. Nach einem Sprachforscher, welcher die Wurzeln der Spanischen Sprache genau untersucht haben will, sollen in der jetzigen Castilianischen Mundart von den beiden Stamm- oder Ursprachen, der Cantabrischen und der Punischen oder Carthaginensischen, von Ersterer nur noch wenige Spuren, von Letzterer jedoch noch viele Wörter vorhanden seyn. Die Gothen und Vandalen sollen die späterhin herrschende Lateinische Sprache sowohl in Spanien, als in andern Ländern nur erschüttert und die Aussprache derselben verdorben, aber nicht auf ihr Inneres, ihr Wesen eingewirkt haben, weil die eigene Sprache dieses Volkes noch zu roh und unbefestiget war, als daß sie, wie vorher die Römische, die Landessprache hätte verdrängen oder ihr doch einen anderen Charakter geben können. Von dem Arabischen sind im Spanischen sehr viele Wörter und Wendungen, überall aber viele eigenthümliche Namen angenommen worden. Es wird hier unter Spanischer Sprache immer die Castilianische Mundart verstan-

den; nur ist Lengua Espannola der allgemeine Name. Nach dem Urtheile des Baretti und Anderer ist diese Mundart so harmonisch und wohlklingend, daß sie, außer allen andern oben erwähnten Mundarten des Landes, auch der Toskanischen der Italiener den Rang streitig macht; nnd wenn andere Schriftsteller dieses auch nicht ganz einräumen wollen, so können sie doch nicht in Abrede stellen, daß sie der Italienischen am Wohlklange wenig nachgiebt, nur hat sie mehr Ernsthaftes und Feierliches in ihren Ausdrücken, welches in dem Charakter der Nation liegt und sich daher in ihrer Sprache abdrückt. Man wird sich erinnern, was Kaiser Karl der Fünfte von der Spanischen Sprache äußerte, als er die fünf Sprachen, die er verstand, mit wenigen Worten charakterisirte. Seine Aeußerung war nämlich: „Ich rede Spanisch mit Gott, Französisch mit meinen Freunden, Italienisch mit dem Frauenzimmer, Deutsch mit meinen Pferden, und Englisch mit meinen Vögeln.“ Freilich waren zu Kaiser Karls des Fünften Zeit die Deutsche und Englische Sprache noch weit hinter den zuerst genannten Sprachen zurück, um dieses harte Urtheil zu verdienen; indessen ist die Charakteristik nicht ganz unrichtig, besonders bei der Spanischen und Italienischen Sprache; nur eignet sich Letztere mehr für die Liebe und die Französische mehr für die Galanterie. Wenn die Spanische Sprache nicht ganz den Wohlklang der Italienischen haben sollte, so liegt dieses in manchen Härten in der Aussprache mehrerer Buchstaben, so z. B. ist der Hauchlaut j, das g vor e und i und das x hart; dann entbehrt sie auch den angenehmen Zischlaut der Italiener in ihrem ge und gi, wofür das c vor e und i, und das z in der Mitte eines Wortes gelispelt wird, keinen Ersatz giebt; dieses Lispeln behält immer eine gewisse Schärfe; allein von diesen beiden Mängeln abgesehen,

ist das Spanische reich an harmonischen Klängen. „Wäre dieses nicht, sagt ein Schriftsteller, so wäre es auch nicht möglich, daß die größten Castilianischen Dichter, wie z. B. Cervantes, so häufig an dem musikalischen Spiele der Töne sich ergötzen konnten; denn wenn man die Stanzen in seiner vortrefflichen Tragödie Numancia ins Deutsche übersetzt; so werden wir sie leer finden, ja sie weitschweifig u. gedankenarm nennen, bloß darum, weil wir durchaus nicht im Stande sind, mit unserer dumpfen Sprache, welche die Töne nicht voll und frei aushallen läßt, die Melodie jener Stanzen und ihr mannigfaltiges Klangspiel nachzubilden. So wie das Italienische, ob es gleich zur Darstellung des Erhabenen, Starken und Großen, an energischen Ausdrücken keinen Mangel leidet, gleichwohl einen überwiegenden Hang zum Lieblichen und Anmuthsvollen hat, so neigt im Gegentheil das Spanische bei aller Zartheit und Feinheit, deren es fähig ist, dennoch merkbar zum Großen und Erhabenen, zum Majestätischen und feierlich Pomphaften hin; und so wie dort die Jambische Bewegung, so herrscht hier die Trochäische vor. Wenn sich das Spanische Idiom in seiner ganzen Pracht und Fülle entwickelt, so ist es einem Königlichen Purpurgewande zu vergleichen, das aufs reichste geschmückt, seinen weit glänzenden Stoff in großen Massen aus einander faltet.“ — Die Spanier sprechen übrigens die einzelnen Buchstaben, so wie die Sylben in ihrer Sprache, wie die Lateiner und Deutschen in der ihrigen, deutlich aus und verschlucken keine, oder glitschen darüber hinweg, so daß man sie kaum tönen hört, wie die Franzosen, Engländer ꝛc.; nur der einzige Buchstab s macht eine Ausnahme, den sie nach rauhen und harten Mitlauten, das heißt, wenn solche auf das s folgen, gar nicht hören lassen; indessen geschieht es doch nicht da, wo Deutlichkeit nöthig ist, wie bei den Artikeln los und

las, wo man das s in der Aussprache deutlich hört. Die Spanier pflegen auch wohl das r der Infinitiven, wenn auf dieselbe unmittelbar die Fürwörter le, lo, la, les, los, las folgen, in der Aussprache zu unterdrücken, wie man denn auch bei den Dichtern oft das r in ein l verwandelt findet, als velle, statt verle, amalle, statt amarle etc. Wenn zwei Wörter sich folgen, davon sich das Erstere auf einen Selbstlaut endiget und das Andere mit einem Selbstlaute anfängt, so wird in der Aussprache entweder der erste oder der letzte von den Selbstlauten verschluckt. z. B. Vuestra hermana, cielo escuro, lies: Vuestr' ermana, ciel' escuro etc. Ueberhaupt weiß der Spanier bei einigen Buchstaben, welche, wenn sie bei einander stehen, Härten geben, solche mit der Zunge so fein abzustoßen, daß man kaum bemerkt, welcher von zwei Buchstaben eigentlich ausgesprochen wird. Wer die Spanische Sprache ehemals bei einem Sprachlehrer erlernen wollte, dem wurden folgende Reime zur Uebung in der Aussprache vorgelegt: Abeja y oveja, y piedra que rabeja, y pendola tras oreja, y lugar en la igreja, desea a su hijo la vieja. Uebrigens spricht man die Wörter ziemlich so aus, wie im Lateinischen; wer daher Lateinisch richtig lesen kann, wird auch das Spanische richtig lesen und aussprechen, weil Eins aus dem Andern hervorgeht. — Die Spanische Sprache ist reich an zierlichen und volltönenden Wörtern, die man sogar zur Bezeichnung geringfügiger Gegenstände gebraucht, so hat sie z. B. für Lichtscheere den zierlichen Ausdruck: las despabilateras, die Entschnupperin. Auch hat sie den Vortheil vor anderen Sprachen, daß sie durch Umänderung weniger Buchstaben einem Worte verschiedene Bedeutungen geben kann, welches besonders in der komischen Dichtkunst von Wichtigkeit ist. So bildet sie z. B. aus dem Worte Ventana, Fenster, folgende sechs Wörter ohne alle Zusammensetzung: Ventanayl, eine Reihe

Fenster; Ventanazo, das Zuschlagen des Fensters aus Verachtung oder Unwillen gegen eine Person, die man nicht grüßen, oder die man seinen Unwillen des abgestatteten Besuchs noch dadurch beim Ausgehen aus der Hausthür zu erkennen geben will, wie solches in Lustspielen und Operetten oft vorkommt. Ventanera, eine Frau, die beständig am Fester sitzt; Ventanero, ein Fenstermacher, auch einer, der beständig nach dem Fenster sieht, wo Frauenzimmer sitzen, ein Fenster-Courmacher; Ventanica oder Ventanilla, ein kleines Fenster; Ventanico oder Ventanillo, ein kleiner Fensterladen. Picaro, der Gauner, Spitzbube; Picaron, der Beutelschneider; Picaronazo, der Eisenfresser; Picarole, der Bandit, und Picarillo, das Spitzbübchen ꝛc. Auch fehlt es der Sprache nicht an zusammengesetzten Wörtern; sie kann nach der Analogie davon auch neue bilden, z. B. cariredondo, der ein rundes Gesicht hat; carnivoro, fleischfressend ꝛc.

Die Spanische Sprache, als eine nahe Verwandte, wenn nicht die Mutter der Portugiesischen, hat auch mit derselben viel Uebereinstimmendes in der Grammatik oder Sprachlehre. Die Nenn- oder Haupt- und Beiwörter verändern sich in derselben beim Dekliniren eben so wenig, als in der Portugiesischen, nur der Artikel bestimmt den Fall; z. B. in der Einheit männlichen Geschlechts N. el padre, der Vater; G. und Abl. del padre, D. al padre, Acc. el oder a el padre. In der Mehrheit N. los padres, die Väter, G. u. Abl. de los padres, D. a los padres, Acc. los padres oder a los padres. In der Einheit weiblichen Geschlechts N. la madre, die Mutter, G. und Abl. de la madre, D. a la madre, Acc. la od. a la madre. In der Mehrheit N. las madres, G. und Abl. de las, D. a las, Acc. las oder a las madres. Man wird hieraus gewahren, daß der Spanier bei der Deklination oder Biegung der Wörter

ganz dem Franzosen folgt; nur wo dieser den sogenannten Theilungsartikel gebraucht, da gebraucht jener den Einheitsartikel un, ein, una, eine, der wie im Französischen mit de und a abgeändert wird. Z. B. N. und Acc. un hombre, ein Mensch, G. und Abl. de un, D. a un hombre. Una hombra, eine Frau, de una, a una hombra. Die Beiwörter folgen in der Deklination den Hauptwörtern, nur haben sie noch ein drittes Geschlecht (Neutrum), welches der Artikel lo bezeichnet, und womit wohl eigentlich der Spanier diejenigen Beiwörter bezeichnet, welche als Hauptwörter gebraucht werden; z. B. lo bueno, das Gute; lo grande, das Große; de lo, a lo, im Gen., Abl. und Dat. und lo o, a lo im Acc. In der Regel sind im Spanischen alle Nennwörter, die sich auf e, i, y, l, n, o, r, s, u, x endigen, männlichen Geschlechts, und alle diejenigen, die sich auf a, d und z endigen, weiblichen Geschlechts, z. B. el monte, der Berg; el jabali, das wilde Schwein; el Rey, der König; papél, das Papier; almázen, das Magazin; madéra, das Holz; dolor, der Schmerz; anis, der Anis; impetu, der Anfall; relox, die Uhr; cabeza, das Haupt; bondad, die Gütigkeit; paz, der Friede ꝛc. Es finden jedoch bei den angeführten männlichen und auch bei den weiblichen Endigungen manche Abweichungen von der allgemeinen Regel Statt, wie bei der Lateinischen und anderen Sprachen, daß Wörter mit männlicher Endung weiblich und so umgekehrt sind. Die Verwandlung eines männlichen in ein weibliches Geschlecht geschieht bei der Endung auf o in a, wie perro, der Hund, perra; geht die Endung aber auf einen Mitlaut oder ein y aus, so wird ein a hinzugesetzt, wie dios, diosa, espanol, espanola etc. Ausnahmen von dieser Regel sind Rey, Réina, König, Königin; Elector, Electriz etc. Die Mehrzahl wird aus der Einzahl bei den Selbstlauten am Ende des Worts durch Anhängung eines s, und wenn sich die Wörter auf einen Mitlaut oder y endi-

gen durch Anhängung eines es gebildet; z. B. la casa, das Haus, las casas; la noche, die Nacht, las noches; la bondad, die Gütigkeit, las bondades etc. Nur das Fürwort aquel, jener, hat in der Mehrheit aquellos, und das Wort mil, tausend, bleibt unverändert. Die Spanische Sprache hat auch darin etwas Eigenthümliches vor andern Sprachen, daß sie Vergrößerungen und andere Eigenschaften der Hauptwörter ohne Hinzufügung von Beiwörtern bilden kann, z. B. hombre, ein Mensch, hombrazo, ein ungeheurer Mensch; espada, das Schwerdt, espadarazo, ein starker Schwerdtstreich; bezo, die Unterlippe, beçacho, eine große Unterlippe; hidalgo, ein Edelmann, auch ein vornehmer Herr, und hidaljote, ein armer Herr. Die Verkleinerungen werden wie im Lateinischen gebildet, z. B. asno, der Esel, asnillo, das Eselein; casa, das Haus, casilla, das Häuschen; arca, der Kasten, arquilla, das Kästchen ꝛc. Die Vergleichungsstufen werden im Spanischen wie im Portugiesischen gemacht, durch Hinzusetzung von mas und el oder la mas zum einfachen Beiworte, z. B. letrado, gelehrt, mas letrado, gelehrter, el mas letrado, la mas letrado, der, die Gelehrteste; das Gegentheil wird durch menos, weniger, und el oder la menos, am wenigsten, ausgedrückt; auch wird der Superlativ durch muy dulce, am süßesten, gegeben. Ueber die Abweichungen sehe man die Sprachlehre nach. — Die persönlichen Fürwörter sind yo, ich, tu, du, el, er, ella, sie, nosotros, as, wir, vosotros, as, ihr und ellos, ellas, sie. Die Spanier haben, wie die Portugiesen, vier Hülfszeitwörter, zwei welche haben bedeuten: aver und tener, und zwei seyn, ser und estar, und drei Abwandlungen oder Conjugationen, die sich im Infinitiv auf ar, er, ir endigen, z. B. amár, lieben, temér, fürchten, subir, aufsteigen oder hinaufgehen; die zweite Person des Präsentis ist bei der ersten in as, amo, amas;

bei der zweiten in es, temo, temes, und bei der dritten in es, subo, subes. Wie die Franzosen, Italiener und Portugiesen haben die Spanier auch zwei Imperfecta, das zweite unter dem Namen Perfectum simplex; sie werden auch auf gleiche Weise gebraucht, wie bei den Franzosen; eben so werden auch die Verba passiva durch Hülfe des Zeitwortes ser, seyn, aus dem Supino oder Participio passivo oder Mittelworte der Vergangenheit gebildet. Was die zurückzielenden, die unpersönlichen und die unregelmäßigen Zeitwörter in der Spanischen Sprache anbetrifft, von denen die beiden ersteren Gattungen von denen in anderen Sprachen wenig abweichen, so sehe man darüber die Spanische Sprachlehre nach.

Die übrigen Redetheile haben in der Wortfügung nichts Hervorstechendes vor denen in anderen Sprachen. In der Wortfügung hat der Spanier Vieles von dem Lateiner oder Römer beibehalten oder angenommen. So z. B. läßt er den Artikel oft aus, wo ihn die Deutschen, Italiener, Franzosen und Engländer setzen, z. B. Esta es casa de mi padre, das ist das Haus meines Vaters; dann setzen aber auch die Spanier oft wieder den Artikel, wo er wegbleiben könnte, welches besonders da geschieht, wo von Gliedmaßen des Leibes und von den Fähigkeiten der Seele die Rede ist; z. B. Tiene los ojos grandes y la boca pequena, sie hat große Augen und einen kleinen Mund. — Bei den Nennwörtern wird das Beiwort, wie im Lateinischen, dem Hauptworte bald vor, bald nachgesetzt; indessen hält man es mehr für Regel es dem Hauptworte nachzusetzen, wenn demselben mehrere Beiwörter zugesellt werden; wenn eine Farbe, eine Eigenschaft einer Nation ꝛc., angezeigt werden soll, und dann, wenn ein vermehrendes oder verminderndes Wörtchen bei dem Beiworte steht, z. B. Criado muy diligente, ein sehr fleißiger Bediente. In der

Stellung der Fürwörter weicht die Spanische Sprache nicht viel von andern Sprachen ab. Was den Gebrauch der Zeitwörter betrifft, so findet man auch hier wenig Abweichendes von dem Gebrauche derselben in andern Sprachen, besonders von der Französischen und Italienischen Sprache. So z. B. kommt der Gebrauch des Infinitivs dem der Französischen Sprache sehr nahe; er folgt nach einem andern Zeitworte, theils schlecht hin, theils mit á, theils mit de und andern Partikeln. Oftmals wird derselbe auch statt des Hauptwortes, sowohl mit, als ohne Artikel, und durch alle Beugefälle gesetzt, wie bei uns im Deutschen, z. B. El saber de los hombres es ignorancia, y su poder flaqueza, das Wissen der Menschen ist Unwissenheit, und ihre Stärke ist Schwäche. Bei den Zeiten des Indicativs gebrauchen die Spanier die bestimmt vergangene Zeit (Perfectum simplex) wie die Franzosen und Italiener, und so ist es auch mit den andern Zeiten, hin und wieder kleine Abänderungen abgerechnet, wo sie bald dieser, bald jener Sprache nahe kommen oder gleich sind. — Die Vorwörter nehmen im Spanischen, wie im Deutschen, den zweiten, dritten und vierten Fall, oder den zweiten und vierten Fall nach sich. Unter den Conjunctionen ist que die Hauptconjunction, die wie im Französischen construirt wird. Heißt sie nämlich so viel als quod im Lateinischen, so hat sie einen Indicativ bei sich, heißt sie aber ut, so regiert sie einen Conjunctiv. Mit der Rechtschreibung ist es im Spanischen wie im Portugiesischen, man schreibt die Hauptwörter klein und nur die Eigennamen der Menschen, Völker, Länder, Städte, Flüsse ꝛc. groß. — Da die Castilianer ihre Sprache vorzüglich gut sprechen, und sie die Hof-, Conversations- und Büchersprache ist, so erkennt man den Mann von Erziehung in Spanien nur an dieser Sprache. Die anderen Dialekte werden daher nur als

Provinzial-Dialekte betrachtet; hauptsächlich ist der Biscayische im Rufe des Drolligen wegen der vielen Sprachschnitzer, welche die gemeinen Biscayer, sobald sie Spanisch reden, zu machen pflegen. Die Biscayer dienen daher im Sprechen den Castilianern zur Kurzweile; und diese Fehler sind auch in der That so arg, daß selbst ein Ausländer sie sogleich bemerken muß. Außer der falschen Aussprache verwechseln sie bei gewöhnlichen Worten das Geschlecht. Man findet in dem Romane: Don Quixotte de la Mancha von Cervantes, im Anfange des ersten Buches, einen Biscayer, der seinen kauderwälschen Dialekt zum Besten giebt.

Was die Literatur und ihre Wirkung auf die Sprache betrifft, so kann man diesen Zweig in Spanien glänzend nennen. Die Spanier haben schon eben so früh, wie die Italiener, ihre Schriftsteller und Dichter gehabt, wie auch schon oben angeführt worden, nur nicht in der großen Anzahl, wie die Letzteren, und auch nicht von so gleichem Werthe, wenn gleich vorzügliche Epiker, Lyriker, Dramatiker, Satyriker und Historiker darunter sind. Ueberhaupt zeigt der Spanische Gelehrte durch die scharfsinnigen Schriften, die in älteren und neueren Zeiten erschienen sind, was er in den Wissenschaften leisten kann, wenn er freier schreiben und auch die Schriften auswärtiger Gelehrten ohne mancherlei Hemmungen sich anschaffen und lesen könnte; allein so ward ihm dieses lange Zeit erschwert, und nur erst in der neuesten Zeit hat er hierin hin und wieder einige Erleichterungen erhalten. Ein Buch, welches in Spanien gedruckt ward, mußte erst eine sechsfache Prüfung oder Untersuchung bestehen, ehe es bekannt gemacht werden durfte. Eben so durften die Spanischen Gelehrten ihre Werke nicht ohne Erlaubniß außerhalb Landes drucken lassen, und eine solche Erlaubniß war schwer zu erhalten. Nach diesen

Schwierigkeiten, die sich dem Spanischen Gelehrten entgegenstellen, zu urtheilen, sollte man glauben, daß die Anzahl der Spanischen Schriftsteller nur geringe seyn müßte; allein dieses ist nicht der Fall; denn nach der Bibliotheca Hispana, Rom, 1672, in zwei Folianten; der Bibliotheca Hispana, von Nic. Antonio, von 1696, auch in zwei Folianten; der Bibliotheca espanola des D. Joseph Rodriguez de Castro, in Folio, von welcher der erste Theil 1781, der zweite 1786 erschien, und nach andern Werken, ist die Anzahl der Spanischen Schriftsteller sehr groß nnd unter den Gelehrten findet man Männer vom ersten Range; s. auch unter Spanien, Th. 156, S. 178 u. f. Ein Schriftsteller entwirft folgendes Gemälde von der Erziehung der Spanischen Nation zu den Wissenschaften in dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte:

Nach der Scharfsinnigkeit und der lebhaften Phantasie des Spaniers zu urtheilen, würde er es in den ernsthaften und schönen Wissenschaften eben so weit bringen, als seine Vorfahren; wenn nicht der Mangel der Preßfreiheit, und die Unterwürfigkeit unter die Inquisition ihm Fesseln anlegte. Diese Letztere verbietet oft die besten und zweckmäßigsten Bücher zur Erweiterung des Gebietes der Wissenschaften, die in andern katholischen Staaten zugelassen und geschätzt werden. Die Großen der Nation lesen zwar Alles, selbst für die Religion und Sitten gefährliche Bücher, besonders Französische Produkte; allein dieses geschieht nur im engen Familienkreise und hat weiter gar keinen Einfluß auf die übrigen Klassen des Volkes, weil sie die fremden Bücher wohl lesen können, sich aber darüber nicht weiter äußern dürfen. Der Unterricht wird von der einen Seite größtentheils fehlerhaft begonnen und, wo dieses nicht der Fall ist, oft durch die blinde Liebe der Eltern in dem besten Laufe unterbrochen, indem sie glauben, der Sohn wäre schon ein Wunder der Geschicklichkeit. Die Lebhaftigkeit und der Eifer, mit denen er begonnen wird, werden daher bald unterdrückt. Von der andern Seite ermüdet der

Lehrer durch lauter abstrakte Materien und ewige Regeln die Wißbegierde des Lernenden. Vier bis sechs Jahre werden mit der Lateinischen Grammatik, und sechs bis achte mit scholastischen Subtilitäten hingebracht, wobei an Geschichte, Geographie, schöne Wissenschaften ꝛc. gar nicht gedacht wir. Vor diesen trocknen Studien entsteht Ekel und Erkaltung des Eifers. Die Spanischen Universitäten haben zwar größtentheils Lehrstühle, für Sprachen, Mathematik, Rhetorik; allein die Professoren haben wenige Zuhörer, weil die Studierenden bloß Brodwissenschaften treiben; ja es giebt Lehrer, die einem Studierenden, wenn er allenfalls einen Geschichtschreiber oder Dichter in die Hand nimmt, solches verbieten und das Lesen solcher Bücher für Zeitverderb und für eine Versuchung zum Bösen erklären. Unter solchen Umständen beschäftiget sich der größte Theil der Studierenden mit Medizin, Jurisprudenz, scholastischer Theologie und mit Predigen, und Letzteres oft auf eine eben nicht ausgezeichnete Art. Die guten Schriftsteller, die daher Spanien hat, mußten sich durch eignen Trieb und Genie empor heben.

Dieses ist nun freilich in neuester Zeit etwas anders geworden; allein die Unruhen in diesem Königreiche seit der Invasion der Franzosen, und die Partheienwuth haben auf die Wissenschaften auch nicht vortheilhaft wirken können. — Man kann für die Literatur in Spanien drei Perioden annehmen, wie in Portugal. Die erste Periode beginnt mit der Herrschaft der Araber in Spanien, besonders unter dem Khalifate der Ommijaden in Cordova, und geht bis zum funfzehnten Jahrhunderte, eine etwas lange Periode, in der besonders die Wissenschaften der Araber hervorstrahlen, indem auf den Arabischen Hochschulen zu Cordova, Toledo uud Salamanka, besonders aber zu Cordova, seit dem Jahre 961 selbst christliche Europäer studierten und von dort aus die Wissenschaften über Frankreich, Italien, Deutschland und England verbreiteten, oder doch wenigstens die Veranlassung

zur Erweckung derselben in den genannten Staaten wurden, indem sich junge Leute aus diesen Reichen zu Cordova zu Lehrern in ihrem Vaterlande ausbildeten. Auch der Geist der Ritterschaft, die Troubadours, Minnesänger ꝛc. verdanken der wissenschaftlichen Bildung der Araber auch ihre Ausbildung; denn die feinste Galanterie hat immer Wissenschaft und Kunst zur Grundlage und zur Begleiterin. Mit dem kriegerischen Sinn verbanden die Araber zugleich den Sinn für Wissenschaft und Kunst, und waren Beschützer derselben. Sie übersetzten die Griechen und studierten ihre Schriften. Daher blühete hauptsächlich bei ihnen die Philosophie, die Geschichte, die Mathematik, und in derselben besonders die Sternkunde und Sterndeuterey, und die Arzneywissenschaft. Nach dem Erlöschen der Familie Ommijah sanken mit dem Khalifate von Cordova auch nach und nach die Wissenschaften; denn nach der Eroberung der meisten Besitzungen der Araber in Spanien durch die christlichen Könige, hörten die Wissenschaften auf mehr ein Gemeingut des ganzen Volkes zu seyn, sie flüchteten sich in die Klöster oder wurden vielmehr in die Klöster gesperrt, um größtentheils ein Eigenthum der Mönche, überhaupt der Geistlichkeit zu werden; wenn auch einzelne Zweige, wie die Rechtslehre, Medizin ꝛc., mehr noch dem Volke blieben; denn selbst die Naturwissenschaften betrieb man hauptsächlich nur in den Klöstern, wenn gleich der Spanier Raimund Lullius, einer der angesehensten Chemiker und Naturkundiger dieser Periode, anfangs zu keinem Orden gehörte, so trat er doch späterhin in den Franziskaner-Orden. Auch wurden in dieser Periode, im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, die Bettelorden gestiftet; die beiden ersten von dem Spanier Dominikus (Dominikaner-Orden) und dem Italiener Franciscus von Assissi (Franciscaner-Orden) unter dem Pabste In-

nocenz dem Dritten; denen bald darauf das Blutgericht oder die Inquisition folgte, wozu man sich besonders des Dominikaner-Ordens bediente, dessen Stifter auch der Erste war, dem die Verfolgung der Ketzer aufgetragen wurde. Bei der Strenge, die nun bei der Untersuchung aller Geistesprodukte eintrat, konnte die Literatur keine bedeutende Fortschritte machen, weil sie der geistlichen Herrschaft unterlag, besonders in Spanien und Portugal. Alles, was daher in dieser Periode in der Literatur und Sprache geleistet wurde, kommt größtentheils auf Rechnung der Araber. Denn was die Trobadores und das Drama zu dieser Zeit, auf die Sprache bezogen, geleistet haben, ist, berücksichtiget man den damaligen Zeitgeist, gewiß nicht ohne Wirkung auf dieselbe gewesen, obgleich das Letztere von dem späteren und dem gegenwärtigen Drama sehr verschieden gewesen ist, und nur in Dialogen und Gesängen bestand, die ohne weitere Handlung, ohne Entwickelung der Charaktere vorgestellt wurden. Nach dem Nasarre *) sollen bei dem Krönungsfeste Alfonsus des Vierten von Aragonien im Jahre 1328 allerhand Gesänge und Gespräche aufgeführt worden seyn, und diese Art Vorstellungen müssen zum öftern Statt gefunden haben, weil Johann d. Erste, Martin und Ferdinand von Aragonien den Mitgliedern der Gaya Ciencia oder der eigentlichen Dichter-Innung das Vorrecht ertheilt haben sollen, daß die von ihnen gut geheißenen oder gekrönten Ditados, Trobas und Dialogos öffentlich abgesungen oder vorgestellt werden dürfen. Von dem Inhalte oder der Beschaffenheit derselben weiß man aber nichts, eben so wenig von den Farcen die bei den Turnieren dieser Zeit gespielt worden sind. Auch scheinen die Trobadores in

*) Dissertat. sobre las Comedias de Esp. vor den Comed. des Cervantes, Mad. 1749 (4) S. 18 19 und 20.

Spanien zu jener Zeit nicht eine besondere oder eigene Mundart zu ihren Gesängen gewählt zu haben, sonder jeder dichtete und sang in der Mundart, die an dem Hofe, wobei er stand oder an dem er sich aufhielt, die herrschende war; mithin war nicht bloß die Castilianische die begünstigte, in der alle Trobadores auftraten. Aber auch diese Zweige der Wissenschaften zur Ergötzung des Hofes und des Volkes kommen auf Rechnung der Mauren, entwickelten sich aus ihrer Kultur.

Die zweite Periode der Spanischen Literatur und Sprache beginnt mit dem funfzehnten Jahrhunderte und geht bis zu Ende des siebzehnten; und sonderbar genug, sie beginnt eigentlich gerade zu der Zeit, da die Inquisition in ganz Spanien in ihrer vollen Kraft auftrat, unter dem Könige Ferdinand von Aragonien und seiner Gemahlin der regierenden Königin Isabella von Castilien, nachdem sie schon vorher von den Königen von Aragonien in allen ihren Staaten eingeführt worden war, aber in dem übrigen Spanien noch nicht hatte Wurzel fassen können. Der Urheber ihrer allgemeinen Einführung, war der Beichtvater der Königin Isabella Torquemada, aus dem Dominikaner-Orden. Man würde die Strenge der Inquisition in Hemmung der Literatur, wie auch schon aus dem, was unter Sprache (Portugisische), oben S. 51 ist angeführt worden, wo sich die Schriftsteller gegen jedes Anstößige in ihren Schriften auf die Kirche gewissenhaft verwahren, deutlich erhellt, kaum mit dem Wiederaufblühen derselben in dieser Periode zusammen reimen können, die gleichsam das goldene Zeitalter der Spanischen Literatur genannt werden kann, da sich die vorzüglichsten Köpfe in der Bellettristik und Geschichte hervorthaten, wenn nicht der weise Minister der Königin Isabella von Castilien, der Kardinal Ximenes, das Ruder der

Regierung geführt hätte, und die Entdeckung von Amerika durch Colom nicht in dieser Periode gefallen wäre, welche die Aufmerksamkeit der Regierung auf einige Zeit lebhaft beschäftigte, und so auch das geistliche Tribunal, die Inquisition, um ihre Macht auch in den neu entdeckten und eroberten Ländern, nachdem ihre Einwohner zu Christen gemacht worden, auszudehnen. Dem gelehrten und würdigen Kardinal Ximenes, der bei seiner Erhebung zum ersten Minister von Spanien, nicht nur des Volkes Wohl bezweckte, sondern auch die Wissenschaften und die Gewerbsamkeit thätig unterstützte, gebührt der Hauptantheil an der Wiederbelebung der Literatur in Spanien. Er stiftete die Universität zu Alcala de Henares, die eine der angesehendsten Spaniens geworden ist, indem er derselben nicht nur eine kostbare Büchersammlung vermachte, sondern auch reichliche Einkünfte zur Vermehrung derselben, zur Besoldung der Lehrer und Unterstützung armer Studirender anwies. Er ließ auch noch auf seine Kosten die Bibel in Lateinischer, Griechischer, Hebräischer und Chaldäischer Sprache drucken, und um dieses Werk in der möglichsten Vollkommenheit herauszugeben, ließ er die ältesten Manuscripte, die aufgefunden werden konnten, ankaufen, und sie von gelehrten, in den genannten Sprachen geübten Männern untersuchen. Sieben Exemplare im Hebräischen kosteten ihn 4000 Thaler, achthundert Jahr alte Lateinische und Griechische Manuscripte kosteten ungeheuere Summen, und das ganze Werk wurde in funfzehn Jahren beendiget. — In der Spanischen Sprache wurde die Bibel schon unter König Alphonsus im Jahre 1458 übersetzt. Im Jahre 1569 hat Cassiodorus de Ruyna, ein Reformirter, eine neue Uebersetzung nach Pagnini Lateinischer Uebersetzung herausgegeben, die von Ciprian de Valeira 1570 verbessert herausgegeben wurde. — Auch

die Griechischen und Römischen Schriftsteller wurden in dieser Periode berücksichtiget; und so engherzig und despotisch auch Philipp der Zweite von seinen Zeitgenossen geschildert wird, so that er doch mehr für die Wissenschaften, als sein großer Vater, der Kaiser Karl der Fünfte, der zwar ein Zögling in der Staatskunst des Kardinals Ximenes und ein großer Held, aber kein besonderer Freund der Wissenschaften war. Ersterer ließ die besten Römischen und Griechischen Schriftsteller in die Castilianische Mundart übersetzen, und sonst auch noch einige andere gute Anstalten für die Wissenschaften und zur Erhebung der Spanischen Sprache machen. Hauptsächlich blühete in dieser Periode die Dichtkunst. Als erster Dichter von Bedeutung trat Juan de la Enzina im letzten Drittel des funfzehnten Jahrhunderts im dramatischen Fache und in der Ode auf. Schon vor ihm, in der Mitte des genannten Jahrhunderts, machte sich Rodriguez Cota, genannt el Tio, durch seine Tragicomedia de Calisto y Melibea bekannt, die wir durch Caspar Barth's Lateinische Uebersetzung kennen lernten; diesen folgten: Juan Boscan Almogarer, Christoval de Castellejo, de Ercilla, Juan de la Cueva, Vincenz Espinel, Miguel Cervantes de Saavedra, Lope de Vega Carpio, die beiden Brüder Bernardo und Leonardo Argensola, Antonio Espinosa, Franc. de Quevedo, Manuel de Villejas, Garcillasso de la Vega, Sim. und Michael Barrios, Gracian, Calderon de la Barca und Andere. Durch diese Dichter, die fleißig gelesen wurden, erhielt die Umgangssprache an Ausdruck und feinen Wendungen, auch an neu erfundenen Wörtern einen bedeutenden Beitrag, indessen währte die Glanzperiode der schönen Literatur und der Sprache doch nur in dieser Periode bis beinahe zur

Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts; denn schon unter der Regierung Philipps des Vierten, der besonders die Schauspielkunst begünstigte, und Karls des Zweiten sank Spanien durch erschöpfende Kriege mit Portugal, den Niederlanden und mit Frankreich immer mehr herab; die Wissenschaften wurden wenig beachtet, mithin auch die Literatur, mit Ausnahme derjenigen des Theaters, nicht gefördert, und so auch die Sprache vernachlässiget; nur erst mit dem Beginnen der — dritten Periode der Spanischen Sprache und Literatur am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, wo auch zugleich eine neue Regenten-Familie aus dem Hause Bourlon mit Philipp dem Fünften beginnt, welche Periode bis auf die neueste Zeit fortgeht, fängt die Sprache und Literatur sich wieder an zu heben. Unter dem genannten Monarchen war es besonder der Kardinal Alberoni, der als erster Staatsminister Spaniens die Wissenschaften wieder aufzuhelfen suchte. Nach dem Muster der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, wurde im Jahre 1713 die Real Academia Espannola unter dem Herzoge von Escalona errichtet. Sie bestand damals aus 24 Mitgliedern nebst einem Direktor und einem Sekretair. Dieser Akademie ward von Philipp dem Fünften aufgetragen, ein Wörterbuch der Spanischen Sprache anzufertigen, wozu der Monarch von denen der Akademie im Jahre 1723 überwiesenen 60,000 Realen (ungefähr 8000 Reichsthaler) Einkünfte, einen Theil zur Bestreitung der Kosten bestimmte. Die Verfertigung dieses Wörterbuchs war eine Hauptbeschäftigung der Akademie, um der Castilianischen Mundart, als die Hof-, Umgangs- und Schriftsprache, nach kritischer Untersuchung ihrer Wörter, eine größere Bestimmtheit zu geben, als sie bis dahin in ihren Wörterbüchern und von diesen auf die Sprache erhalten hatte. Im

Jahre 1726 kam zu Madrid der erste Band desselben in Folio heraus, und 1730 der zweite; die in den folgenden Jahren noch herausgekommenen 4 Bände haben das Werk beschlossen, so daß das Ganze aus sechs Bänden oder Theilen besteht. Beredsamkeit und Dichtkunst, die zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts von ihrer früher erlangten Höhe herabgesunken waren, fingen an ihren alten Glanz wieder zu erlangen, besonders durch die Aufmunterung der eben genannten Akademie, welche Preise auf Lobreden und Gedichte aussetzt. Ueberhaupt hat sich diese Akademie, deren Mitglieder sich wöchentlich einmal versammeln, und die zugleich die Censur über alle im Fache der schönen Literatur herauszugebenden Schriften haben, sehr verdient gemacht. Nicht nur das schon erwähnte große Wörterbuch, von dem eine neue Ausgabe veranstaltet worden ist, sondern auch andere Schriften zum Nutzen der Sprache und Literatur hat sie herausgegeben, z. B. eine schon fünfmal aufgelegte Gramatica Castellana; eine Ortografia de la lengua Castellana, compuesta por la real Academia Espannola; nueva Edicion corregida y aumentada; en Madrid, 12.; mehrere Ausgaben des Don Quixotte ꝛc. ꝛc. Von dem großen Wörterbuche hat der Abt Guevara einen Auszug in zwei Folio-Bänden geliefert; nur soll es bei dieser Arbeit zu bedauern seyn, daß er die Kunstwörter zur großen Unbequemlichkeit der Ausländer von dem ersten Theile getrennt, und dafür abgesondert in den zweiten gebracht hat. Unter Philipp wurde auch die Real Academia de la Historia im Jahre 1738 gestiftet, welche hauptsächlich den Zweck hat, die Geschichte Spaniens zu bearbeiten und alle vorhandenen Quellen darüber aus den zerstreueten Archiven des Landes an das Licht zu ziehen. Sie soll, nach dem Professor Tychsen,*)

*) Siehe dessen literarische Uebersicht am Ende des zweiten Theils von Bourgoings neuer Reise ꝛc., S. 298 u. f.

außer einer beträchtlichen Bibliothek und Medaillensammlung, ein in seiner Art einziges Repertorium über die Spanische Geschichte besitzen. Sie hatte nämlich den Befehl erhalten, ein historisch-kritisches Wörterbuch darüber auszuarbeiten; und dieserhalb waren im Jahre 1754 drei Gelehrte, nämlich P. Buriel, D. Franc. Perez Bayer, und Don Luis Joseph de Velasquez, zur Untersuchung der im ganzen Reiche zerstreuten Archiven beauftragt worden. Die von ihnen mitgebrachten Schätze machen nun jenes unvergleichliche Repertorium aus, welches aus 147 Quartbänden besteht, worin die gesammelten Materialien in einer fortlaufenden chronologischen Folge geordnet sind. Man findet darunter 13,664 Abschriften von eben so vielen Original-Dokumenten, 419 gleichzeitige Schriftsteller, 7,008 Diplome, 4,134 Inschriften ꝛc., wobei jedesmal auf einem besonderen Blatte von der Hand und mit der Unterschrift eines Mitgliedes, Inhalt, Verfasser und Ort des Originals angegeben sind. Hierzu kommen noch 2,021 Münzen, 62 artistische Monumente ꝛc. ꝛc. In einer zweiten Sammlung sind, außer sämmtlichen Urkunden, auch die Stellen aller einzelnen Schriftsteller über ein und dasselbe Factum befindlich. Man hat sie nämlich aus den Büchern herausgeschnitten und mit beigeschriebener Nachricht von dem Inhalte und Verfasser auf weiße Foliobogen geklebt. Seit dem Jahre 1772 war die Akademie auch mit einem geographisch-politischen Wörterbuche nach einem umfassenden Plane beschäftiget, wozu die Nachrichten von den Obrigkeiten jedes Ortes nach einem eigends dazu gedruckten Interrogatorio eidlich abgeliefert werden mußten, und jedes Mitglied der Akademie dann seine Artikel erhielt. Was davon fertig war, wurde der Akademie zur Prüfung und Verbesserung vorgelegt, und dann das vollständige Werk noch einmal im Ganzen revidirt. Diese Akademie hat,

außer den Ausgaben von Mariana, Sepulveda, Solis und Anderen, und durch die Herausgabe aller alten, zum Theil noch ungedruckten Chroniken, die sich auf die Castilianische Geschichte beziehen, auch noch fünf Quartbände kleiner historischer Abhandlungen herausgegeben. Sie zählt dreißig ordentliche und viele Ehrenmitglieder, worunter aber keine Mönche seyn dürfen. — Ihr Wirken auf die Castilianische Mundart ist von Wichtigkeit. Auch die Real Academia Medica Madritense, baxo la direccion y presidencia de la Junta general de Gobierno de la Facultad reunida, und die Akademie der schönen Wissenschaften zu Sevilla wurden unter König Philipp gestiftet. Unter Ferdinand dem Sechsten wurde die Real Academia de las nobles artes con titulo de San Fernando gestiftet, welche in sofern in Beziehung auf die Sprache hier angeführt wird, weil unter ihrer Aufsicht das historisch-artistische Wörterbuch von Bermudez im Jahre 1800 und 1801 erschienen ist, welches den Titel führt: Diccionario historico de los mas ilustres profesores de las bellas artes en Espana, compuesto por D. Juan Agust Cean Bermudez y publ. por la Real Academia de S. Fernando VI. Vol. 8. Madrid bei der Wittwe Ibarra 1800—1801. In dem ersten Bande findet man eine kurze Geschichte der schönen Künste in Spanien; im sechsten und letzten chronologische Listen und geographische Tabellen, mit deren Hülfe man die vielen bisher in Kirchen und Klöstern verborgenen Meisterstücke leicht auffinden kann. Im Jahre 1770 erneuerte König Karl der Dritte das im Jahre 1625 von Philipp dem Vierten gestiftete Institut: Estudios Reales de S. Jsidro, worin Philosophie, Mathematik, die Arabische, Hebräische, Griechische und Lateinische Sprache, und die Rhetorik und Poetik gelehrt wird. Bei diesem Colle-

gium war auch die erste und einzige Lehrstelle in Spanien für Natur- und Völkerrecht gestiftet; sie ging aber beim Beginnen der Französischen Revolution wieder ein. Eine Ausgabe des Heineccius, aber mit widerlegenden Anmerkungen, wurde durch diesen Lehrstuhl veranlaßt. Auch die Buchdruckerkunst wurde unter dieser Regierung sehr vervollkommnet, wie des Infanten D. Gabriel Spanische Uebersetzung des Sallust, gedruckt zu Madrid, 1772, durch Joachim Ibarra; la Musica, poema por D. Tomas de Yriarte, Madrid, 1779, und andere in Spanischen Provinzen gedruckte Werke beweisen. Unter König Karl dem Vierten, nach dessen einjähriger Thronbesteigung die Revolution in Frankreich ausbrach, wurden zwar die Wissenschaften fortgebauet, auch manche neue Einrichtung dieselben bezweckend gemacht, wie z. B. bei den Medizinischen Wissenschaften die 1796 eingeführte Real Junta general de Gobierno de la Faculdad reunida, statt des ehemaligen Protomedikats, wozu gehören: 1) Real Colegio de S. Carlos para lo ensenanza de la Faculdad reunida, mit zwölf Professoren; 2) Real Colegio de Medicina de Madrid, creado en el anno de 1795, und 3) Real Proto Albetyerato en el Buen Retiro (Oberveterinärrath) und andere Einrichtungen und Stiftungen; allein die bald darauf erfolgten Spanisch-Französischen und Englischen Kriege, die Gefangennehmung der Königlichen Familie durch Napoleon, der Napoleoniden auf dem Spanischen Throne; dann die Rückkehr Ferdinand's des Siebenten nach dem Tode seines Vaters auf den Thron Spaniens, die Unruhen in Spanien selbst ꝛc., Alles dieses konnte den Wissenschaften nicht günstig seyn, wenn gleich die Freiheit der Presse unter Ferdinand im Jahre 1820 ausgesprochen, und sie auch schon unter Joseph Napoleon unter gewissen Bedin-

gungen frei gegeben wurde; indessen sind doch während dieser Zeit viele politische Schriften, Flugblätter und Journale erschienen, und so ist diese Freiheit, wenn gleich nicht so für die ernsten und schönen Wissenschaften, doch für die Politik benutzt worden. — Außer den schon oben angeführten wissenschaftlichen Anstalten besaß Madrid noch in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts folgende Institute:

1) Die Gesellschaft der Freunde des Landes oder wie sie in der Originalsprache heißt: Real Sociedad Economica de los amigos del Pays. Unter den 64 patriotischen Gesellschaften, die Spanien besitzt, ist die genannte Sociedad die erste; dann folgt die Sociedad Vascongada. Die zuerst genannte Gesellschaft beschäftiget sich mit allem, was zur Verbesserung des Landes dienen kann, mit dem Ackerbaue, dem Handel, den Fabriken und Manufakturen, der Polizey ꝛc. Sie hat in so fern Einfluß auf die Sprache, indem sie Preisfragen aufstellt und auf die eingegangenen Preisschriften, wenn sie gekrönt werden, Prämien ertheilt. Auch waren bis 1801 sechs Bände von ihren Schriften erschienen, denen späterhin noch einige gefolgt sind. In dem sechsten Bande befindet sich unter andern eine Uebersetzung von den bekannten Versuchen des Grafen von Rumford von D. Domingo Aguera y Neira. Mit dieser Gesellschaft ist zu gleichen patriotischen Zwecken eine Damengesellschaft vereiniget, die den Titel führt: Junta de Damas unida à la Real Sociedad économica. Diese Gesellschaft besteht aus Damen vom ersten Range; sie hat ihre eigene Presidenta, eine Censora und eine Secretaria. — 2) Die Real Academica de Derecho Espannol, establecida en S. Jsidro el Real. — 3) Die Real Academia de Derecho, con el titulo de Carlos III sita en S. Felipe el Real. — 4) Die Real Academia de Jurisprudentia practica con el titulo de la Purisima Concepcion establecida en S. Jsidro el Real. — 5) Die Real Academia de Jurisprudentia Teorico-practica, y Derecho Real Pragmático, con el titulo del Espiritu santo sita en S. Jsidro el Real. — 6) Die Real Aca-

demia de Sagrados Cànones, Litûrgia, Historia y Disciplina Eclesiastica, sita en la Real casa de Estudios de San Jsidro, con el titulo de S. Jsidoro. — 7) Real Academia de Derecho Civil Canónico y Patrio de la Purisima Concepcion, sita en la Real casa oratorio de S. Felipe Neri. — 8) Die Real Academia Latina Matritense. — 9) Die Real Academia de Derecho Patrio, con el titulo de nuestra Senora del Carmen establec: en la Real Casa Oratorio de S. Felipe Neri — und 10) Das Real Seminario de Nobles.

Alle diese Institute halten ein, zwei, auch dreimal öffentliche Sitzungen in der Woche. Auch zu Saragossa ist eine Akademie der schönen Wissenschaften. Rechnet man hierzu nun noch die Hochschulen oder Universitäten zu Alcala de Henares, Cervera, Compostella, Granada, Huesca, Ossuna, Oviedo, Pamplona, Salamanca, Saragossa, Sevilla, Siguenza und Valladolid, die vielen öffentlichen Bibliotheken zu Madrid und an andern Orten, die von Wissenschaftern benutzt werden können, von denen die Königliche über 180,000 Bände und über 2000 Manuscripte enthält, worunter auch die vielen verbotenen Bücher mit begriffen sind, die in einem besonderen Saale stehen, so wird man hieraus gewahren, wie sehr unter der Regierung der Bourbons für die Wissenschaften gesorgt worden ist, da außer den Universitäten, die aus den früheren Zeiten herrühren, die vielen Akademien und andern gelehrten Anstalten größtentheils von ihnen gestiftet worden sind. Wenn daher Spanien nicht in der Literatur das geleistet hat, was es hätte nach seinen wissenschaftlichen Anstalten und dem geweckten Geiste der Nation leisten können, so liegt dieses mehr in der Herrschaft der Kirche in diesem Lande auf die öffentlichen Angelegenheiten, keinesweges aber in dem Talente und dem Genie des Spaniers, der in vielen Fächern des Wissens bewiesen hat, was er zu leisten im Stande ist. Die

Castilianische Mundart hat daher in dem verwichenen und in diesem Jahrhunderte, also in der dritten Periode, durch Sprachforscher, Bellettristen, Geschichtschreiber, und andere Schriftsteller, besonders Publicisten, viel an Reinheit des Styls und Schönheit des Ausdrucks gewonnen. Auch der Styl der Gazeta de Madrid (Hofzeitung), die seit dem Jahre 1704 existirt, und bis zu Anfange dieses Jahrhunderts wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, zu einem bis anderthalb Bogen in Quart erschien, wird als klassisch gelobt; auch die Journale und Flugschriften seit Joseph Napoleons Regierung, die bald auftauchten, bald wieder untergingen oder verschwanden, sind nicht ohne Wirkung auf die Sprache geblieben. — Auch das Drama hat auf die Castilianische Sprache, wenn auch nicht in der ersten Zeit, doch späterhin großen Einfluß gehabt; denn was die ersten dramatischen Versuche bei den Spaniern gewesen sind, ist schon oben, S. 252 angeführt worden. Die Autos sacramentales, welche gewöhnlich mit den Mysterien in eine Klasse gebracht werden, weil sie immer Beziehungen auf die Geheimnisse der Religion, besonders auf die Geheimnisse des Sacraments haben, aber eigentlich zu den Moralitäten gehören, weil sie aus allegorischen Personen bestehen, kann man als die ersten Dramen der Spanier ansehen, deren Alter man aber nicht genau bestimmen kann; nur aus den allegorischen Personen, die man in den Dramen der ältesten Spanischen Theaterdichter findet, kann man schließen, daß sie schon sehr frühzeitig üblich waren, und ihre Entstehung wahrscheinlich den Vermummungen bei den Frohnleichnamsfesten oder den Aufzügen und Gesängen der Pilgrimme, kurz einer religiösen Feierlichkeit zu verdanken haben. Nach Garcia de la Huerta sollen es drei Arten dieser Moralitäten geben, nämlich: Sacramentales, Alegoricos und y al Nacimiento de nuestro Sennor, und

in einem dem Theatro Hespanuol beigefügten Verzeichnisse, welches Werk den eben genannten Schriftsteller zum Verfasser hat, werden die Titel von 309 dergleichen Stücke angeführt. Der fruchtbarste Dichter in dieser Gattung von Dramen ist Lope de Vega, der 1635 starb; denn es werden ihm über vierhundert Stücke zugeschrieben, vermuthlich in Folge eines Druckfehlers; der berühmteste und glücklichste aber ist Pedro Calderon de la Barca, der 1687 starb. Der Werth dieser Mysterien und Moralitäten bei den Spaniern, besonders derjenigen von Calderon, in Vergleichung mit denjenigen bei andern Völkern, ist entschieden für Spanien; denn die Moralitäten des Calderon sollen wahre Meisterstücke seyn, womit sich alle ähnlichen Produkte in andern Ländern nicht messen können. Diese Autos haben nun, wie alle profanen Stücke, ihre eigenen Prologen (Loas), die nach der Person, von welcher sie gehalten werden, wie z. B. Prolog des Narren, des Bauern ꝛc. auch den Titel führen. Da nun diese Art Schauspiele lange Zeit die Spanier belustigten, so haben sie auch auf die Volkssprache insofern gewirkt, daß viele komische Ausdrücke darein gekommen sind, die sich auch darin erhalten haben, als schon die eigentlichen Schauspiele mit wirklicher Handlung sich anfingen geltend zu machen. Eine zweite Gattung dieser Dramen bei den Spaniern waren die Comedias de Santos, die insofern von den vorhergehenden verschieden sind, als in ihnen das Leben und die Thaten der Heiligen, in ordentliche Aufzüge oder Jorneades abgetheilt, dargestellt werden. Nur der Zeitgeist und die Erziehung der Spanier mögen es entschuldigen, wenn in diesen Stücken alles bunt durch einander auftritt; Heilige, Engel, Teufel, das Jesuskind, die Mutter Maria, der Hanswurst oder Gracioso, Nur erst, als das eigentliche Schauspiel der Spanier anfing sich geltend zu machen, verloren sich nach und

nach die Autos, welche jedoch noch eine geraume Zeit, nachdem die eigentlichen Schauspiele eingeführt waren, die Belustigungen des Publikums blieben. Auch die ersten eigentlichen Dramen waren bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, nach dem Cervantes, nur unbedeutend; die ganze Handlung bestand nur aus zwei, drei oder vier Personen; sie stellten gewöhnlich Schäfer vor, die Gespräche unter sich hielten; es war bloß eine deklamatorische Handlung, die man dadurch verlängerte, daß man Zwischenspiele einschob, worin ein Gracioso, oder ein Biscayer, eine Mohrin, ein Kuppler oder sonst eine spaßhafte Person auftrat und die Zuschauer belustigte. Da diese Art Dramen schon für ein mehr feineres Publikum waren, so konnte die Sprache dabei auch mehr gewinnen, als bei den Autos, indem man jetzt aufmerksam auf das geregelte Schauspiel wurde, und die Sprache mehr beachtete, als es früher geschehen war, wo das Schauspiel mehr in einer Augenweide, als in Bildung des Geschmacks und Schärfung der Urtheilskraft bestanden hatte. Der erste Dichter und zugleich Schauspieler, der sich um das Spanische Theater in neuer Gestalt verdient gemacht hat, ist Lope de Rueda, ein Sevillischer Goldschläger, der viele Lustspiele und andere dramatische Stücke geschrieben hat. Juan de Timoneda, ein Buchhändler und vertrauter Freund des Rueda, gab nach dessen Tode seine Schauspiele verbessert heraus, und schrieb selbst einige Lustspiele und andere Stücke, die er passos nennt, und die zu Anfange und zwischen den Gesprächen und Lustspielen aufgeführt wurden, also Zwischenspiele waren, um das Publikum nicht durch lange Akte eines Gegenstandes zu langweilen. Nach dem Cervantes soll der Zustand des damaligen Theaters sehr kläglich gewesen seyn. Er sagt: „Zu der Zeit des Lope de Rueda ließ sich die ganze Zurüstung eines Theaterunternehmers in einen

Sack packen; sie bestand aus vier Schäferkleidern von weißem Pelze mit goldenem Leder besetzt, aus vier Bärten, eben so vielen Perrücken und vier Schäferstäben, manchmal mehr oder weniger; und nach diesem kann man die ganze Bühne und das Uebrige leicht berechnen, welches nicht viel höher als der Apparat zu unseren Puppenspielen stand, ja wohl noch unter diesen. Dem Lope de Rueda folgte Christoval de Castellejo, der einige gute, nur nicht streng sittliche Lustspiele schrieb, die noch in Handschriften vorhanden seyn sollen; auch lebte um eben diese Zeit Barthol. de Torres Naharro, der acht Lustspiele in Versen schrieb, deren Schreibart die Spanier sehr loben; auf diesen folgte Juan de la Cueva, einer von den berühmtesten Dichtern der Spanier, der das Drama sehr vervollkommnete. Schon sein Vorgänger Barthol. de Torres Naharro, ein Geistlicher, verbesserte das bloß dialogische Schäferspiel, und brachte zuerst Handlung hinein, und zog durch manche Verwickelungen in seinen Stücken die Zuschauer an. Seine acht Stücke heißen: Serafina, Trophea, Soldatesca, Tinellaria, Imenea, Jacinta, Calamita und Aquilana. Wenn auch die Sprache in den Dramen dieses Dichters nicht rein ist, so muß man die Zeit berücksichtigen, und dann dasjenige, was er in dieser Zeit durch seine Verbesserungen schon geleistet hat. Die Sprache in den Lustspielen des Cueva ist freilich ganz anders, auch ist darin mehr Handlung und mehr Verwicklung; allein man muß auch bedenken, daß dieser Letztere mehr vorgearbeitet fand, und aus diesen Vorarbeiten und nach dem Geschmacke der Gebildeten im Volke leichter seine Sprache bilden und den Gang der Handlung im Stücke verbessern konnte. Noch mehr that dieses aber Miguel Cervantes de Saavedra, einer der vorzüglichsten Schriftsteller im Komischen bei den Spaniern,

dessen Don Quixotte ihn schon unsterblich macht, wenn er auch weiter nichts geschrieben hätte. Er hat das Theater mit dreißig Lustspielen beschenkt, die alle mit Beifall aufgenommeu worden sind; indessen wollen Kunstrichter, die im Jahre 1615 zu Madrid erschienenen acht Lustspiele und eben so viele Zwischenspiele (Entremises) des Cervantes nicht loben, sie seyen unregelmäßig und ausschweifend. Nach dem Nasarre, der 1749 die angeführten Lustspiele und Zwischenspiele des Cervantes in zwei Bänden wieder herausgab, und in einer diesen Lustspielen beigefügten Abhandlung das Spanische Lustspiel beschreibt, soll Cervantes sie absichtlich mit den genannten Fehlern angelegt haben, um dadurch die Manier des Lope de Vega und seiner Nachbeter im Lustspiele lächerlich zu machen; andere Schriftsteller finden dieses Vorgeben aber nicht wahrscheinlich, sondern glauben, daß es geschehen sey, um den Lustspielen des Cervantes Abnehmer zu verschaffen, weil sie Niemand hätte lesen wollen. Indessen scheint es doch wohl, daß bei dem damals eingerissenen unnatürlichen Geschmack im Lustspiele, Cervantes seine Pfeile dagegen abgeschossen hat, nur sind die Verwundungen so fein, daß sie von den wenigsten gefühlt worden sind. Auch soll er mit seiner Satyre so fein haben herausrücken müssen, weil er die ganze Parthei des Lope gegen sich gehabt habe, und er zu alt und arm gewesen sey, um sich ihnen kräftig zu widersetzen. Wie es denn auch gewesen seyn mag, so gewann doch die Sprache bei dem Modegeschmack des Theaters und bei der Satyre, um ihn zu verdrängen und die Natürlichkeit wieder auf die Bühne zu bringen, weil die Theaterfreunde, überhaupt das Volk, dabei interessirt waren. Lope de Vega behielt den Rang eines Modedichters seiner Zeit, weil er die Volksparthei und die Schauspieler für sich hatte; man erklärte seine Lustspiele für Meisterstücke

und als Gesetz für die Bühne; und rechnet man die Umgehung aller Regeln bei Entwerfung seiner Schauspiele ab, an die sich überhaupt kein Genie bindet, so muß man seiner Erfindungskunst, seiner Charakterzeichnung und Sittenmalerey, seiner Menschenkenntniß und seiner Sprache und Diktion volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er folgte dem Drange seiner fruchtbaren, mit der Erfahrung genährten Phantasie in dem damaligen Geschmacke des Volkes. Die Akademie zu Madrid, von seinen Gegnern angefeuert, forderte ihn auf, Rechenschaft zu geben, warum er nicht die gewöhnlichen Regeln des Schauspiels befolgte; Lope antwortete derselben in Versen unter dem Titel: Neue Kunst-Komödien in diesen Zeiten zu machen; an die Akademie zu Madrid gerichtet. In diesen Versen, welche die feinste Spötterey auf die Academiciens enthalten, sagt er unter andern: daß er gar nicht die Absicht habe, den geträumten Hochverrath an dem Parnasse zu begehen. Er habe, kaum zehn Jahre alt, die Bücher schon alle gelesen, worin sich die Regeln des Schauspiels befänden; er sei also mit diesen Regeln vertraut, so wie mit der Grammatik. Er schreibe aber seine Lustspiele nach den Regeln, die diejenigen erfunden hätten, welche nach dem Beifalle des Volks haschten; denn da sie das Volk bezahlte, so sei es auch billig, diesem Belustigung zu gewähren, und wie ein Thor zu reden. Es sei ihm leid genug, daß es so wäre, da es aber einmal so sei und nicht anders, auch kein Mittelweg zwischen beiden Uebeln aufzufinden wäre, so müsse man schon dem einmal gebahnten folgen, der dem Volke Aufmerksamkeit abgewonnen. Dieses war nun die erste Periode des Schauspiels im sechzehnten Jahrhunderte, und da diese Belustigung ganz im Geschmacke des Volkes war, so konnte auch durch dasselbe auf die Kultur des Volkes und auf dessen Sprache gewirkt werden. Die zweite Periode

desselben beginnt mit der Regierung Philipps des Vierten, einem Monarchen, der selbst Dichter war. Hier tritt Calderon de la Barca auf, ein genialer Dichter, dem die Spanische Bühne viel verdankt. Er wurde an den Hof des genannten Monarchen gerufen, um die Lustbarkeiten desselben zu leiten und für das Theater zu arbeiten, welches er auch mit vieler Auszeichnung gethan hat. Er brachte besonders die geistlichen Schauspiele oder Autos Sacramentales in Aufnahme. Seine Stücke haben sich lange auf der Spanischen Bühne zu Madrid, Toledo, Sevilla, Granada ꝛc. gehalten und werden auch noch abwechselnd gegeben. Die Franzosen haben seine Stücke fleißig benutzt, besondees Thomas und Peter Corneille, so wie überhaupt die Spanier die Lehrer der Franzosen in der dramatischen Kunst gewesen sind; denn Letztere haben Ersteren ihre Tragödie und Komödie zu verdanken. Wenn nun gleich Calderon nicht so fruchtbar als Lope de Vega ist; denn seine Schauspiele, außer den Autos Sacramentales, den Vorspielen (Loas) und den Divertissements (Saynetes), belaufen sich nur auf 127, so giebt er ihm doch in der Originalität seiner Stücke, in Erfindung und Ausführung, nichts nach, wenn auch gleich viele Ungereimtheiten in denselben vorkommen, die allen Regeln der Kunst Hohn sprechen. Mit ihm oder zu seiner Zeit treten noch mit Genialität auf: Geronymo de Cancer, Antonio de Solis, Augustin Moreto y Cabana, Antonio Zamora, und Francisco Candamo. Auch in dieser zweiten Periode gewann die Sprache durch das Schauspiel außerordentlich; auch ließ es König Philipp der Vierte an nichts fehlen, was auch das Auge bestechen, und so die Wirkung der Handlung auf die Zuschauer vermehren konnte; denn viele der Stücke Calderons wurden mit prachtvollen Theaterverzierungen aufgeführt; auch war man so in

den Geschmack des Lustspiels und der Autos Sacramentales gekommen, daß die Dichter vollauf zu thun hatten und reichlich belohnt wurden. Man will zwar das Häufen der Wortspiele, die ein Reichthum der Spanischen Sprache ausmachen, in den Lustspielen, besonders in denjenigen von Solis, tadeln; allein gerade durch diese Wortspiele, die im Geschmacke der Nation liegen, und durch den reichlich ausgestreuten Witz gewann die Sprache an Fülle des Ausdrucks und an komischen Wendungen, und besonders verstärkte sich deren Wirkung auf das Publikum, weil der Pickelhäring oder Gracioso seine Späße oder Scherze in solchen Wortspielen vorzutragen hatte; und es im Spanischen Stücke giebt, wo zwei Spaßmacher auftreten, ja wohl noch eine Graciosa. Wenn man es daher von der einen Seite fehlerhaft nennen kann, Lustspiele mit Witz zu überladen, so muß man von der andern doch auch zu geben, daß die Sprache bei der Erfindung der Wortspiele gewinnt; denn sie pflanzen sich von der Bühne auf das Volk fort und tragen so zur Kultur desselben unvermerkt bei, erregen den Funken zu neuen Witzen im Volke, wie wir dieses auch bei uns mit den Lustspielen und Possen auf dem Königsstädter Theater sehen, so wie überhaupt mit allen die Tendenz des Komischen in sich tragenden Schriften ꝛc. ꝛc.; sie sind immer baarer Gewinn für die Sprache und für die Bildung eines Volkes. Freilich muß aber auch hierin einiger Geschmack herrschen und ein, wenn gleich nicht ganz edler, doch guter Geist vorwalten, wenn auch die moralische Seite des Volkes im Komischen berührt werden soll, so daß man nicht allein lacht, sondern auch auf die eigenen Fehler aufmerksam wird; und dieses kann doch nur mit der Zweck aller Theatervergnügungen seyn; denn hier bloß Belustigung ohne andere Absicht suchen zu wollen, hieße das Theater zum Puppenspiele herabwürdigen, und den

Zweck der dramatischen Kunst verkennen. — Mit dem achtzehnten Jahrhunderte beginnt die dritte Periode des Schauspiels bei den Spaniern, welche bis auf die neueste Zeit geht. In dieser Periode sank das Schauspiel auf einige Zeit herab, woran zu Anfange dieser Periode der Regierungswechsel und der daraus sich entsponnene Krieg Antheil hatten. Es traten zwar noch einige Dichter auf; allein sie standen ihren Vorgängern an Genie und Fruchtbarkeit weit nach. Hier sind zu nennen bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts Joseph Cannizares, Thomas de Yriarte, Nicolas Fernandez Moratin, Ramon de la Cruz, Joachim de San Pedro, die Gräfin del Carpio ꝛc. Von dem letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit hebt eine neue Periode für das Spanische Theater an. Die Autos Sacramentales, der Gracioso und die anderen Possierlichkeiten einer früheren Zeit sind jetzt ganz von der Bühne in Madrid verschwunden und haben einem gereinigteren Geschmack im Drama Platz gemacht. Fremde Produkte werden jetzt in das Spanische übersetzt und auf dem Theater del Principe und de la Cruz in Madrid gegeben, z. B. Hamlet, Julius Cäsar, Alzire, Merope ꝛc. ꝛc., aber auch eine große Anzahl Originalstücke, besonders im komischen Fache. Die Schauspieler sollen aber in den Saynetes oder Zwischenspielen besonders gefallen, weil hier alles national, alles Natur zu seyn pflegt. Diese kleinen Farcen sollen mit einer Wahrheit, Lebendigkeit und Laune gespielt werden, die dem strengsten Richter nichts zu wünschen übrig lassen. Außer diesen beiden Nationaltheatern giebt es nun noch ein Operntheater: El coliseo de los Canos del Peral; worauf wöchentlich zwei Mal gespielt wird, und worauf in den Fasten auch Oratoriums gegeben werden; dann giebt es noch mehrere

Privattheater, die in den Palläſten der Grandes oft ſehr prachtvoll ausgeſchmückt ſeyn ſollen. Auf dieſen Privatbühnen werden größtentheils kleine Gelegenheitsſtücke gegeben, die den Franzöſiſchen Stücken dieſer Art an Witz und Laune nicht nachſtehen ſollen, wodurch die Umgangsſprache gleichfalls an neuen Wörtern und Ausdrücken gewinnt; ſo wie überhaupt die große Liebe der Spanier für das Schauſpiel auch ein mächtiger Hebel geweſen iſt, ihre Sprache ſchon früh auszubilden; und daher hat der Spanier auch vorzugsweiſe einen hohen Werth auf ſeine Nationalſprache gelegt und ſie in der Unterhaltung nicht durch eine Fremdſprache verdrängen laſſen; denn wenn gleich das Franzöſiſche auch bei ihnen Eingang fand, ſo ſprach man es nur gleichſam gezwungen bei Hofe zu Anfange der Regierung der Bourbons, aber nie mit Wohlgefallen oder mit ſelbgefälligem Stolze auch in der fremden Zunge reden zu können, wie es hauptſächlich bei den Deutſchen der Fall war und es auch zum Theil noch iſt. Von ihren Autos Sacramentales oder geiſtlichen Dramen in Verſen, ihren Loas oder Prologen, Sayneten oder Zwiſchenſpielen, Tonadillas oder muſikaliſchen Schlußerzählungen, die von den Tänzerinnen geſungen werden, wenn ſich die Saynete ſchließt, Zarzuelas oder komiſchen Operetten und Entremes noch etwas mehr zu ſagen, als ſie bloß zu erwähnen, iſt hier nicht der Ort. So viel muß hier aber noch über das Drama der Spanier geſagt werden, daß es nicht allein den Franzoſen, wie ſchon oben angeführt worden, zum Vorbilde gedient hat, ſondern auch den Italienern und Engländern; denn nach dem Riccoboni*) haben die Italiener ihre Komödie bis zur Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts nach den Griechen und Römern gebilde und von da ab bis

*) Reflexions sur les Theatres de l'Europe.

zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, haben sie größtentheils Uebersetzungen aus dem Spanischen auf die Bühne gebracht. Auch die Engländer haben die Spanischen Schauspiele geplündert, ohne Angabe ihrer Quelle. Ueberhaupt soll das Spanische Theater an Fruchtbarkeit und Originalität vor allen Europäischen Theatern den Vorzug haben. Nach dem so eben erwähnten Schriftsteller sollen die Spanier mehr Lustspiele haben, als die Italiener und Franzosen zusammen genommen Lust- und Trauerspiele von ihrem Ursprunge bis auf die neueste Zeit gehabt haben, ja man könnte noch die Dramen von ein Paar Völkern hinzusetzen ohne ins Uebertriebene zu fallen. Nach dem Baretti, in seiner Reise nach Spanien, Th. 2, konnten die Spanier zu seiner Zeit einige tausend Schauspiele, besonders Tragi-Komödien aufweisen, und von diesen Schauspielen wurden ungefähr dreihundert auf den beiden Theatern zu Madrid aufgeführt. Ihre Komödien oder Lustspiele sollen sich nach einem Schriftsteller bis zum letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts auf 24,000 belaufen haben. Das größte Verdienst der Spanier hierbei ist, daß ihre Schauspiele größtentheils Originale sind; denn es giebt nur wenige darunter, von denen die Idee Fremden abgeborgt ist. Letzteres geschah besonders in der neuesten Zeit, in diesem Jahrhunderte, wo sie Uebersetzungen fremder Stücke auf ihre Bühne brachten.

Wie die Poesie bei den Spaniern geweckt worden ist, läßt sich schwer ermitteln, da die von Schriftstellern aufgestellten Ursachen größtentheils ohne Grund sind, sich daher auch nicht vereinigen lassen. Daß die Arabische Dichtkunst auf die Spanische Einfluß gehabt haben kann, ist wohl zu vermuthen, daß aber die Araber das Drama in Spanien eingeführt haben sollen, ist wohl grundlos, da die Araber dergleichen Vergnügungen nie gehabt haben. Auch von den

Provenzialdichtern kann sie nicht herrühren, wohl eher von den Gesängen und geistlichen Liedern der Pilgrimme, welche verschiedene Wallfahrten anstellten; wenigstens ist der Geschmack der Poesie in Gallizien in den barbarischen Zeiten durch die Wallfahrten der Pilgrimme nach der Kirche zu Compostella erhalten worden. Das älteste Gedicht der Spanier ist der Cid, welcher Held und Ritter sonder gleichen den Stoff zu diesem Gedichte: „Poema del Cid el Campeador," gegeben. Es steht in der Colleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV., von Sanchez 1775 herausgegeben; auch in der Bibliotheca castellana portugues y provenzal von Schubert. Die späteren Romanzen, welche den Heldenruhm des Cids enthalten, hat Fernando del Castillo im sechzehnten Jahrhunderte gesammelt und Pedro de Florez im Jahre 1614 in dem Romancero general herausgegeben. — Die Literatur der Spanier ist, wie oben eine Uebersicht davon gegeben worden, sehr bedeutend, besonders im dramatischen Fache, so wie überhaupt in der Dichtkunst in allen Zweigen, und es ist zu verwundern, daß ihre nächsten Nachbarn, die Portugiesen, ihnen hierin so weit nachstehen. An Dichtern, überhaupt an Bellettristen haben in den drei Perioden bis auf die neueste Zeit auf die Sprache gewirkt: Juan de la Enzina, Juan de Mena, Rodrigo de Cota, Joachim Ranero de Zepeda, Andreas de Roxas Alarcon, Juan Rodriguez, Pedro Hurtado de la Vera, Lope de Rueda, Alonso de la Vega, Torres Naharra, Juan de la Cueva, Christ. de Virües, Juan Boscan Almagarer, Gongora, Quevedo, Cristoval de Castillejo, Alonso de Ercilla y Zunyga, Garcilasso, Luperino Bernardo und Bartolome Leonardo Argensola, Vicenz Espinel, Mi-

guel Cervantes de Saavedra, Franz Borgia, (Fürst von Squillace und Graf von Majaldo), Franc. de Aguilar, Terrega, Mira de Mescua, Melch. Fernandez de Leon, Guill. de Castro, Juan de Hoz, Nicer Andreas Rey de Artinda, Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza, Lope Felix de Vega Carpio, Juan Perez de Montalban, Tirso de Molina (Fr. Gabriel Tellez), Ger. Cancer, Augustin de Salazar y Torres, Maria d'Agreda, Augustin Moreto y Cabana, Franc. de Roxas, Luis Coello, Antonio de Solis, Pedro Calderon de la Barca, Jos. de Cannizares, Ant. de Zamora, die Gräfin Carpes, Garcia de la Huerta, Raman de la Cruz, Yriarte, Luis Marquis von Fontanes, Juan Escoiquiz und Andere. Unter diesen Dichtern zeichnen sich vorzüglich in der epischen Dichtkunst aus: Lope de Vega, durch vier Heldengedichte, Dreghontee, Angelica, Isidor, und das eroberte Jerusalem; Alonso de Erpille durch das Gedicht Araucane. — In der lyrischen, der Ode, dem Liede, der Elegie ꝛc. Boscan, Vincenz Espinel, der auch die ars poëtica des Horaz ins Spanische übertragen hat; Garcillasso, Quevedo, Manuel de Villejas, der als der Dichter der Grazien, als der Spanische Anakreon bekannt ist, und Andere. In der Tragödie: Juan de Mena, dem auch die Tragikomödie Celestina oder Calixto und Melibea zugeschrieben wird, die Andere dem Rodrigo de Cota zu schreiben; Juan de la Cueva, Christ. de Virues, dessen Stücke zuerst den Titel von Tragikomödien führten; sie hießen: La gran Semiramis, la cruel Casandra, Atila furioso, la infeliz Marcela, Elisa Dido, El Amor, Absalon

und Saul y Jonatas; Lope de Vega, Augustin de Montiano, Luis Coello und Andere. Die Tragödie scheint die Spanier nicht so anzusprechen, als die Komödie, daher sind viele Tragödien, theils auch wegen ihrer Länge, nicht aufgeführt und nicht gedruckt worden. — In dem Lustspiele oder der Komödie: Juan de la Cueva, Miguel Cervantes, Lope de Vega, Franc. de Aguilar, Juan de Hoz, Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza, Juan Perez de Montalban, Ger. Cancer, Augustin Moreto y Cabana, Calderon de la Barca, Antonio Solis und Andere. Im Lustspiele sind die Spanier unerschöpflich an Erfindungen, sie setzen dabei alles in Contribution, die biblische und profane Geschichte, die Mythe, die Wunder und alle bürgerliche Lebensverhältnisse, von welcher Art sie auch seyn mögen; daher gehört ihnen auch im Lustspiele der Vorrang vor allen andern Nationen; auch sind sie von Allen hierin benutzt worden, und ihre Sprache hat durch dasselbe nicht nur einen Reichthum von Wörtern, sondern auch Charakter, Fluß und Zierlichkeit gewonnen. — In der Satyre: Gangora, Quevedo, Argensole, Lope de Vega, Cervantes, der Vater Isla u. Andere. Daß die Spanier auch in der Satyre Meister sind, und gern Alles auffassen, was sich ihnen darbietet, geht schon aus ihren Lustspielen hervor. Auch in neuester Zeit, als Napoleon von der Weltbühne abtrat, konnten sie es doch nicht lassen, auch über ihn, der so viele Gewitterwolken über ihr Land gebracht hat, zu spötteln; es erschien ein Werk in vier Bänden, unter dem Titel: Napoleon o el verdadero D. Quijote de la Europa. — In der Gattung der Burlesken: Lope de Vega, seine Gatomachie, sein Lobgedicht auf den Floh ꝛc. — In der Fabel: Yriarte. — Im Sinngedicht: Lope de Vega. — Im Hirtengedicht oder der Idylle: Garcillasso, Lope de

Vega, Montemayor, Gil Polo und eine große Anzahl Anderer. — In der romantischen Erzählung liefern alle ihre lyrischen und erotischen Dichter Beiträge. — Juan Escoiquiz, welcher 1820 starb, hat Miltons verlorenes Paradies u. Youngs Nachtgedanken übersetzt. — Um die Spanische Dichtkunst in allen Zweigen, hauptsächlich aber um das Theater dieser Nation, haben sich in Deutschland verdient gemacht: Bertuch, Herder, welcher den Cid oder die Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar, nach Spanischen Romanzen bearbeitet, herausgegeben hat. Das Gedicht besteht aus einer Reihe von siebzig Romanzen. A. W. von Schlegel, der folgende Dramen des Calderons übersetzt hat, nämlich: Die Andacht zum Kreuze; über allen Zauber Liebe; die Blumen und die Schärpe ꝛc.; Tiek, F. de la Motte Fouqué, Sophie Brentano, Siebmann, Gries, Malsburg und Andere. In Prosa haben in der Geschichte und in den damit verwandten Wissenschaften bis jetzt auf die Sprache gewirkt: Alvarez Gomez de Castro, welcher die Geschichte des Kardinals Ximenes geschrieben hat; Alonso Nunez de Castro, Balthasar Campuzano (auch Francisco della Carrera genannt); Antonio de Silva y Sosa, das von ihm verfaßte Werk ist dem Könige Karl dem Zehnten zugeschrieben und in Stockholm gedruckt worden; es führt den Titel: Jvisio o Vaticinio Politico al noble Reyno di Suecia etc. etc. Holmiae, Typis Johannis Janssonii, Regii Typogr. anno 1635 in Sedez, 2 Bde. Es handelt von der Staatskunst, Regierung und Thronfolge in Spanien, Portugal und Neapel ꝛc.; Antonio de Solis, Verfasser der Geschichte der Eroberung von Mexico; Antonio de Herrera, welcher die Geschichte Westindiens heraus-

gegeben hat *); J. Mariana, Juan de Ferreras, welcher, außer mehreren andern Werken, eine Geschichte Spaniens (Historia de Espana) in 16 Bänden geschrieben hat; Luis Joseph de Velasquez, Vater Frejoo, auch Kritiker, Jorge Juan, Juan Antonio Llorente, welcher die Geschichte der Spanischen Inquisition geschrieben hat, welches Werk in mehrere Sprachen übersetzt worden ist, und der auch Theaterdichter war; Jos. Anton Condé, welcher die Geschichte der Maurenherrschaft in Spanien in zwei Bänden herausgegeben hat; Graf von Campomanes, Marquis von Villesantoro, J. M. Alvarez, M. de Inclan Valdes, A. Bergnes, der die Geschichte der Buchdruckerkunst herausgegeben hat; Graf Toreno, Bernardino Nunez de Arenas, Joseph Espinosa, Franz Borgia und Andere. — An bellettristischen Schriften, wie Romane, satyrische Schriften ꝛc., ist die Spanische Literatur gleichfalls reich. Unter einer großen Anzahl Romanenschriftsteller zeichnet sich besonders Cervantes de Saavedra aus, nicht nur sein Don Quixotte, sondern auch die Geschichte der Drangsale des Persiles und der Sigismunda wurden mit großem Beifall von seinen Mitbürgern aufgenommen und sind auch noch bis jetzt die Lieblingslektüre der Spanier geblieben; sie haben auch im Auslande eine gerechte Anerkennung gefunden. Ferner ist hier noch zu erwähnen: Maria d'Agreda, die einen Roman unter dem Titel: „Ciudad mistica de Dios etc. schrieb, der große Streitigkeiten unter den Geistlichen und Mönchen veranlaßte, indessen von den geistlichen Tribunalen und der Inquisition als nicht

*) Der vollständige Titel dieses Werks ist: Historia general de las Indias Occidentales, ó de los Hechos de los Castellanos en las Islas, y Tierra Firme del Mar Oceano, escritta par Antonio de Herrera, Coronista Major. En Amberes.

der katholischen Religion entgegen, freigelassen wurde; Islar, welcher der Swift der Spanier genannt wird. Von ihm soll auch das Werk: Historia del famoso Predicator Fray Gerundio de Campazas, alias Zotes; escritta par Don Francisco Lobon de Salazar, Presbytero etc. Quien la dedica al publico, seyn. Der erste Band erschien zu Madrid 1753 in Quart; der zweite Band ist aber Manuscript geblieben. Es sind darin viele satyrische Anspielungen auf die Inquisition und auf das Mönchsthum ꝛc. — Im Felde der Journalistik hat sich besonders Clavijo y Flayardo verdient gemacht, und durch seine gehaltvollen eigenen Aufsätze auf die Ausbildung der Sprache gewirkt. Er war lange Zeit Redakteur des Mercurio historico y politico de Madrid, und dann Herausgeber des „El pensador"; auch hat er die Naturgeschichte Büffon's ins Spanische übersetzt. Göthe hat ihn auch durch das Trauerspiel Clavijo verewiget, wozu die Veranlassung die Schwester Beaumarchais und die Rache deren Bruders an Clavijo war. — Was die Sprachlehren und Wörterbücher der Spanischen Sprache betrifft, so sind diejenigen für Deutsche schon unter Sprache und Sprachkunst, Th. 160, S. 337, angeführt worden. Wichtig, um die Spanische Literatur zur Zeit der Maurenherrschaft in Spanien kennen zu lernen, ist folgendes Werk: Bibliotheca Arabico-Hispana Escurialensis, sive Librorum Omnium Mscpt., quos Arabice ab Auctoribus magnam partem Arabo-Hispanis compositos Bibliotheca Coenobii Escurialensis complectitur, recensio et explanatio, opera et studio Michaelis Casiri, Syro. Maronitae, Presbyteri S. Theologiae Doctoris, Regis a Bibliotheca Linguarumque Orientalium interpretae: Caroli III., Regis Opt. Max. auctoritate atque auspiciis edita. Matriti MDCCLXX.

Es sind zwei Theile in Folio nebst einem Register, welches 212 Seiten ausmacht. Der erste Theil enthält die Arabischen Handschriften, die von der Grammatik, Rhetorik, Philologie, Mathematik und Astronomie handeln, und der zweite enthält die Schriftsteller in der Geschichte und Erdbeschreibung. Es sollen darin schöne Auszüge und Handschriften vorkommen, welche die großen Verdienste der Araber zu einer Zeit beweisen, da alle andere Völker nichts wußten, nach dem Fall der Römer in einen barbarischen Zustand gerathen waren. Ein anderes Werk in Folio begreift die Griechischen Handschriften in der Königlichen Bithek zu Madrid. Es führt den Titel: Regiae Bihliothecae Matritensis Codices Graeci Mscpt. Joannes Yriarte, ejusdem custos, Manuscriptorum Mnseo olim Praepositus, idemque Regis interpres intimus excussit, recensuit, notis, indicibus, anecdotis pluribus evulgatis illustravit. Opus Regiis auspiciis et sumptibus in lucem editum. Matriti. Folio. Fast alle die darin verzeichneten Handschriften sind aus Konstantin Lascaris Nachlasse, der bei der Einnahme von Konstantinopel durch die Türken nach Italien flüchtete und zuerst in Mailand, dann in Neapel, und späterhin in Messina im Griechischen Unterricht gab. Yriarte ist zugleich Dichter, besonders zeichnet er sich im Epigramme oder Sinngedichte aus; auch hat er eine Sammlung Spanischer Sprüchwörter herausgegeben. Ueber den Ursprung und Fortgang der Spanischen Sprache sehe man nach: Origen y Principio de la Lengua Castellana von Bern. Aldreti (R. 1606, 1674,) Greg. de Mayans Origines de la Lengua Espannola, Mad. 1737 — Letra sobre la origen de la Poesia Espanola; von dem Marquis de Santillana — Origenes de la Poesia Castellana, por D. L. J, Velasquez. Mad. 1784. Deutsch,

mit vielen Zusätzen von Joh. Andr. Dieze. Göttingen, 1769. — Letters from an Engl. Traveller in Spain on the Origin and Progress of Poetry in that Kingdom. Lond. 1781. Hierher kann man auch noch rechnen: Viage del Parnaso, von Mig. Cervantes, Madrid, 1614 und 1714. Laurel de Apolo von Lope de Vega. Breve discurso de las Comedias y de su representacion por D. Diego Vich. Valenc. 1650. Lettre sur le Theatre Espagnol, im 4ten Bande, S. 502 der Variétés Litteraires. Magazin der Spanischen und Portugiesischen Literatur von J. F. Bertuch. 3 Bde. Flögels Geschichte der komischen Literatur, 4r Bd., S. 157 u. f. Bibliotheca espanola IX. Vol. Gotha, 1804—9, und andere Schriften, die über die Spanische Sprache und Literatur Nachricht geben.

Sprache (Spitzbuben-), s. Sprache (Gauner), Th. 160.

— (Staats-), gleichbedeutend mit Landessprache, diejenige Sprache, die in einem Staate die herrschende ist, von dem Volke gesprochen wird; s. Sprache (Landes=) Th. 160.

— (Stamm-), eine Benennung der Ursprachen, von denen die übrigen abstammen, Aeste und Zweige bilden. Ohne uns in die ältesten Zeiten zu verlieren, wollen wir nur einige der Hauptstämme anführen, von denen uns noch Denkmäler genug übrig geblieben sind, um die abgestammten Sprachen, die Zweige und Aeste, darnach beurtheilen zu können. Die Lateinische Sprache, von welcher die Italienische und Französische mit ihren Mundarten, und auch zum Theil die Spanische und Portugiesische abstammen. Die Gothisch-Germanische Sprache, eigentlich zwei verschiedene Sprachstämme, die aber nicht unmerklich aufeinander eingewirkt haben, wie die Hauptmundarten beweisen, welche sind: die Deutsche mit ihren Mund-

arten, die Englische, Holländische, Schwedische, Dänische und Norwegische. Die Wendisch=Slavische oder Slavonische Sprache, von welcher die Russische, Böhmische, Polnische, Dalmatische, Wendische und andere Mundarten abstammen, die wieder ihre Nebendialekte haben. Man nimmt also eine Sprache als Stammsprache an, von der man die ältesten Denkmäler aufzuweisen hat, und aus welcher man die Wurzeln in den neueren Sprachen deutlich entdeckt, ja mit weniger Abänderung ganze Wörter, so daß die Abstammung dieser Sprachen von jener unverkennbar ist, ja auch die sich vorfindenden Dokumente die Abstammung durch den allmähligen Uebergang und die Vermischung mit Mundarten anderer Stämme deutlich zeigen, wie unter Sprache (Italienische), Th. 160, S. 631, ein Beispiel angeführt worden ist. Uebrigens wird man als eben so gewiß annehmen können, daß auch die oben angeführten Stammsprachen wieder von andern abstammen und es so zu einem Hauptsprachstamme hinaufführt, einem Urstamme, der sich entweder in wenig oder unrichtig artikulirte Töne oder in eine förmliche Thiersprache auflöset, wenn nämlich, wie viele Sprachforscher und Sprachgelehrten wollen, die Ursprache des Menschen in bloßen ausgestoßenen Empfindungslauten bestand, sie beziehen sich nun auf Freude, Leid oder Schmerz, oder auf bloße, durch die Geberden= und Mienensprache erläuterte Deutungen auf Gegenstände der Natur und der Nothdurft. Man sehe hierüber auch den Artikel Sprache (Nordische), nach, wo noch Manches über diesen Gegenstand gesagt worden ist; und dann Sprache und Sprachkunst, Th. 159 und 160.

Daß die Stammsprache auch zu Vergleichungen zwischen den davon abstammenden Mundarten führen, und hierdurch ein Weg gebahnt wird, die Erlernung mancher neuern Europäischen Sprachen zu erleichtern,

ist von Schriftstellern in der neuesten Zeit mehr denn zu oft angeregt worden; indessen hat man bis jetzt immer noch nicht von Seiten der Sprachforscher und Sprachlehrer oder Grammatiker darauf Rücksicht genommen, indem man bei dem Unterrichte in den neueren Sprachen noch größtentheils die alten, einmal zur Gewohnheit gewordenen Methoden befolgt, und wenn auch Abänderungen hin und wieder in dem Unterrichte vorgenommen worden, so waren sie doch nicht so wesentlich, daß dadurch eine Reform in dem Sprachunterrichte bezweckt wurde. Man hat in der neuesten Zeit eingesehen, wie zweckmäßig es ist, sich auch mit den neueren Sprachen in Bezug auf die Wissenschaften, Künste und den Handel zu beschäftigen, und die auffallende Menge von Sprachlehren und Wörterbüchern fast in allen Europäischen Hauptsprachen, besonders aber in der Französischen, Englischen und Italienischen, ja seit einiger Zeit auch in der Spanischen und Portugiesischen, welche von Jahr zu Jahre erscheinen, beweisen das Bedürfniß der Erlernung dieser Sprachen, und eben so die andern Nationen, indem Franzosen, Engländer, Italiener ꝛc. auch jetzt die Deutsche Sprache erlernen, die ihnen so lange als ein nie zu bezwingender Riese geschienen. — Was in den Sprachlehren zur Erleichterung des Erlernens der Sprachen schon geschehen ist, das ist eine schematische Verzeichnung der verschiedenen Formen, welche die regelmäßigen, so wie die von der Regel abweichenden Zeitwörter durch alle Zeiten hindurch annehmen; allein in den Wörterbüchern ist bisher für diesen Zweck sehr wenig geschehen. — Bei der Vergleichung der Wörter in verschiedenen Sprachen, welche Aehnlichkeit mit einander und auch eine gleiche Bedeutung haben, wird man nicht nur leicht auf den Hauptstamm geleitet, sondern man erlernt auch leicht eine Sprache, von welcher viele ihrer Wörter bei der Aehnlichkeit in

der Aussprache und Schreibart, auch eine gleiche Bedeutung haben. Z. B. Vater, Father, Fr. père, Ital. patre, Span. patre; Mutter, Mother, mère, madre, madre; Nacht, Night, nuit, notta, noche; Wind, Wind, vent, vento. viento; Sonne, Sun, soleil, sole, sol; Nase, Nose, nez, naso, nariz; Bart, Beard, barbe, barba, barba; Stern, Star, étoile, stella, estrella. Die meisten Schwierigkeiten machen diejenigen Wörter, welche bei der Vergleichung die größte Aehnlichkeit in der Aussprache und Schreibart haben, aber in der Bedeutung ganz verschieden sind; z. B. das Deutsche Kälte und das Italienische caldo, Wärme; Pein, pain, peine, pena, Mühe, Kummer, Sorge; Tatze, Thierfuß, und das Italienische tazze, die Tasse; das Ital. cansare und das Spanische cansar, wovon jenes entfernen, vermindern, dieses ermüden, quälen, bedeutet; tomar, nehmen und tomare, kopflings herabstürzen; das Deutsche Muth und das Englische Mouth, Mund; faul und Fault, Fehler; voll und Fool, ein Narr; war, das Imperf. von seyn, und War, der Krieg; Seiler und Sailor, der Matrose, Bootsknecht; Angel, zum Fischfang, und Angel, ein Engel; hell und Hell, die Hölle; Kinn und Skin, die Haut; Wein und Vein, die Ader; schmal und Smell, der Geruch; Platte und Plate, der Teller; Diener und Dinner, Mittagsmahl; Friede und Fried, in der Pfanne gebraten; Sack und Sack, Spanischer Wein, Sekt; Locke, von Haaren, und Lock, das Schloß; die Halle und Hall, der Saal; Kraft und Craft, List, Arglistigkeit; Bart und Board, das Brett ꝛc. ꝛc. Das Französische Lis, eine Lilie und das Englische Lie, Länge; Goût, Geschmack und Gout, Podagra; Plage, Himmelsgegend, Küste, Strand, und Plague, die Pest; Oncle, Oheim und Ancle, der Fußknöchel; Pie, Elster, und Pie, Pastete; chair, Fleisch, der menschliche Leib, die sinnlichen

Lüſte, Unkeuſchheit, und chair, der Stuhl ꝛc. ꝛc. Wenn man genau auf mehrere Wörter merkt, und die Wurzel des Stammes herausſucht, ſo findet man die Aehnlichkeit, die oft fern zu liegen ſcheint, und ohne genaue Unterſuchung und Vergleichung mehrerer Wörter in der Bedeutung nicht herausgefunden werden würde, ſehr bald. So z. B. haben war, guerre, guerra, Krieg, mit dem Deutſchen Wehr, ſich wehren, eine Wurzel gemein, kommen alſo von einem Stamme. So z. B. kommen mit Spaniſchen Zeitwörtern viele Deutſchen überein, und beweiſen dadurch ihre gemeinſame Abſtammung von den Celten, Gothen und Germanen: costar, koſten; tostar, röſten; cocer, kochen; errar, irren; serrar, ſägen, mit unſerm zerren, ziehen, weil die Säge beim Holzſchneiden hin und her gezogen wird; segar, ſchneiden, mit ſägen oder Holzſchneiden; soldar, löhnen, bezahlen, von unſerm beſolden, Sold geben ꝛc. ꝛc. Da die Engliſche Sprache von einer Germaniſchen Mundart (Angelſächſiſchen, Frieſiſchen) abſtammt, ſo findet man darin auch die meiſten Wörter ihres Urſtammes; ſ. auch unter Sprache (Engliſche), Th. 160. Auch bei Vergleichung der Franzöſiſchen Zeitwörter mit den Deutſchen findet man viele Aehnlichkeiten, welche noch den Germaniſchen Sprachſtamm deutlich zeigen, und dadurch beweiſen, daß auch ſie von einer Mundart deſſelben (Fränkiſchen) abſtammen; ſ. auch unter Sprache (Franzöſiſche), Th. 160. Hier nur einige zur Probe: honnir, mit höhnen; glisser, mit gleiten, glitſchen; piauler, mit pipen; nicher, mit niſten; nasiller, mit nieſeln, durch die Naſe reden; laisser, mit laſſen; flûter, mit flöten ꝛc. So könnten hier noch eine Menge von Aehnlichkeiten zwiſchen den Mundarten des Lateiniſchen und des Gothiſch-Germaniſchen Sprachſtammes aufgeſtellt werden, wenn es nicht die Grenzen dieſes Artikels überſchritte; der bloß die Ab-

sicht hat zu zeigen, wie man den Stamm einer Sprache durch Vergleichung der Wörter der verschiedenen Sprachen und Mundarten mit einander auffinden, und wie dadurch das Studium verwandter Sprachen sehr erleichtert werden kann. — Was die Aehnlichkeiten der Slavischen Mundarten, beim Vergleichen ihrer Wörter mit einander, anbetrifft, so sehe man darüber den Artikel Sprache (Slavische) nach.

Sprache (stotternde), uneigentlich, nur ein stammelnder, zitternder Sprachton, wenn die Wörter abgebrochen hervorgebracht oder abgestoßen werden; es gleichsam Mühe den Sprechenden kostet, sie herauszubringen. Jedes einzelne Wort, jede Sylbe desselben, ja jeder Buchstab kostet eine gewisse Anstrengung, um abgestoßen zu werden, es ist gleichsam ein immerwährendes Aufhalten des Tones, wenn er eben tönen will oder zu tönen gedenkt. S. auch den Artikel Stottern.

— (Studenten-), die Ausdrücke und Redensarten der Studenten auf den Deutschen Universitäten, besonders in dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte; denn mit dem Anfange des gegenwärtigen, neunzehnten, Jahrhunderts sind viele der Kraftausdrücke, die man noch bis zu Ende des verwichenen Jahrhunderts von Musensöhnen hörte, verschwunden. Kindleben hat unter dem Titel: Studenten-Lexicon (Halle 1781), ein Werk von 288 Seiten mit Einschluß der Zueignung an alle angehende Musensöhne und der Vorrede, herausgegeben, welches, wie alle Wörterbücher, in alphabetischer Ordnung die ihm bekannt gewordenen Wörter und Ausdrücke der Studenten, mit der dazu nöthigen Erklärung enthält. Der Verfasser sagt von seinem Werke in der Vorrede, gleichsam ahnend, daß er manche Anfechtungen dieserhalb zu bestehen haben würde:

Davon ist nun wohl die Frage nicht, ob es den jungen Studierenden auf Universitäten erlaubt und anständig sey, eine solche besondere Art sich auszudrücken, und ihre Begriffe gegen einander zu bezeichnen, unter sich statt finden zu lassen; ich für mein Theil, der ich gern billig denke, sehe darin nichts ungesittetes, nichts, was einen jungen Mann, der den Wissenschaften obliegt, an seinem Fortkommen hindern könnte. Zwei Gründe insonderheit bestimmen mich, diese den Herren Studenten eigenthümliche Art zu reden gegen eigensinnige und hypochondrische Tadler, die so ganz vergessen, daß sie auch ehemals jung waren, zu vertheidigen; einmal, weil es einer jeden Gesellschaft, die, ohne dem Ganzen zu schaden, zu gewissen Zwecken und unter gewissen Bedingungen und Vortheilen zusammentritt, erlaubt ist, sich ihre eigenen Gesetze und ihre eigene Sprache zu entwerfen, sobald diese Besonderheit nur nicht den Rechten und Vortheilen eines Dritten im Wege stehet; zweitens: weil die Studentensprache, sobald die akademischen Jahre, die so flüchtig dahin eilen, geendiget sind, ohnehin aufhört, und das Andenken daran gleich wohl selbst für manchen ernsthaften, im Amte stehenden Mann manch unschuldiges Vergnügen bei sich führt. Man wird in diesem Lexicon nicht bloß die besondern Redensarten der Studenten einer einzelnen Universität antreffen; ich habe deren viel mehr durch mündliche Unterredung und Korrespondenz von verschiedenen Universitäten, z. B. von Göttingen, Jena, Frankfurt an der Oder ꝛc. gesammelt, und auch manche, jetzt schon wieder veraltete Ausdrücke hinzugefügt, die zu der Zeit, da ich selbst ein akademischer Jüngling war, unter meinen damaligen Mitbrüdern im Schwange gingen. Wo es sich thun und durch wahrscheinliche Vermuthungen etwas herausbringen ließ, habe ich auch die Etymologie und Abstammung des Wortes beigefügt. — Außer den eigentlichen Studentenwörtern hab' ich auch noch andere nicht ganz gewöhnliche und zum Theil veraltete Deutsche Ausdrücke in dieses Lexicon aufgenommen, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdienten, und diesem oder jenem Sprachforscher zum weitern Nachdenken Gelegenheit geben können. Dadurch glaub' ich es bewerkstelliget zu haben, daß dieses kleine Buch, wenn

es gleich mancher komisch, satyrisch oder gar unnütz nennen und sich darüber aufhalten mag, vielleicht ein Beitrag zur Beförderung der Deutschen Sprache und Literatur werden kann, worin ich als ein Deutscher Gelehrter mit zu arbeiten für meine Pflicht und für mein größtes Vergnügen halte. Ich erfülle darin die Schuldigkeit eines gutdenkenden Kindes gegen eine Mutter, die so viele undankbare und aus der Art geschlagene Söhne hat.

Dieses Studenten=Lexicon, nebst einem Bande Studentenlieder, wurde in Halle von Hendel gedruckt und verlegt; beide Werke erhielten auch die Censur von Trapp und Sprengel; allein der damalige Prorector D. Nösselt untersagte den Verkauf beider Werke, weil sie der studierenden Jugend zum Anstoß und zur Aergerniß gereichen konnten. Sie lagen schon acht Tage fertig da, als der Confiscationsbefehl ankam; indessen muß man es doch nachher so strenge damit nicht genommen haben, da viele Exemplare ins Publikum gekommen sind. Auch enthält das Lexicon nicht Sachen, die so eigentlich der studierenden Jugend zum Nachtheile gereichen können; denn wo der Versammlungsort vieler Jünglinge ist, da mögen auch wohl manchmal, ja oft Gegenstände abgehandelt und erklärt oder erläutert werden, die in das naturhistorische und medizinische Fach schlagen, und eben nicht ganz nutzlos dem Jünglinge zu wissen sind; und was die Erklärung mehrerer plebejischer Ausdrücke betrifft, so sind diese zwar wegzuwünschen, sie wurden aber auf Universitäten oder Hochschulen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte gehört, und mithin fanden sie in der Studentensprache einen Platz. Hier einige dieser Wörter, als Muster der Studentensprache: Abgehen, Absegeln, Abpaschen, Abtrollen, Anhosen, Ankeilen, Anpetzen, Anraxen, Anschmieren, Anschnallen, Anschnarchen, Anschnellen, Aufkratzen, Aufwixen, Aufziehen, Aushohlen, Auspfeifen, Ausstechen, Austrommeln,

Auswickſen, Auszischen, Beäugeln, Beköen, Blamiren, Blechen, Bluten, Brander, Brandfuchs, Burſche, Burſchencomment, Buxen oder Buxiren, Däſig, Dampfen, Decken, Deponiren, Duften, Dutzbruder, Eiſenfreſſer, Extern, Famulus, Feimen, Finte, Flabbe, Fladdern, Flämiſch, Floriren, Flott, Foppen, Fordern, Fuchs, Fuchskollegium, Fund, Gackeln, Glimmern, Griesgrammen, Gucken, Guckſen, Gucksmachen, Gucksmacher, Gurre, Haarbeutel oder Rauſch, Hänſeln, Haudegen, Hauen, Herſippen, Hohnecken, Hundsfott, Jubeln, Kalmäuſern, Karlauxen, Klabaſtern, Klaffen, Klamm ſeyn, Klatte, Klecken, Klemenzen, Klotzen, Kneifen, Knoten, Koddrig, Kohlen, Kollern, Kommerſch, Koramiren, Koram nehmen, Koranzen, Kuchenprofeſſor, Kümmeltürke, Ladenhüter, Landsmanſchaft, Linksmacher, Löffelkoch, Lungenhieb, Luxen oder Abluxen, Manichäer, Markus oder Pontius, Matſchen, Maulſchelliren, Menſchenkinder, Metze, Minneſold, Miez, Miſt, Moneten, Muckern, Mummenſchanz oder Mummmenſpiel, Narren oder Vexiren, Nippen, Ochſig, ochſiges Geld, Opfern, Paffen, Panzerfegen, Paperlepapp oder Unkepunz, Pauken, Pereiren oder ein pereat bringen, Philiſter, Pichen oder Zechen, Pieſacken, Pillen geben, Pimpel, Pimpeljochen, Pimpelliese, Pinſel, Pinſeln oder Klagen, Anklagen, Pladdern, Plautzen, Plieren, Pleißathen, die Leipziger Studenten, Plauſchicht oder Dickplauſchicht, Polken od. Kratzen, Pommade ſeyn, das iſt mir Pommade, Pönalkarzer, Pönen od. Verpönen, Pracher, Pracherherberge, Prellen, Preller, Priſe oder wunderlicher Menſch, Promoviren, Pro poena ſaufen, Proſt, Prudeln, Prügelſuppe, Puff oder Schlag, Pump oder Kredit, Pumpen, Purren oder Anpurren, Putſchen oder Anputſchen, Quängeln, Quiren oder Herumſchnuppern, Quiſten oder Verquiſten, Ranzen, oder Herumjagen, Rappelköpfiſch, Rappuſe, Raps, einen

Rapshaben, Raunen, Renommist, Rülpsen, Saalathen, die Studenten in Halle u. Jena; Salbadern, Schächer, Schanz u. Zuschanzen, Schassen oder Fortjagen, Skisiren, sich heimlich davon machen; Schlendrian, Schleppen, collé schleppen, Schlucker, Schmachten lassen, Schmarotzer, Schmarotzen, Schmollen, Schmollis, Schmuh machen, Schmunzeln, Schnöckern, Schnegeln, Schnipsjen schlagen, Schnitzer, Schnorren, Schofel, Schranz, Schranzen, Schuriegeln, Schummeln oder wild herumlaufen, Schuppen von dem breiten Steine, Schürzenstipendium, Schwabbs, Schwadroniren, Schwänzelliren, Schwänzen oder ein Collegium versäumen, Schwindelgeist, Schwindeln, Schwindsucht im Beutel, kein Geld haben; Schwitzen, ängstlich arbeiten, besonders zum Examen; Schwitzkasten, eine enge Arbeitsstube; Schwulitäten oder Verlegenheiten, Spannen, noch eine Flasche zusammen leeren; Stachetenflicker, Stechen, zustechen, Jemanden heimlich von etwas benachrichtigen, auch warnen; Stibitzen oder wegstibitzen, Sticheln, Stubenarrest, Stubenbursche, Stubenschwitzer, Suppenautor oder Gastwirth, Talpatsch, Teufelskerl, Theek, schlecht, geringe; Theek seyn, bettelarm seyn; Theekessel oder Mukker, Theerbürger oder Rentier, Tief; oder pereat tief; Topp, Trottiren oder Traben, Trumpfen oder Abtrumpfen, Trutschel, Umhalsen, Ungeschlachtet, Urian, Verkeilen, Verlustiren, Vernesen, Verpichen, Verschiß, Verschnallen oder Verkaufen, Versilbern, Vertrödeln, Vigilance, Wabblich, Wolle, in der Wolle sitzen, Wortklauber, Zieselbär ꝛc.

Sprache (Süddeutsche), Oberdeutsche Sprache, s. unter Sprache (Deutsche), und Sprache (Hochdeutsche), Th. 160. Die Oberdeutsche Sprache, besonders die Fränkische und Schwäbische Mundart, hat man schon in den frühesten Zeiten in den öffentlichen Kanzleyen der regierenden

Fürsten in Staatsgeschäften gebraucht, als man sich in den übrigen mittägigen und abendländischen Reichen noch überall eines barbarischen Lateins bediente; nur erst späterhin, bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften und Künste in Italien, und bei dem Wiederhervorgehen der alten Griechischen und Lateinischen Klassiker, wurde auch das Latein zu diplomatischen Verhandlungen hin und wieder an den großen Deutschen Höfen gebraucht, jedoch ohne ganz die Deutsche Sprache zurückzusetzen, die immer in den Verhandlungen Deutscher Fürsten unter sich beibehalten wurde; nur in den Tractaten mit fremden Mächten bediente man sich des gereinigteren Lateins, nach den Klassikern. Die Capitula imperatorum unter den Karolingischen Kaisern, besonders unter Ludwig dem Frommen im Jahre 823, ist in Deutscher Sprache vorgetragen worden. Auch der Theilungsvergleich unter Ludwig, dem Deutschen Könige, und Karln dem Kahlen, König in Frankreich, Söhne Ludwigs des Frommen, ist in beider Reiche Muttersprache geschrieben worden. Als nämlich nach dem Tode ihres Vaters ihr älterer Bruder, der Kaiser Lothar, über die ganze Fränkische Monarchie herrschte und die von dem Vater früher gemachte Theilung nicht gelten lassen wollten, so kam es darauf zwischen Lothar auf einer und Ludwig und Karl auf der andern Seite zum Kriege, und im Jahre 841 den 24. Juny zu einem entscheidenden Treffen bei Fontenai in Burgund, worin Lothar geschlagen wurde. Er suchte hierauf seine Länder zu trennen und mit Karln einen besonderen Frieden zu machen; allein dieses gelang ihm nicht, sondern Ludwig und Karl verbanden sich im Jahre 842 desto genauer zu Strasburg, und beschworen ihre Verbindung vor ihren beiderseitigen Heeren, und zwar Ludwig in der Romanischen, damit ihn die Franzosen, und Karl in Deutscher Sprache, damit ihn die

Deutschen verstehen konnten. Der Eid des Ersteren, in der Romanischen Sprache, ist schon unter Sprache (Italienische), Th. 160, S. 631 u. f. angeführt worden. Karls Eid in Deutscher Sprache lautet wie folgt: In godes minna in thes christianes folches ind unser bedhero gealtnisi fon thesemo dage frammordes so fram so mir got gewizzei indimadh furgibit so halt ih thesan minan bruodher so so man mit rehtu sinan bruodher scal in thin thaz er mig so so ma duo indi mit Ludheren in notheinui thing nege gango zhe minan willan imo ce scaden werhen. — Hierauf beschworen auch die beiden Herren, jeder in seiner Sprache, einen und denselben Eid, des Inhalts: daß sie demjenigen unter beiden Brüdern, der diesen geschwornen Eid nicht hielte, keinen Beistand leisten wollten. In der Ursprache lauten diese Eide, in der Römischen Sprache, an Ludwig: Si Lodhwigs sagrament que son Fradre Karlo jurat conservat et Karlus meus Senora de suo part non lostanit si io returnar non lint pois ne io ne neuls cui io returnar int pois in nulla adiudha contra Lodhwig non li iuer — An Karl, in Deutscher Sprache: Oba Karl then eid then er sineno bruodher Ludhuwige gesvor geleistet ind Ludhewig min herro then er imo gefvor, forbrichit: ob ih ina nes iou arwenden ne mag, noh ih noh thero thein ih es irrwenden mag imo ce follusti widar Karle ne wirdhit *).

Im Jahre 847 erschien der Befehl, die Predigten

*) Die Eidesformeln hat ein gleichzeitiger Schriftsteller, der Abt Nithard, Karl des Großen Enkel von seiner Tochter Bertha in seinem Lib. 4. de dissensionibus filiorum Lodhuuici Pii ad annum usque 843, im 3ten Buche, der Nachwelt aufbehalten.

entweder in der Lateinischen Bauernsprache, der Romanischen, oder in der Deutschen vorzutragen, damit sie der gemeine Mann verstehen könne. Auch der Koblenzer Vertrag und die Eide, welche die oben angeführten zwei Brüder im Jahre 860 einander leisteten, waren Deutsch, welches hinreichend beweiset, daß schon zu dieser Zeit in öffentlichen Geschäften unsere Muttersprache gebraucht wurde. Auch nach Ludwigs des Deutschen Tode geschah die Theilung seines Reiches, wie bekannt, zwischen seinen Söhnen Karlmann, Ludwig und Karl nach dem Fuldaischen Geschichtschreiber*) in Deutscher Sprache, und als der Jüngste wahnsinnig wurde, rief er in der Kirche bis zum Ende der Messe bei großen Verzuckungen und Schmerzen aus: Weh! Weh! welches wieder beweiset, daß die Deutschen Fürsten ihre Sprache als Hofsprache in frühesten Zeiten geredet haben. Vom Jahre 1008 (?) theilt uns Longolius im ersten Stücke seiner sichern Nachrichten von den Brandenburgisch-Culmbachischen Ländern eine vom Kaiser Lothar am Heiligen-Christtage zu Würzburg eigenhändig unterschriebene Urkunde mit, die in der Geschichte der Deutschen Sprache eben so merkwürdig ist, als eine andere von ihm mitgetheilte, die zu Plauen 1143 ausgestellt ist; und vom Kaiser Heinrich führt der Prediger Beischlag**) ein Diplom an, welches 1009 zu Merseburg in Deutscher Sprache geschrieben worden ist. Die Verdienste der Schwäbischen Kaiser, besonders Friedrichs des Ersten u. des Zweiten, um die Deutsche Sprache, und namentlich um die Oberdeutsche Mundart, sind bekannt; unter dem Letzten wurde der Reichsabschied

*) Duchesne T. II. p. 179. Cujus sacramenti textus Theutonica lingua conscriptus, in non multis locis habetur.

**) F. Jakob Beischlags Erläuterungen der Frage: ob unter Kaiser Friedrich dem Zweiten der Reichsabschied zum ersten Male in Deutscher Sprache abgefaßt ist. Nürnberg, 1737.

vom 3. August 1235 in Deutscher Sprache abgefaßt und bekannt gemacht. Man findet auch schon ein Hochdeutsches Diplom im vierzehnten Jahrhunderte, welches als etwas Merkwürdiges zu betrachten ist; nämlich die Markgrafen Albrecht und Waldemar von Brandenburg, Fürsten von Askanien haben im Jahre 1352 ein Hochdeutsches Diplom ausgestellt, da nicht lange vorher, von 1305 bis 1350, Waldemars erste Deutsche Diplome in Plattdeutscher Sprache abgefaßt wurden. Daher muß damals schon die Hochdeutsche Sprache bei den Norddeutschen Fürsten, welche sonst die Plattdeutsche Sprache redeten, eine gewisse Oberhand bekommen haben. Indessen muß man nicht darunter die jetzige Hochdeutsche Sprache verstehen, sondern die Obersächsische, aus welcher späterhin, zur Zeit der Reformation, mit Hülfe der Ober- und Niederdeutschen Sprache die jetzige Hochdeutsche Sprache entstanden ist. Kaiser Rudolph verordnete nach Schmidts Chronik, Th. 1, S. 175, gleich im Jahre 1273, als er Kaiser wurde, daß die Mandate, Privilegien, Edicte, Ehestiftungen, Kaufbriefe ꝛc. Deutsch abgefaßt werden sollten. Die Anhaltischen Fürsten gaben nach einer Stelle in dem angeführten Buche 1334 eine Plattdeutsche und 1344 eine Hochdeutsche Verordnung heraus, in welcher Letzteren das Wort Wispel noch als Wißscheffel, und Weitzen als Weysen geschrieben wird. In der Folge, wie auch schon oben am Eingange dieses Artikels bemerkt worden, als die Kanzler des Reichs, ja fast alle Schreiber der Fürsten, Pfaffen und Mönche waren, wurde in Urkunden, wenigstens in denjenigen, die sich auf die kirchlichen Angelegenheiten bezogen, hauptsächlich aber in den Klöstern, wieder die Lateinische Sprache gebraucht, um sich dadurch von den Laien zu unterscheiden. Indessen verordnete Kaiser Sigismund doch schon wieder

gegen das Jahr 1430, daß die Reichsfürstensachen in Deutscher Sprache und zugleich nach Deutschen, nicht nach Lateinischen oder geistlichen Rechten abgeurtheilt werden sollten. — Der Charakter der Süd- und Oberdeutschen Sprache ist schon unter Sprache (Deutsche), Th. 160, angegeben worden; sie ist breiter und schärfer betont, als die Niederdeutsche Sprache; auch ist sie weit reicher an Wörtern und Ausdrücken, als diese, welches von ihrer frühzeitigen Ausbildung herrührt.

Die Süddeutsche Mundart theilt sich in die Oesterreichische, Bayersche, Schwäbische, Fränkische, Schweizerische und Thüringsche. Diese Süddeutsche Mundart wird nach ihren verschiedenen Abänderungen in Oesterreichischen, Baierschen, Fränkischen, Schwäbischen, Ober- und zum Theil Niederrheinischen Provinzen, in dem größten Theile der Schweiz, im Elsaß oder dem Departement des Nieder- und Oberrheins, in Schlesien, wo es diesseits der Oder schon im vierzehnten Jahrhunderte die Kanzleysprache gewesen, in Böhmen, Mähren, Ungarn, Slavonien und Siebenbürgen, auch in mehreren Gegenden von dem ehemaligen Polen ꝛc. gesprochen.

Sprache (süße), uneigentlich, die zärtlichen und zierlichen Sprachtöne, die im Liebesparoxismus dem geliebten Gegenstände zugeflüstert werden; s. auch Sprache (Liebes-), Th. 160.

Sprache (Syrische), s. Sprache (Chaldäische). Die Syrische Sprache kommt mit der Chaldäischen, fast ganz überein, und weicht nur in einzelnen Theilen von derselben ab, welches wahrscheinlich durch die Länge der Zeit, durch unrichtige Abschriften, worin die Schriftzeichen verwechselt oder vielmehr im Abschreiben etwas verändert worden, od. durch sonst einen Umstand herrührt, dessen Aufklärung sich nicht mehr ermitteln läßt; denn wie schon unter dem oben angeführten Artikel, Th. 160,

bemerkt worden, sind beide Sprachen nur in der Aussprache und in den Vokalen verschieden, und selbst der Unterschied in der Verschiedenheit der Vokale ist so unbedeutend, daß man beide Sprachen mit gleichen Vokalen schreiben kann, wenn man sie nur anders ausspricht, und da der Unterschied nur hauptsächlich in der Aussprache liegt, nicht in den Worten, so kann man annehmen, daß es zwei sehr nahe übereinkommende Mundarten sind, wie man sie in Deutschland so häufig findet; und nimmt man Aramäa als das Hauptland an, worin diese Mundarten gesprochen wurden, so ist diese Mundart die westliche Sprache der Aramäer, weil Syrien den westlichen Theil dieses Landes ausmachte. Uebrigens herrscht über den Stamm und die Abstammungen oder Verzweigungen der alten Morgenländischen, sogenannten biblischen, Sprachen, der Aramäischen, Chaldäischen und Syrischen, und dann der Hebräischen, Samaritanischen, Cananäischen oder Cananitischen und Phönizischen Sprache das größte Dunkel, welches auch schwerlich durch einen noch so scharfsinnigen Orientalisten erhellt werden wird. So viel ist gewiß, daß man aus der Vergleichung der Schriftzeichen aller der genannten Sprachen oder Mundarten die größte Aehnlichkeit zu einer Stammsprache findet, welche Sprache nun eigentlich dieser Stamm ist, läßt sich schwer ermitteln. Soll man die einfachsten Schriftzeichen als eine Urschrift betrachten, so möchte man die Hebräische Schrift als die älteste, und mit derselben die Hebräische Sprache für eine Stammsprache halten; soll man hingegen wieder schließen, daß die noch kulturlosen Völker bei Erfindung der Buchstaben sie mehr geschmückt, mehr durch Schnörkel oder verschlungene Züge gebildet hätten, wie sie selbst ihre Körper verzierten und schmückten, welches in dem Charakter aller dergleichen Völker liegt, so möchte man die Phönizische Schrift und mit derselben auch diese

Sprache für die älteste, also für den Stamm halten. Dieses Alles sind jedoch nur Muthmaßungen, die sich aus der Ansicht der Schriftzeichen und aus dem Charakter unkultivirter Völker ergeben, aber keinen sicheren Grund haben.

Die Syrische Sprache, als eine ausgestorbene Volkssprache, lebt nur noch bei den Antiquaren, Philologen und Theologen fort, die sie zu wissenschaftlichen Forschungen benutzen. — Was die Literatur in dieser Sprache betrifft, so ist das alte Testament in derselben zwiefach vorhanden, das heißt, in zwei Uebersetzungen. Die eine ist aus dem Hebräischen Grundterte und die andere aus der Griechischen Uebersetzung gemacht worden. Von wem diese Uebersetzungen herrühren, oder zu welcher Zeit sie gemacht worden, ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Gregorius Barhebräus führt drei Meinungen an. Die erste setzt sie in die Zeiten Salomons und Hirachs; nach der zweiten soll der Priester Assa sie in Samarien, nachdem er dahin geschickt worden, verfertiget haben, und nach der dritten, der glaubwürdigsten, soll sie zur Zeit des Apostels Adäus und des Königs Abgarus gemacht worden seyn, und solches zu eben der Zeit, als das neue Testament in diese Sprache übersetzt worden ist. Man hat auch noch neuere Syrische Uebersetzungen, die aus der Griechischen gemacht worden sind. Diese Uebersetzungen sind nur im Manuscript vorhanden. Man hat früher nichts von ihrem Vorhandenseyn gewußt; nur erst der große Orientalist Assemañ hat uns damit bekannt gemacht; allein mit Gewißheit kann man noch nicht sagen, ob es nur eine oder mehrere Uebersetzungen gewesen. Sie ist von Mar Abba, der im Jahre 536 Patriarch der Chaldäer wurde. Dieser Mar Abba ist von Geburt ein Perser, ließ sich aber als Magus taufen, lernte dann Syrisch und Griechisch von einem Jacobiten Thomas zu Edessa,

mit dem er dann nach Alexandrien ging, und mit dessen Beihülfe er die heilige Schrift aus dem Griechischen in das Syrische übersetzte. Ob nun diese Uebersetzungen verloren gegangen sind, oder ob man noch Handschriften davon hat, kann nicht mit Gewißheit angeführt werden. Im siebzehnten Jahrhunderte besaß Masius, ein gelehrter Syrer, Handschriften von dieser Uebersetzung über verschiedene Bücher der Bibel, nämlich: über die Bücher Josua, der Könige, Esther, Judith, Tobiä und des fünften Buches Mosis. Es waren hier alle Asterisci und Obelisci bemerkt, mit denen Origines seine Hexapla bezeichnet hatte, ein gewisser Beweis, daß sie aus dieser verfertiget worden war. Nach dem Arias Montanus soll den Gelehrten an dieser Uebersetzung nicht viel gelegen gewesen seyn, weil sie nur aus dem Griechischen wäre gemacht worden. Man hat späterhin keine Nachrichten von diesen Handschriften erhalten, wo sie geblieben sind. Die noch vorhandene Syrische Uebersetzung ist sehr wichtig. Der Uebersetzer erklärt viele Hebräische Worte aus seiner Landessprache, und oft behält er das Hebräische Wort bei und giebt dadurch einen Fingerzeig, wo man sich in Absicht auf dasselbe Raths erholen kann. Die Lesearten, die man aus der Syrischen Uebersetzung für den Hebräischen Text sammelt, sind sehr wichtig; sie stammen aus einem Codex wenigstens des zweiten Jahrhunderts her. In den Psalmen soll man eine besondere Uebereinstimmung zwischen der Syrischen und Griechischen Uebersetzung antreffen. Nach dem Richard Simon soll der alte Uebersetzer aus dem Hebräischen übertragen haben, in den neueren Zeiten wäre diese Uebersetzung aber nach dem Griechischen abgeändert worden. Diese Uebersetzung findet sich theils in den Polyglotten-Bibeln, theils ist sie auch ganz, auch Stückweise besonders gedruckt worden. Von dem neuen Testamente

hat man mehr als eine Syrische Uebersetzung. Die älteste derselben wird Peschito oder die buchstäbliche genannt; von dieser Uebersetzung weiß man weder die Zeit, noch den Uebersetzer genau anzugeben. Von Einigen, besonders von Syrischen Christen, nach einer alten Sage, wird sie bis in das apostolische Zeitalter gesetzt und der Evangelist Marcus zum Verfasser derselben grmacht; Andere machen den Thaddäus, der bei den Syriern Adäus heißt, zum Verfasser derselben. Nach der genauesten Angabe soll die Uebersetzung zu Antiochien gemacht worden seyn, Andere wollen Edessa als den Ort ihrer Erscheinung angeben, weil man daselbst nicht so viel Griechisch verstanden habe, als an dem zuerst genannten Orte, auch sich das Christenthum von da aus weiter durch Asien verbreitet hat. Man glaubt, daß sie in der Mitte des zweiten Jahrhunderts gemacht worden ist; denn da sich das Christenthum frühzeitig in Mesopotamien ausgebreitet hatte, so ist es nicht glaublich, daß sie keine Uebersetzung des neuen Testaments in ihrer Muttersprache gehabt haben sollen. Assemann führt eine Unterschrift unter einer sehr alten Handschrift an, welche lautet: „zu Edessa war ein altes geschriebenes Evangelium, welches aber noch leserlich war; es war nicht ein einziges Jota ausgelöscht, und man konnte es besser lesen, als einige neue Bücher. Es ist dieses heilige Buch am Mitwoche, nämlich am 18. Tage des Monats Conun, das ist, December, im Jahre 389 (der Griechen, das ist, in dem Jahre Christi 78) geendiget, durch die eigene Hand des Apostels Achäus, eines Gehulfen des Mar Maris und Schüler des Apostels Mar Adäus, dessen Gebet für uns sey, Amen." — Nach der sehr richtigen Aeußerung eines Schriftstellers läßt sich auf die Beweise aus den Unterschriften nicht viel bauen. Nach Einigen soll auch als Grund des Alterthums dieser Uebersetzung angeführt werden können, daß die

Syrischen Christen sich schon in frühester Zeit in verschiedene Sekten getheilt hätten, als in Nestorianer, Jacobiten und Maroniten, und diese alle sich dieser Uebersetzung bedient hätten, folglich muß sie auch älter seyn, als ihre Trennung. Ephrem, der Syrer, der um das Jahr 370 gelebt hat, führt in seinen noch vorhandenen Schriften das neue Testament nach der Syrischen Uebersetzung an, die wir noch haben, und daher muß sie älter seyn. Mit diesen Gründen sind nun einige Kritiker nicht zufrieden; sie machen diese Uebersetzung weit jünger, indem sie dabei anführen: der Syrer habe Lateinische Wörter, die erst in dem Mittelalter gewöhnlich gewesen wären; Griechische, die den alten Griechen ganz unbekannt gewesen sind, und von Neu-Griechischen Wörtern abstammen; einige Eigennamen, die im ersten Jahrhunderte nicht ganz unbekannt gewesen wären, und von Neu-Griechischen Worten abstammen, z. B. Aretas, im Griechischen zu sehr verstellt ꝛc. — Diese, wenn gleich nicht ganz unrichtigen, Gründe sollen dennoch nicht unüberwindlich seyn. Das Alterthum der Syrischen Uebersetzung wurde wahrscheinlich dadurch sehr in Zweifel gezogen, daß man eine neue Syrische Uebersetzung, nämlich die sogenannte Philoxenianische, entdeckte, die von jener merklich abweicht. Diese Uebersetzung ward zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts von dem Erzbischoff Polycarpus auf Anrathen des Bischoffs Philoxenus oder Xenayas gemacht. Bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts kannte man sie blos dem Namen nach, und viele waren in dem Wahne, daß die gedruckte Syrische Uebersetzung keine andere, als diese sey, bis endlich die Untersuchung neuer Orientalisten die Sache außer Zweifel setzte. — Was nun die alte oder buchstäbliche Uebersetzung betrifft, so ist solche zuerst durch Moses von Mardin in Europa bekannt geworden. Diesen schickte der

Patriarch der Maronitischen Christen im Jahre 1552 an den Pabst Julius den Dritten, und trug ihm auf, das Syrische neue Testament in Europa drucken zu lassen. Den Druck wollte aber Niemand, weder zu Rom, noch zu Venedig übernehmen, bis endlich Albert Widmanstadden Kaiser Ferdinand den Ersten bewog, die Kosten zum Druck herzugeben, welches auch geschah, worauf Moses Widmanstad und W. Postellus den Druck besorgten. Diesen Männern verdanken wir also die erste Ausgabe des Syrischen neuen Testaments. Von den tausend Abdrücken oder gedruckten Exemplaren behielt der Kaiser 500, 300 Exemplare wurden den beiden Syrischen Patriarchen geschickt und 200 bekam Moses geschenkt. Sie wurde nachher noch oft und am besten im Jahre 1709 von Karl Schaaf herausgegeben.

Die Chaldäische Uebersetzung des alten Testamentes, das sogenannte Targum nach den Hebräern oder Juden, ist nicht in die rein Chaldäische Sprache geschehen, wenigstens ist sie nicht in derjenigen Chaldäischen geschrieben, welche man beim Daniel und Esra antrifft. Die Juden lernten sie während ihres Aufenthalts zu Babel, brachten sie nachher in ihr Land und vermischten sie mit ihrer Landessprache; daher theilt sich auch die Chaldäisch-Hebräische Sprache in viele Dialekte; denn die Juden in Palästina redeten anders, wie die in Babel zurückgebliebenen, und so veränderte sich die Sprache immer mehr, indem immer mehr fremde Worte hineinkamen. Man findet dieses besonders bei den Büchern, welche später in das Chaldäische übersetzt worden sind. Wenn und von wem das Targum angefangen worden, ist unbestimmt; man vermuthet, daß die Uebersetzung gleich nach der Zurückkunft der Juden aus Babel angefangen worden sey. Nach einigen Kritikern soll man diese Uebersetzung bis in das fünfte Jahrhundert se-

ßen können, und solches aus den Gründen, weil Josephus von dieser Uebersetzung ganz schweigt; dann berufen sie sich auf den Origenes und Hieronymus, welche von dieser Uebersetzung auch nichts erwähnen, da doch jener alle Uebersetzungen fleißig aufsuchte und oft mit den Juden disputirte, und dieser auch die Chaldäische Sprache mit Mühe gelernt hatte. Wenn daher zu ihrer Zeit schon die Targumim vorhanden gewesen wären, so würden sie dieselben erwähnt haben; da nun dieses aber nicht geschehen sei, so müßten sie auch damals noch nicht existirt haben. — Jonathan Ben Uziel soll der Uebersetzer der fünf Bücher Mosis seyn; außerdem hat man noch eine andere Chaldäische Paraphrase darüber, die man gemeiniglich das Hierosolymische Targum zu nennen pflegt, wovon man aber den Uebesetzer nicht kennt, nur aus dem Style will man urtheilen, daß sie sehr spät verfertiget seyn muß. Es kommen darin Benennungen aus der Sprache der mittlern Zeit vor; z. B. wird bei Mose Buch I. Capitel 10, V. 2, 3 der Türken und Franken gedacht. Auch hat man über die fünf Megilloth oder Festbücher eine Chaldäische Paraphrase, die von der obengenannten Uebersetzung der Hagiographorum unterschieden ist. Außer den Rabinischen und Polyglotten-Bibeln hat man viele besondere Ausgaben, theils von allen Targumim überhaupt, theils von den einzelnen Stücken. Dieses Wenige über die Caldäische Bibelübersetzung hat darum hier einen Platz gefunden, theils weil das Literarische dieser Sprache, die Bibel, unter Sprache (Caldäische), Th. 160, S. 403 und f. nur kurz ist berührt worden, theils auch um zu beweisen, daß die in diese Sprache übersetzten Bücher der heiligen Schrift in der Sprache, in Wörtern und Ausdrücken, nach den verschiedenen Zeiten, in denen die Uebersetzung geschehen, sich nicht gleich sind, also auch Abweichungen zwischen

der Syrischen und Caldäischen Mundart vorkommen müssen, je nachdem der eine Theil der Nation mehr mit Fremden verkehrte, als der andere. Hier kommt nun noch dazu, daß die Juden das Caldäische, wie auch schon oben erwähnt worden, in ihr Land, als eine zweite Muttersprache gebracht, und sie mit ihrer eigentthümlichen, der Hebräischen vermischt haben; daher kommen auch in der heiligen Schrift manche Abweichungen der früher übersetzten Bücher von den spätern vor. Ueber die Abweichungen einzelner Worte im Syrischen vom Caldäischen sind oft ganze Abhandlungen, lange Noten zum Texte ꝛc. geschrieben worden, und wie es scheint ohne besondern Nutzen für diese Sprache, noch für den Lehrsatz, den sie berühren. Beide Dialekte der Aramäischen Sprache, der Syrische und Caldäische, sind mit Hebräischen, Arabischen, Talmudischen, Persischen und Griechischen Wörtern, Zusätzen und Endigungen versehen oder gemischt worden, so daß diese Mundarten dadurch einen ganz anderen Charakter erhalten haben. Hierzu kommen nun bei der Syrischen noch die verschiedenen Alphabete, die auch Th. 160, S. 404 und f. angeführt worden. Die Hauptunterscheidungszeichen in den beiden gebräuchlichsten Alphabeten sind, wie schon am angeführten Orte bemerkt worden, die Selbstlaute, die auch in die alten und neuen getheilt werden. Die alten gehören zum Nestorianischen Alphabete und die neuen zum Jacobitischen. Bei den alten besteht der Vokal a aus zwei Punkten, der eine unter, der andere über dem Buchstaben ÷; er heißt Ptocho; das e besteht aus zwei Punkten nebeneinander unter dem Buchstaben, wie das Hebräische Zere ⁼, oder etwas schräger ⁼; es heißt; Rebhotso; das i sind zwei Punkte schräg gesetzt unter dem Buchstaben ⁼, wenn zuweilen ein Jud darauf folgt, so wird nur ein Punkt gesetzt ⁼, es heißt Kebhotso; das o sind zwei

Punkte, etwas schräg über dem Buchstaben ̣̇, es heißt Sekopho, und das u ist ein Punkt, zuweilen über dem Vaü, zuweilen auch unter demselben ̣̇, es heißt Etsotso. Die neueren Vokale sind aus dem Griechischen; das a ist das Griechische Alpha unter folgender Figur ⍺; das e das Griechische Epsilon ε; das i das Griechische Eta η, das o das Griechische Omicron ο und das u das Griechische Ypsilon υ. Diese beiden Arten von Vokalen oder Selbstlauten gebrauchen die Syrer im Texte ohne Unterschied. Als Unterscheidungszeichen der Sätze und Perioden gebrauchen die Syrer zwei Punkte (:) für das Semikolon (;); drei (⁖) für das (?) und vier Punkte (::) für den Schlußpunkt am Ende der Periode; dann steht das Olaph vor dem Lomadh, und das Lomadh vor dem Olaph; dann kommt das doppelte Finallomath. Die Syrer haben überhaupt, außer den eben angezeigten Vokalen oder Selbstlauten zwei und zwanzig Buchstaben; sowohl diese, als auch die Regeln in den verschiedenen Redetheilen der Etymologie und in der Syntaxe sehe man, außer was schon unter Sprache (Caldäische) davon vorgekommen ist, in der Syrischen Sprachlehre nach. — Das Alphabet der Sabbier od. Sabäer, auch Johannesschüler, (s. Th. 160, S. 405) verbindet die Selbstlaute oder Vokale mit den Mitlauten oder Consonanten. In dem Grammatikalischen kommt das Sabäische mit dem Jacobitischen oder überhaupt mit dem eigentlichen Syrischen ziemlich überein, wenigstens mehr als mit dem Caldäischen. Diese Nebenmundart der Syrischen Sprache hat nur drei Selbstlaute, welche mit Aleph, Vau und Jod bezeichnet werden. Sie hat im Erlernen ihre besonderen Schwierigkeiten und noch mehr in der Entzifferung aller Schriften in dieser Mundart, da man oft nicht weiß, ob die Buchstaben Selbstlaute oder Mitlaute sind, welches aus der Verbreitung der

Verbindung der Selbstlaute u. Mitlaute herrrührt. Eine Art Syrisch, welches sich aber mehr dem Caldäischen nähern soll, wird noch in drei großen Dörfern in Diarbekir, nämlich in Takoibi, Tiari u. Heniamsi geredet, die eine Art Republik im Thale des Kaukasischen Gebirges ausmachen. Dieser Dialekt soll aber von der gottesdienstlichen Sprache und Liturgie dieser Landleute so verschieden seyn, daß sie diese Sprache nicht verstehen. Indessen soll dieses Chaldäisch-Syrische oder Syrisch-Caldäische mit andern Sprachen sehr gemischt seyn, so daß es der Aramäer für keine von seinen Mundarten halten würde, wie sich dieses auch bei dem neueren Sprachgemische in Asien erwarten läßt. Von der Sabäischen Mundart hat uns der Schwede Norberg mit einem Codex nasaraeus beschenkt, welcher 1815 in Lund erschien, und die dazu gehörigen Glossarien erschienen 1816—1817. Er ist beinahe der Einzige, der uns über diese Mundart wahren Aufschluß giebt, mehr und gründlicher wie Kämpfer, der Jesuit Ignatius und Andere. Norberg war nämlich vom Könige Gustav dem Dritte in Schweden im Jahre 1779 dem Professor Björnstähl zum Reisegefährten nach dem Oriente zugeordnet, und als er diesen Befehl erhielt, befand er sich gerade auf seiner Italienischen Reise zu Mayland, nachdem er schon London, Oxford und Paris besucht hatte. Auf dieser Reise hat er nun seine dahin schon mitgebrachten Kenntnisse der Orientalischen Sprachen, besonders der Syrischen, die er durch das Studium der Morgenländischen Handschriften in den Bibliotheken der genannten Orte sich schon zu eigen gemacht hatte, noch mehr erweitert. Als Korrespondent der Societät der Wissenschaften zu Göttingen, las er daselbst bei seiner Durchreise am 30. October des Jahres 1780 eine Abhandlung von der Religion und Sprache der Sabbier vor. Norberg entdeckte in der

ehemaligen Königlichen Bibliothek zu Paris verschiedene Handschriften, welche in der alten Sprache der Sabbier verfaßt sind, und ihre Religion und Verfassung enthalten. Allem Vermuthen nach sollen sie von einem Landsmanne Norbergs, von Ottern, aus Asien dahin gebracht worden seyn, weil Norberg dessen Namen in einer der Handschriften eingezeichnet fand. Nach Kämpfer sehen die Sabbier vier für ihre Hauptbücher an. Das erste: Divan, welches von Gott auf die Engel gekommen ist, enthält die Weissagungen von dem Falle der Engel, der Schöpfung des Menschen ꝛc. Das zweite: Sidra Adam, erhielt unser Stammvater vom Engel Rafael; es handelt von der Schöpfung der Welt, von den ersten Menschen ꝛc. Das dritte und vierte: Sidra Jjai, oder nach der Handschrift Sidra de Jahija und Cholasteh; von diesen ist jenes von Johannes dem Täufer verfaßt, und enthält heilige Geschichten, dieses aber die gesetzlichen Gebräuche der Sabbier. Alle diese Schriften sollen sich in der genannten Bibliothek befunden haben. Das von Norberg in der Königl. Pariser Bibliothek Abgeschriebene, soll mit dem übereinkommen, was nach Kämpfer in den drei ersten Schriften enthalten seyn soll. Der Inhalt dieser Schrift besteht in seltsamen Lehren von den Engeln und Teufeln, von den Gestirnen und ihren Kräften, von Adam, Seth, Noah, Abraham ꝛc., insbesondere aber von Johannes und von Christus. Es ist schwer zu bestimmen, von wem sie geschrieben worden sind. Norberg vermuthet, daß sie in den letzten Zeiten des zu seinem Untergange sich neigenden Judenthums geschrieben worden sind, da bei den Juden, Christen und Heiden ähnliche Fabeln und abergläubische Vorstellungen herrschend waren. Die Sabbier nennen sich Galiläer, und hiernach vermuthet Norberg, daß ihre Vorfahren im westlichen Aramäa wohnten, und also

Syrisch sprachen, ihre Sprache oder Mundart daher der Syrischen Mundart näher verwandt ist, als der Chaldäischen. Nach dem genannten Schriftsteller sollen auch ihre Schriften in den Handschriften, die er untersuchte und abgeschrieben hat, sehr verschieden seyn; er hat außer dem schon bekannten Alphabete, noch ein neues daraus ausgezogen. Die der Göttingschen Societät der Wissenschaften von Norberg vorgelesene Abhandlung ist gedruckt worden, und führt den Titel: de religione et lingua Sabaeorum. Sie steht auch in den Commentationibus Societatis Scientiarum Regiae Göttingensis vom Jahre 1780; Vol. III Classis historic. et philosoph., S. 139 u. f. — Von der Syrischen Sprache ist, außer den Syrischen Sprachschriften von Michaelis u. von Vater, eine Syrische Grammatik von Hoffmann, 1824, herausgegeben worden. An guten Wörterbüchern in dieser Sprache fehlt es aber noch. Norberg fand eins auf seiner Reise, aber nur Manuscript.

Sprache (Talmudische) s. unt. Sprache (Hebräische), Th. 160, S. 549 u. f., u. unt. Talmud, in T.

— (Tatarische), eine Stammsprache, welche von einem weit verbreiteten Volke, den Tataren, in Europa und in Asien gesprochen wird, und die sich in verschiedene Mundarten theilt, wovon die Türkische Sprache auch eine dieser Mundarten ist. Die in Europa wohnenden Tataren werden auch zum Unterschiede der in Asien wohnenden die kleinen Tataren genannt; sie begreifen als besondere Stämme die Krimmischen, oder Perekopischen, Oczakowischen und Budziakischen Tataren unter sich, womit auch ein Theil der in Asien wohnenden Kubanischen Tataren vereiniget ist. Die Asiatischen Tataren stehen theils unter Russischer Herrschaft, theils unter derjenigen von China; theils sind sie frei und wohnen zwischen dem Chinesischen Reiche, Tibet,

Kabul und Rußland, und ihr Land wird die freie Tatarey auch Dschagatai genannt. Die unter Rußland stehenden Tataren wohnen in Sibirien und in den Gouvernements von Astrachan, Kasan und Orenburg, und auch noch zerstreut in den andern Provinzen des Asiatischen Rußlands. Woher die Tataren eigentlich stammen, ist ungewiß, so auch der Name, den sie führen. Letzteren wollen einige Schriftsteller von dem Flusse Tatar herleiten, andere läugnen dessen Daseyn und leiten den Namen von einem alten Heerführer mit Namen Tatar her. Da man erst die Geschichte eines Volkes verfolgen und dessen Entstehung, Verzweigung ꝛc. ermitteln muß, ehe man dessen Sprache in Betrachtung ziehen kann, so ist es bei den Tataren fast unmöglich, aus ihrer Geschichte den rechten Standpunkt zu treffen, ob sie das Urvolk gewesen sind, von dem die Hunnen, Türken, Mongholen und Kalmücken abstammen, oder ob eines dieser Völker, Hunnen, Mongholen oder Kalmücken, es war, der als der Repräsentant dieser Völker, also auch der Tataren, auftritt. Nach mehreren, besonders älteren Geschichtschreibern, sollen die Tataren, Hunnen, Mongholen, Kalmücken und Türken nur ein Volk ausgemacht haben; allein neuere, auch schon ältere Geschichtschreiber verwerfen diese Behauptung, die sich durch nichts Geschichtliches dokumentiren läßt, wohl aber sprechen die Gesichtsbildung, die Gewohnheiten und so manche andere Eigenthümlichkeiten, wonach neue Geschichtschreiben gehen oder urtheilen, für Trennung dieser Völker; denn die Mongholen und Kalmücken haben so viel Eigenthümliches in ihrer äußeren Bildung, besondes in den Zügen des Gesichts, welches den Tataren ganz fehlt, und wo es hin u. wieder unter ihnen angetroffen wird, da rührt es nur durch die Vermischung der genannten Nationen unter einander her; auch wollen die Mongholen nicht

Tataren heißen, wie solches auch schon unter Sprache (Russische), S. 140, angeführt worden ist. Auch wissen sich die Mongholen sehr damit zu brüsten, daß ihre Vorfahren unter Dschingis- oder Tschingis-Chan im dreizehnten Jahrhunderte fast ganz Asien unter ihre Botmäßigkeit gebracht haben, worunter auch die große Tatarey gekommen; denn der genannte Dschingis-Chan nannte sich Herrscher über die Mongholen und Tataren. Unter diesen Tataren befinden sich auch viele Sultans der Seljikudischen Türken, die damals in dem westlichen Asien über die Trümmer des Sarazenischen Reiches, der Araber, herrschten, der letzte Name war den Europäern durch die Griechischen Mönche, die als Missionaire zu ihnen gingen, eher bekannt, als der Name Mongholen, weil sie auf ihren Reisen eher zu jenen, als zu diesen kamen, und daher ist es auch wahrscheinlich gekommen, daß die Europäer beiden den gemeinschaftlichen Namen: Tartaren gegeben. Auch wurden sie den Europäern durch ihre Züge nach diesem Welttheile in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hinlänglich bekannt, wo sie unter ihrem Feldherrn Batu bis nach Schlesien vordrangen und ihnen von Seiten des Pabstes Innozentius des Vierten und Königs Ludwig des Eilften von Frankreich Gesandtschaften zu geschickt wurden, wovon die erste aus den Franziskanern Johann Plan-Carpin und Benedikt, und die zweite aus den Dominikanern Ascelin, Alexander, Simon von St. Quentin, und Albert bestand, und so wurden noch mehrere Gesandschaften an sie und an die Mongholen abgeschickt, die aber alle fruchtlos abliefen. Durch den Verkehr der Mitglieder der Gesandschaft mit den Tataren und Mongholen in Europa und Asien wurden nun diese Völker den westlichen Europäern näher bekannt. — So zerstreut auch die Tataren, als eine Hauptnation, von der hier die

Rede ist, in Asien und in Europa wohnen, so haben sie doch die Gesichtsbildung, Sprache und einige Gewohnheiten mit einander gemein, und wenn auch die Tatarische Sprache, von der hier die Rede ist, sich in verschiedene Dialekte theilt oder verzweigt, so ist doch der Hauptstamm davon unverkennbar. Je mehr sich der Tatar zu einem festen Wohnsitze bequemte, je mehr hat seine Sprache an Bildung gewonnen, je mehr er sich aber davon entfernte und ein Nomadenleben führte, je mehr blieb auch seine Sprache unausgebildet. Unter allen Mundarten dieser Sprache ist die Türkische am ausgebildetsten, wovon ein Näheres unter Sprache (Türkische) vorkommen wird. Die unter Türkischer Hoheit stehenden Tataren in Europa haben auch eine von den übrigen verschiedene Mundart, jedoch können sie sich unter einander verstehen, auch sprechen sie den Türkischen Dialekt. Am rohesten oder unausgebildetsten sind von den Europäischen Tataren die Budzuakischen, welche am westlichen Ufer des schwarzen Meeres zwischen der Donau und dem Bogflusse wohnen, sie kommen denen in der Krimm nicht gleich. — Wenn man nach einigen Schriftstellern annimmt, daß die Tataren von einer Scytischen Nation abstammen oder daß sie Ueberbleibsel der alten Gothen sind, so würde man leicht auf den Ursprung ihrer Sprache geleitet werden können; allein aus der Vermischung der Asiatischen Nationen untereinander und besonders seit Dschingis-Chans Eroberungen im dreizehnten Jahrhunderte, wo Tataren und Mongholen den größtentheil von Asien überschwemmten, wird es schwer den Scytischen oder Scyto-Gothischen Sprachstamm heraus zu finden. Ueberhaupt hat die Tatarische Sprache etwas Eigenthümliches, welches mit den Semnitischen Sprachen nicht viel überein kommt; daher scheint die Tatarische Sprache eine wahre Stammsprache zu seyn, wofür

man sie annimmt, die wieder eine Menge Mundarten hat, die auch wieder ihre Verzweigungen haben. Am ausgebildetsten von diesen Mundarten ist bis jetzt die Türkische, am wenigsten ausgebildet sind die Idiome der Tunguſen und Tschuwaschen. Auch scheint ein Zweig dieses Volkes mehr als der andere Sinn und Anlagen für die Ausbildung zu haben. So z. B. sind die Tschulymer vorzüglich lernbegierig und aufmerksam auf Alles, was sie angehet und auch davon gut unterrichtet; wo sie nichts fürchten, sind sie offenherzig, auch ehrlich, gastfrei und gefällig. Die Teleuten und Barabinzen sind dagegen äußerst träge und unwissend, und von so stumpfem Verstande, daß es Mühe kostet, ihnen etwas begreiflich zu machen. Der Unterrichtsanstalten sind auch noch zu wenige unter ihnen, als daß sich von denselben zu einer höheren Bildung dieser entfernten Völker bald ein glückliches Resultat zeigte. Außer der Türkischen, sind auch die Mongholische, Mandschuische und Kalmükische Sprachen Hauptzweige des Tatarischen Sprachstamms. Auch hat die Religion einigen Einfluß auf die Ausbildung der Tatarischen Mundarten; denn die Mahomedanischen Tataren besitzen einige Gelehrsamkeit, welche man bei den heidnischen Tataren nicht antrifft, wie z. B. bei den Tscheremissen und Tschuwaschen. Uebrigens soll die Tatarische Sprache sehr schwer zu sprechen und noch schwerer zu schreiben seyn. Beim Schreiben, welches mit einer Rohrfeder und einer Art Tusche geschieht, bedient man sich der Arabischen Buchstaben; auch wird die Arabische Sprache bei dem Mahomedanischen Gottesdienste gebraucht; sie ist also bei den Mahomedanischen Tataren die Kirchensprache. Sie wird aber von den Wenigsten im Volke, ja nicht einmal von allen Geistlichen verstanden. Bei den unter Rußland lebenden Mahomedanischen Tataren hat fast jedes Dorf seine Schule, worin die Tata-

ren ihre Kinder zum Unterricht schicken; auch gewöhnen sie solche an Fleiß und gute Sitten. In größeren Dörfern findet man auch Mädchenschulen. Manche Bauern, besonders aber die Kaufleute, haben einen Koran, den man auch in jeder Moschee antrifft. Mehrere unter ihnen besitzen kleine handschriftliche Sammlungen von historischen Nachrichten und nicht gemeine Kenntnisse ihrer und auch der Geschichte der benachbarten Völker. Wer Theologie studieren will, der besucht die Seminarien und hohen Schulen in der Bucharey. Es soll übrigens eine auffallende Erscheinung bei den Russischen Tataren seyn, daß die Heiden und Christen unter ihnen weit unwissender und abergläubiger, als die Mahomedaner sind. Wie schon oben unter Rußland angeführt worden ist, wird die Tatarische Sprache auf dem großen Gymnasium zu Kasan und auch zu Irkutzk gelehrt. Auch hat Rußland mehrere Tatarische Buchdruckereyen. In Petersburg wurde im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts von einem gewissen Schnorr auf Kosten der Krone eine Tatarische Buchdruckerey mit zwei Pressen errichtet. Es wurden in derselben, außer den Regierungs-Befehlen für die Tatarischen Bewohner des Reichs, auch die Schul- und anderen Bücher und der ganze Koran in Folio sehr sauber gedruckt. Der Russische Reichskanzler von Romanzof hat auch den Druck des Tatarischen Geschichtschreibers Abulgasi besorgen lassen. Auch zu Kasan ist eine Tatarische Buchdruckerey, aus der sehr viele Tatarische Bücher für den Schul- und Religions-Unterricht kommen. Abel Remûsat in Paris hat über die Tatarische Sprachen Untersuchungen in seinen Recherches sur les langues tatares (Paris, 1820) angestellt, und Klaproth hat zu Paris ein Lexicon des Mandschu-Tatarischen herausgegeben. — Daß übrigens die Tatarische Sprache noch arm an

Wörtern und Ausdrücken in den Staatsbürgerlichen Verhältnissen ist, kann wohl nicht bezweifelt werden, da keins der Völker, die sie sprechen oder reden, eine höhere Kultur erhalten hat; daß sich die Tataren aber dennoch kräftig, wenn auch nur kurz und ohne viele rednerische Wendungen und Blumen in ihrer Sprache ausdrücken können, gewahrt man aus der gehaltenen Rede des Tatarischen Gesandten und zweiten Tewterdar Temir Aga bei Ueberreichung eines Schreibens an die Kaiserin Catharina die Zweite von seinem Herrscher, dem Krimmischen Chan Schagin Girey, in der ihm dazu anberaumten feierlichen Audienz am 30. Februar 1782 in Gegenwart des ihm beigegebenen Baltschi-Pascha, welche Rede sogleich aus dem Tatarischen in das Russische, von dem General-Requettenmeister Etatsrath Arkadii Iwanowitsch Terßky übersetzt worden. Sie lautet:

Allerdurchlauchtigste, Unüberwindlichste große Kaiserin,
Allergnädigste Frau!

„Se. Durchlaucht der Krimmische Chan und alle demselben unterworfenen Tatarischen Völker gedenken daran, und werden nie vergessen, daß das ihnen geschenkte Daseyn eines souverainen Fürsten, und eines freien und unabhängigen Gebiets, große Monarchin! ein Werk Deiner Hände ist. — Da aber die Kraft und die Dauer dieser Glückseligkeit hauptsächlich von der Fortwährung Dero Allerhöchsten Schutzes und Beistandes abhängt, so bezeugen der Chan, mein Fürst, und das ganze Tatarische Gebiet, durch mich und dieses Schreiben, das ich Ew. Kaiserlichen Majestät demüthigst überreiche, ihren heiligsten Dank für Allerhöchstdero vorige Wohlthaten, und bitten zugleich, sie auch künftighin unter dem Schilde Dero Großmächtigsten Schutzes zu behalten. — Ich schätze mich glücklich, daß ich zu diesem ehrenvollen Dienste erwählt worden, und werfe mich in aller Ehrfurcht zu den Füßen Ew. Kaiserlichen Majestät nieder.“

Hierauf wurden dem Gesandten im Namen der Kaiserin von dem Vize-Kanzler Grafen Iwan Andreewitsch Ostermann folgende Antwort in Tatarischer Sprache ertheilt:

„Ihre Kaiserliche Majestät nehmen mit Wohlgefallen die neuen Versicherungen der Erkenntlichkeit an, welche Se. Durchlaucht der Krimmische Chan und alle ihm unterworfene Tatarische Völker Allerhöchst denenselben wegen der ihnen geschenkten Unabhängigkeit leisten, die durch den Vertrag des Russischen Kaiserthums mit der Ottomanischen Pforte, auf ewig festgesetzt ist, und lassen sie von der Fortdauer Allerhöchstdero Wohlwollens und Schutzes allergnädigst versichern. — Der Herr Gesandte kann gleichfalls von der allerhöchsten Gnade Ihrer Kaiserlichen Majestät gegen denselben versichert seyn." —

Wenn nun in der Rede des Gesandten gleich manche diplomatische Feinheiten oder Höflichkeiten auf Rechnung des Uebersetzers kommen, da man bei den Krimmischen Tataren eine solche gebildete Hofsprache nicht voraussetzen kann, so gewahrt man doch aus dem Inhalte die Kürze und Bündigkeit des Vortrages. — Rechnet man nun zu der Tatarischen Sprache, als Stammsprache, außer der Türkischen, welche die nächste Anverwandte, eine Tochter der Tatarischen ist, noch die schon oben angeführte Sprache der Mongholen, Kalmücken, Mandschus und der Tungusen als Hauptdialekte, so ergeben sich daraus eine große Anzahl Nebendialekte; denn fast jede kleine Völkerschaft in Sibirien und in den oben angeführten Gouvernements von Rußland, dann in der freien Tatarey, in China, in der Krimm ꝛc. haben ihre eigene Mundart, die mehr oder weniger von einem der Hauptdialekte, zu dem sie gehört, abweicht. Was die Sprache der Mongholen betrifft, so ist darüber schon unter Sprache (Russische), oben, S. 139. u. f. das Nöthige gesagt worden, eben so von den Sprachen der Kalmücken und Mandschus, als

Zweige der Mongholischen Sprache, welche Letztere ein Ast der Tatarischen ist, wenn man nämlich die Tatarische als einen jüngeren Sprachstamm betrachtet, und sie nicht als einen Ast der alten Scytischen annimmt. Da die Kalmücken Liebhaber vom Saitenspiel und Gesange sind, und auch die Dichtkunst bei ihnen blüht, so könnte von dieser Seite am besten auf ihre Sprache gewirkt werden. Ihre Gedichte bestehen in klagenden und sehnenden Liebesliedern; dann haben sie auch weitläufige oder sehr breite Heldenerzählungen und ungeheure Ritterromanzen, weun man sie so nennen darf. Alle diese fabelhaften Dichtungen werden mit gedämpfter Stimme beim Begleiten mit der Laute gesungen. Der Takt richtet sich nach dem Inhalte des Textes. So lang und weitläufig die Gedichte sind, so lang und gezerrt sind auch die musikalischen Töne; ihre zärtlichen und verliebten Melodien sind oft ein wahrer Ohrenzwang. Wenn man aber dieses unberücksichtiget läßt, so zeigen diese Dichtungen und Töne immer den ersten Grund zur Kultur an und es dürfte bloß darauf fortgebauet werden. Ihre Sprachtöne sind nicht ganz unangenehm und ihre Sprüchwörter zeigen an, daß sie Verstand besitzen. Sie glauben, daß die Tugend zum Glücke und das Laster zum Elende führe; wenn man daher von ihnen etwas verlangt, was sie für unrecht halten, so antworten sie mit einem Sprüchworte: „Ein Messer ist wohl scharf, aber es kann sein eigenes Gefäß nicht schneiden. — Das unter den Kalmücken gebräuchliche neuere Gesetzbuch, dessen Inhalt vor ungefähr zweihundert Jahren niedergeschrieben worden, ist noch im Gebrauche und macht ein Hauptwerk ihrer Literatur aus. Es fängt so an: Glück und Heil aus der Höhe! zu den Füßen der Burchanen (Götzen) Schaktschamunih und Sunkabai bringt Ehre und Anbetung! zu den Füßen der zwei Partiarchen des

Tibetischen Reiches bringt Danksagung. Hierauf folgen die Namen der Chans, Taidshen und Nojonen der vier und vierzig Mongholischen und Oerötischen Stämme, welche dieses Gesetzbuch vermuthlich bekannt gemacht und bekräftiget haben. — Die Tunguſen, die alten Einwohner Sibiriens, besitzen nichts von Gelehrsamkeit, und ihre Sprache ist nur erst wenig ausgebildet, wie dieses auch ihr Gewerbe, die Jagd, mit sich bringt. Von Künsten und Gewerben der Städter wissen sie auch nichts oder doch nur sehr wenig. Der Zobelfang ist ihr Hauptgewerbszweig. — Die Jakuten, welche mit den zuvor erwähnten Tunguſen im Gouvernement Jeniseiks des Asiatischen Rußlands wohnen oder sich aufhalten, haben auch nicht viel mehr Kultur als die Tunguſen. Ihre Sprache ist ein sehr ausgearteter Dialekt der Tatarischen. Die Wörter werden beim Aussprechen sehr kurz abgestoßen und nicht unter einander verbunden. Die Fabeln, die unter ihnen gebräuchlich sind, beweisen, daß sie keine so eingeschränkte Begriffe haben, wie einige Reisende angeben; denn sie beweisen, daß die Jakuten sowohl Vorstellungen von einem höheren Wesen haben, als auch Gefühl für Recht und Billigkeit in Erwartung der künftigen Strafe und Belohnung. — Die Korjäkische Mundart, welche von den Korjäken, einem gleichfalls noch kulturlosen Volke, geredet wird, daß in dem oben genannten Gouvernement mit den Tunguſen und Jakuten wohnt, ist auch noch ganz roh, indessen hat die Russische Regierung angefangen, wie auch schon oben erwähnt worden, in ihren Wohnplätzen Schulen anzulegen. — Die übrigen Tatarischen Völker, die unter Rußland, China und der Türkey stehen, oder ganz frei unter ihren eigenen Chans leben, haben mehr oder weniger mit einander übereinstimmende Mundarten, je nachdem sie an andere Völker grenzen, mit ihnen verkehren, und dadurch ihre Sprache

verändern, indem sie Wörter und Ausdrücke der Fremdsprachen in die ihrige aufnehmen. Auch ist es noch nicht hinlänglich ermittelt, ob alle die Völker, die man für Sprößlinge der Tataren hält, es auch wirklich sind, da die Sprachen von mehreren so merklich von einander abweichen, wie z. B. die Sprache der Baschkiren, welche ganz von der Kasanschen Mundart der daselbst wohnenden Tataren abweicht. ꝛc. Einiges über die Tatarische Sprache wird noch unter Sprache (Türkische) vorkommen.

Sprache (technische), Gewerbssprache, Handwerkssprache, eigentlich gleich bedeutend mit Kunstsprache, s. Th. 160, S. 649, und folg. Man versteht darunter hauptsächlich diejenigen Wörter und Ausdrücke, welche in den Gewerben vorkommen, die eigentlich mehr kunstmäßig und wissenschaftlich, als blos mechanisch betrieben werden, aber nicht zu den bildenden und schönen Künsten gehören, wie in der Münz-, Buchdrucker-, Buchbinder-, Schriftgießer-, Urmacher-, Hutmacher-, Färber-, Bleich-, Webe-, Töpfer-, ꝛc. Kunst; in der Bierbrauerey, Essigbrauerey, Branntweinbrennerey, Zuckersiederey, Seifensiederey, Salzsiederey, Salpetersiederey, Tabacksspinnerey ꝛc., so wie überhaupt in allen Fabriken und Manufacturen, wie in den Porzellan-, Glas-, Spiegel-, Papier-, Stahl-, ꝛc. Fabriken; in den Gold-, Silber-, Seiden-, Baumwollen- und Wollenmanufacturen, und auch in allen technischen Gewerben; s. auch unter Technologie in T. Die eigenthümlichen Wörter und Ausdrücke in den höhern Künsten und Wissenschaften, wozu auch die Kriegs-Handlungs-, Bergbau-, Forst- ꝛc. Wissenschaften gehören, belegt man dagegen mit dem Namen der Kunstsprache; indessen ist letztere Benennung nicht bestimmt für die genannten Zweige des Wissen festgesetzt worden, und daher gebraucht man beide Benennungen oft ganz

willkührlich, verwechselt sie mit einander, oder braucht sie gleichbedeutend, läßt sie für alle Gegenstände des Wissens in Eins zusammenfließen.

Sprache (Theater=), Bühnensprache, Zeichen- oder Geberdensprache, Mienensprache; in allen den angeführten Benennungen aber nicht gleichbedeutend, indem die beiden letzteren, die Pantomime und die Mimik, Ausdrücke der Empfindungen, der Leidenschaften, durch Geberden und Mienen, aber nicht durch die Sprache, die Sprachwerkzeuge sind; und wenn auch bei der Mimik die Sprache den Geberden, dem Mienenspiele zu Hülfe kommt, so ist sie doch denselben untergeordnet. S. auch die Artikel: Mimen, Mimic, Th. 90, S. 732, und Pantomime, Th. 106, S. 390, und f.; dann Th. 160, unter Sprache und Sprachkunst, S. 9, und f. u. unter Sprache (Zeichen=). Unter der Ersteren, der Theater- oder Bühnensprache, versteht man die Sprache des Affectes; sei es bloß eine reine Sprache der Empfindung, der Leidenschaft in den bürgerlichen Trauer=, Schau= und Lustspielen in ungebundener Rede, oder mehr Deklamation und Gesang in der Oper, Operette, dem Duodrama, Melodrama, in der Tragödie, so wie in allen Schauspielen in gebundener Rede. Ueber die Theasprache, sehe man die Artikel Schauspiel, Th. 140, S. 616 und f., Th. 141, S. 1, u. f.; dann Schauspieldichter, Schauspieler und Schauspielkunst daselbst; ferner Lesespiel, unter Spiel (Unterhaltungs=), Th. 158. S. 129 und f. nach. Ein Mehreres über diese Sprache, siehe Theatersprache, Vorlesung und Wohlredenheit, in T, V, W, und unter Deklamation, im Supplement.

Sprache (theoretische), hierunter versteht man die Erlernung einer jeden Sprache nach den Regeln der Sprachlehre oder Grammatik; also eigentlich die

Grammatik selbst, im Gegensatze der Erlernung einer Sprache durch den Gebrauch; geschieht dieses nun von Jugend auf, wie bei der Muttersprache, durch den Umgang mit den Eltern oder Pfegebefohlenen, und den Gespielen, oder in späteren Jahren durch den Umgang in Beziehung auf das Geschäftsleben, die Gewerbsamkeit und das Bedürfniß in einem fremden Lande; also mehr Zwang, als bei der Muttersprache; allein immer nur durch die Praktik, durch den täglichen Verkehr und Umgang, ohne alle Regeln der Sprachlehre. Bei der Muttersprache geht immer die Praktik voran und die Theorie folgt; bei den Fremdsprachen geht aber, wenn man sie in der Schule erlernt, die Theorie der Praktik voran, nur dann nicht, wenn man des Umgangs und des Verkehrs wegen gezwungen wird, sie in einem fremden Lande zu erlernen. Ueber die Theorie oder die Grammatik der Sprache, s. den Artikel Sprache und Sprachkunst, Th. 159 und 160. nach.

Sprache (Thier-), uneigentlich, die Laute, welche die Thiere von sich geben. Ob man nun diese verschiedenen Laute der vierfüßigen Thiere und des Geflügels als eine Art Sprache, wodurch sich die Thiere einander verständlich machen, ansehen kann, wird in einem eigenen Artikel: Thiersprache, unter T. abgehandelt werden.

— (Tochter), eine Sprache, welche unmittelbar von einer andern abstammt, ohne jedoch bloß Mundart zu seyn, und die dabei wenige Einwirkungen anderer Fremdsprachen erfahren hat; wie z. B. die Italienische unmittelbar von der Lateinischen abstammt; nicht so die Französische und Spanische, die daher als keine Töchter der Lateinischen Sprache betrachtet werden können, sondern nur als nahe Verwandte; denn die Französische Sprache hat eine starke Einmischung von der Fränkischen Sprache, einer Deutschen oder Germanischen Mundart, und die Spa-

nische von der Gothischen und Arabischen Sprache erhalten; sie sind also dem nächsten Stamme am wenigsten mehr treu geblieben, wie solches aus den Vergleichungen dieser Sprachen mit ihrem Stamme und unter einander hervorgeht. Noch Einiges hierüber wird unter Tochter, in T vorkommen.

Sprache (todte), eine ausgestorbene Sprache, welche von einem Volke als Muttersprache nicht mehr geredet wird. Es geschieht, wenn einem Volke durch fremde Eroberer, auch deren Sprache aufgedrungen wird, und diese Fremdsprache sich dann mit der Landessprache vermischt, und derselben einen ganz anderen Charakter, eine ganz andere Form giebt, so daß von dem alten Sprachstamme nur noch die Wurzeln übrig bleiben, ja daß man oft diese nicht wieder erkennt. Wenn man z. B. in der Italienischen Sprache die Wurzeln der Lateinischen findet, so sind sie doch durch die Umkleidung, durch Zusätzung oder Fortnehmung von Buchstaben, so umgewandelt worden, daß eine ganz andere Sprachbildung herauskommt, wozu sich nun noch die Menge der Fremdwörter gesellt, die gleichfalls durch den Umgang der Eroberer mit den Unterjochten oder Besiegten bei der gegenseitigen Verständlichmachung in zwei Sprachen einen andern Zuschnitt erhalten, also auch viel von ihrer Originalität verlieren, und dieses um so mehr, wenn die Sprache der Eroberer nur eine geringe Ausbildung hatte, und die Sprache der Unterjochten in dieser Beziehung weit höher stand, eine Umgangs-, Unterhaltungs- und Büchersprache war; Erstere muß dann von Letzterer borgen. Todte oder ausgestorbene Sprachen sind z. B. die Chaldäische, Phönizische, Hebräische, Syrische, Griechische und Lateinische Wenn nun gleich mehrere dieser Sprachen noch gelehrt und erlernt werden, und Letztere, die Lateinische, als eine Sprache der Gelehrten nicht nur geschrieben, das heißt, Schriften darin

herausgegeben werden, sondern auch von Gelehrten, und selbst noch von einigen Volksklassen, wie z. B. in Ungarn von dem Adel, den Geistlichen ꝛc. gesprochen wird, so werden sie als todte Sprachen mit Recht betrachtet, weil es keine Volkssprachen mehr sind, von ganzen Völkern als eine Mutter- oder Landessprache nicht mehr geredet werden; und diejenigen Völker, denen sie eigenthümlich zu gehörten, denen sie Muttersprache waren, längst untergegangen sind, sich längst in den neuen Volksstämmen verloren haben.

Sprache (Ton-) Sprache der Musik, uneigentlich, bloß die Liebestöne der Flöte, das Phantasiren auf diesem Instrumente, wodurch man gleichsam seine Herzensempfindungen zu erkennen giebt. Es ist das einzige Instrument, welches, besonders in der Stille der Nacht, so beredet zum Herzen spricht, gleichsam die schlafenden Gefühle weckt, und daher hat man es auch vor allen anderen als einen Dolmetscher der Liebe gepriesen; s. auch unter Tonkunst, in T.

— (Toskanische), der Hauptdialekt der Italienischen Sprache, s. Sprache (Italienische), Th. 160, der als Unterhaltungs- und Büchersprache fast in ganz Italien, mit Ausnahme des Königreichs beider Sizilien, in der gebildeten Welt der herrschende ist. Hier noch Einiges, welches diese Mundart betrifft, zur Ergänzung desjenigen, was über dieselbe schon, Th. 160, unter Sprache (Jalienische) gesagt worden ist, weil diese Mundart um so wichtiger für jeden Wissenschafter und Künstler ist, da durch dieselbe eine ganz neue Epoche für die Wissenschaften und Künste in Europa begann. Wenn Kaiser Friedrich der Zweite aus dem Schwäbischen Hause als ein Beförderer des Italienischen Sprachstudiums durch die Dichtkunst auf Sizilien angesehen werden kann, sagt ein Schriftsteller, so darf man auch nicht den thätigen und großen Minister Peter della Vigne ne-

ben ihn zu stellen vergessen, dessen hinreißende Schwade und große Kenntniß sowohl in den heiligen, als Profandichtern nach seinen Biographen sehr groß gewesen seyn soll. Was seine Beredsamkeit anbetrifft, so kann man die Wirksamkeit derselben aus Folgendem ersehen: Als Gregor der Neunte den Kaiser in den Bann gethan hatte, und dieser einen Aufruhr von den Paduanern befürchtete, ließ Peter sie vor dem Pallaste zusammen kommen, und als der Kaiser sich auf den Thron gesetzt hatte, hielt er eine Rede über die Verse Ovids:

Leniter ex merito quicquid patiare ferendum est
Quae venit indigne poena, dolenda venit.

und zeigte darin, daß der Kaiser den Bannstrahl nicht verdient habe, und daß er der größte Monarch nach Karl dem Großen sey. Der Erfolg war vollkommen erwünscht; und diese kraftvolle Beredsamkeit ging auch in seine Gedichte über. Nach ihm wirkten auf die Sprache bis zum vierzehnten Jahrhunderte Guinicelli, den Dante seinen Lehrer nennt. Seine Gedichte zeigen schon von einer höheren Ausbildung der Sprache, nur sind sie noch im Geschmacke der scholastischen Subtilität. Eines der vorzüglichsten beginnt:

„Glücklich ist die Seele, die dieser Bürde entlastet, himmelan sich schwingt, da wo das Glück vollkommen ist, und das Herz der Freude offen, frei von Kummer und Leidenschaft. Freund, was Du beweinst, sollte Dir Freude gewähren ꝛc.“

Guido Cavalcanti, Freund des Dante, dessen Gedicht „über die Natur der Liebe“ zu seiner Zeit so geschätzt worden ist, daß große Männer, wie Colonna, sie ihres Commentars gewürdiget haben. Guitone von Arezzo, Ritter des Ordens Virgo

Maria, dichtete in seinem Landdialekte, und war der Erste, welcher den gemeinen Dialekt in Prosa gebrauchte, und dadurch vortheilhaft auf die Ausbildung der Italienischen Sprache wirkte, indem er bald Nacheiferer fand. Den Beschluß mit dem dreizehnten Jahrhundete macht Jakob von Todi, wegen seiner affektirten Frömmigkeit Jacopone genannt. Seine Gedichte sind geistreich, wenn gleich noch sehr von der Toskanischen feinen Mundart entfernt. Bis dahin hatte die epische und lyrische Dichtkunst auf die Sprache zu wirken angefangen, und sie fuhr fort bis zu ihrer höchsten Ausbildung ihre Gefährtin und Bildnerin zu seyn; denn das Drama fängt erst bei den Italienern mit dem sechzehnten Jahrhunderte an Einfluß auf die Sprache zu haben, bis dahin sind die Theaterdichtungen, so wie die Vorstellungen noch sehr ungeregelt und unter aller Kritik. Bis zu dem genannten Jahrhunderte war die Italienische Bühne nur mit Gaukeleien und Narrenspossen oder Büffonerien angefüllt, von einem eigentlichen Drama war gar nicht die Rede. Zuerst herrschte in Italien als Drama eine Art Pantomime mit den schrecklichsten Verdrehungen, die von dem Gesange und der Musik der Bänkelsänger begleitet war, oder der Gesang ging voran und die Harlekins folgten. In einer Mayländischen Chronik wird das Theater daselbst so beschrieben: „Die Comödianten sangen auf der Bühne, wie man jetzt von Roland und Oliverius singt. Nach Endigung des Gesanges treten Buffonen und Mimen mit der Zither auf und gestikulieren. Im Jahre 1288 ward ein Edikt erlassen, daß man die Fränkischen Bänkelsänger, die auf den Gassen ihre Schauspiele hielten, nicht mehr leiden wolle. Das erste Stück, welches einigermaßen den Namen eines Drama verdient, ist unter dem Titel: „Ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi" bekannt. Handelnde

Personen waren der Pabst, der Kaiser, im Gefolge vieler andern Fürsten aus Europa und Asien, der Antichrist von der Heresie und Hypochondrie begleitet; den Beschluß machte die Synagoge mit dem Heidenthume. Dieses Stück fand einen außerordentlichen Beifall und zeugt von dem damals herrschenden Geschmacke. Diesem Stücke folgten mehrere biblische Geschichten, welche noch lange die Bühne zierten, jedoch ohne Einwirkung auf die Sprache, weil der Dialog platt und niedrig war. Mit Dante Alighieri, zu Anfange des vierzehnten Jahrhunders, beginnt die Blüthe der Toskanischen Mundart; denn er, Petrarca und Baccaz sind als die Gründer oder Urheber der reinen Toskanischen Mundart, der Italienischen Büchersprache zu betrachten. Zwischen ihm und Petrarca haben nur wenige Dichter auf die Sprache gewirkt; denn viele derselben kann man in Vergleichung zu den genanuten großen Dichtern und Reformatoren der Sprache nur Dichterlinge nennen; ausgezeichnet habeu sich nur: Cino von Pistoja, der Dantes Tod in einem schönen Gedichte besang; so wie er wieder von Petrarca, der ihn als einen geistreichen Dichter verehrte, besungen wurde; und Bonifacius degli Uberti, der die Sagen schon in Balladen einzukleiden, oder zu verwandeln wußte. Peter und Jacob, die Söhne des oben angeführten Dantes sind nur deshalb merkwürdig, weil sie die Gedichte ihres Vaters bei Volksversammlungen ablasen und zuerst darüber commentirten, wodurch sie dem Volke bekannter wurden, und dessen Sprache nach diesem Vorbilde verfeinerten. Petrarca, welcher 1304 geboren und 1374 in seiner Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch gesunken, todt gefunden wurde, und der ein geborener Dichter war, wie man aus der unüberwindlichen Abneigung, die er gegen die systematische Gelehrsamkeit, der er sich widmen sollte, gewahrt, hatte

eigentlich nicht die Absicht, in dem vulgaren Dialekt zu schreiben, sondern in der Lateinischen Sprache, und nur seiner unglücklichen Liebe zur Laura von Sades verdankt die Italienische Sprache ihre Verschönerung, indem er uns in seinen Sonetten ein Muster seiner Nationalmundart hinterlassen hat. Wenn er gleich mit Verachtung von seinen Italienischen Gedichten spricht und sie jugendliche Scherze nennt, so gesteht er doch, daß er seinen Styl noch mehr zu bilden gesucht haben würde, wenn er hätte hoffen dürfen, so großen Beifall zu erhalten, wie er sich hätte überzeugen müssen; indessen beweisen seine Manuscripte, nach Crescembeni, daß er sehr feilte und besserte, und die Gedanken nach seinem Geschmacke zwang, nur unwissende Kopisten und die Tradition, mit der sie sich gleich über ganz Italien verbreiteten, haben das Original sehr entstellt. In seinen Sonetten hat er uns einen Abdruck seines Charakters gegeben. Sanftheit, eine blühende Einbildungskraft und ein an Empfindungen reiches Herz sind die herrschenden Züge darin. Die Hauptidee, warum sich alle drehen, ist das System der platonischen Liebe und Schönheit, die wirksamsten Mittel, eine Sprache in der Ausbildung zu verschönern. Man rügt indessen in seinen Sonetten noch mit Recht die Ueberbleibsel von den spitzfindigen, geschmacklosen Authitesen der Provenzalen, aus deren Sprache er die zarte Illusion nahm, und in denen mehr das Spiel des Witzes, als der Natur herrscht. Hier eine kleine Probe zum Beweise:

„Das Band der Liebe hält mich gefangen, es öffnet sich nicht, nnd schließt sich doch auch nicht zu; die Liebe tödtet auch nicht, und läßt mich doch auch nicht aus ihren Schlingen; sie will mein Leben nicht, und führt mich doch nie aus der Irre."

Die Sprache würde nun in jeder Beziehung bei einem solchen Anfange noch mehr gewonnen haben,

hätte nicht der Schwarm von grschmacklosen Petrarchisten, sagt ein Schriftsteller, nach diesen Schattirungen seiner Dichtkunst gehascht, und den noch immer fortbestehenden falschen scholastischeu Witz für Schönheit gehalten, ihre Nachahmungen sind daher nur undichterische Subtilitäten und kalte Reimsucht; auch sind seine Ausleger höchst elend und schlechter als beim Dante, und ihre pedantischen Untersuchungen durchzulesen, ist eine nutzlose Mühe. Der mit Petrarca gleichzeitig lebende Boccaz war nicht sowohl ein großer Dichter, als Prosaist, und daher hat man ihn an die Spitze aller Prosaisten gestellt, und seine Verdienste um die Toskanische Mundart sind daher entschieden. Unter seinen Gedichten ist die Teseide in zwölf Büchern, die er in Stanzen von acht Reimen zuerst geschrieben hat, welche Versart späterhin zum Charakter des epischen Gedichts von den Italienern gerechnet wurde. Außer dem genannten Gedichte hat er noch an Gedichten herausgegeben: l'amorosa visione: il Filostrato, il Nimfale Fiesolano, auch in Stanzen von acht Reimen, und einige Romanzen ähnlicher Gattung. Noch sind unter den Dichtern dieser Zeit berühmte Namen, Crescembeni, Lanzelotto, Zenoni und Sachetti, welche mit mehreren Anderen vortheilhaft durch ihre Gedichte auf die Sprache wirkten. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts sank der Geschmack dadurch, daß man ganze Geschichten in Reime bringen wollte, wobei die Dichtkunst in bloße Reimerei ausartete, wobei man die Sprache wenig berücksichtigte. Unter diesen zeichnen sich jedoch noch aus: Antonio Pulci, der die Burleske zuerst einführte, die Berni hernach vervollkommnete, und Bonafede aus Bologna wegen seines Lehrgedichts über den Ackerbau: il fesoro dei Rustici. Die Italiener führen nun noch am Ende des genannten Jahrhunderts eine Reihe

von Dichterinnen an, worüber sich aber, außer der Katharina di Siena, die im Jahre 1380 starb, nichts Gewisses bestimmen läßt. Nach dem Tiraboschi sollen die meisten untergeschoben seyn, so wie eine Menge angeblicher Gedichte von der Laura unächt sind. Man hätte glauben sollen, daß in der Periode des Dante und Petrarca, worin die Toskanische Mundart schon eine gehörige Feinheit und Vollständigkeit erhalten hatte, auch das Drama in der Ausbildung vorgeschritten seyn würde; allein auch im vierzehnten Jahrhunderte war es noch nicht viel besser, als wir es oben gesehen haben, daher konnte von der Seite auf die Verfeinerung der Volkssprache noch nicht gewirkt werden; denn im Jahre 1304 wurde zu Florenz auf einem Theater über dem Arno, eine Art Tragödie, die Hölle mit ihren Martern gegeben, worin Einige als Teufel verkleidet waren u. Andere die nackten Seelen vorstellten, die mit Gewinsel ins Feuer gestoßen wurden. Die Neuheit und das Schreckenvolle der Handlung zog eine solche Menge Menschen auf die Brücke über den Arno, daß sie brach und gleichsam zur Hölle der Zuschauer wurde, von denen viele im Arno ertranken. Von dieser Zeit an verschrie man diese Art Drama als einen Kunstgriff des Satans, und sie wurde fernerhin aufzuführen verboten. An Festtagen ward aber fortgefahren aus der heiligen Geschichte des neuen Testaments rohe dramatische Versuche zu geben, wovon die Scenen gewöhnlich in Kirchen waren. Das ganze funfzehnte Jahrhundert war der fernern Ausbildung der Italienischen Sprache eben nicht hold; denn die Dichtkunst sank in diesem Jahrhunderte merklich von ihrer gewonnenen Höhe herab; nur gegen das Ende desselben traten noch einige mittelmäßige Dichter auf, die gelobt zu werden verdienen; die übrigen sind bloß Reimer, welche der Poesie und Sprache keinen Gewinn bringen. Nach einigen

Schriftstellern soll die Ankunft vieler Großen in Italien, und dann die Reisen der Italiener nach Griechenland großen Einfluß auf den Stillstand ihrer Poesie und Sprache in dem genannten Zeitraume haben. Der Geschmack an den ernsten Wissenschaften fing durch das Griechische Studium an allgemeiner zu werden. Wer auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machte, mußte die Platonische und Aristotelische Philosophie und mit derselben eine Menge Traditionen und Erdichtungen studieren. Diesem Studium widmeten sich nun viele Italiener mit allem Eifer, wodurch die ernsten Wissenschaften aufzublühen anfingen, die bis dahin nur noch stiefmütterlich behandelt worden waren. Wenn gleich ihre Muttersprache dabei nicht gewann, so wurden doch die alten Sprachen, die Griechische und Römische wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen. Die vielen Codices, welche vom Oriente nach Italien herüber kamen, erweckten bei den Italienern die Erinnerung an ihre Vorfahren; sie fingen nun auch an die alten Römischen Denkmäler hervorzusuchen. Alles beeiferte sich, Manuscripte aus dem Staube der Bibliotheken in den Klöstern und an Höfen hervorzuziehen, man verglich, kopirte, kommentirte und gab der Lateinischen Gelehrsamkeit Licht. Die Italienische Poesie und Sprache mußte daher der Lateinischen weichen, und man opferte beiden nur höchstens einige Erholungsstunden auf. Der größte Mann des funfzehnten Jahrhunderts, der auch von Seiten der ernsten Wissenschaften auf die Italienische Sprache bedacht war, ist Lorenz von Medicis Magnificus; den man als den Wiederhersteller der ernsten Wissenschaften betrachten kann; denn durch seine unermüdete Fürsorge, seine großmüthige Freigebigkeit und Beschützung der Gelehrten, gelangten die Wissenschaften wieder in Flor. Die Gelehrten verehrten ihn daher als ihren Wohlthäter, und die Universität Pisa ver-

dankt ihm ihren Ruf; denn unter seinem Schutze eröffneten die Gelehrten Chalcon, Dylas, Ficinus und Poliziano ihre Hörsäle. Er besoldete den berühmten Griechen Lascaris zu Konstantinopel, der daselbst die Griechischen Manuscripte zusammensuchte und sie nach Florenz schickte; er, Lorenz von Medicis, sammelte selbst in Italien und brachte alle Manuscripte in die Bibliothek von Florenz, die nach ihm: Laurentiana genannt wurde. Mit gleichem Eifer begünstigte er auch die Werke der alten und neuen Kunst, und die Posie und das Studium der Muttersprache; denn auf das Ersuchen des Prinzen Friedrich von Arragonien machte er in seinem sechzehnten Jahre eine Sammlung von den besten Italienischen Dichtern vor seiner Zeit; auch war er selbst Dichter und Nachahmer des Petrarca; dieserhalb fehlt seinen Gedichten eigene Erfindung, eigene Gedanken und Bilder, obgleich sie von der andern Seite durch seinen feinen, ausgebildeten Geschmack sich weit von dem Volkstone entfernen. Die Carnevalsgesänge, welche die Vermummungen oder Maskeraden zu Florenz feierlich machten, haben ihn zum Erfinder. Er erhielt als Tonangeber eine Schaar von Nachahmern, worauf die Sammlung von Frionfi Maschepate e Cauti Cornascialeschi dal tempo di Lorenzo de Medici. Flor. 1559, entstand. Der erste Verbesserer des Italienischen Theaters war Angiolo Poliziano, der zuerst eine Probe von Dithyramben durch das Bachantenchor in seinem Orpheus gab; er war zugleich der größte Gelehrte seiner Zeit in der Griechischen und Lateinischen Literatur; er las mit so vielem Beifall über den Homer in Florrnz, daß Chalcondylas seine Vorlesungen darüber aufgeben mußte. Ein Fragment von dem Gedichte, welches er auf die Turniere Lorenz und Julians von Medicis zu verfertigen angefangen hatte, soll

das schönste Denkmal dieses Jahrhunderts seyn, voll der erhabensten Gedanken und von ausgezeichneter Erfindung, nur soll die Eleganz und Correktheit der Sprache nicht mehr dieselbe seyn, wie sie es zu den Zeiten Petrarcas war; man soll deutlich an diesem Fragmente bemerken können, wie die Italienische Sprache durch die Wiedereinführung des Studiums der Alten vernachlässiget worden ist; denn wenn man den Styl bloß nach diesem Fragment beurtheilen sollte, würde er in der Ordnung der Kultur noch vor Petrarca seinen Platz einnehmen. Ein anderes Gedicht von ihm, von den Italienern Stanzon genannt, ist ein Sieg des Ruhms und der Liebe. Poliziano war ein Freund des Lorenzo, so wie Ludovico Pulci, mit diesen beiden Freunden, die am Hofe des Lorenz von Medicis lebten, dichtete derselbe, auch lasen sie einander die Gedichte vor. Die ganze Familie des Pulci war dichterisch, sein Bruder Bernhard hat sich in der Ekloge hervorgethan. Auf Ersuchen der Lucretia, Mutter des Lorenz von Medicis verfertigte Ludovico Pulci seine Ritterepopöe. Zu derselben Zeit gab auch der Graf Bojardo von Scandiano seinen Rolando amoroso heraus, von dem nur sechs Gesänge erschienen sind indem ihn der Tode im Jahre 1494 ereilte, in welchem Jahre auch Poliziano starb. Sehr wirksam auf die Muttersprache waren auch die Gesänge des Serafinus aus Aquila, welcher im Jahre 1500 zu Rom starb. Man hielt ihn für einen fast göttlichen Dichter, um den sich Fürsten beneideten. Man will indessen erinnern, daß das Einnehmende seiner Poesie mehr von der Laute herrührte, mit der er sie begleitete, als von dem inneren Dichtergehalte derselben, wenigstens soll man sie nicht denen des Petrarca vorziehen können. Auch soll die Erfindung der Begleitung mit der Laute nicht von ihm her-

rühren, sondern schon Petrarca soll Erfinder derselben seyn; wenn nun Letzterer auch der Erfinder gewesen ist, so kann man Ersteren doch als Wiederhersteller dieses Zauberspiels halten; denn Paolo Cortese beschreibt das Hinreißende desselben, als ganz über alle Vorstellung. Die folgenden Nachahmer nahmen ihr Improvisare wörtlich aus dem Serafin. — Welche Wirkung die Dichtkunst in Begleitung eines Instruments, also auch die Improvisation, hervorbringt, haben wir in der neuesten Zeit, wo diese Art der Unterhaltung wieder Mode geworden ist, erfahren. Auf die Verbesserung der Sprache hat die Improvisation einigen Einfluß; allein er ist nicht so wichtig, als bei dem Schauspiele, und dieses war auch im fünfzehnten Jahrhunderte noch nicht viel weiter gekommen, als in dem vergangenen vierzehnten. Vorstellungen fanden noch in den Kirchen Statt. So z. B. wurde Abraham und Isaak in Octaven von Feo Belcari in der Kirche Maria Magdalena zu Florenz im Jahre 1449 aufgeführt. Barlaam und Josaphat von Bernhard Pulci, Johannes und Paulus, von Lorenz de Medici. Die Bekehrung Maria Magdalenens von Anton Alamanni; die Wunder St. Geminiano 1454, in der Kirche zu Modena vorgestellt. Ein dramatischer Versuch aus der Leidensgeschichte Christi, nebst seiner Auferstehung, ward am stillen Freitage in dem genannten Jahre zu Rom gegeben. Da nun diesen Vorstellungen alles abging, was sie zu einem Drama stempeln konnte, und sie sich auch in der gewohnten Sphäre, der heiligen Geschichte, bewegten, so konnte die Sprache auch keinen großen Gewinn haben. Der Erste, welcher die Stücke der Alten wieder in Umlauf nnd das Theater in Ordnung brachte, war Ponponius Laetus; er ließ die Komödien des Terenz und Plautus zu Rom in den Pallästen der

Prälaten aufführen, suchte aber auch dabei die Stücke der Neuern nach seiner Verbesserung in Aufnahme zu bringen. So ward im Jahre 1484 zu Rom am Karneval vor dem Pabste und den Kardinälen „Konstantinus" als Tragödie geben. Ein Genueser, der zu Rom erzogen war, und an dem Hofe des Pabstes lebte, dirigirte es, und spielte den Constantin mit so vielem Beifalle, daß er hernach nur unter diesem Namen bekannt war. Nächst dem Laetus hatte auch der Kardinal Rafällo Riario das Verdienst, den regelmäßigen Geschmack beim Theater befördert zu haben. Die Schauspieler des Laetus wurden oft von ihm nach dem Kastel St. Angelo geladen, oder auf den Markt oder in seinen Pallast, um daselbst Vorstellungen zu geben, und der Pabst Innozenz der Achte beehrte diese Schauspiele mit seiner Gegenwart; indessen hatte man im Jahre 1492 noch kein öffentliches Theater, und die einheimischtn Produkte für dasselbe waren noch sehr unvollkommen, wie aus Folgendem hervorgeht. Als die Nachricht der Eroberung von Granada durch Ferdinand den Katholischen nach Rom kam, so ließ unter andern Festen der Kardinal Riario eine Bühne in seinem Pallaste errichten und ein dazu passendes Drama aufführen, welches der päpstliche Schreiber Verardi angefertiget hatte, das aber noch keine Akte hatte, sondern in einem immerwährenden Dialog fortging. Das Beispiel des Kardinals zu Rom und der Beifall des Pabstes feuerte die andern Italienischen Höfe zu gleichen Lustbarkeiten an, und besonders zeichnete sich Hercules der Erste, Herzog von Ferrara als Beförderer des Theaters aus. Er ließ im Jahre 1486 den ins Italienische übersetzten Menechmus des Plautus mit einem Pomp und einer Dekorationspracht aufführen, die ihn 2000 Dukaten kostete. Mit den übersetzten Stücken des Plautus und Terenz fuhr er

bis 1491 fort, und noch in demselben Jahre reisete er nach Mailand, und dirigirte die dortige Bühne, welche unter Ludovi Sforza in Aufnahme kam. Einer der Uebersetzer der Lateinischen Dramen war Colenucci, der auch auf Ansuchen des genannten Herzogs seine Tragödie Joseph schrieb, so wie Bojardo auf dieselbe Veranlassung seinen Timon. Besser und schneller war die Bühne zu Mantua eingerichtet, auf der man schon in den Jahren 1480 bis 90 auf einer prachtvoll dekorirten Bühne das erste regelmäßigste Drama dieses Jahrhunderts, den Orpheus des Poliziano aufführte. Die Chöre waren nach dem Griechischen gebildet. Ganz ohne Einfluß auf die Sprache kann man die aufgeführten Dramen des funfzehnten Jahrhunderts nicht nennen; denn durch die Uebertragung derselben aus dem Griechischen und Lateinischen in die Toskanische Mundart, kam doch so Manches von dem Geiste der Griechen- und Römer-Sprache in die Italienische; auch hatte es vielfachen Nutzen auf die Ausbildung des Grammatikalischen derselbeu; denn je mehr man durch das Uebersetzen der Griechischen und Lateinischen Dramen in den Geist dieser Sprachen drang, je mehr wurde man auch mit ihren Sprachformen vertraut, und suchte diese auch auf die Muttersprache anzuwenden. Die Sprache gewann daher von der einen Seite bei diesen Dramen, wenn sie gleich von der andern Vieles von dem wieder eingebüßt hatte, was Geschmack, Verfeinerung und zierliche Wendungen betrifft, wohin sie schon zu Petrarcas Zeiten gelangt war, und von welchen Sprachschätzen diese Dramen so ganz entblößt waren, also auch das nicht ersetzen konnten, was durch das Herabsinken der Dichtkunst die Sprache wieder verloren hatte. — Das sechzehnte Jahrhundert war dagegen der Dichtkunst und Sprache wieder sehr günstig und vereinigte Alles, was schon vorher in der Toskanischen

Mundart geleistet worden war, ja es brachte die Dichtkunst und besonders den epischen Theil derselben, und mit derselben die Sprache auf den höchsten Gipfel, besonders brachte Bembo die Sprache wieder zu der alten Toskanischen Eleganz, verfiel aber dabei in die Fehler einer zu genauen Nachahmung des Petrarca, indem er dessen Zierlichkeit kopirte; da er aber weiter den Weg bahnte, und die gewöhnliche Reimsucht zu entfernen suchte, so konnten seine Nachfolger leicht auf dem gebahnten Wege fortgehen und die Fehler vermeiden. Bei dem so allgemeinen Bestreben zu einem Ziele in dem genannten Jahrhunderte, sagt ein Schriftsteller, mußte nothwendig Feinheit und Schönheit der Sprache wieder gewinnen; allein diese Feinheit uud Zierlichkeit ist auch fast das einzige Verdienst der Dichter, die nicht Original sind. Kraft und männlichen Ausdruck findet man bei den Meisten nicht. Petrarca ward aufs Aeußerste geplündert und gemißhandelt; denn jede Stanze, jeder Reim von ihm gab Stoff zu ganzen Gedichten, worin der gute schlichte Gedanke durch solche Dehnung wäßrig und langweilig gemacht werden mußte. Eine Menge warfen sich zu Commentatoren über Petrarca auf, worunter Faustus, Silvanus, Aldus, Manutius der Jüngere, Alumnus und Andere waren. Es herrschte eine ordentliche Sucht, den Petrarca zu commentiren, und es erschienen eine Menge fruchtloser Dissertationen und Untersuchungen über ihn und seine Dichtungen. Die Leichtigkeit des Reims und der Sprache in Petrarcas Dichtungen feuerte eine Menge Dichterlinge an, sich Ruhm in deren Nachahmung zu erwerben, und so erschienen eine große Anzahl Petrarchisten, daß die Italiener selbst diese Periode das Jahrhundert der Reimer nannten. Wenn dieses nun auch, von der einen Seite betrachtet, der Fall war, so muß man von der andern auch wieder den Reich-

thum an großen Dichtern bewundern, die die Toskanische Mundart zur höchsten Eleganz ausbildeten. Zu diesen gehören: Casa, Hannibal Caso, Bentivoglio, Ariost, Trissino, Berni, Mauro, Alemanni, Bernhard und Torquato Tasso, Guarini, Frisino, Salviati, Cocchi und Andere. Der erste große Kritiker in diesem Jahrhunderte, der auf die Toskanische Sprache wirkte, war Castelluctro. Durch richtige Beurtheilung und Ausmerzung der Fehler seiner Zeitgenossen und Vorgänger, bewirkte er eine Revolution in dem Geschmacke. Er hatte sich nach den Griechen gebildet, und suchte aus dem Aristoteles und Herennius die erste einheimische Aesthetik zu bilden. Er las alle alten und neuen Dichter, abstrahirte Regeln aus denselben und übersetzte die berühmtesten Provenzalen, wodurch er sich in Rücksicht auf die Ausbildung der Sprache mehr Verdienste erwarb, als wenn er ein großer Dichter gewesen wäre. Er starb 1571. Ein zweiter Kritiker in diesem Zeitraume war Pellegrini il Caraffa, der eine Kritik über die epische Poesie drucken ließ, worin er den Roland des Ariost dem befreiten Jerusalem des Tasso vorzog, welches Veranlassung zu dem noch immer fortwährenden Streite bei den Italienern giebt, ob Ariost oder Tasso der erste Dichter der Nation sey. Mit der Italienischen Sprache ganz vertraute Ausländer haben längst über die großen Verdienste Tassos, als Dichter, entschieden, und sahen nur in allen Angriffen auf ihn und seine Dichtungen den Neid, der um so mehr seinen Zahn wetzte, je höher sein Ruhm bei seiner Nation und den Ausländern stieg. Die Erhabenheit und die Kraft seiner Gedanken erheben ihn über den leichten Geist und die Phantasie seiner Vorgänger und Nachfolger, und wenn Ariost ihm in mancher Hinsicht gleich gestellt werden kann, so ragte er doch nicht

mit seinem Geiste über ihn hinaus. Der durch eine Kette von Wiederwärtigkeiten gebeugte Tasso schrieb damals aus dem Gefängnisse in diesem Style einige Erwiederungen auf die Anfälle auf sein Gedicht; entschloß sich, es umzuarbeiten, und änderte sogar den Titel; allein Kenner sahen gleich, daß er durch die genaue Beobachtung der Regeln seinen kühnen Flug verlassen hatte, und steif geworden war; sie mißbilligten daher diese Veränderung und stellten das Original nach seinem im Jahre 1595 erfolgten Tode in seiner ursprünglichen Gediegenheit und Schönheit wieder her. „Tasso, sagt ein Schriftsteller, hat seine Muttersprache durch Erfindung, regelmäßige Behandlung und Einkleidung in seinen Gedichten so hoch gebracht, daß man ihr die größten Schönheiten nicht absprechen kann". Und dieses ist wirklich so, wenn wir beim Lesen dieses Dichters einen Italienisch gebildeten Mund, das heißt, zur richtigen Aussprechung der Wörter gebildete Sprachwerkzeuge und ein reges Gefühl für die Materie besitzen; Eigenschaften, die immer beim Lesen eines Dichters in der eigenen und noch viel mehr in der Fremdsprache angetroffen werden müssen. Höher, wie zu Tassos Zeiten, ist die Sprache in der Folge nicht gestiegen, wohl aber gesunken; denn der Geschmack veränderte sich, und mit ihm auch die Sprache, und das ganze siebzehnte Jahrhundert zeigt, nur mit wenigen Ausnahmen, kein solches Streben mehr, den reinen Kunstsinn und Geschmack fest zu halten, der das sechzehnte Jahrhundert in Poesie und Prosa auszeichnete; nur erst das achtzehnten Jahrhundert stellt wieder mehrere dem sechzehnten Jahrhunderte gleich kommende Werke, jedoch nicht in allen Zweigen der Dichtkust, auf; eben so das gegenwärtige neunzehnte Jahrhundert, welches besonders die klassischen Schriftsteller wieder heraushebt und zum Muster nimmt.

Wie wir oben gesehen haben, hat das Schau-

spiel auch in Italien schon frühzeitig einen, wenn nur geringen, Beitrag zur Ausbildung der Sprache gegeben, wenn gleich viele glänzende Dichter und Prosaisten in den andern Zweigen der Dichtkunst in frühester Zeit auftraten und darauf wirkten. Da der Italiener so viel Liebe und Geschmack dafür besitzt, besonders für das Lustspiel, die Oper und die Operette; so ist es doch zu bewundern, daß nach den oben angeführten verschiedenen Theaterepochen bis zu dem goldenen Zeitalter der Italienischen Literatur, dem sechzehnten Jahrhunderte, in welcher auch das Theater eine Reform erhielt, nicht an das höhere Drama gedacht worden ist. Um nun die in dem gedachten Jahrhunderte durch Einführung des regelmäßigen Schauspiels neue und wichtige Theaterepoche und deren Wirkung auf die Toskanische Mundart zu würdigen, so ist es nöthig, den Zustand des Dramas in der ersten Epoche von einer andern Seite, als er schon oben angeführt worden ist, zu übersehen. Thomas von Aquinas, der im dreizehnten Jahrhunderte lebte, spricht von der Komödie seiner Zeit, als von einem Schauspiele, welches viele Jahrhunderte vor ihm im Schwunge gewesen; er nennt die Schauspieler zu seiner Zeit Histrionen und nicht Komödianten, und schildert sie als sehr ehrbare Leute; denn er sagt von ihnen, daß ihre Profession oder Gewerbe erlaubt sei, auch wären sie nicht im Stande der Sünde, wenn sie nur ehrbar spielten. Von den früheren Histrionen melden die Kirchenväter der ersten Jahunderte nicht ein gleiches. Die ersten Schauspiele waren daher Mysterien, die hier unter dem Namen Misterie, Figure, Vangeli, Istorie, Comedie spirituali auftreten. Der Inhalt der ersten Vorstellungen war gewöhnlich kirchlich, und besonders zu den Zeiten des oben genannten Tomas von Aquinas. So fand Apostolo Zeno in verschiedenen Chroniken, daß am Osterfeste

im Jahre 1243 zu Padua im Prato della Valle ein geistliches Schauspiel aufgeführt worden ist. Eine andere Vorstellung von den Geheimnissen des Leiden Christi findet man in Friaul vom Jahre 1298. Auch will man die Aufführung der geistlichen dramatischen Stücke schon aus der Brüderschaft del Gonfalone beweisen, welche das Leiden Christi vorstellte, wie es nachher immer in der Charwoche ist üblich gewesen, und welche 1264 ist gestiftet worden. Diese Vorstellungen dauerten bis aufs Jahr 1549, wo der Pabst Paul der Dritte der Brüderschaft diese Vorstellungen im Coliseo aufzuführen untersagte, ob sie gleich noch an anderen Orten fortgesetzt wurden. Bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften im vierzehnten Jahrhunderte, bei dem Wiederhervorsuchen der alten Klassiker und dem Studieren derselben, wurde auch die alte klassische Sprache Italiens, die Lateinische, die Gelehrtensprache, und so wurden auch die ersten Tragödien und Komödien in Lateinischer Sprache geschrieben. So schrieb der berühmte Paduanische Geschichtschreiber und gekrönte Dichter Albertinus Mußatus, welcher 1261 geboren und 1330 gestorben ist, zwei Lateinische Tragödien, nach Art der Senecaischen, welche den Titel führen: Eccerinis und Achilles. Die Erste handelt von Ezzelino von Romano, einem Tyrannen zu Padua, und die andere von Achilles, dem Griechen. Auch Petrarca verfertigte in seiner Jugend eine Lateinische Komödie, unter dem Titel: Philologia, zur Belustigung des Kardinals Johann Colonna. Da die Aufführung der Lateinischen Schauspiele aber kein besonderes Glück gemacht zu haben scheinen, so fing man an, Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen aufzuführen; auch sang man schon im Jahre 1300 die Thaten der Könige und Fürsten auf Theatern ab, die man aus verschiedenen Sprachen ins

Italienische übersetzt hatte, damit sie die unteren Klassen des Volkes verstehen, und sie also auf die Sprache wirken konnten. In dem ganzen funfzehnten Jahrhunderte ist nicht viel für die Bühne geschehen, daß solches hätte auf die Sprache wirken können; denn theils störten die verschiedenen Unruhen und Kriege in Italien, wenn gleich nicht ganz, doch theilweise dieses Vergnügen und Bildungsmittel des Volkes, theils wurde auch für das Theater noch in Lateinischer Sprache geschrieben, die zwar auf den Geschmack der Gebildeten im Volke zur Verbesserung der eigenen Sprache wirkte, aber nicht auf die Volkssprache unmittelbar. In dieser Sprache haben sich besonders berühmt gemacht: Leonardo Bruni (Aretinus), Leo Battista Alberti, Ugolino von Parma und Secco Polentone. Es wurden aber auch geistliche Schauspiele oder Mysterien in den Kirchen und Mönchsconventen in Italienischer Sprache aufgeführt. — Die Wiederherstellung des regelmäßigen Schauspiels und des Geschmacks in der Theaterdichtkunst verdanken die Italiener hauptsächlich den Griechen; denn man sah' noch lange keine anderen Tragödien auf der Italienischen Bühne, als Uebersetzungen aus dem Sophokles und Euripides, wenn gleich mit einigen Veränderungen. Das erste Stück im sechzehnten Jahrhunderte, welches den Namen einer Tragödie verdient, ist die Sophonisbe von Trissino, welche im Jahre 1524 aufgeführt ward; hierauf folgte Rosamunda und Oreste des Rucellai; jene ganz im Geschmacke der Hecuba des Euripides, und Oreste ganz wie Iphigenia in Tauris. Diese im Griechischen Geschmacke geschriebenen Tragödien waren lange in diesem Jahrhunderte die vorzüglichsten Stücke, ehe man ihnen ein einheimisches Produkt zur Seite stellen konnte. Hierher gehört auch noch die Antigone des

Allamanni, eine Uebersetzung aus dem Sophokles. Ein Schriftsteller sagt von den Tragödien dieser Zeit: „Sie hatten alle noch das Griechische Gewand bis ans Ende des sechzehnten Jahrhunderts, und bei allen ist zu tadeln, daß sie sich zu sehr an ihren Mustern hielten, nicht einmal ihren vaterländischen Ideengang und Costüme wählten, sondern sklavische Nachahmer wären. Das tiradenmäßige Rhetorisiren, eine Gewohnheit, die nur den Griechen bei ihrer Staatsverfassung gefallen konnte, und die langen Chöre, hätten ohne Begleitung nicht mit übertragen werden sollen; indessen ist es zu entschuldigen, da man noch nichts Besseres zu geben wußte, und daher behielt man lieber das Ganze bei, als ein unvollständiges Halbes zu liefern." — Hier soll noch besonders die Adriana und Dalida von Grotto zu erwähnen seyn, weil dieser Dichter durch seine übertriebenen Metaphern und gesuchten Wortspiele der erste Verderber der schlichten Einkleidung ist, die in dem folgenden Jahrhunderte so sehr ausartete. Die Wirkung der Tragödie auf die Toskanische Mundart war nicht ganz erfolglos; da aber diese Gattung der Theaterdichtkunst den Italiener nicht anspricht, so war es hauptsächlich die Komödie, das Lustspiel mit seinen Varietäten, wodurch am meisten auf die Volkssprache im Allgemeinen gewirkt wurde, wenn gleich die Tragödie auch im Einzelnen auf die Conversation in gebildeten Zirkeln einen unverkennbaren Einfluß auf die Sprache gehabt hat. In dem Lustspiele waren Plautus und Terenz Muster, mit denen man anfangs eben so verfuhr, wie in der Tragödie mit den Griechischen Tragikern. Hierbei macht ein Schriftsteller die für Lustspieldichter nicht un wichtige Bemerkung: „da gute Lustspiele gewöhnlich seltener wären, als gute Trauerspiele, weil die Personen in jenen keine Bewunderung erregten, sondern man sie so erscheinen ließe, wie sie im ge-

meinen Leben figurirten, so gehöre auch mehr dazu, das Interesse zu erwecken und festzuhalten. Die Scene sei familiär und der Ton der Einleitung müsse familiär werden; wenn daher hier nicht Eleganz des Ausdrucks und natürlich verwebtes Interesse noch aufhelfe, so laufe der Dichter sehr Gefahr zu mißfallen, oder nach dem Beifalle von einer zügellosen Unverschämtheit haschen zu müssen; denn die Komik in einem Stücke so zu halten, daß sie immer anspreche und belustige, ohne in das Gewöhnliche auszuarten, sei nichts Kleines, und dieses sei die Klippe, woran die Italienischen Komödienschreiber scheiterten und worüber sich Giraldi beschwere: „iterum obscoena omnis Scena revocata est.“ — Die erste Schule, welche das Lustspiel bildete, war die Akademie de Rozzi in Florenz. Sie entstand gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts in der Absicht, die gemeine Mundart aus der gewöhnlichen Landsprache (il rozzo) zu bereichern und auf einen festen Grund zu stellen. Sie bemühete sich dann auch die Bühne zu bilden, um von da aus noch mehr auf die Sprache und auf den Geschmack der Nation zu wirken. Der kunstliebende Pabst Leo der Zehnte, der ein großer Liebhaber des Lustspiels war, rief sie nach Rom, wo sie im Vatikan oft ihre Farcen aufführten. Auch der Kaiser Karl der Fünfte ließ sie manchmal vor sich spielen. Hier wurde nun auch die Calandra des Kardinals Bibiena, der Isabella, Herzogin von Mantua, zu Ehren, aufgeführt, wobei auch Leo zugegen war. Nach dem Famian Strada soll dieser Pabst nicht bloß den Unterredungen der Dichter beigewohnt, sondern auch öffentliche Wettstreite unter sich anzustellen gebilliget haben, wobei er hinter einem Verschlage, so daß ihn die Versammlung nicht sehen konnte, ein Zuhörer war. Der erste Dichter, welcher nach den Regeln der Alten in Prosa ein Lustspiel schrieb, war

Ariost, der berühmte Sänger des Orlando furioso; er trug es aber späterhin in Verse über, und wurde dadurch der Einführer des geregelten Lustspiels in Versen. Seine fünf Lustspiele, die er geschrieben hat, führen den Titel: Gli Suppositi, la Cassaria, la Lena und il Negromante, welche er zuerst in Prosa geschrieben und nachher versificirt hat; die Scolastica schrieb er in Versen bis zum dritten Auftritte des vierten Aufzuges, und sie wurde von seinem Bruder Gabriel nach seinem im Jahre 1533 erfolgten Tode vollendet. Der Herzog Alfonso der Erste von Ferrara, an dessen Hofe er lebte, gab das erste Muster zu einem stehenden Theater. Die schon oben erwähnte Calandra des Kardinals Bibiena in Prosa, die auch, nach dem eigenen Geständnisse des Bibiena, nach dem Plautus bearbeitet worden war, hatte den Ton des Lustspiels so glücklich getroffen, daß sie nicht nur bald an allen Höfen Italiens aufgeführt wurde, sondern auch über die Grenze ging, und auf Verlangen zu Lyon im Jahre 1548 vor Heinrich dem Zweiten und Katharina von Medicis vorgestellt wurde. Von diesem Zeitpunkte fing auch das Französische Theater an regelmäßig zu werden. Ausgezeichnet im Lustspiele haben sich in diesem Jahrhunderte, nicht nur durch glückliche Erfindung oder Wahl des Gegenstandes, durch Anordnung der Auftretenden, durch glückliche Verwickelung und Auflösung des geschürzten Knotens, sondern auch wegen der Schönheit und Reinheit der Sprache, außer den schon oben Angeführten: Ercole Bentivoglio, Jacobo Castellini, Bellifario Bulgarini, Benedotto Varchi, Annibal Caro, Batista Guarini, Machiavelli, durch seine Clizia, die aus der Casina des Plautus genommen worden, und die Mandragola, die er selbst erfunden hat; Gelli, Grazzini, genannt il Lasca, Firenzuola, Domenichi,

Lorenzino de Medici und Ambra. Auch werden die Lustspiele des Cecchi sehr geschätzt. Das Schäferspiel brachte Beccaria zu einiger Vollkommenheit, u. sein Sagrificio, welcher im Jahre 1554 auf der Bühne erschien, wurde mit Beifall aufgenomen. Das im Jahre 1585 aufgeführete Schäferspiel des Guarini, il Pastor fido, erhielt den größten Beifall, obgleich einige Kritiker jener Zeit nicht ganz günstig darüber urtheilen, indem sie dem Dichter zwar ein reiches Urtheil in der Anlegung und Ausführung desselben zuschreiben, so wollen sie doch in dem Interesse der Charaktere und in der Leidenschaft Uebertreibung gewahren, welche den Keim zur falschen Subtilität für's künftige Jahrhundert in sich getragen habe. Die oben angeführten Stücke, so großen Beifall sie auch fanden, wurden indessen nicht von den gewöhnlichen Schauspielern, sondern nur von Mitgliedern einiger gelehrten Gesellschaften öffentlich aufgeführt; denn die gewöhnlichen Schauspieler blieben bei den extemporirten Stücken der sogenannten Comedia dell' Arte, oder à Fugetto, die schon von den frühesten Zeiten her in Italien gebräuchlich waren, und von Schauspielern gegeben wurden, die von Stadt zu Stadt herumzogen, die aber auch nicht ohne Wirkung auf die Volkssprache waren, wenn ihnen gleich der Name Comedia dell Arte nur zum Spott gegeben wurde, um sie von den regelmäßigen Komödien (Comedie erudite) zu unterscheiden, welche nur in Akademien und Privathäusern deklamirt und von einzelnen Gesellschaften aufgeführt wurden. — Daß das Lustspiel aus dem Stegereife die beliebteste Belustigung des Volkes war, und so ganz in dessen Charakter lag, gewahrt man daraus, daß es sich am längsten erhalten hat; denn auch im sechzehnten Jahrhunderte fand es noch großen Beifall, ja man zog es den regelmäßigsten schönsten Stücken vor; und dieses hauptsächlich, da

Masken auf der Bühne erschienen, welche die Rollen der Spaßmacher, eines Pantalons, Policinells, einer Colombine ꝛc., gaben. Da man auch zu diesen Rollen die witzigsten Köpfe unter den Schauspielern wählte, so konnte auch dadurch auf die Ausbildung der Volkssprache gewirkt werden, und dieses um so mehr, da diese extemporirten Stücken ganz in dem aufgeräumten Charakter des Italieners begründet waren, also auch die Sprache dessen Ohr traf; und was daher in Spanien durch den Grazioso für die Sprache im Lustspiele gewonnen wurde, das gewann man hier durch allerhand komische Charaktere, nur Schade, daß bei der Wahl in den Komikern, manchmal die Mundart, in der sie auftraten, dem Volke nicht immer ganz verständlich war, wenn der drollige Charakter gleich Spaß machte; denn unter diesen Masken traten Venetianer, Neapolitaner, Calabresen, Mayländer, Bergamasken ꝛc. in ihrer Sprache auf. Der berühmte komische Dichter Ruzante aus Padua brachte zuerst die verschiedenen Italienischen Dialekte auf die Bühne. In seinen sechs Lustspielen in Prosa, die im Jahre 1530 erschienen, reden alle Personen eine verschiedene Sprache, nämlich den Venetianischen, Bononischen, Bergamaskischen u. Florentinischen Dialekt, die Bauernsprache um Padua, ja sogar das Neugriechische mit dem Italienischen vermischt. Nach dem Riccoboni soll der Dichter durch den Plautus auf diese Idee gekommen seyn, und die Maskerade des Carnevals hätte ihn auf die Kleidung und den Charakter seiner Personen gebracht; denn Plautus führt in seinem Poenulus einen Karthaginenser auf, der in seiner Landessprache redet und allerhand Wortspiele mit der Lateinischen macht. Die Lustspiele des Ruzante sind bei den Italienern in großem Ansehen, nur wegen der verschiedenen Dialekte schwer zu verstehen, daher konnte auch die Wirkung auf die Toskanische

Mundart nicht bedeutend seyn; denn der Dichter hatte hier nicht seine Sprache, sondern nur die Komik im Auge, um durch diese zu belustigen und das Volk anzuziehen. Auf die Sprache bezogen, blieb dieser Mischmasch ohne Wirkung, besonders beim Volke, wenn auch der gebildete Italiener mit manchen Provinzialismen vertraut wurde, die, Toskanisirt, der Sprache als Beitrag von Werth waren. Auch das Frauenzimmer war noch bis zum Jahre 1560 von der Bühne verbannt, nur erst in dem genannten Jahre erschienen Frauenzimmer zum ersten Male auf derselben. Die weiblichen Rollen wurden früher, nach Pietro Maria Cecchini, der 1606 ein Werk über das Lustspiel drucken ließ, von jungen verkleideten Mannspersonen gespielt. Also konnte auch an Zartheit und Lieblichkeit von dem Theater aus in den früheren Zeiten auf die Sprache nicht gewirkt werden; denn ein weiblicher Mund modulirt die Sprachtöne ganz anders, als ein männlicher. Nur die Schäferspiele, die im sechzehnten Jahrhunderte zuerst auf der Bühne erschienen, wirkten bedeutend auf die Sprache, weil sie das Feld der Romantik stark berührten, mithin auch die Sprache an lieblichen und zarten Ausdrücken bereicherten. Das regelmäßige Schauspiel wurde in diesem Jahrhunderte mit einer gewissen Aengstlichkeit auf die Bühne gebracht, weil das Volk zu sehr an die Komödie aus dem Stegereife gewöhnt war, und sich diese nicht nehmen lassen wollte; auch konnte sie durch die schönsten Stücke, wie auch schon oben angeführt worden, nicht verdrängt werden, man mußte sie beibehalten. — Auch die Oper wurde in diesem Jahrhunderte in Italien durch Horazio Vecchi von Modena erfunden, der Dichter und Kapellmeister zugleich war, und sie erhielt Beifall. Die erste regelmäßige Oper gab Ottavio Rinuccini, Kammerherr beim Könige Heinrich dem Vierten in Frankreich. In wie fern große Opern,

nicht Operetten, auf die Sprache wirken, braucht hier nicht berührt zu werden; sie gehören mehr der Tonkunst und der Pracht an, wenigstens werden diese Gegenstände von dem Publikum mehr berücksichtiget, als die Dichtkunst und die Sprache. — Das siebzehnte Jahrhundert war der ferneren Ausbildung oder vielmehr Fortbildung der Sprache nicht günstig; sie hatte in dem vorhergehenden ihren Gipfel erreicht und sank in diesem wieder theilweise herab; denn es öffnete sich ein Feld für die ersten Wissenschaften; es wurden verschiedene Akademien errichtet, die sich hauptsächlich mit der Physik und Mathematik beschäftigten, wie die Academia Lynceorum in Rom, welche sich so von dem Sinnbilde eines Luchses nennt, und von dem Herzoge Friedrich Cäsius von Spoleto errichtet wurde; das Collegium Ambrosianum in Mayland, deren Stifter der Kardinal Friedrich Borromäus war ꝛc. Allein die schönen Wissenschaften wurden wenig beachtet, sie mußten den ernsten das Modefeld überlassen. Und wenn auch im letzten Drittel dieses Jahrhunderts, die von der Schwedischen Königin Christina in Rom gestiftete Akademie der Arkadier*), worin sie als Schäferin den Namen Basilissa annahm, den Zweck hatte, für die schönen Wissenschaften zu wirken, so ist dies doch nur sehr mäßig geschehen; denn nach dem Baretti soll diese Gesellschaft mehr eine Spielerey gewesen seyn, als daß man damit ernsthafte Zwecke verbunden habe, und besonders den Zweck: die schöne Literatur wieder aufzuhelfen, und dieses Urtheil fällt auch Bettinelli. Indessen hat es dieser Akademie nicht an Lobrednern gefehlt; selbst Crescimbeni veranlaßte ein Istoria

*) Die Stiftung dieser Akademie wird von Einigen dem Crescimbeni im Jahre 1690 zugeschrieben; allein nach der Historia Academiae Arcadiae soll die Königin Christina von Schweden, die im April 1690 zu Rom starb, ihre Stifterin gewesen seyn.

d'Arcadia. Rom. 1709 und 1711, und ein Breve notitia dello stato antiq. et mod. dell' Adunanza degli Arcadi (Rom, 1712). In dem Stato della Basilica di S. Maria in Roma (Rom, 1719) findet sich S. 110 ein Auszug aus ihrer Geschichte, und in dem 6. Bande der Istoria della volgar Poesia, S. 283 und 359 findet man die Abbildung ihrer Sinnbilder und ein Verzeichniß aller ihrer damaligen Mitglieder und ihrer angenommenen Schäfernamen. Diese Akademie hat nun zwar bellettristische Schriften, Arkadische Gedichte, herausgegeben; allein von bedeutender Wirkung auf Sprache und schöne Literatur sind sie nicht gewesen; denn diejenigen, die sich dieser Akademie anschlossen, oder das Glück genossen, darein aufgenommen zu werden, waren mehr Weltmänner, mehr Höflinge und Dilettanten vom Range, als Dichter von Profession, und darauf bezieht sich auch wohl die oben angeführte Aeußerung des Baretti. Da es also nicht Männer von Fach, nicht sich mit der Poesie beschäftigende Zöglinge der Musen waren, so konnte auch auf die Sprache durch diese Akademie wenig gewirkt werden; denn mehrere Angesehene und Reiche traten bloß in diese Gesellschaft, um Mitglieder derselben zu heißen, und einen romantischen Schäfernamen zu führen; allein um das Wesen der Poesie und der Sprache bekümmerten sie sich wenig; sie dichteten wie unsere Gelegenheitsdichter und wie alle Liebhaber, denen es mit der Sache nicht Ernst ist, sondern die bloß das Vergnügen und allenfalls der Schimmer von Ehre: ein Dichter zu heißen, anzieht; die aber eben so schnell, als sie angezogen werden, auch dieses Feld wieder verlassen, wenn sich ihnen ein neues eben so leichtes darbietet, worauf sie Lorbeeren ohne Mühe sammeln können. Es gab daher wohl noch Freunde der schönen Wissenschaften in diesem Jahrhunderte, aber wenig wirkliche Betreiber, weil sie darin keine Unterstützung

und Aufmunterung fanden. — Was die Bühne anbetrifft, so erschienen zwar zu Anfange dieses Jahrhunderts noch manche nicht schlechte Tragödien und Komödien; allein diese gehören mehr noch Dichtern des goldenen Zeitalters an, die in diese Periode hinüber traten; denn von dem Jahre 1620 ab geriethen die schönen Wissenschaften und mit ihnen auch das Theater beinah ganz in Verfall, wozu besonders das Spanische Theater Veranlassung gegeben haben soll, indem man dasselbe plünderte; man nahm nicht nur aus demselben Tragödien, Komödien und Tragikomödien auf, sondern ahmte auch die Spanischen Stücke nach. Veranlassung dazu sollen die von Kaiser Karl dem Fünften in Neapel, Sizilien, Mayland und in anderen Provinzen von Italien zurückgelassenen vornehmen Spanier gegeben haben, welche den Geschmack ihres Theaters den Italienern mittheilten, auch wahrscheinlich beim Erlernen der Italienischen Sprache Stücke aus ihrer Sprache in diese übersetzten, und sie so den Italienern recht ansprechend machten. Die aus dem Spanischen übersetzten Stücke „das Leben ein Traum" und „das Gastmahl des Don Pedro" waren damals die beliebtesten Stücke der Italienischen Bühne. Außer diesen Lustspielen blühete immer noch die Komödie aus dem Stegereife, welcher die geschriebenen bald ganz Platz machen mußten; sie hatten aber auch an Werth verloren, da der Geschmack gesunken war; und wurden nur in Ermangelung alles Bessern immer noch mit demselben Vergnügen gesehen, weil auch der Geschmack des Volkes verdorben war. Michael Agnolo Buonarotti, ein Neffe des berühmten Michael Angelo, war noch ein guter Lustspieldichter dieser Zeit. Sein Tancia, ein Bauernstück in Versen wird von Kennern als ein regelmäßiges Drama sehr gelobt und soll gebildeten Lesern eine angenehme Lectüre gewähren. Die Personen darin sind Florentini-

sche Bauern. Nach dem Baretli soll es eines der vorzüglichsten Stücke seyn, welches Italien hervorgebracht hat, das aber nicht oft hat gegeben werden können, weil es dazu an guten Schauspielern fehlte, die es mit Wahrheit darstellen konnten. Als die Mitglieder der Akademie zu Florenz, die unter dem Namen Crusca bekannt ist, ein Italienisches Wörterbuch herausgeben wollten, wurde auch Buonarotti dabei zu Rathe gezogen; und da er die Akademisten in großer Verlegenheit wegen Mangel an Beispielen aus gedruckten Büchern gewahrte, um diejenige Klasse von Wörtern zu autorisiren, die zwar häufig im Umgange vorkommen, aber nur selten, wenigstens zu der Zeit, schriftlich aufgezeichnet wurden, nämlich die Kunstwörter der Handwerker ꝛc., so verfertigte Buonarotti ein dramatisches Werk aus fünf Theilen, jeder aus fünf Aufzügen bestehend, also ein Lustspiel von fünf und zwanzig Aufzügen unter dem Titel: la Fiera, weil es einen Jahrmarkt vorstellte, auf welchem Gewerbtreibende aller Art vorkommen. Hier kamen nun alle nur mögliche Kunstwörter in der reinen Toskanischen Mundart vor, und da dieses Stück zu Florenz im Jahre 1618 auf Kosten des Landesherrn fünf Abend nach einander unter großem Beifall aufgeführt wurde, nämlich jeden Abend fünf Aufzüge oder eins der fünf Lustspiele, so fanden die Academiciens Gelegenheit, ihr Wörterbuch durch diesen Wörterschatz zu bereichern, woraus man also gleich die Wirkung des Dramas auf die Sprache sieht; daß wenn es dem dramatischen Schriftsteller ernst ist, nicht allein das Publikum zu belustigen, sondern es auch zu belehren und kräftig auf dessen Sprache zu wirken, er solches durch dieses Mittel sehr leicht kann, mehr als jeder andere Schriftsteller, der sich erst Leser zu seinem Werke verschaffen muß; daher ist die Bühne weit wirksamer auf die Ausbildung des Volkes, als jeder

andere Zweig der Literatur, der immer dem großen Publikum fern liegt, wenn er auch Einzelnen, den Liebhabern der Lectüre, eben so nahe liegt, als die Bühne. Der Verfall des Geschmacks zeigt sich übrigens, außer den Lustspielen des Buonarotti, fast bei allen Produkten von Dichtern dieser Epoche, und so konnte für Veredlung der Sprache, auf ihre Reinigkeit und Feinheit in ihren Ausdrücken gar nichts gethan werden; denn die Lustspiele, welche hin und wieder erschienen, waren mit plebejischen Ausdrücken, mit Unflätereien überladen, so daß sie nur der niedrigsten Klasse des Volkes gefallen konnten, selbst die Stücke des Battista Andreini sind in diesem Geschmacke, und erwecken bei der Aufführung mehr Ekel und Langeweile, als Belustigung. Ja man ging in diesem Jahrhunderte so weit, selbst gute Stücke in schlechte zu verwandeln, indem man ihnen die gute Hülle abstreifte und eine schlechte überzog; man gab ihnen Pantalons und andere komische Masken zu, und nahm ihnen dafür alle fein komischen Züge, so daß die Verfasser dieser travestirten oder metamorphosirten Stücke sie gewiß nicht wieder gekannt haben würden. So ging es mit der Emilia des Luigi Groto Cieco d'Adria, die noch bis zu Ende des verwichenen Jahrhunderts aus dem Stegereife gespielt wurde, obgleich dieses in Versen geschriebene Lustspiel zu den besten seines Jahrhunderts gehört. Diese verstümmelte Komödie, einige Ueberbleibsel von der Spanischen Komödie, einige von den Entwürfen des Flaminio Scala, des Gio Battista Andreini und Andere, machen das Lustspiel dieses Jahrhunderts aus. Mit dem Trauerspiele war es nicht besser bestellt, als mit dem Lustspiele, nur hatte es den Vorzug, nicht beachtet zu werden, und entging so wenigstens dem Beschneiden und Umwandeln. Nach einem Schriftsteller war die Bühne im Jahre 1680 so gesunken, daß

es ganz an guten Schauspielern fehlte, und man nicht einmal ein Stück aufführen konnte; neue Stücke konnten daher gar nicht gegeben werden; nur Possenspiele zierten die Bühne, die nur zu oft mit den größten Ungereimtheiten angefüllt waren. Die besten dieser Schauspieler zogen nach Deutschland, und nach den Niederlanden, weil sie es selbst unter ihren Gefährten auf der Bühne wegen der plumpen, groben Witze ꝛc. nicht aushalten konnten. Nur erst zu Ende dieser Epoche wagten es einige Schriftsteller den guten Geschmack wiederherzustellen und die eingerissene Zügellosigkeit zu dämmen. Zu diesen Verbesserern gehört: Cicognini, Faggioli und Nicolaus Amenta, welche aber schon mehr dem achtzehnten Jahrhunderte angehören. Mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fangen auch die schönen Wissenschaften wieder an aufzuleben. Man sah' ein, daß man einem verdorbenen Geschmacke gehuldiget hatte, und war jetzt bemühet, ihn wieder zu verbessern. Auch die ernsten Wissenschaften blieben auf dem im siebzehnten Jahrhunderte gewonnenem Felde stehen, bekamen aber in den zuerst genannten Wissenschaften jetzt einen starken Nebenbuhler; denn mit dem Eifer, wie man in der vorhergehenden Epoche das Feld der schönen Wissenschaften verlassen hatte, wandte man sich auch wieder zu demselben. Sie erhielten wieder eine Menge Freunde und Gönner, die sich für sie interessirten. Und wenn in den früheren Epochen die epische, lyrische und didaktische Poesie, oder das Heldengedicht, die romantische Erzählung, das Lehrgedicht, die Fabel, die Satyre und die lyrische Dichtkunst in allen Zweigen dem Drama vorangingen, wenn sie die Bildnerin der Sprache waren, und die Toskanische Mundart zu der jetzigen Höhe brachten, so war es im achtzehnten Jahrhunderte das Drama, was jenem voranging. Der schon oben erwähnten Nic. Amenta, welcher im Jahre

1719 starb, war der Erste, welcher wieder regelmäßige Stücke auf die Bühne brachte und aus der Sprache den Schwulst und die Obscönitäten wieder zu verdrängen suchte, wodurch man in der vorigen Epoche die niedern Klassen des Volks festzuhalten suchte, nach deren Beifall haschte und alle Regeln der Schönheit hinten an setzte. Ihm folgte Girol Gigli, der sich den Moliere zum Vorbilde genommen hatte; denn sein Il Don Pilone ist eine Nachahmung des Tartüfs, Nic. Salerno, Al. Maffei, Gias. Gor. Carrio, Giov. Batt. Fagivoli und Andere. Alle diese Dichter haben vereint gewirkt den gereinigten Geschmack im Lustspiele wieder empor zu bringen, und der Sprache ihre edlen Ausdrücke wieder zu geben. Unter allen Lustspieldichtern bewirkte die größte Veränderung in dieser Art des Drama: Karlo Goldoni und der Graf Karlo Gozzi. Des Ersteren Stücke wurden in mehreren Städten Italiens auf den öffentlichen Bühnen gegeben, statt daß diejenigen der übrigen Lustspieldichter nur auf akademischen und Privatbühnen gespielt wurden. Er fing damit an, die alten, bei den Italienern so beliebten, Tragi-Komödien: den Belisar, Don Juan, Renard de Montaubar ꝛc. ꝛc. von den Ungereimtheiten zu reinigen und den Harlekin daraus wegzulassen. Hierauf schrieb er ein eigentliches Charakterstück: Momolo Cortisan oder l'uomo di mondi, worin nur die Hauptrolle ausgeführt ist, die andern der Willkühr der Schauspieler überlassen bleiben. Im Jahre 1746 gab er seine Donna di Garbe heraus, und dieser folgten eine Menge ähnlicher (nahe an 60 Stücke). Seine Stücke wurden zum Theil in das Französische übersetzt, auch viele in das Deutsche. Ein Hauptverdienst in seinen Stücken ist, daß er die Nationalsitten auf die Bühne gebracht hat, wodurch er am besten auf die Bildung des Volkes wirkte. Es war seine Absicht, die komische Bühne zu reformiren

und den Schauspielern die Larve oder Maske zu nehmen, die seit den frühesten Zeiten her auf der Bühne Italiens einheimisch geworden war; allein er fand an dem Abte Chiari einen Gegner, der sich seinem Vorhaben lebhaft widersetzte, woraus mannigfaltige Streitigkeiten entstanden sind, die der Sprache gleichfalls genutzt haben. Nicht allein Chiari, der auch Schauspieldichter war, sondern auch Baretti fällt über ihn her und dichtet ihm eine Menge Fehler an, die nur der Neid hervorbringen konnte; denn wenn gleich seine Stücke nicht fehlerfrei sind, wie selbst die Stücke der größten Meister es nicht sind, so haben sie doch auch, nach dem Urtheile der Kenner, nicht die Fehler, die Baretti an ihnen finden will. Der außerordentliche Beifall, den seine Stücke überall erhielten, wo sie gegeben wurden, beweiset gleichfalls, daß nur der Neid seiner Gegner das herbe Urtheil über diese hervorbringen konnte. Auch Chiaris Stücke wurden mit vielem Beifalle gegeben, nur theilte er nicht das Loos seines Nebenbuhlers, des Goldoni. Gozzis Lustspiele werden nicht allein wegen der Originalität in der Erfindung, sondern auch wegen der reinen klangvollen und kräftigen Sprache von der Kritik sehr vor denen des Goldoni und Chiari herausgehoben, und da sie, wie schon oben bemerkt worden, in mehreren Städten Italiens mit Beifall gegeben worden sind, so haben sie auch immer großen Einfluß auf die Volkssprache gehabt. Auch die Lustspiele des Marchese Onofrio Albergati Capacelli haben in dem letzten Drittel des verwichenen und am Anfange dieses Jahrhunderts vielen Beifall erhalten. Außer ihm traten noch auf: D. A. Frederico, C. Pecchia, Piet. Signorelli, Andr. Willi und Andere. — Die Tragödie hat auch in diesem Jahrhunderte keinen besonderen Beifall eingeerndtet, um auf die Sprache wirken zu können; und über die

Opern, die auch in dieser Epoche sehr beliebt waren, und sich auch außerhalb Italien verbreiteten, wodurch viel Italienische Sänger in den Kapellen fremder Fürsten, oft mit bedeutendem Gehalte, Anstellung fanden, ist deren Einfluß auf die Sprache schon oben beleuchtet worden. Als Trauerspieldichter haben sich besonders Ant. Schinelli Conti und Alfieri ausgezeichnet, und als Operndichter Metastasio und Giov. Bat. Costi. Die übrigen Possen- und Marionettenspiele der Italiener haben wenig Einfluß auf die Bildung der Toskanischen Mundart gehabt. — Auch in dem gegenwärtigen, neunzehnten, Jahrhunderte ist die Toskanische Mundart, wenn gleich die Französisch-Italienischen Kriege zu Ende des verwichenen und am Anfange dieses Jahrhunderts, die mancherlei Unruhen nach dem Sturze Napoleons, die dieses Land trafen, den Wissenschaften und der Sprache eben nicht günstig waren, noch sehr gepflegt und angebauet worden, indem man die klassischen Schriftsteller der Nation wieder zum Muster annimmt, wozu besonders das Ausland eine starke Anregung gegeben hat. Im Drama ist das Lustspiel immer noch das beliebteste Vergnügen der Italiener, von dem aus auf die Volkssprache am meisten gewirkt wird. Auch beweisen die vielen Ausgaben der klassischen Autoren der Italiener von bewährten Schriftstellern in der neuesten Zeit in Italien, wie sehr jetzt wieder auf die Reinheit der Sprache gesehen wird. Außer den schon unter Sprache (Italienische), Th. 160, angeführten Dichtern und Bellettristen haben sich noch vom Anfange des siebzehnten Jahrhunderts an bis auf die neueste Zeit, außer den schon oben hin und wieder erwähnten, um die Toskanische Mundart verdient gemacht: Prosper und Peter Bonarelli, Gabriel Chiabrera, Trajano Boccalini, Franc. Bracciolini, Claudio Achillini,

Marini, Bern. Baldi, Menzini, Caporali, Parini, Franc. Baldovini, Vincenz von Filicaja, Cesare Becelli, Elisabeth Girolami, Ambra, Baretti, Damiani, Valentini, Antonio Buttora, Magdalena Morelli (Corilla Olympica), Stegereifdichterin der Arkadischen Gesellschaft; Boccardi, auch Uebersetzer von Thomsons Jahreszeiten; Riccoboni, Bozza, Camillo Federici (Giov. Bat. Viassolo); Guiseppe Boccanera, Clementi Borda, Therese Bandettini (Stegereifdichterin) und Andere. Durch das Heldengedicht, Lehrgedicht, die Satyre, Lyrik, und durch das Drama, vorzüglich auch durch die Improvisation oder Stegereifdichtung haben die Italiener am meisten auf die Ausbildung der Toskanischen Mundart gewirkt. Unter ihren Epigrammatisten zeichnet sich nur Brignole aus. In der Geschichte haben sich eine Menge Schriftsteller ausgezeichnet und darunter sehr elegante Prosaisten, von denen Einige schon Th. 160, S. 630, angeführt worden sind. Aus dem goldenen Zeitalter der Toskanischen Sprache und Literatur können hier noch zugefügt werden: Giov. Bat. Andriani, der als Muster der prosaischen Schreibart aufgestellt wird und zugleich ein klassischer Geschichtschreiber ist. Er starb 1579. Joh. Mich. Brutus, Pietro Bizarro u. Andere. An Sprachforschern und Grammatikern sind hier noch, außer den schon Th. 160, S. 645, angeführten, aus dem goldenen Zeitalter zu nennen: Benedetto Buonmatei, welcher in zwei Büchern zuerst die zweckmäßigste Italienische Grammatik verfaßte, die nachher unzählige Auflagen erlebt hat. In neuester Zeit sind Carlo Ottaviano Castiglioni und Angelo Majo als Sprachforscher wichtig. — Um die Verpflanzung der Italienischen Literatur auf Deutschen Boden haben sich ver-

dient gemacht: Werthes, A. W. Schlegel, Gries und Andere. Mit diesem Artikel vergleiche man nun dasjenige, was über die Toskanische Mundart schon Th. 160, unter Sprache (Italienische), gesagt worden ist.

Sprache (Türkische), eine Hauptmundart der Tatarischen Sprache, die in der Europäischen Türkey als Hauptsprache und auch in den übrigen Türkischen Provinzen in Asien und Afrika, jedoch nur als Nebensprache, geredet wird, weil in den Asiatischen und Afrikanischen Türkischen Gebieten die Arabische Sprache die herrschende ist. Selbst in Europa machen die Türken nur den kleinsten Theil der Einwohner des nach ihnen benannten Reiches aus; denn fast in jeder besondern Provinz desselben wohnt eine andere Nation oder leben Kolonisten anderer Völker vermischt bei einander, die ihre National- oder Muttersprache reden. So spricht man z. B. in Konstantinopel und Rumelien, neben dem Türkischen, auch das Neugriechische; in Bulgarien Bulgarisch; in Servien und Bosnien Servisch; im Türkischen Antheil von Croatien Croatisch; von den zahlreichen Armeniern im Türkischen Gebiete Armenisch; auch wird viel Italienisch und jetzt auch Französisch in der Türkey gesprochen. Die Arabische Sprache ist in der Türkey die Gelehrtensprache und das Arnautische wird die Fleischersprache genannt, weil fast in der ganzen Europäischen Türkey die Arnauten die Fleischer und Viehlieferanten sind. In der Stadt und Landschaft Kirk-Ekklesia in Rumelien sprechen die daselbst fast allein diese Gegend bewohnenden Juden, die aus Podolien dahin versetzt worden sind, ein verdorbenes Deutsch. — Die Türkische Sprache ist ursprünglich nur arm an Wörtern, sie ist daher mit Arabischen, Neupersischen und andern Wörtern

Morgenländischer Sprachen gemischt, und hat zur Schriftsprache ihre besonderen Charaktere.

Was das Geschichtliche der Türkischen Sprache betrifft, so ist wohl nichts schwieriger, als die Geschichte von der Sprache eines Volkes zu liefern, das roh und kriegerisch aus einem weit verzweigten Völkerstamme hervortritt, sich in fortwährenden Eroberungen fortwälzt, und wenn es auch zum Theil seinen ersten Charakter verliert, doch den zweiten, den kriegerischen, eine geraume Zeit festhält. Der Ursprung oder die Abkunft der Türken oder Osmanen, von deren Sprache hier die Rede ist, ist Tatarisch oder Scytisch; sie bewohnten das Land von Türkhestan bis zum Kaspischen Meere. Die älteste Geschichte dieses weltberühmt gewordenen Volkes ist unbekannt, nur erst im sechsten Jahrhunderte fängt es an bekannt und merkwürdig zu werden, da ein Theil von ihm ein eigenes Reich errichtete, welches im achten Jahrhunderte theils den Chinesen, theils den Sarazenen oder Arabern unterworfen war. Im eilften Jahrhunderte fangen die Türken vom Seldschukischen Stamme an wichtig zu werden, welchen sich nach und nach die übrigen Stämme unterwarfen. Der Stifter dieses Seldschuk-Türkischen Reiches war Togrul-Beg, der zu Bagdad seine Residenz aufschlug. Melak-Schah erweiterte die Grenzen seines Reichs durch neue Eroberungen mehrerer Provinzen, die er dem Griechischen Kaiser abnahm, und brachte es dadurch auf den höchsten Gipfel seiner Macht, die aber bald durch Tschingis Chan, dem Anführer der Mongholen und Tataren zertrümmert wurde; denn dieser machte dem Seldschuk-Türkischen Reiche ein Ende. Nachdem aber die Mongholen sich wieder zurückgezogen hatten, erhob sich ein kleiner Emir oder Fürst der Türken, mit Namen Othman oder Osman, der sich zur Zeit der Mongholen-Herrschaft in den Gebirgen ver-

borgen gehalten hatte, und machte sich durch seine Eroberungen zum Beherrscher der Türken, die von ihm im ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts den Namen der Osmanen annahmen, und so wurde das Osmanische Kaiserthum gestiftet. Der Name Türke kommt erst in den mittleren Zeiten auf. Lange vor der Eroberung von Konstantinopel herrschte bei den Osmanen die Gelehrsamkeit. Sie hatten Akademien wie bei den Arabern errichtet, nur hatten sie nicht den ausgebreiteten Ruf der Arabischen und Persischen, wenn sie gleich nicht minder zahlreich waren. Ihre gesetzliche Einrichtung zeigt von Weisheit und ihre Einkünfte waren sehr bedeutend. Auf jeder dieser Akademien wurden gelehrte Männer als Lehrer angestellt, und die Zahl der Studierenden, welche in den verschiedenen Collegien waren, war von ihrer Stiftung an stets bedeutend. Die Fürsten aus dem Osmanischen Hause vor der Eroberung von Konstantinopel gaben die größten Beweise von Freigebigkeit zur Emporbringung der Wissenschaften; selbst unter dem Geräusche der Waffen stifteten sie noch mehrere Akademien, die alle nach einem weit umfassenden Plane eingerichtet waren, und sämmtlich die Religion und das weitere Fortschreiten der schönen Wissenschaften zum Gegenstande hatten. Aus diesen Akademien sind mehrere große Männer der Osmanen hervorgegangen. Der Sultan Orchan aus dem genannten Hause gab das erste Beispiel von fürstlicher Freigebigkeit; denn er stiftete zu Bursa, der damaligen Hauptstadt des Reiches, eine Moschee und eine Schule. Das Studium der freien Künste machte diese Hochschule berühmt, und es zogen geschickte Lehrer aus dem Innern von Persien und Arabien dahin, so wie eine Menge wißbegieriger Jünglinge. Auch Bajazet der Erste aus dem Osmanischen Hause gründete nach dem mit Sigismund abgeschlossene Frieden, mit den

den Christen abgenommenen Schätzen eine Hochschule zu Bursa, und eine zu Adrianopel. Nach Türkischen Geschichtschreibern soll dieser Sultan jährlich in seinem Reiche eine öffentliche Schule gestiftet haben. — Soliman oder Suleiman der Erste ließ während seiner kurzen Regierung von 1402 bis 1406 vier Akademien anlegen. Die eine zum Andenken eines seiner Söhne, den er fast abgöttisch geliebt haben soll; eine zweite zur Seite des linken Flügels einer prachtvollen Moschee; er nannte sie nach seinem Namen Solimania; eine dritte zum Andenken der Sultanin Miruh Mah u. eine vierte, die Akademie des Kilig-Ali-Pascha, nacheinem Türkischen Admiral dieses Namens so genannt. Amurath der Zweite ließ in jeder von ihm eroberten Stadt eine Moschee, ein Imaret oder Asyl, für die müden Pilgrimme, ein Khan od. Aufenthaltsgebäude für Reisende u. Kaufleute erbauen und eine Elementarfreischule zum Unterricht der Jugend anlegen. Nachdem Mahomet oder Muhamet der Zweite Konstantinopel erobert und sich auf den Thron des gestürzten Griechischen Kaiserthums gesetzt hatte, so wandte er auch seine Aufmerksamkeit auf die Aufnahme der Wissenschaften und auf die Verfeinerung der noch rohen Sitten seines Volkes. Er selbst, gut unterrichtet und im Besitze einiger Fremdsprachen, stiftetete daher bei der zur Hauptmoschee umgewandelten St. Sophien-Kathedrale ein akademisches Collegium mit vielen Zellen und Zimmern für die Studirenden und für die Lehrer. Die Oekonomie in dieser Anstalt wird als sehr weise eingerichtet geschildert, und jedes Mitglied wurde mit den nöthigen Bedürfnissen versehen. Er ließ auch noch eine andere sehr prachtvolle Schule, nach einem viel größeren Plane, als das vorher erwähnte Collegium, erbauen. Es ist Sitte in der Türkey, bei allen der Religion oder religiösen Zwecken gewidmeten Gebäude, besonders aber bei den Kaiserlichen Moscheen Gebäude

zum Unterrichte der Jugend, zur Unterhaltung der Armen, überhaupt zu gemeinnützlichen Zwecken zu erbauen; daher erblickt man die Kaiserlichen Moscheen von Schulen, Bibliotheken, Hospitälern, Speisehäusern, Begräbnißkapellen ꝛc. umgeben, gleichsam anzeigend, daß sie, im Schutze der Religion, auch von dem Kaiser beschützt werden, und er auch ihr Pfleger und Versorger sey. Der eben genannte Kaiser ließ die Kirche der Apostel niederreißen und auf ihren Trümmern eine Moschee, und daneben ein großes weitläufiges Gebäude erbauen, welches er zu einer Akademie der Wissenschaften bestimmte. Sie wurde in sechzehn Collegien abgetheilt; an der Spitze eines jeden Kollegiums stand ein Professor, und außer diesen Professoren waren noch drei zur Auslegung des Korans angestellt. Die Zahl der Studierenden belief sich auf dreihundert, einer gleichen Zahl ward der Unterricht unentgeldlich ertheilt. Erstere führen zum Unterschiede der Letztern den Namen Softas. Auch Bajazet oder Bajessit der Zweite verließ nicht den einmal gebahnten Weg seines Vaters, den Wissenschaften in seinem Reiche Eingang zu verschaffen; auch er stiftete im Jahre der Hegira oder Flucht des Propheten, 911, eine sehr reich dotirte Hochschule, auf welcher drei Professoren hundert und zwanzig Jünglingen, die sämmtlich auf Kosten des Instituts erhalten werden, Unterricht ertheilen. Selim der Erste, ein Fürst, zwar grausam, aber nicht ohne Kenntniß und selbst Dichter, ließ im Jahre 945 der Türkischen Zeitrechnung eine Kaiserliche Moschee erbauen, legte in der Nähe derselben eine Akademie an, und setzte eine nicht unbeträchliche Summe aus, von deren Zinsen die Lehrer besoldet und achtzig Studierende unterhalten werden sollen. Unter den folgenden Kaisern bis zu Ahmet oder Achmet dem Ersten findet man in der Türkischen Geschichte nichts von Errichtung wissenschaftlicher Anstalten und von Unter-

stützung und Aufmunterung der Gelehrten; denn die Regierungen der Herrscher in dieser Periode, die von 1519 bis zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts oder bis zur Regierung des eben genannten Kaisers Ahmet (1603) dauert, waren zu sehr mit dem Kriege beschäftiget; auch zeigte sich die Türkische Macht schon unter dem Nachfolger Selims, dem Kaiser Soliman oder Suleiman dem Zweiten in ihrer ganzen Größe um Eroberungen zu machen und den Krieg mit Glück unterhalten zu können, welches nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser geschah. Die Früchte dieser Kriege gehören nicht hierher. Ahmet der Erste, umringt vom Schrecken des Krieges und politischen Intriguen, besaß dabei dennoch einen Hang zur Pracht und zum Aufwande. Unter seiner Regierung wurden mehrere prachtvolle Denkmäler der Baukunst aufgeführt, auch ließ er ein zierliches Minaret in Mekka an der Seite der Moschee des Propheten aufführen, und errichtete, in Verbindung mit diesem Denkmale, eine Akademie. Mit Ahmets Regierung fängt auch das Sinken des kolossal gewordenen Osmanischen Reiches an; denn dieser Fürst mußte nicht nur eine zwanzigjährige Waffenruhe mit dem Deutschen Kaiser Rudolph dem Zweiten eingehen, sondern auch einen ihm sehr nachtheiligen Frieden mit den Persern abschließen. Unter den folgenden Regenten bis zu Mahmud dem Ersten (Mahomed dem Fünften) findet man wieder nichts besonderes für die Wissenschaften und die Baukunst aufgezeichnet; selbst unter der Regierung Mahomeds oder Muhameds des Vierten und Solimans des Dritten, wo die beiden weisen Großvisire Achmet Kiuprili der Vater, und Mustapha Kiuprili der Sohn das Staatsruder führten, geschah wenig oder nichts für die Wissenschaften; denn diese geschickten Staatsmänner hatten genug zu thun, um die inneren Unruhen im Reiche zu

dämpfen, die äußeren Feinde zu beschäftigen, und so den Sturz des wankenden Reiches durch neue Stützen aufzuhalten. — An Mahmud dem Ersten fanden die Wissenschaften und Künste in seinem Reiche eine neue Stütze; denn dieser edle Fürst suchte auf jede nur mögliche Weise sein erschöpftes Land die Früchte des Friedens genießen zu lassen; auch bleibt es ein sehr edler Zug seines Charakters, daß er den mit Oesterreich eingegangenen Frieden treulich hielt; bei der schönsten Gelegenheit, die sich ihm 1740 darbot, einen Einfall in Ungarn zu machen, bei dem er sich einen um so glücklichern Ausgang versprechen durfte, da die Kaiserin Maria Theresia von allen Seiten bedrängt und das Land von Truppen beinahe ganz entblößt war. Auch gab sich der Französische Hof alle Mühe, ihn zum Kriege zu bewegen; allein er blieb unerschütterlich bei der Treue seines gegebenen Wortes. Dieser kenntnißreiche Regent wollte nun eine Moschee nach einem modernen Plane bauen lassen und ließ dazu mehrere Zeichnungen aus Italien, Frankreich und England kommen; allein die Geistlichkeit, der er die ihm gefallende Zeichnung zur Prüfung und Genehmigung vorlegte, willigte nicht darein; sie gab ihm zu bedenken, daß ein nach diesem Muster aufgeführtes Gebäude mehr einer christlichen Kirche, als einer Türkischen Moschee gleiche, und rieth ihm daher, eine Moschee im mahomedanischen Geschmacke zu bauen, um, wie sie sagte, dem Volke kein Aergerniß zu geben. Der Kaiser sah sich genöthiget nachzugeben; indessen ließ er dennoch eine Moschee aufführen, in deren Bau er Europäische Eleganz und Türkische oder Asiatische Pracht sehr gut zu vereinigen wußte, um, in Achtung des geistlichen Ausspruchs, dennoch seinen Plan, etwas Besseres zu schaffen, als schon da gewesen war, realisirt zu sehen. Sein Nachfolger, Osman der Dritte, kaufte dieses Gebäude,

und erhielt vom Mufti das Recht, es Osmania zu nennen, auch im Fall es nicht mehr zum Gottesdienste gebraucht werden sollte, es sich ganz zuzueignen. Das wissenschaftliche Institut, welches damit verbunden ist, hat in drei Collegien drei Professoren, außer denjenigen, die den Koran erklären und in der Rechenkunst Unterricht ertheilen. Die Zahl der darin Studierenden beläuft sich auf 170. Im Jahre 1764 errichtete Mustapha der Dritte zu Laleli eine Universität oder Hochschule, welche mehrere Kollegien hat, und fünf Professoren besoldet, unter deren Aufsicht 130 Studierende stehen. In allen diesen Instituten wird nun die Religion, die Rechtsgelehrsamkeit, Politik, Geschichte, Geographie, Naturlehre, Sternkunde und Sterndeuterey, Rechenkunst und Geometrie, die Arznei- und Wundarzneikunst, die Chemie und Alchemie, Philosophie, Dichtkunst und Baukunst ꝛc., betrieben, jedoch nach einem ganz anderen Zuschnitt, als in Europa; denn in den meisten vorher genannten wissenschaftlichen Gegenständen sind sie noch weit zurück. Auch das Sprachstudium wird in diesen Collegien betrieben, besonders von den Ulemas, welche den Koran und die Staatsgesetze auslegen. — Die Akademie der Wissenschaften der Sultanin Walidé stiftete der Kaiser Abdul Hamid im Jahre 1780 oder nach der Türkischen Zeitrechnung 1194. Sie führt den Namen von der Mutter Mahomeds des Vierten. Der Rector Magnificus dieser Akademie soll nach den Statuten ein verdienst- und einsichtsvoller Mann seyn, der die Philosophie versteht, und dabei Unterricht in der Jurisprudenz und Astrologie geben kann. Er hat 180 Jünglinge zu unterrichten, welche in der Akademie wohnen, jeder hat sein besonderes Zimmer, und sie dürfen des Tages nur eine Mahlzeit thun; auch dürfen sie nicht verheirathet seyn; denn der Türke hat den Grundsatz, daß das Heirathen den

Studierenden und Gelehrten den Kopf verwirre und von dem Studium abziehe; denn nach ihrer Meinung soll ein Unverheiratheter, der eine gute Lebensordnung führt, stets ein ruhiges, heiteres Herz und den Kopf auf der rechten Stelle haben. — Unter Mustapha dem Dritten wurde im Jahre 1773 von dem Großadmiral Gasi Assam mit Hülfe des Barons Tott eine Schule für Bildung der Seeleute errichtet. Man nannte dieses Institut Muhendis Rhone oder die mathematische Schule. Der erste Lehrer an derselben war Seid-Hassan Choza aus Algier, ein tüchtiger und unerschrockener Seemann, der mit vieler Geläufigkeit die Arabische, Englische, Französische und Italiänische Sprache redete, und in seinem Fache Theorie und Praxis mit einander verband. Im Jahre 1784 wurde zu Konstantinopel eine praktische Seeschule angelegt. Der Plan zu dieser Schule wurde von dem Großvesier Hamid-Chalib Pascha, von zwei Französischen Ingenieuren unterstützt, entworfen. Die erste Lehrerstelle bei dem Institute erhielt Ibrahim Effendi, einer der gelehrtesten Türken seines Zeitalters, der mit seinen Kenntnissen viele Einsichten und ausgezeichnete persönliche Eigenschaften vereinigte. Der Stifter dieses Instituts, Hanid-Chalib, wurde ein Jahr darauf das Opfer einer Kabale, sein Institut, auf dessen Vernichtung es wohl eigentlich abgesehen war, blieb aber in Thätigkeit. Unter Selim dem Dritten, der die Janitscharen zu bekämpfen und zu stürzen suchte, aber ihrer Macht unterlag, wurden auch einige gute Einrichtungen in Beziehung auf die Wissenschaften gemacht, besonders wollte er nach des Französischen Gesandten am Osmanischen Hofe, Generals Sebastiani Vorschlag das Kriegswesen reformiren, und auch die Kriegee mehr wissenschaftlich zu bilden suchen; allein es gelang ihm nicht, wohl aber seinem

zweiten Nachfolger, Mahmud dem Zweiten, der nicht nur die Janitscharen stürzte, sondern auch seinen Plan mit der Disciplinirung der Türkischen Armee durchsetzte, viele andere wissenschaftliche Einrichtungen, besonders staatswirthschaftliche, einführte und den tief gesunkenen Türkischen Staat zu neuer Blüthe rief, von der man aber die Früchte noch zu erwarten hat. Alle seine neuen Einrichtungen sind theils durch die öffentlichen Blätter schon bekannt geworden, theils sind sie noch im Werden, um darüber hier noch weiter etwas sagen zu können.

Die Erlernung der Türkischen Sprache hat große Schwierigkeiten, so wie überhaupt jeder Sprache, die in der Ausbildung noch sehr zurück ist, und eine Menge Fremdwörter angenommen hat. Wie schwer zu erlernen das Türkische ist, geht daraus hervor, daß mehrere in Konstantinopel geborne Dragomans, welche die Türkische Sprache als Muttersprache von Kindheit auf erlernten, und sich noch nachher durch Sprachmeister und ein langjähriges Studium darin ausbildeten, doch nicht im Stande waren ihnen vorgelegte fremde, in Türkischer Sprache geschriebene Bücher ohne Hülfe gelehrter Türken zu verstehen, das heißt, solcher Gelehrten, die in ihrem ganzen Leben weiter nichts gethan haben, als Türkisch, Arabisch und Persisch zu studieren; ja es geschieht oft, daß selbst ein solcher Gelehrter sich nicht zu helfen weiß. — Dem Sprachlehrer eines sich zu Konstantinopel aufhaltenden Deutschen ist dieses oft begegnet, obgleich er vierzig Jahre lang in der Türkischen Sprache unterrichtete und als der gelehrteste in seinem Fache betrachtet wurde. Hierzu kommt nun noch, daß kein Türkischer Sprachmeister oder Sprachgelehrter in Konstantinopel, ja nicht einmal im ganzen Morgenlande anzutreffen ist, der irgend eine Europäische Sprache versteht, ja nicht einmal die Neugriechische, die doch in der Türkey so ge-

wöhnlich ist. Dagegen findet man, daß die Französische Sprache hin und wieder bei den vornehmen Türken gesprochen wird; auch von den gebildeten Griechen, die überhaupt mehrere abendländische Sprachen reden; man kann aber von den Letztern das Türkische nicht recht lernen, weil sie in der Schriftsprache zu wenig Uebung haben, wohl in der Umgangssprache oder in der Sprache des gewöhnlichen Lebens, die von jener sehr abweicht. Und was die gebildeten Türken betrifft, so sind diese im Umgange mit Frankrn sehr znrückhaltend; mithin ist alles, was unter Türken geschieht, wie Staatsgeheimnisse für Franken zu betrachten; und wenn sich auch in der neuesten Zeit unter dem Kaiser Mahmud hierin Manches geändert hat, so muß doch noch sehr viel geschehen, den Türken dem Franken näher zu bringen, um durch den beiderseitigen Umgang auf die Sprache wirken und sie auch in ihren Sprachgesetzen dem Fremden näher bringen zu können. Was die Türkische Sprache schwer macht, ist ihre Mischung mit der Persischen und Arabischen, von welchen beiden Sprachen die Arabische fast unerschöpflich an Wörtern und Redensarten ist; auch sind alle drei Sprachen, nämlich die Türkische hinzugerechnet, sich nicht bloß in den Wörtern, sondern auch in den grammatikalischen Regeln sehr unähnlich. Diese drei Sprachen nun zu einer umgewandelt, machen diese eine (Türkische) zu der reichsten und schönsten von allen, das Chinesische nicht ausgenommen. Die Sitten der Morgenländer überhaupt, so wie der Türken insbesondere, erlauben, wie bekannt, nicht dem Fremden den Umgang mit dem Frauenzimmer, nicht den Besuch ihrer Kaffeehäuser und Restaurationen oder Speisehäuser, noch das Wohnen in ihren Häusern ꝛc., mithin kann man auch mit den Ausdrücken in ihrer Sprache nicht recht bekannt werden, wenn man selbst schon so viel gelernt hat, um mit ihnen reden zu können. Die Armenier sino hierin den Türken

gleich, auch sie wollen keinen Fremden in ihren Häusern sehen; jeder Fremde ist daher in der Türkey mehr auf den Umgang mit seinen Landsleuten und auf den mit den Griechen und Juden beschränkt. Ein gelehrter Türke oder Khodscha, von dem man die Sprache erlernt, ist sehr kostspielig zu halten; denn täglich eine Stunde Unterricht muß theuer bezahlt werden, nnd führt doch nicht zum Sprechen, nur zum Lesen, endlich mit vieler Mühe zum Schreiben, weil es nur eine Uebung des Auges, aber nicht des Ohres ist; dann ist auch das Lesen durch die vielen ungleichen Alphabete und Charaktere, deren man sich im Schreiben bedient, schwer; denn ein ganz anderes Alphabet wird in der Kanzley, ein anderes in Briefen, ein anderes in den Gerichten, ein anderes von den Gelehrten, ein anderes in Rechnungen ꝛc. gebraucht. Wer daher das eine recht fertig liest, kann darum noch nicht ein Wort in dem anderen lesen. Ferner schreibt man diese Sprache stets ohne Selbstlaute oder Vocale, welches für den Anfänger sehr beschwerlich ist und viele Zweideutigkeiten verursacht. Wenn die Vokale gesetzt werden, so sind es nur drei, die der Figur nach in Anwendung kommen, dem Laute nach sind es aber viel mehr. Alle diese Selbstlaute können nur durch eine langjährige mühsame Uebung erlernt werden. Hierzu kommt nun noch, daß man oft in gewissen Schriften diese Unterscheidungspunkte wegläßt, die sonst viele Mitlaute unterscheiden, die ohne diese Punkte andern völlig gleich sind; denn da das Türkische Alphabet drei und dreißig Mitlaute oder Konsonanten hat, so sind außer den Punkten nicht mehr als siebzehn verschiedene Figuren, und wenn die Punkte nicht gesetzt werden, so kann ein Buchstab für fünf oder sechs ungleiche Mitlaute gelten, er kann ein b, p, t, th, oder f, n, i seyn; alles dieses muß in Ermangelung der Unterscheidungszeichen errathen werden. Je

mehr nun dergleichen Buchstaben in einem Worte vorkommen, um so größer wird die Ungewißheit. Ein Wort kann nach den verschiedenen Verbindungen, je nachdem es lang ist, für dreißig, funfzig, ja für zweihundert ungleiche Wörter gelten. Hat nun ein solches Wort mehrere eben so ungewisse sowohl vor, als nach sich, so wird jeder beurtheilen können, wieschwierig, ja oft unmöglich es ist, den Sinn solcher Schriften oder Ziffern zu finden; und dieses ist die gewöhnliche Schreibart der Türken, wenn sie geschwind schreiben wollen. Ein Fremder, der mit einigen Morgenländischen Sprachen schon einigermaßen vertraut ist, arbeitet sich wohl noch durch diese Schwierigkeiten hindurch; allein es gehört dazu viel Zeit, und noch mehr Geduld. Man gewahrt dieses bei den Arabischen Münzen mit kufischen Buchstaben, die immer ohne Unterscheidungspunkte sind. Die Aussprache und Abstoßung der Buchstaben der Morgenländer hat etwas ganz Eigenes für denjenigen, der daran nicht gewöhnt ist, wie der Abenländer; denn unsere Sprachwerkzeuge sind von Jugend auf ganz anders gebildet, und können daher ungewöhnliche Laute nicht gut ohne Anstrengung aussprechen. Gewisse Laute werden in der Türkischen Sprache gleichsam aus dem Magen heraufgeholt, andere bringt man in der Kehle hervor, wiederum andere werden durchs Zischen, und durch Thierlaute gebildet, z. B. durch Laute der Katzen, Schlangen ꝛc.; und wenn wir nur zwei Zischlaute, s und z, haben, so haben die Türken sieben oder acht Buchstaben dafür, deren jeder durch einen besondern Laut und Schärfung desselben unterschieden wird, wenn man im Reden und Lesen verstanden seyn und ungleiche Stammwörter und Bedeutungen nicht verwechseln will. Diese Schwierigkeiten bezwingt man durch einen längeren Aufenthalt im Lande, weil man dadurch die Sprache besser aussprechen lernt. Hier kommt

nun noch eine andere Schwierigkeit hinzu, die man zu heben hat, nämlich, wenn man die Aussprache an einem Orte gelernt hat, so versteht man wieder nicht diejenige an einem andern Orte; denn so wird z. B. das Türkische anders in Konstantinopel und Rumelien, anders in Anatolien, anders von den Tataren, anders von den Armeniern, und wiederum anders von gewissen Afrikanischen Staaten ausgesprochen. Hierzu kommt nun noch, sagt ein Schriftsteller, wenn man diese Sprache verstehen will, daß man sich dieses Verstehen erst dadurch erleichtern kann, daß man sich eine vollkommene oder vollständige Kenntniß von dem Charakter, der Denkungsart, den Sitten, Gebräuchen, Künsten, Vergnügungen, Festen, Spielen und anderen Zeitvertreiben, der Lebensart, Regierungsform, den Geschäften und Verrichtungen ihrer Beamten, ihrer Geschichte und Geographie, Religionsgebräuchen ꝛc. verschaffen muß, wenn Alles in der Sprache richtig und gründlich verstanden werden soll. Diese Schwierigkeit ist um so viel größer, da die Sitten und Gebräuche der Türken, so wie überhaupt der Morgenländer, sehr von den unsrigen abweichen; dann kommt noch dazu, daß wir bis beinahe zu Ende des vorigen Jahrhunderts so wenig genaue Kenntniß von ihnen und ihr Land hatten, oder doch von Reisebeschreibern so unrichtige und partheiische, sie als Barbaren schildernde, bekamen, die uns nur mit Vorurtheilen gegen sie erfüllen mußten; denn alle Werke, die über sie und ihr Land erschienen, waren nur von ihrer Unwissenheit und Roheit und von der schlechten Einrichtung des Landes angefüllt; nur die neuern Reiseberichte und andere an der Quelle geschöpfte Nachrichten über sie, besonders von den Franzosen und Engländern, sind gerechter, verbreiten über den Kulturzustand der Türken mehr Licht und verbannen alle Irrthümer, wenn sie gleich nicht die Nation von

vielen wahren Anschuldigungen reinigen können, die auch über ihre wahre Geschichte ein gewisses Dunkel verbreitet haben. Es war früher freilich nicht leicht, richtige Nachrichten von ihnen zu erhalten, wenn man nicht den Turban nehmen wollte; allein auch dieser scheint nicht immer das rechte Mittel gewesen zu seyn, wenigstens in der Europäischen Türkey, um sich Licht über ihre Staatsverhältnisse und ihre Wissenschaften zu verschaffen; denn der Türke ist sehr argwöhnisch und hat zu dem Renegaten eben kein großes Vertrauen; dieses trägt er erst auf seine Kinder über, die er nur für Türken oder Muselmänner ansieht; daher giebt uns auch der Spanier Don Domingo Badia y Leblich, welcher den Turban nahm und dann unter dem Namen Ali Bey el Abassi als ein vornehmer Türke im Morgenlande auftrat, in seinen Reisen in Afrika und Asien in den Jahren 1803 bis 1807 so wenig genaue Nachrichten über die Verfassung und innere Verwaltung des Türkischen Reiches, über dessen Sprache, Sitten und Gebräuche, und beschränkt sich nur darauf, Einiges von dem zu bestätigen, was seine Vorgänger schon gesagt haben, nämlich: daß die Türken durchaus keine Europäischen Sprachen verstehen, und in so unbedeutender Berührung mit dem Auslande stehen, daß sie nichts von alledem erfahren, was daselbst vorgeht. Sie betrachteten mit stumpfsinniger Gleichgültigkeit die politischen Veränderungen in ihrem Lande, und da sie weder Bücher noch Lust hätten, um sich mancherlei Kenntnisse zu erwerben, so seien für sie alle anziehende Wissenschaften so gut als nicht vorhanden. Selbst die Gewohnheit, gesellschaftliche Zusammenkünfte zum Zeitvertreibe zu veranstalten, sei ihnen beinahe unbekannt, und da sie mit den Frauen nie in Gesellschaft lebten, sondern diese gänzlich von ihnen abgeschieden wären, so wäre auch die Rauhigkeit ihrer Sitte durch den Mangel dieses Um-

Umganges nicht zu mildern. Diese wenigen Nachrichten erhalten wir nun von einem Manne über das wissenschaftliche Gebiet der Türken, der selbst Türke geworden ist, um in dieses Gebiet tiefer einzudringen; woraus das Mißtrauen der Türken selbst gegen diejenigen klar hervorgeht, die zu ihrer Religion übergehen; ja man möchte das Mißtrauen gegen diese noch größer angeben, weil sich der Türke vielleicht hier nicht anders den Zweck erklären kann, warum man zu seiner Religion übergehe, als nur um Geheimnisse zu erfahren; und so wie man die fremden Gesandten in Konstantinopel nur als geheime Kundschafter betrachtet, so ist es auch mit den zu ihrer Religion übergehenden Franken. Ali Bey hat uns daher noch weniger über seine neuen Religionsverwandten gegeben, als mehrere seiner Vorgänger und Nachfolger.

Eins der wichtigsten Mittel zur Bildung der Sprache sind Bibliotheken; denn ein Volk, das reich an literarischen Hülfsmitteln in seiner und andern Sprachen ist, kann auch seine Sprache um so sicherer ausbilden, was bei demjenigen Volke nicht der Fall ist, welches Mangel daran leidet, und erst der Schöpfer von so vielem werden muß, was erst als Leitfaden zur weiteren Ausbildung dient. Da nun das Osmanische Reich eben nicht reich an Büchern ist, keinen großen Bücherschatz besitzt, und was es besitzt, größtentheils in geschriebenen Büchern, Manuscripten, besteht, so kann man auch schon auf den Zustand der Sprache schließen; und wirklich ist sie noch lange nicht in dem Grade ausgebildet, wie einige untergeordnete Slavische Dialekte der Slavischen Stammsprache, welches man an den vielen Fremdwörtern gewahrt, die sie besitzt, und von denen sie erst theilweise gereiniget werden muß, indem man dafür eigene aus der Sprache selbst bildet. So weit haben es die Türkischen Sprachgelehrten noch nicht gebracht, die noch Mühe genug ha-

ben, ihren Büchervorrath in Manuscripten durchzuklauben, um sich sowohl manche Schriften als auch deren Inhalt verständlich zu machen; denn da man mit der Schriftsprache noch nicht in Ordnung ist, so kann man auch die Sprache nicht fortbilden, weil die Zeit mit Erklärungen und Erläuterungen der verschiedenen Schriftzeichen und dann mit Lesung alter Handschriften hingebracht wird. — Konstantinopel hat mehrere Bibliotheken, worunter die im Serail des Großherrn die vornehmste seyn soll, wenigstens vermuhtet man es, weil sie noch kein Franke und nur wenige Türken gesehen haben, da das Serail vor dem Publikum geschlossen ist. Was man von der Bibliothek im Serail weiß oder wissen will, alle die Mährchen, die auf Kosten dieses Gegenstandes unter den Türken umhergehen, sind so vielfältig, daß man davon, sagt ein Schriftsteller, einen bändereichen Roman schreiben könnte. So viel ist indessen gewiß, daß sowohl ihre Vermehrung, als auch ihre Verminderung der jedesmaligen Laune ihrer Besitzer ausgesetzt gewesen ist; denn der Abt Sevin, der im Jahre 1728 nach Konstantinopel ging, um für die Bibliothek des Königs von Frankreich Manuscripte zu sammeln, erfuhr, daß der Sultan Amurath alle Griechischen Werke hatte verbrennen lassen. Nach Guers Versicherung soll man hingegen in der genannten Bibliothek 120 Foliobände finden, die Konstantin der Große gesammelt hat; alle wären mit goldenen Buchstaben geschrieben, besonders aber schätze man darunter die Bücher des alten und neuen Testaments. Andere versichern, daß man bei dieser Sammlung Bücher antreffe, die aus der Bibliothek der Paleologen genommen sind. Lascaris will in der Kaiserlichen Bibliothek ein vollständiges Werk des Diodor von Sicilien gesehen haben. Von Einigen wird erzählt, daß Mahomed der Zweite den größten Theil der alten Handschriften habe vernichten lassen, welches sich von

diesem Beschützer der schönen Wissenschaften gar nicht erwarten läßt. Der Abt Toderini will aus dem Munde eines gelehrten Türken, der zehn Jahre im Serail gedient hat, erfahren haben, daß man daselbst noch bis auf die neueste Zeit einen Vorrath von Griechischen nnd Lateinischen Schriften verschlossen habe. Neuere Reisende, wie Norberg, Björnstähl, Ali-Bey ꝛc. schweigen ganz davon. Es läßt sich also vermuthen, daß man über die Bibliothek des Serails so viel als nichts weiß, und daß Alles, was darüber geschrieben worden, nur aus dem geflossen ist, was die Türken und Griechen davon erzählt haben. Aus einem Bücher-Verzeichniß der Bibliothek des Serails, das aus dem Türkischen ins Italienische übersetzt, und von dem oben genannten Abte mitgetheilt worden ist, findet man weder Griechische, noch Lateinische Manuscripte erwähnt. Die verzeichneten Werke betreffen theologische, sich auf den Koran beziehende Werke, juristische, philosophische, arzneiwissenschaftliche, historische und eine große Anzahl moralischer Schriften. — Die Bibliothek des Sultans Mahomed des Zweiten, die durch den Sultan Mustapha wieder hergestellt wurde, mit der Aufschrift am Frontispice des Gebäudes in Arabischer Sprache: „Gott habe jedem guten Muselmanne befohlen, sich der Künste und Wissenschaften zu widmen.“ Sie zählt 1625 Bände. — Die von Soliman dem Großen angelegte Bibliothek zu St. Sophia, die über 1500 Bücher enthält, worunter ein seltener Koran mit Osmanischer Schrift von hohem Werthe. — Die von Soliman dem Ersten gestiftete Bibliothek mit 2000 Bänden. — Die Bibliothek des Großvesirs Mahomet Kiupirili. — Die Bibliotheken der Sultanin Walidé, Mutter Mahomeds des Vierten, Solimans des Dritten und Ahmet des Zweiten von 250 Bänden; des Scheid-

Ali-Pascha, welcher im Jahre 1715 die Venetianer bekriegte; des Ibrahim Pascha, die 1719 angelegt wurde, und ehemals zum öffentlichen Gebrauche offen stand; des Ati-Effendi von Estardar, vom Jahre 1731, aus 2000 Bänden bestehend. In dieser Bibliothek soll das schönste Werk der Chiasf-Uzunum oder Aldhonum von Hagi-Calfa seyn; es ist ein Verzeichniß aller Morgenländischen, Arabischen, Persischen und Türkischen Schriftsteller und ihrer Werke, die seit dem Jahre 1000 bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben worden. Die Zahl der in diesem Werke angeführten Schriftsteller beläuft sich auf beinahe 18,700. Dieses Werk soll nach Toderini von Arbagi-Baschi-Hagi-Ibrahim-Aaga bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts fortgesetzt worden seyn, welche Fortsetzung sich auch in der Bibliothek befinde. Die Bibliotheken von Bajazeth dem Zweiten und Osman dem Dritten. Die 1672 angelegte Bibliothek des Raschid Pascha von 1173 Bänden, und dann die Bibliothek des Sultan Abdul-Hamid, Beförderers der Wissenschaften und Künste, der jedes sich ihm zeigende Genie gern empor zu helfen suchte. Die Bibliothek des Rachid Pascha konnte noch bis zum Ausgange des zweiten Drittels des vergangenen Jahrhunderts, ja noch länger, nicht nur von Muselmännern, sondern auch von Christen besucht und benutzt werden, nur war dabei die Unbequemlichkeit, daß man auf dem Fußboden der Bibliothek die Exerpte machen mußte, wie es in den Morgenländern gebräuchlich ist; denn Tische und Stühle fand man nicht darin. Die Einrichtung ist übrigens in derselben vortrefflich, die Bücher alle in Ordnung, und ein Bibliothekar langte schnell, was man begehrte. Es sollen übrigens auch noch bis auf die neueste Zeit öffentliche Bibliotheken in Konstantinopel vorhanden seyn, die von gelehrten

Franken benutzt werden können; allein es ist sehr schwer für einen Fremden, der keine Bekanntschaft unter Muselmännern hat, und mit der Türkischen Sprache nicht vertraut ist, sie aufzufinden; denn der Fremde findet bis jetzt in Konstantinopel noch keine Einrichtung, wie in andern Staaten Europas, wodurch man von den daselbst vorhandenen Sehenswürdigkeiten ꝛc. unterrichtet wird; keine Cicerone, kein Guide des Etrangers oder Fremdenführer, kein topographisch-statistisches Gemälde dieser Residenz, keine Staatszeitung, kein Journal oder Flugblatt, kurz nichts Literarisches, was dem Fremden von irgend etwas, was in der Hauptstadt vorgeht, Kunde geben könnte, und daher kann noch mancher wissenschaftliche Schatz daselbst verborgen seyn, noch in irgend einem Winkel dieser großen Residenz stecken; allein wie ihn finden unter fremden, vor sich hinbrütenden, so zu sagen abgeschlossenen Leuten, deren Sprache man nicht versteht, und die sehr schwer zu lernen ist; und wenn es auch in der neuesten Zeit nach dem Herrn von Hammer, besonders nach dem Sturze der Janitscharen, die allen Neuerungen entgegen waren, etwas anders geworden ist, so bleibt doch noch sehr viel zu thun übrig, besonders bei dem so widerstrebenden Sinn der Türken, die mit jeder Verbesserung auch das Ende ihres Reiches sehen. Dieserhalb findet auch der Kaiser Mahmud so viele Schwierigkeiten bei seinen Neuerungen. Wer sich an Ort und Stelle aus der Türkischen Geschichte Kenntniß über den Zustand der Sprache und Literatur dieses Landes von ihrem Entstehen an verschaffen will, findet eben so viel Schwierigkeiten, als beim Erlernen der Sprache; denn die Türkischen Geschichtschreiber schreiben nicht in der Ordnung und nach den Regeln, die man in der Geschichte fordert, und wonach unsere Geschichtschreiber, überhaupt die Geschichtschreiber aller kultivirten Völker, verfahren; man muß daher ein

Werk von ihnen erst ganz durchlesen, ehe man den Faden völlig findet, um darnach ihre Geschichte bearbeiten zu können. Diese Schwierigkeiten empfand der Königl. Schwedische Drogman bei der Pforte, Muradgea, als er eine Geschichte der Türken nach den Quellen auszuarbeiten anfing, obgleich er sie in Konstantinopel schrieb, wo man Zugang zu den Quellen hat. Die Geschichte fängt mit dem Stammvater dieser Dynastie, mit Osman dem Ersten an, wobei er auch dessen Vater, Erdogrul, und Großvater, Suleiman oder Soleiman, der mit einem Heere aus Turkehstan und Persien in Anatolien gezogen kam, welches in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ungefähr ums Jahr 1250 geschah. — Eins der größten Hindernisse der Verbesserung und Vervollkommnung der Türkischen Sprache und Literatur war der Mangel oder vielmehr das gänzliche Fehlen der Buchdruckereyen im Lande; denn wenn auch der Versuch zu verschiedenen Zeiten sie einzuführen gemacht worden, so scheiterte er doch immer wieder an dem Eigensinne der Türken, keine neue Europäische Einrichtung dulden zu wollen, daher hatte man bis zum verwichenen Jahrhunderte in Konstantinopel noch keine Drnckerey, weil das Abschreiben der Werke einen besonderen Erwerbszweig in der Türkey ausmacht, von dem viele Menschen leben. Ein Renegat aus Ungarn, Ibrahim Effendi, versuchte es, nach der oben angeführten Zeit eine in Konstantinopal anzulegen, in welcher einige Türkische Geschichtschreiber in Türkischer Sprache und einige andere Werke gedruckt wurden; allein dieses dauerte nicht lange; denn diese Druckerey wurde bei einem Anfstande der Janitscharen gänzlich zerstört. Auch die Druckerey, welche unter der Regierung Selims des Dritten, der unter Leitung seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Rachid Effendi, schon die Ab-

sicht hatte, das Türkische Reich zu reformiren, und die Wissenschaften in Verbreitung der Literatur durch den Druck zu befördern, in Konstantinopel angelegt wurde, ward in dem Aufstande der Janitscharen im Jahre 1807 zerstört, und nur in neuester Zeit, nach dem Sturze der Janitscharen, sind unter dem Großherrn Mahmud wieder zu Skutari und Konstantinopel Türkische Druckereyen angelegt worden, woraus auch schon bedeutende Werke der Orientalischen Literatur hervorgegangen sind, z. B. das große Originallexicon der Araber, Perser und Türken ꝛc. An guten Sprachlehren und Wörterbüchern der Türkischen Sprache war lange Zeit Mangel, weil sie von Männern herrührten, die mit dem Geiste der Türkischen Sprache noch nicht vertraut genug waren, und dann sind auch die Hülfsmittel dazu sehr kostspielig; denn man muß Handschriften kaufen, die selten und daher theuer sind. Selbst der Meninsky, das einzige gute Wörterbuch, welches man bis auf die neueste Zeit, das heißt, bis auf die Revolution der Türkischen Sprache und Literatur unter dem jetzigen Beherrscher der Osmanen, im Türkischen und Persischen hatte, ist voller Fehler und war im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts ganz vergriffen, so daß man ein Exemplar mit Geld aufwiegen mußte, um es zu bekommen. Nur erst im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts wurde eine neue Ausgabe davon zu Wien, auf Kosten der Kaiserin Maria Theresia, die 1000 Dukaten zum Druck und Verlag desselben hergab, veranstaltet. Das Werk wurde von Jenisch, der mehrere Jahre als Kaiserl. Dolmetscher angestellt gewesen, und sich gute Kentnisse in der Türkischen und auch Persischen Sprache erworben hatte, durchgesehen und vermehrt, und unter dessen Aufsicht bei dem Illyrischen und Orientalischen Hofbuchdrucker von Kurzbock mit neu gegossenen Schriften gedruckt. Es erschien

im Jahr 1780—82 unter dem Titel: Meninsky Lexicon arabico-persico-turcicum, adjecta ad singulas voces et phrases significatione latina. Ad usitatiores etiam italica. IV. Tomi. Vindobonae, Camesine, 1780—82. Dieses ist nun, wie schon bemerkt worden, bis auf die neueste Zeit das beste Wörterbuch in der Türkischen und Persischen Sprache gewesen. Auch Meninsky's Sprachlehre oder Institutiones linguae turcicae, welche in zwei Theilen zu Wien im Jahre 1753 erschien, ist bis auf die neueste Zeit noch der beste Leitfaden in dieser verwickelten Sprache geblieben. Es wird übrigens jedem Franken in Konstantinopel noch bis zur Regierung Mahmuds, des jetzigen Beherrschers, schwer werden in Konstantinopel Sprachwerke aufzutreiben, um die Türkische Sprache an Ort und Stelle oder an der Quelle nach den Regeln in Verbindung mit der Aussprache, dem Praktischen zu erlernen. Man konnte den gelehrtesten Christen, Türken und Juden Aufträge in Beziehung auf Sprachwerke geben, und man wurde in dieser großen Residenz nie befriediget, und wenn man einige auftrieb, so kamen sie im Preise den Handschriften nahe, weil sie selten geworden sind. Ein Arabisches Wörterbuch, zwei kleine Bände in Folio, nach dem Verfasser Vanculi genannt, in welchem die Wörter auf Türkisch erklärt sind und das in der ehemaligen von Ibrahim Effendi errichteten Buchdruckerey gedruckt worden, war am Anfange dieses Jahrhunderts fast nicht mehr zu finden, und wenn es auch noch irgendwo gefunden wurde, wie es ein Schwede noch vorfand, da ward es mit 60 bis 70 Piaster, ungefähr 10 bis 12 Dukaten Holländisch, bezahlt. Man hat auch ein Persisches Wörterbuch unter dem Namen Ferhenk, ein kleiner Foliant, der etwas wohlfeiler zu haben ist. Beide Wörterbücher zusammen kosten indessen immer an 20 Dukaten, rechnet man

nun noch den Meninsky dazu, der in Konstantinopel nicht unter 200 Piaster (33 Dukaten Holl.) zu haben ist, so muß man ein kleines Kapital bloß für diese Sprachwerke hingeben, um sich damit in den Stand zu setzen, das Türkische zu erlernen, dann bedarf man noch so vieler anderer Hülfsmittel, Bücher und Handschriften, daß die Kosten für einen Gelehrten, um das Türkische an der Quelle zu lernen, viel zu hoch sind, um das Studium dieser Sprache nur mit eigenen Hülfsmittel anzufangen. Hierzu gehört Reichthum oder die Unterstützung einer Regierung, eines Monarchen. Hat man sich nun mit allen Hülfsmitteln beladen und ist man unter Schweiß und Nachtwachen so weit gekommen einen Schriftsteller zu verstehen, so versteht man darum noch nicht einen andern, sollte er auch von einer und derselben Sache schreiben; denn jeder Schriftsteller hat seinen besondern Styl und seine besondere Schreibart; der Eine braucht ganz andere Wörter, als der Andere, besonders da das in so vielen Ländern und Provinzen und zugleich durch so viele Jahrhunderte geredete und bereicherte Arabische sogenannte Synonimen in unbeschreiblicher Anzahl hat; der Eine mischt daher mehr Persisch, der Andere mehr Arabisch ein, jeder nach seinem Gefallen und Geschmack des Styls; rein Türkisch zu schreiben hält man für ungelehrt oder bildungslos. Noch übler geht es mit den Dichtern; denn da die Türkischen Dichter bei vielen schönen Stellen auch viel Schwulst oder Bombast haben, so sind sie sehr schwer zu verstehen; ja es giebt wenige, die so viel kennen, die schwersten darunter ganz zu verstehen. „Wenn man einen Türkischen Geschichtschreiber zu lesen anfängt, sagt ein im Oriente sich seit längerer Zeit aufhaltender Reisender, so stößt man auf eben so viele Schwierigkeiten, als bei den Dichtern. Sowohl die Türken, als auch die Araber haben fast alle alte Namen von Städten und Ländern

verändert, so daß derjenige, der sich an die üblichen Namen, die jetzt in Europa gebraucht werden, oder auch vormals von den Griechen und Römern gebraucht wurden, gewöhnt hat, wenn er die Türkischen Geschichtschreiber liest, nicht weiß, wie er bekehrt ist; indem er beständig Städte und große Länder trifft, die von dieser Nation erobert worden, aber auf keiner Karte zu finden sind, und wovon man vorher nie hat reden hören. Eben so wenig ist ein gelehrter Türke zu haben, der mit der Geographie bekannt ist, und einen wißbegierigen Franken auf den rechten Weg leiten könnte, weil die geschicktesten unter ihnen keine Europäischen Sprachen verstehen, wie auch schon oben angeführt worden, also auch nicht im Stande sind, unsere Erdkunde mit der ihrigen zu vergleichen, sollten sie auch die Letztere kennen, welches doch ein seltener Fall ist. Eine Schwierigkeit, die ich selbst erfuhr, da ich eine Türkische Geschichte im Manuscript las. Es kamen darin so viele Städte, Landschaften, Seen ꝛc. vor, wovon Niemand weiß, wo sie liegen. Die Namen selbst sind so komisch geschaffen und abgeändert, daß, wenn die Türken auch zuweilen die alten beibehalten haben, man sie doch unmöglich wieder erkennen kann; oft verändern sie auch die alten Namen mit Fleiß, damit sie im Türkischen eine Bedeutung erhalten." — Wie schon oben bemerkt worden, muß man bei den Türken mit Erlernung der Sprache auch ihre Sitten und Gebräuche, ja ihre ganze Staatsverfassung studieren, weil man sonst in der Sprache immer ein Stümper bleibt. Ein Hauptheil ihrer Literatur besteht in ihren Religionsschriften, die in geschriebenen Liturgien, Gebetbüchern, Katechesen, Predigten ꝛc. bestehen; daher muß man die Gebräuche bei ihrem Gottesdienste kennen zu lernen suchen, die fast ganz unbekannt sind, weil sie kein Christ zu sehen bekommen kann. Um daher in die Sprache der Türken, Araber und Perser recht einzudringen, muß

man sich Kenntniß von dem Gottesdienste der Türken verschaffen, weil ihre Regierung, Gesetze, Gebräuche und Lebensart sich auf die Religion stützen, die bei ihnen die Grundlage von allem ist, ja man kann annehmen, daß sie ihre ältesten Gebräuche enthalte, weil die Türken allen Neuerungen abhold sind, und am allerwenigsten in ihrem Gottesdienste etwas ändern. Eben so wichtig ist es, die Kalender- und Zeitrechnung der Türken zu übersetzen und zu studieren, welches bis auf die neueste Zeit noch von Wenigen geschehen ist, obgleich sie jährlich geschrieben und ausgegeben werden. Sie sollen um so merkwürdiger seyn, da es kaum eine Nation geben kann, die Tage und Stunden genauer weiß und berechnet. Die Türken rechnen die Tage nach der Sterndeutung; dann haben sie auch besondere Namen für die kleinsten Theile des Tages, theils wegen der ihnen anbefohlenen Betstunden, theils um die Fasten, in welcher Jahreszeit sie auch fallen mögen, recht anzufangen. Ein großer Theil von Meninskys Fehlern im Thesaurus soll aus Unkunde dieser Zeitabtheilung herrühren, wovon sich nach einem Orientalisten Beweise anführen lassen sollen. Eben so wenig soll man die Literatur der Geschichte bei den Türken bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts gekannt haben. Das Licht in der Türkischen Geschichte ist uns von den Neuern, von Muradgea, Hammer ꝛc. ꝛc. angesteckt worden; denn was wir früher von ihrer Geschichte wissen, rührt mehr von ihren Nachbaren und von den Nationen, die unter ihnen leben, her, als von ihnen selbst, und daher kann man eine solche Geschichte nie genau nennen, weil man das eigene Volk derselben nicht darüber gehört hat; und dann ist die Literatur der Geschichte auch für den Sprachforscher und für denjenigen, der sich die Türkische Sprache zu eigen machen will, wichtig, indem darin so viele Wörter und Ausdrücke vorkommen, die man nur in diesem Fache allein

findet. Die Türken haben viele Schriftsteller in der Geschichte und beständig einen Reichsgeschichtschreiber von Ansehen, der immer seine gleichzeitige Geschichte nach Originalen und authentischen Urkunden in ihren Archiven, wozu er freien Zutritt hat, niederschreibt. Auf diese Art ist ihre Geschichtsliteratur sehr bedeutend. Hätten sich also die bei den verschiedenen Gesandschaften in Konstantinopel angestellten Dolmetscher so mit der Geschichte des Türkischen Reiches, nach den wahren und einzig richtigen Quellen zu bearbeiten, befaßt, wie die Schwedischen Dolmetscher Muradgea und de Murat, ein Armenier, so wären die Türken längst in Europa so gut bekannt, als die übrigen Europäischen Staaten; auch würde dieses sehr zum Studium der Türkischen Sprache beigetragen haben; denn wenn man gewahrt, daß schon fleißig aus der Türkischen Sprache übersetzt wird, so macht dieses Muth, es auch mit Erlernung dieser Sprache zu versuchen, um aus den Quellen selbst schöpfen zu können; allein da dieses selten geschah, so glaubte man, die vielen Schwierigkeiten in Erlernung des Türkischen nicht überwinden zu können, und scheuete Kosten und Zeit, und so kam es denn, daß diese Sprachen von sehr wenigen Europäern ist erlernt worden. Man lernte eher Arabisch, Chinesisch, und jede andere Orientalische Sprache, als die Türkische, die uns doch schon darum näher liegen muß, weil die Türkey mit zu dem Europäischen Staatenbund gehört, und alle Europäischen Mächte von einigem Range daselbst ihre Gesandten und Konsulen haben. Daher kommt es denn auch, daß wir die Türken lange Zeit aus einem ganz falschen Gesichtspunkte betrachtet, und sie nur für Barbaren gehalten haben, deren Sprache man nicht zu wissen nöthig habe. Von diesem Irrthume sind wir aber in der neuesten Zeit zurückgekommen. — Wenn man in der Türkey bei den Christen die Türkische Lite-

ratur so wenig geachtet sieht, daß man nicht einmal bei den Drogmans kleine Bibliotheken Türkischer Bücher antrifft, so trifft man sie doch bei den Juden an, die hier weit wißbegieriger sind, um sich Kenntniß von dem Lande zu sammeln, in dem sie leben, als die darin wohnenden Griechen. Man trifft in Konstantinopel und in den andern großen Städten des Reichs Juden an, die nicht nur eine große Menge Türkischer Handschriften sich angeschafft haben, sondern sie lassen sich auch Werke der Französischen und Italienischen Literatur aus der Schweiz und aus Frankreich kommen. — In den Oesterreichischen Staaten, besonders in Wien, ist man sehr thätig für die Erlernung der Türkischen Sprache gewesen, wozu besonders das Handelsinteresse dieses Staats mit dem Türkischen und dann die Grenznachbarschaft, wegen der immerwährenden Berührung der nahe zusammengrenzenden Völker, dazu beigetragen hat. Die Kaiserin Maria Theresia ließ bei der schon oben erwähnten neuen Auflage des Meninskyschen Wörterbuches in Wien allen Drogmans in Konstantinopel bekannt machen, daß sie zu einem so nützlichen Unternehmen zusammentreten möchten, um ein in unseren Zeiten und für die Nachwelt so nützliches und unentbehrliches Werk vollkommner zu machen. Sie versprach denjenigen unter ihnen, die einige neue Zusätze von Wörtern und Redensarten liefern würden, besonders von solchen, die in späteren Zeiten in die Sprache eingeführt und bei der Pforte üblich und angenommen worden sind, ein Exemplar des Wörterbuches umsonst, und dazu eine rühmliche Erwähnung in der Vorrede wegen des Eifers zur Vervollkommnung der Türkischen Sprache beigetragen zu haben. Man hätte nun glauben sollen, sagt ein Schriftsteller, daß viele von den in Konstantinopel gegenwärtigen Drogmans, welche die Sprache mit allen Redensarten und Ausdrücken, die bei der

Pforte gebraucht werden, da sie täglich Uebung darin haben, gut verstehen, würden in einer ihnen so leichten und mit ihrer eigenen Beschäftigung so genau verbundenen Arbeit um den Vorzug gestritten und das Ihrige beigetragen haben, um der Aufforderung einer Monarchin zu genügen, die auf ihre eigene Kosten den Morgenländischen Sprachen und Wissenschaften Anerkennung in den übrigen kultivirten Staaten Europas zu verschaffen suchte; allein die Drogmans thaten nichts; sie bewiesen sich gegen ihre eigene Ehre ganz gefühllos für diejenige Sprache und Literatur, der sie selbst angehörten; und gaben dadurch zu erkennen, daß ihr Amt nur eine geringe Würde ist, die sie nicht über das Altagsleben erhebt; ja es verdient hier bemerkt zu werden, daß diese Dolmetscher so stumpf für die Ehre waren, von einer Kaiserin, die ihr Vertrauen auf die Geschicklichkeit und den Eifer dieser Männer in ihrer Wissenschaft setzen zu müssen glaubte, aufgefordert zu werden, zum gemeinen Besten mitzuwirken, für das Türkische Wörterbuch auch nicht ein einziges Wort eingesandt haben; und so hat diese zweite Auflage auch noch lange nicht die Vollkommenheit erhalten, die sie hätte erhalten können, wenn Männer von Fach und an der Quelle ihr Scherflein beigetragen hätten. Also wohnt auch diesen Sprachmännern eine gewisse Stumpfsinnigkeit bei, und sie rechtfertigen hier die Meinung, die man von ihren Landsleuten den Türken überhaupt hat, gegen alles Andere, was sie nicht unmittelbar betrifft, nicht zu Hause zu seyn. Was daher die Türken für die Sprache und Wissenschaften und deren Literatur thun, das thun sie bloß für sich, nicht aber, daß es auch im Auslande bekannt werden soll, für dieses sind sie so gut als nicht vorhanden; und es wird bei der jetzigen neuen Umgestaltung des Türkischen Reiches wohl noch lange dauern, ehe dessen Bewohner ein Interesse für das Ausland zei-

gen werden. Was man daher von ihnen in Bezug auf ihre Literatur wissen will, das muß man von ihnen so zu sagen erschleichen. Ein Reisender sagt in dieser Hinsicht über die Türken Folgendes:

Fast überall empfindet man den abergläubischen Argwohn der Türken. Kaum frägt man sie um etwas, als sie schon glauben, man thue es in der Absicht, um auszuspähen. Sie meinen, ein Ungläubiger dürfe von dem, was die gläubigen Muselmänner angeht, nichts wissen; ein Christ ist in ihren Augen nicht würdig, wichtige Sachen kennen zu lernen, obgleich sie es nicht deutlich zu verstehen geben; denn sie beweisen sich gegen ihn höflich genug. Dann bilden sie sich ein, wenn man viel nach ihren Gebräuchen frägt, es geschehe, um Rechtgläubiger zu werden. Will man alte Denkmäler untersuchen, Inschriften abschreiben, oder sonst etwas Wissenswürdiges aufnehmen, so glauben sie, man könne hernach durch geheime Künste und Zauberey die ganze Stadt zerstören. In Kriegeszeiten sind sie noch weit argwöhnischer; wenn man dann eine Inschrift auf einem Thore oder an sonst einem öffentlichen Gebäude ansieht, so halten sie solches völlig für dasselbe, als wenn man den Riß von einer Festung aufnähme. Viele glauben auch, jede Griechische und Lateinische Handschrift handle von verborgenen Gütern, und man könne durch sie erfahren, wo der Schatz liege. Man kann sich kaum vorstellen, wie schwer es ist, bei einem solchen Volke über irgend einen Gegenstand Aufklärung zu erhalten. Wie oft begegnete es mir, daß ich eine Inschrift, die ich abzuschreiben angefangen, nicht habe endigen können, sondern das Buch wegstecken mußte. In allen andern Ländern kann man dieses am leichtesten bewerkstelligen, weil Inschriften für das Publikum, für jeden Fremden hingesetzt worden sind, damit er sie lesen und verstehen soll; allein hier denkt man nicht so weit. Jede Aufklärung über dieses Land kann man sich nur mit einer unglaublichen Vorsicht verschaffen; man muß Alles gleichsam entwenden oder stehlen; daher ist es auch mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, über die Gebräuche und Sitten der Türken Auskunft zu erhalten,

und noch weit schwieriger, in ihre Sprache und Literatur einzudringen, da man zu den wissenschaftlichen Anstalten selten Zutritt erhält, auch oft lange forschen muß, bis man eine Bibliothek oder ein den Wissenschaften gewidmetes Institut auffindet; denn selbst die Dragomans scheinen hier sehr wenig unterrichtet zu seyn, oder wenn sie es auch sind, so wollen sie es nicht seyn, weil sie sich keine Verantwortlichkeiten von Seiten der Regierung und des Volkes zuziehen wollen. Sie thun also lieber, als wüßten sie von dergleichen Anstalten nichts, oder wenn sie solche auch anzeigen, so bemerken sie zugleich dabei, daß man keinen Zutritt erhalten könnte; denn wer einem Franken Zutritt zu einem nicht öffentlichen Institute verschafft, thut es auf seine Gefahr ꝛc.“

So stand es in der Türkey noch zu Ende des verwichenen und am Anfange dieses Jahrhunderts mit allen wissenschaftlichen Forschungen, die man daselbst anstellte. Nach dem Sturze der Janitscharen in neuester Zeit ist dieses freilich anders geworden; denn nur sie hinderten jede Verbesserung und Neuerung in irgend einem Zweige des bürgerlichen und Staatslebens. Schon unter Selims des Dritten Regierung war es einem Deutschen, Melling, *) gelungen, bis in das Innerste des Serails zu dringen, und sowohl von dem Kaiser, als auch von dessen Schwester, der Sultanin Hadidge, den Auftrag zu erhalten, einige Lustschlösser auszubauen und zu verzieren, welche Auszeichnung vor ihm noch keinem Franken widerfahren war; allein die Folgen von Selims Beginnen, sein Volk durch eigene Beispiele zu humanisiren, waren der Sturz des Kaisers. Die ganz neueste Zeit, wie schon oben bemerkt worden, läßt uns hoffen, über die Türkische Sprache und Literatur mehr zu erhalten, als es bisher geschehen ist.

*) Melling's malerische Reise von Konstantinopel und dem Bosphorus, wovon die 1ste Lieferung im Jahre 1801 in Strasburg erschien.

Ein Umstand, der das Erlernen der Türkischen Sprache an der Quelle selbst noch erschwert, ist die Pest oder jedes pestartige Uebel. Sobald davon Anzeige gemacht wird, so werden alle Gegenstände, welche die Ansteckung verbreiten können, versperrt. Alle Lehrmeister, Bücher, Handschriften, alles Papier, Schreibzeug, und was sonst berührt werden kann, muß man dann wie den Tod selbst fliehen; aller Umgang und jede Unterredung mit Türken, Armeniern, Griechen ꝛc. wird unterbrochen, ja man würde sie für nichts anderes ansehen, sagt ein Schriftsteller, als für Selbstmord, und dann noch für einen Mord, den man an seinem Freunde beginge, mit dem man umgeht. Hat man nun die Türkische Sprache zu lernen angefangen, und es kommt solche Unterbrechung dazwischen, die oft ein halbes Jahr und darüber dauert, so vergißt man das Wenige unter der Zeit wieder, was man schon erlernt hat. Kommt der Hodgea oder Sprachlehrer auch noch um zu unterrichten, weil die Gefahr der Ansteckung noch nicht so groß ist, so darf man doch nicht mit ihm näher zusammen seyn, damit sich die Athem nicht berühren können; man darf nicht in sein und er nicht in des Anderen Buch sehen ꝛc. Man giebt also sehr gern diesen gezwungenen Unterricht auf, ehe man den Befehl erhält, keinen Türken, Armenier, Griechen, Juden ꝛc. zu sich zu lassen. Wie unangenehm dieses ist, seinen Hodgea wegzuschicken, kann man sich leicht denken, den man doch so nöthig in einem fremden Lande braucht, dessen Sprache man nicht versteht; denn wegen der Weitläufigkeit und Schwierigkeit der Türkischen Sprache hat jeder Fremde von einiger Auszeichnung hier seinen Sprachlehrer, ja selbst die Eingebornen, wenn sie Aemter bekleiden, haben einen Hodgea, so auch die Drogmans oder Dolmetscher, wenn sie gleich selbst für die Sprache angestellt sind, und aus der einen in die andere übertragen müssen.

Man hat also hier um in der Türkischen Sprache Fortschritte zu machen und alle Zweifel und unverständliche Redensarten zu beseitigen einen Sprachlehrer nöthig, sollte es auch das ganze Leben hindurch seyn. Man denke sich also, in welcher Verlegenheit Alles ist, wenn die Pest eintritt, wo alle diese Verbindungen zur Erleichterung des Sprechens und der Sprechenden aufhören. Die Sprachlehrer machen in Konstantinopel eine ordentliche Kaste oder Zunft aus, und haben ihr gutes Auskommen, weil der Unterricht, wie schon oben bemerkt worden, sehr gut bezahlt wird. Man kann sich leicht die Schwierigkeiten bei Erlernung der Türkischen Sprache denken, wenn man gewahrt, daß diejenigen, denen das Türkische Muttersprache ist, und die es auch im Kreise ihrer Familie täglich sprechen, sich dennoch einen Sprachlehrer halten, um auf dieser Bahn fortzuschreiten. Selbst die ältesten Leute, wie der damalige Schwedisch-Türkische Gesandtschaftssekretair oder Registrator Muhamed Efendi unter der Regierung Abdul Hamids, ein siebzigjähriger Greis, der zur Zahl der Gelehrten und Literaten gerechnet wird, gehen noch in die Schule, um zu lernen und sich zu üben. Er ging täglich nach dem Medrese oder Collegium bei Topkhane, und hörte daselbst einen gelehrten Muderris oder Professor, der ihm Auflösung über die Sprache und den Koran betreffende Zweifel gab, denen sein vieljähriges Studium noch nicht hatte abhelfen können. Viele der Sprachlehrer in Konstantinopel, die außer der Türkischen auch noch die Arabische und Persische Sprache verstehen und lehren, sind auch Dichter in den genannten Sprachen, besonders Stegereifdichter, die den Reim zu ihren Dichtungen am bequemsten finden und mitunter gute Verse machen sollen. Von diesen Sprachlehrern kann man sich auch Verzeichnisse der öffentlichen Büchersamlungen in Konstantinopel anfertigen lassen,

indem sie solches für sich zu thun vorgeben. So hat sich ein Schwedischer Gelehrter von seinem Sprachlehrer das Verzeichniß der oben angeführten Büchersammlung von Raghit Pascha verfertigen lassen. Wie es scheint, sagt ein Italienischer Gelehrter, der Konstantinopel der Sprache und Wissenschaften wegen besuchte, bieten die vielen in Konstantinopel vorhandenen Bibliotheken, eine vor der anderen eben nichts Neues dar; denn wahrscheinlich hat eine von der andern Abschriften nehmen lassen oder vielmehr Manuscripte von Abschreibern gekauft, die solche immer vorräthig geschrieben liegen haben, und daraus ein Gewerbe machen. Gewöhnlich sind es Sprachgelehrte, die damit einen Handel treiben, mithin hat eine Bibliothek von der andern Abschriften erhalten. Die ältesten Bibliotheken sind daher die wissenschaftlichen Depots, von denen die angelegten neuen ihre Werke erhalten haben. Man findet daher, allem Vermuthen nach, in einer Bibliothek wenig Neues und Seltenes, was man nicht auch in einer andern finden sollte. — Die meisten Europäischen Handel treibenden Staaten unterhalten in Konstantinopel mehrere junge Studierende, die sich Kenntniß von der Türkischen, Persischen u. Arabischen Sprache, dann von der Regierung und den Sitten des Landes erwerben müssen, um sich geschickt zu machen, späterhin entweder zu Drogmans oder zu Konsulen in der Levante gebraucht zu werden. Einen solchen Studierenden nennt man in dem in der Türkey gebräuchlichen Italienisch oder der Lingua Franca, Gjovine di lingua, woraus man nachher das Französische Jeune de langue gemacht hat. Diese jungen Leute werden erst in ihrem Lande zu diesem Studium vorbreitet, daher hat man zu Petersburg, Wien, Paris, London Schulen oder Institute, worin die Orientalischen Sprachen gelehrt werden, und wenn sie hier in diesen Sprachen den Grund gelegt und mit

den Sitten und Gebräuchen der Morgenländer durch die Lectüre bekannt gemacht worden sind, so werden sie nach Konstantinopel geschickt, um sich dann daselbst für ihr Fach auszubilden. Es soll unter diesen Zöglingen sehr wackere junge Leute geben, die die Zeit ihres Aufenthaltes zur Ausbildung ihrer Fähigkeiten treulich benutzt haben, aber auch andere, die daselbst mehr von dem, was sie schon wußten, verlernt, als den Unterricht an der Quelle genutzt haben, welches nach einem genauen Beobachter dieser Zöglinge daher kommen soll, weil sie sich zu sehr an einem fremden Orte selbst überlassen sind, und diejenigen, welche die Aufsicht darüber führen sollen, wie die Drogmans, Konsulen ꝛc. es oft unterlassen oder doch keine sehr genaue Kontrolle über sie führen und den Regierungen nur summarisch über ihren Fleiß ꝛc. Bericht erstatten, mithin gehen oft die Kosten, die auf viele dieser jungen Leute verwendet werden, verloren, indem sie zu den bestimmten Diensten untauglich sind oder sie doch sehr schlecht verwalten.

In der schon oben erwähnten Druckerey des Renegaten Ibrahim Effendi in Konstantinopel in dem ersten und zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts ist 1730 eine Türkische Grammatik von Paul, dann die Türkische Geschichte u. Erdbeschreibung aus dem Lateinischen von Ibrahim Effendi ins Türkische übersetzt, erschienen; allein diese Werke fanden bei den Türken, für die sie hauptsächlich bestimmt waren, wenig Absatz, weil die Türken davon keine Liebhaber sind, und sich auch nichts aus gedruckten Büchern machen, sondern lieber geschriebene lesen. Hierzu kommt nun noch, daß man keine andern, als profane Bücher drukken konnte; denn was die religiösen Schriften, den Koran, die Erklärung desselben, die Katechismen ꝛc. anbetrifft, so dürfen sie nicht gedruckt werden, und dieses sind gerade diejenigen Bücher, die der Türke liest

und die daher am meisten gekauft und gelesen werden. Mithin konnte eine Druckerey von einiger Ausdehnung in Konstantinopel auch kein Glück in damaliger und auch bis auf die neueste Zeit machen. — Die Einrichtung einer Türkischen Bibliothek von einem Großen des Reichs, wie z. B. diejenige des Großvesirs Raghit Pascha, die hier beschrieben werden soll, ist ungefähr folgende: Man tritt zuerst in einen Hof, wo man zur linken das Grabmal des genannten Großvesirs erblickt, der 1761 gestorben ist; es besteht aus Marmor und ist im Türkischen Geschmacke mit Gitterwerk und verschiedenen Bäumen umgeben. Die Bibliothek selbst steht in einem abgesonderten, mit einer Kuppel bedecktem Gebäude. Das Vorzimmer ist eine Art kleiner Moschee mit der Kibla, wo verschiedene Türken ihr Gebet verrichten. In der Bibliothek selbst sind alle Wände und die Kuppel mit Arabischen Inschriften angefüllt, und von oben herab hangen verschiedene Zierrathen, als Lichtkronen ꝛc., die ebenfalls mit Inschriften versehen sind. Die Bücher stehen in Schränken mit Fenstern und Gitterthüren mitten im Saale; die Schränke sind außerdem mit einem schön gearbeiteten vergoldeten eisernen Gitter, daß ein Viereck beschreibt, umgeben. In diesem Gitter ist eine Thür, wodurch der Bibliothekar hineingeht, und die Bücher, die man haben will, verabreicht. Zwischen dem Gitterwerke und den Schränken ist ein bequemer Gang, um rund herumgehen zu können. Die Bücher sind schön geschrieben und eingebunden. Dann liegt noch jedes Buch in einem Kasten oder Futterale, das ganz nach der Gestalt des Buches eingerichtet ist. Auf diesem Futterale steht der Titel des Werkes und der Name des Verfassers. Der Saal ist viereckig und mit einer mit Säulen aus grünem Granit unterstützten Kuppel gedeckt, auch mit Matten, Tapeten, Polster und Bänken zur Bequemlichkeit de-

rer, die daselbst studieren wollen, versehen. Die Türken sitzen nach der Landessitte auf dem Fußboden der Bibliothek und lesen oder machen Auszüge aus Schriften, wie schon oben angeführt worden. Diese Bibliothek besteht aus 2000 Bänden, worunter sich auch die in Konstantinopel gedruckten Bücher befinden. Das Verzeichniß dieser Bücher ist auf länglichem Papiere geschrieben und nach den Wissenschaften eingetheilt. Der größte Theil der Bücher bezog sich auf den Koran; die übrigen waren juristischen, historischen und mathematischen Inhalts. Sie ist des Freitags geöffnet, und ihre ganze Einrichtung, so wie die Ordnung, mit der die Bücher aufgestellt worden, erregt vortheilhafte Vorstellungen von den Kenntnissen der gebildeten Türken. — In den Elementarschulen lernen die Kinder den Koran lesen, aber ohne daß er ihnen erklärt wird; sie sagen ihn also bloß her, ohne ihn zu verstehen; denn im vierten Altersjahre kommen sie dahin und bleiben daselbst vier bis sechs Jahre, so daß sie den Koran durch das immerwährende Lesen auswendig lernen. Aus diesen Schulen kommen sie nun, wenn sie sich den Studien widmen wollen, in die Medresen oder Sprachschulen, wo Unterricht in der Türkischen, Persischen und Arabischen Sprache, und in den schon oben genannten Wissenschaften ertheilt wird. Dieses ist der einfache Gang ihres Studierens. Bei dem Privatstudium wird mit dem Schreiben der Anfang gemacht, dann folgt das Lesen, welches den größten Theil der Zeit wegnimmt.. Wer es dahin bringt, die Buchstaben oder Schriftzeichen zierlich nachmalen zu können, der hat bei ihnen schon eine gewisse Berühmtheit erhalten.

Ob das Schauspiel zur Bildung der Sprache bei den Türken etwas beiträgt, ist schwer zu bestimmen. Das ganze Schauspiel besteht bei ihnen aus wandernden Gesellschaften, die da spielen, wo sie hinbestellt

werden, das heißt, die Türken haben kein stehendes Theater, sondern die Truppe geht, wie die Chinesischen, in die Häuser, wohin sie bestellt worden. Spielen sie vor Männern, so besteht ihre Truppe bloß aus Mannspersonen und die weiblichen Rollen werden von verkleideten Jünglingen von schöner Bildung übernommen; wenn sie aber den Bewohnern eines Harems ein Schauspiel aufführen sollen, so besteht die Gesellschaft aus lauter Weibern, von denen einige in den Rollen der Männer in männlicher Kleidung auftreten. Die Schreibart der Türkischen Schauspiele soll sehr unzüchtig seyn. Der Inhalt eines der Türkischen Lustspiele ist ungefähr folgender: Ein Vater reiset von Konstantinopel nach Haleb und empfiehlt der Aufsicht seines Sohnes eine Sklavin aus Georgien, die Letzterer heimlich liebt. Seine Liebe nimmt in der Abwesenheit des Vaters zu; er erklärt sie, wird gehört und mit Gegenliebe belohnt. Das liebende Paar, die Rückkunft des Vaters fürchtend, ist im Begriff aus Konstantinopel zu entfliehen, wird aber durch die unvermuthete Ankunft des Vaters daran verhindert. Tiefe Schwermuth bemächtiget sich des Jünglings und er wird krank. Der bekümmerte Vater frägt nun ängstlich um die Ursache seiner Betrübniß; er entdeckt sie, denkt darüber nach, Mitleid bemächtigt sich seiner, er siegt über die eigene Leidenschaft, die Sklavin als sein Eigenthum zu behalten, und überläßt sie seinem Sohne. Die Handlung dauert drei Jahr. Nach diesem Inhalt wird man sich einen Begriff von den Türkischen Lustspielen machen können, die alle so ziemlich auf irgend ein Liebesverständniß oder auf eine Intrigue hinauslaufen und dabei sehr üppig ausgemalt sind. Auf die Volkssprache zu wirken oder zur Bildung des Volkes beizutragen, sind sie nicht berechnet, lediglich nur auf das Vergnügen und die Sinne der Beschauer zu reizen. Auch können sie nicht auf die Volkssprache wir-

ken, da man sie nicht öffentlich giebt. — Auch die Marionettenspiele sind bei den Türken sehr beliebt und auch sehr gewöhnlich. Sowohl bei Hochzeiten, als auch bei andern Festen der Freude gewidmet, sind Marionettenspieler oder Tänzer das wesentlichste Stück der Ergötzung. Auch die Nächte der Türkischen Fastenzeit (Ramadan) werden mit Essen, Tabakrauchen, Kaffee- und Sorbettrinken, Musik und Besuchung erleuchteter Marionettentheater hingebracht. Alle diese mehr rauschenden Vergnügungen, die den Karnevals-Lustbarkeiten in Italien gleichen, wirken nicht auf die Sprache, noch auf die Kultur der Nation. Es sind bloße Mittel, die Langeweile und den Trübsinn, der im Charakterzuge des Türken liegt, zu verscheuchen. Daher geht es bei diesen Spielen und Tänzen auch nicht so geregelt zu, wie bei andern Nationen, sondern je toller oder ausgelassener, je besser. — Untersucht man nun die Quellen, wodurch der Türke zur Ausbildung seiner Muttersprache und zur Literatur erzogen wird, so sind diese zwar nicht geringe; allein die Anwendung derselben, um in der Sprache und Literatur Fertigkeit und Sicherheit zu erhalten, ist fehlerhaft; wenn gleich von der andern Seite der junge Türke durch eine zweckmäßige moralische Erziehung unter der Leitung der Mutter im Hause zu vielen Tugenden erwärmt wird, die auf die spätere Richtung seines Charakters großen Einfluß üben, und leicht in ihm den Sinn für die Wissenschaften und Literatur wecken können. So bringt man z. B. der Jugend auch die Moral in Sprüchwörtern und Gleichnissen bei, deren Zahl ungeheuer groß ist, und die, wenn gleich nicht immer nach ihrem wahren Sinne erklärt, einen bedeutenden Einfluß auf Schärfung des Verstandes äußern, und so den Weg zu Untersuchungen in dem Gebiete des Wissens bahnen. Auf diesen Unterricht in Sprüchwörtern folgt das Lesen, Schreiben und die Grund-

sätze der Religion, welches den ganzen Elementar-Unterricht ausmacht. Dieser Elementar-Unterricht wird nun in den niederen Schulen, deren Zahl sehr bedeutend ist, gegeben, und dann darauf der höhere Unterricht in Sprachen und Wissenschaften auf den Akademien und sogenannten Collegien fortgesetzt. Da aber dieses alles in der Türkey nach einem gewissen Zuschnitte geschieht, und für jeden Zweig der Gelehrsamkeit eine gewisse Zeit festgesetzt ist, worin er nur größtentheils mechanisch betrieben wird, so kann auch für die Fortbildung und Fortschreitung der Wissenschaften nichts geschehen. Die Sprache, als das Hauptstudium bei ihnen, geschieht ohne Forschung, ohne Vergleichung der Wörter mit andern Sprachen, ohne Untersuchung des Grundwesens der Grammatik, wie bei andern kultivirten Völkern, mithin muß sie auch auf der Stelle, wo sie gewesen, stehen bleiben, ja sie muß noch schwieriger werden, nach dem Maaßstabe, daß nun Fremdwörter darein aufgenommen werden. Schon dieses vermehrt die Schwierigkeit ihres Studiums, daß sie aus drei ungleichartigen Sprachen besteht, der Türkischen, Arabischen und Persischen, und daß in diese drei Sprachen noch viele Griechische, Italienische und Französische Wörter gekommen sind. Da nun an eine Reinigung der Sprache von allem Ueberflüssigen nicht gedacht, sondern derselben immer noch mehr Ungesichtetes aufgepackt wird, so müssen für den Fremden die Schwierigkeiten in Erlernung der Türkischen Sprache noch mehr steigen, und sich dagegen die Lust sie zu erlernen vermindern, um so mehr, da Alterthumsschätze nicht viel daraus zu entnehmen sind; auch möchte sich, außer der Geschichte ihres Staates und ihrer Poesie, dann der Gewerbskunde, obgleich sich von Letzterer wohl wenige Schriften vorfinden werden, weil dieser Theil ihrer Industrie sich praktisch fortpflanzt, aus den übrigen Wissenschaf-

ten bei ihnen wohl wenig Gewinn für die übrigen kultivirten Völker Europas ziehen lassen. Ueber ihre Dichter ist bisher wenig, außer was Herr von Hammer davon giebt, bekannt geworden, und was an Werken über ihre Sprache, wenn nicht von ihnen, doch von Fremden erschienen ist, davon sind die bekanntesten und gebräuchlichsten schon oben an verschiedenen Orten angeführt worden. Jaubert hat zu Paris eine neue Türkische Grammatik geliefert, die aber nur oberflächlich bearbeitet seyn soll; andere Werke von einiger Bedeutung werden jetzt wohl die Druckereyen zu Konstantinopel und Scutari liefern, deren Bekanntmachungen man erst erwarten muß. Von den Ulema's, als den gelehrtesten unter den Türken, ließe sich bei ihrer Kenntniß der Sprache und der übrigen Wissenschaften, besonders der Theologie, Rechtslehre und Philosophie in allen Verzweigungen, viel erwarten, wenn sie dazu guten Willen zeigten; allein dieses scheint wohl nicht der Fall zu seyn, da sie mit der neuen Ordnung der Dinge nicht zufrieden sind, weil ihnen diese ihre Macht beim Volke zu brechen droht.

Was die Arabische Sprache betrifft, die so bedeutend auf die Türkische Sprache eingewirkt hat, so ist der Artikel Sprache (Arabische), Th. 160, nachzusehen. Von der Persischen Sprache ist Einiges schon unter diesem Namen, Th. 160, vorgekommen; auch sie hat zur Bildung der Türkischen Sprache viel beigetragen, und das Neupersische wird auch in den Türkischen an Persien grenzenden Provinzen gesprochen. Die Persische Sprache hat viel Angenehmes und ist auch weit ausgebildeter, als die Türkische; sie hat in vielen Worten Aehnlichkeit mit unserer, der Deutschen, und besonders mit der Plattdeutschen, und da dieses auch mit der Griechischen der Fall ist, so scheint es, daß die Germanen, Griechen und Perser von einem Volke abstammen oder einen Urstamm

zusammen haben, es müßte denn die Einwirkung auf eine andere Art geschehen seyn, wie es in neuerer Zeit noch mit verschiedenen Sprachstämmen geschehen ist. Hier nur einige Proben, die das Gesagte bewahrheiten. Deutsch: Acker, Persisch: Kar; Aloe, Alwe; Atlas, Athlas; Balsam, Balasam; Band, Bande, Band; Barbier, Plattdeutsch Barber, Barber; Bauch, Pugan; Berg, Plattd. Barg, Barg; besser, bäter, Bither bischter; Bast, Basten; Biber, Babor; Binden, Banden; Bischof, Bispos; Borten, Barden; Bruder, Brauder, Borader, Berader; Bürde, Bar; Burg, Borg, Borg; Burbaum, Bakisch; Kalmus, Kalam; Donner, Tonder; Du, tu; Erzürnen, Azorden; Gebahr, Cebar; Gott, Choda; Greifen, Ghiriften; Grube, Garph; Gut, Chud; Haar, Tar; Harm (Gram) Ghorm; Henker, Henk; Joch, Jug; Ist, Ast; Kahl, Kal; Kenner, Candeh; Kuh, Kauh, Ghau; Kiste; Kisti; Kehle, Gehli, Ghalu; Köpfchen, Kabbeh; Kürbiß, Körbis, Corbos; Kurz, Kurt, Churd; Leim, Liem, Gilim; Lippe, lab; Mädchen, Magd, Madeh, Madech; Mamma, Möm, (Mutter) Mam; Meile, Miele, Mil; Messing, Mis; Mir, Mara, Mischen, Amichten; Morden, Mordaniden, Mordan; Maus, Muhs, Musch, Muz; Mutter, Moder, Mader; Nein, Nee, Na; Nabel, Naf; Name, Nam; Namhaft, Nahmbar; Nest, Nischim; Neffe, Neber; Neu, Nau; Nichts, Nist, Nist; Pack, Pak; Papa, Paba; Pauke, Buck; Polster, Pister; Rauben, Ruben, Rubáden; Schaam, Scharm; Schock, Schauca; Seife, Seepe, Sabun; Setzen, Sezden; Stern, Sitareh, Star; Docht, Dacht, Tachten; Tasse, Tas; Tochter, Dochter, Tocht, Dogt, Dogter; Töchterchen, Döchterken, Dochtereck; Thür, Dühr, Dar; Trug, Trog, Dorug; Türke, Törke, Torck; Ueber, Anber, Avar; Unter, Under, Ander; Vater; Vader, Pader, Fader; Wahr; ha-

wer; Warm, Gharm; Werk, Wark, Barck; Zahn, Than, Dandan; Zähren, Zarm; Zu, Zuzu; Zucker, Sokker, Schokker; Zorn, Garm etc. etc. Aus der Vergleichung dieser wenigen Wörter mit einander wird man gewahren, wie nahe die Persische Sprache der unsrigen kommt, und dieses nicht bloß in Worten, sondern selbst in Ausdrücken und Wendungen; diejenigen Wörter abgerechnet, die nur eine entfernte Aehnlichkeit mit der Deutschen haben und eben so gut zu anderen Sprachen gehören können Durch die Mährchen der Araber, und durch ihre Poesien, die bei allen gebildeten Völkern Europas Aufnahme und Beifall fanden, wurde man auch auf das Studium der Persischen Sprache geleitet, und die Bemühungen, die man sich um Erlernung dieser Sprache gegeben hat, um die Dichter dieser Nation zu studieren, und auf Europäischen Boden zu übertragen, haben sich reichlich belohnt gemacht. Eine Uebersicht von den berühmtesten Dichtern Persiens findet man in der von Hammer herausgegebenen Geschichte der schönen Redekünste Persiens, Wien, 1818. Görres hat unter dem Titel: Das Heldenbuch von Iran, (Berlin, 1820) einen Auszug aus dem großen historischen Gedichte Schahname geliefert, und Kosegarten hat von den Persischen Mährchen des Nechschebi Einiges in dem Tutinameh, von Iken und Kosegarten zu Stuttgart 1822 herausgegeben, bekannt gemacht. Von den Franzosen hat Sacy eine religiöse Dichtung der Perser unter dem Titel: Pend-nameh, ou le livre des conseils (Paris 1819) herausgegeben. Viele Werke, die Persische Literatur betreffend, sind von den Engländern in Ostindien zu Calcutta herausgegeben worden. Unter vielen Werken sind hier nur zu nennen: die Persische Grammatik von Lumsden (Calcutta, 1810) in zwei Foliobänden; die großen Wörterbücher Schems el-

logat (Calcutta, 1806) und Burhani kati (Calcutta, 1818); dann die Ausgabe des Schahname von Firbusi (Calcutta, 1811) und des Iskendername von Nisami (Calcutta, 1812) ꝛc. Ueber die Sprache und Literatur der Türken, so wie über deren Kultur sehe man nach: C. W. Lüdeke's Beschreibung des Türkischen Reichs, nach seiner Religions- und Staats-Verfassung in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, 1780 — 89, 3 Thle. Tableau general de l'Empire Othoman etc. p. M. de M. d'Obsson. T. IV. — Das Türkische Reich in allen seinen Beziehungen, geschildert von Thom. Thornton Esq. Aus dem Englischen übersetzt von Friedrich Herrmann. Hamburg, 1808. S. de Sacy neueste Beiträge zur Kunde der Asiatischen Türkey; aus dem Französischen mit Anmerkungen von Ph. Fr. Ehrmann. Weimar, 1809. Graf v. Batthimy, Reise nach Konstantinopel in Briefen, zweite Aufl. Pesth, 1810. Dann ist hier auch noch das von dem Abte Toderini herausgegebene Werk über die Türkey, welches den Titel führt: Litteratura Turchesca del Abbate Giambatista Toderini etc. zu erwähnen, welches gute Notizen über die Wissenschaften und deren Anstalten in der Türkey enthält; und viele zerstreut stehenden Notizen darüber in verschiedenen Reisebeschreibungen, von denen einige Verfasser schon oben genannt worden sind.

Die Neugriechische Sprache, welche, nachdem ein großer Theil von Griechenland von den Türkey abgerissen und zu einem eigenen Reiche oder Staate unter dem Namen: Griechenland oder Griechisches Reich, an dessen Spitze der König Otto der Erste aus dem Bayerschen Hause steht, geschaffen worden, noch in einigen Provinzen der Türkey und in den Hauptstädten des Türkischen Reiches von den Griechen geredet wird, ist

schon unter Sprache (Griechische), Th. 160, S. 525 und f. angeführt worden. Hier noch Einiges zur Ergänzung des am angeführten Orte schon Gesagten. Die literarische und wissenschaftliche Kultur der Neugriechen hat seit ungefähr fünfzig Jahren ungemein zugenommen, besonders aber seit dem Beginnen dieses Jahrhunderts, wo viele junge Griechen aus angesehenen Häusern die Hochschulen Deutschlands und auch in Frankreich zu besuchen anfingen. Schon im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts regte sich bei ihnen ein höheres Bestreben zur Kultur und zur Nacheiferung ihrer Vorfahren, der alten Griechen, und mehrere patriotische Männer nährten dieses Streben, diese Schritte zu Kultur dadurch, daß sie die wichtigsten Produkte der gebildetsten Europäischen Völker in ihre Muttersprache übersetzten. Man blieb nun dabei nicht stehen, sondern entwarf Sprachlehren und Wörterbücher, um dadurch das Studieren dieser Sprache nicht nur dem Inländer zweckmäßig und ansprechend, sondern sie auch dem Ausländer zugänglicher zu machen. So gab Vetoti im Jahre 1790 in Wien ein Neugriechisch-Italienisches und Französisches Wörterbuch, dann der Doktor Weigel in Dresden ein vollständiges Wörterbuch dieser Sprache in zwei Bänden im Jahre 1796 heraus; dann erschien eine von dem Neugriechischen Arzte Coray veranstaltete Ausgabe eines bekannten Griechischen Romans, der unter dem Titel der Aethiopischen Geschichte Heliodors oder der Liebe des Theogenes u. der Chariclea, auch in alle lebenden Sprachen mit größerer oder gringerer Treue und Gewandheit übersetzt worden ist, in zwei Großoctavbänden; der erste enthält den Text des Originals, der zweite gelehrte Scholien, theils Worterklärungen, theils Sacherläuterungen. Der Herausgeber dieses Werkes hat auch noch den Hip-

pokrates, Theophrast und Strabo herausgegeben. Zu der Geschichte Heliodors hat Coray eine 68 Seiten betragende Zueignung an Alexander Bassili, einen gelehrten und sehr patriotischen Griechischen Buchhändler in Wien, auf dessen Kosten diese Ausgabe veranstaltet worden ist, vorgesetzt, die in Neugriechischer, in Worten und Wendungen aber der Altgriechischen sehr nahe gebrachten Sprache, wie sich ein Kritiker darüber ausdrückt, abgefaßt ist, und die ein jeder leicht verstehen soll, der das Altgriechische hinlänglich zu erlernen und zu üben Gelegenheit hatte. In dieser lesenswerthen Zueignung erklärt sich der Verfasser gegen das Ende derselben gegen die Verwahrlosung und Verfälschung der Neugriechischen Sprache, indem er dabei von dem Grundsatze ausgeht, daß die Sprache selbst in der Denk- und Sinnesart eines Volkes den entschiedendsten Einfluß äußert. Dieses waren nun die ersten Produkte von Bedeutung, die zu Ende des verwichenen und am Anfange dieses Jahrhunderts in Griechischer Sprache erschienen, denen dann in Neugriechischer Sprache viele Schriften, sowohl in Beziehung auf die Sprache selbst, Sprachwerke, als auch geschichtliche, publicistische, philosophische, schönwissenschaftliche, ökonomische und andere Werke gefolgt sind. Auch Zeitungen, Journale und Flugblätter sind in neuester Zeit nach der Losreißung von den Türken erschienen, die zur weitern Ausbildung der Sprache nicht wenig beitragen. So z. B. erschienen an Sprachwerken in diesem Jahrhunderte: Vlandi's Neugriechisches und Italienisches Wörterbuch, (Venedig, 1806) Kumas, Neugriechisch-, Russisch- und Französisches Wörterbuch, (Moskwa 1811). Ein drittes Wörterbuch von bedeutendem Umfange erschien unter Leitung des Patriarchen Gregorius zu Konstantinopel, wurde aber durch die Ermordung des Greises, im April 1821, unterbrochen

und so sind bis jetzt nur zwei Bände davon an dem angeführten Orte erschienen, die in der Buchdruckerey des Patriarchats in Fanal gedruckt wurden. In Paris erschien im Jahre 1824: Dictionnaire francois-grec moderne precédé d'un discours sur la Grammaire et la syntaxe de l'une et l'autre langue; par Grégoire Zalicoglos. An Sprachlehren erschienen: Schmid's Deutsch-Griechische Sprachlehre (Leipzig, 1808), und dann zu Wien 1821 und 1823 Bojadschi's Deutsch-Griechische Sprachlehre, und zu Paris erschien im Jahre 1821 eine Methode pour étudier la langue grecque moderne p. Jules David. — An Dichtern überhaupt Bellettristen haben in neuester Zeit auf die Neugriechische Sprache gewirkt: Rhiga, Polyzois, Sekellarios, Predikaris, Christopulos, Nikolopulos, zeichnet sich besonders als Improvisator aus; Jakobakis Rhizos, Piculos, die Letzteren Dramatiker. Als Uebersetzer neuer dramatischer Werke in das Neugriechische zeichnen sich aus: Kokkinakis, Oikonomos und Andere. In der Geschichte zeichnet sich Andreas Mustopidi aus, der auch im Italienischen durch die Geschichte Anakreons glänzt. Iskenteri hat Voltaires Zadig ins Neugriechische übersetzt; dann haben sich noch als Uebersetzer ausgezeichnet: Bambas, Kumas, der Krugs System der Philosophie übersetzt hat, Kubos, Alexandridis Dukas, Anthimos Gazis, Gubbelas, Kobrikas und Andere. — In Servien und Bosnien sprechen die Einwohner, die an der Grenze von Croatien wohnen, Croatisch, die übrigen aber Servisch oder Raizisch, welches mit dem Dalmatisch-Slavischen oft überein kommt. Eine Literatur dieser Sprache ist nicht vorhanden. — In Bulgarien sind die herrschenden Sprachen die Bulgarisch-Slavische und die Türkische.

— In der Moldau und Wallachey iſt die Landesſprache die Wallachiſche, ſ. dieſe Sprache, im Regiſter, die in beiden Ländern nur in der Ausſprache und in den Wörtern verſchieden iſt. — In der Moldau wird auch von den daſelbſt wohnenden Griechen Neugriechiſch, von den Albaneſern und Arnauten, welche Letzteren, wie ſchon oben angeführt worden, größtentheils Viehhändler und Schlächter in der Türkey ſind, die Arnautiſche Sprache geredet. Die Servier und Raizen ſprechen Serviſch, die Bulgaren, Bulgariſch; dann wird auch noch von den darin wohnenden Ruſſen, Polen, Ungarn, Deutſchen, Armeniern und Zigeunern, Ruſſiſch, Polniſch, Ungariſch, Deutſch, Armeniſch u. Zigeuneriſch geſprochen. Alle die hier genannten Koloniſten, welche ſich in der Moldau und Wallachey angeſiedelt haben, ſprechen auch die Landesſprache, das Wallachiſche. Türkiſch hört man hier wenig, außer von dem Militär, weil in beiden Ländern die Türken keine liegenden Gründe haben dürfen. — In Beſſarabien ſind die Noyiaſchen Tataren die Hauptnation, die Tatariſch reden. In den Städten Okzakow und Bender ſprechen die daſelbſt wohnenden Türken nur Türkiſch und in den Städten und Dörfern an der Donau, in welchen Moldauer wohnen, auch Moldauiſch-Wallachiſch. — In der Krimm und in den dazu gehörigen Diſtrikten iſt die Tatariſche Sprache die Hauptſprache; Türkiſch wird auch hin und wieder geredet. An der Küſte des ſchwarzen Meeres, von der Donau bis an das Aſowſche Meer, ſoll unter den Tataren und Türken auf dem Lande von einer heidniſchen Nation ohne eigentlichen Namen eine Art Deutſch oder doch eine Sprache geredet werden, welche mit der Deutſchen eine große Aehnlichkeit hat, welches man für einen Abkömmling eines Scytiſchen, Celtiſchen oder Gothiſchen Stammes hält; es kann aber auch Perſiſch ſeyn, da, wie oben,

S. 397, gezeigt worden, die Persische Sprache mit der Deutschen in vielen Worten eine große Aehnlichkeit hat. Auch von den meisten der hier zuletzt genannten Sprachen ist keine Literatur vorhanden, wenigstens ist darüber nichts bekannt geworden. Das Italienische, welches noch in der Europäischen Türkey geredet wird, rührt von den Venetianern und Genuesern her, welche ehemals viele Griechische Länder und Inseln in Besitz hatten, und auf welchen sich viele Italiener als Kolonisten ihres Handels wegen niederließen. Auch die Kaufleute in der Levante sprechen Italienisch, jetzt auch Französisch und Englisch.

Sprache (Umgangs-), Conversationssprache, in jeder Hauptsprache diejenige Mundart, welche am Höchsten herausgebildet worden ist; die Bücher- und Hofsprache, mit einem Worte, die Nationalsprache, welche bei jedem Volke von den Gebildeten gesprochen, und von der Kanzel, dem Katheder und in den Gerichtssälen gehört wird; s. das Nöthige darüber unter jeder Hauptsprache in diesem Register; auch den Artikel Sprache (Hof-), Th. 160 nach.

Sprache (Ungarische), auch Madscharische, Magyarische Sprache genannt, welche in Ungarn die eigentliche Landessprache ist. Sie ist nicht nur mit der Finnischen und Lappländischen, sondern auch mit den Sprachen der Wogulen, Kondischen Ostiaken, Wotiaken, Tscheremissen u. Mordwinen, lauter Völker im Asiatischen Rußland, deren Landessprachen gleichfalls Dialekte von der Finnischen Sprache sind, nahe verwandt. Man findet in dieser Sprache auch Wörter aus der Tatarischen und Alt-Persischen Sprache. Sie wird mit verschiedenen Abänderungen von den eigentlichen Ungarn im Königreiche gleichen Namens, in Siebenbürgen und in allen übrigen unter Oesterreich stehenden Ländern an der Donau, Drau und Sau, in welchen Ungarn wohnen, neben den

Sprachen der übrigen daselbst wohnenden Völker geredet. Wenn gleich die Ungarische Sprache in der neuesten Zeit sehr ausgebildet worden ist, so ist sie doch früher sehr vernachläßiget worden, welches theils daher rührt, daß mehrere andere Sprachen hier Wurzel faßten, wie die Lateinische, Slavische, Deutsche ꝛc., theils auch wegen der vielen Unruhen und Kriege der Ungarn in den früheren Zeiten und auch noch bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wo sie besonders durch die mit Oesterreich geführten Kriege der Türken sehr mitgenommen wurden. In der Lateinischen Sprache, die gottesdienstliche Sprache der Ungarn und die Gelehrtensprache, wird Alles, sowohl bei Hofe, als vor Gericht abgehandelt. Diese Sprache wird daher von Vornehmen und Geringen, kurz von den Individuen aller Klassen des Volkes geredet; allein sehr unrichtig ausgesprochen, besonders am Theiß, wo man es ziemlich Ungarisch ausspricht. Hier eine Probe: Cumai dormit, soll heißen: Quomodo dormisti. Bineam dormi, soll heißen: Bene dormivi. Auf dieselbe Weise wird auch diese Sprache von den in Ungarn wohnenden Slaven und Wallachen ausgesprochen. Man deklinirt und conjugirt die Wörter weiter nicht, sondern spricht sie aus, wie sie vorkommen, jedoch machen die gebildeten Ungarn davon eine Ausnahme, die es richtiger aussprechen und auch schreiben. Die Slavische Sprache hat sich in Ungarn sehr ausgebreitet; es giebt wenige Gespannschaften, wo man sie nicht reden hörte; in denen, welche an Mähren grenzen, spricht man sie am zierlichsten. Einige dieser Slaven bedienen sich des Wortes Kre bis zum Ohrengellen, und werden daher Krekaci, andere aber, die nach jeder Frage Czo Pak? (Was denn?) zu sagen pflegen, Czopaken genannt. Csetnek wird wegen Erlernung der Slavischen Sprache stark besucht, und auf der berühmten evangelischen Schule zu Gömor

lernen die Slaven ihr Ungarisch. Die Deutsche Sprache wird hier in verschiedenen Mundarten gesprochen, worunter die Zypser der Meisnisch-Sächsischen am nächsten kommt. Da die Ungarn von mehreren unkultivirten Grenznachbaren, Slavonier, Kroaren ꝛc., besucht werden, auch sich Kolonien von diesen Völkern in ihrem Lande niedergelassen haben, so waren sie in die Nothwendigkeit versetzt, mehrere ungebildete Sprachen bloß zum Gebrauche des gemeinen Lebens zu erlernen, und darin lag auch wohl ein Hinderniß in der Fortbildung der Ungarischen Sprache und in der mehreren Aufklärung der Nation. — Daß auf die Ungarische Sprache so viele andere Sprachen oder Mundarten fremder Sprachstämme Einfluß gehabt haben, kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß Ungarn vielleicht von allen Staaten oder Reichen der Welt das größte Völker-Gemisch enthält. Der Hauptvölker sind darin vier, nämlich: 1) Die eigentlichen Ungarn oder Ungaren, auch Magyaren genannt, die nur die geringste Zahl ausmachen, obgleich das Land nach ihnen benannt wird. 2) Die Slaven, welche sich theilen in Böhmische, Polnische, Russische, Mährische, Croatische, Dalmatische, Sklavonische und Servische oder Raizische Slaven. Sie sind zu verschiedenen Zeiten nach Ungarn gekommen, haben den größten Theil dieses Landes inne und reden nur einerlei Sprache, die jedoch in den Mundarten hin und wieder abweicht. 3) Die Wallachen oder Romani, Rumuni, wie sie sich selbst nennen und genannt seyn wollen, indem sie sich einbilden und stolz darauf sind, Abkömmlinge der Römer zu seyn; obgleich sich nur Kolonien der Römer unter der Regierung des Kaisers Trajan in ihrem ursprünglichen Lande, der Wallachey, niedergelassen haben, von welchen sie aber nicht als gewiß abstammen, sondern wahrscheinlich von den Asiatischen Walachen oder Walla-

chen, die mit den Bulgariern zu Ende des fünften Jahrhunderts in die von den Wallachen jetzt bewohnten Gegenden zogen. Zu welcher Zeit sie eigentlich in Ungarn eingewandert sind, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Ihre Sprache ist zum Theil mit Slavischen und Ungarischen Wörtern vermischt. 4) Die Deutschen, welche nicht nur unter den Ungarischen Königen aus dem Oesterreichischen Hause, sondern auch schon viel früher unter den einheimischen Königen in ansehnlicher Zahl eingewandert sind, und sich in den Städten niedergelassen haben, sprechen verschiedene Mundarten, z. B. den Ober- oder Süddeutschen, den Nord- oder Plattdeutschen, den Sächsischen ꝛc. Dialekt, welche Dialekte zum Theil durch die Einmischung vieler Slavischen und Ungarischen Wörter sehr verderbt sind. Rechnet man nun noch zu diesen Hauptnationen die Griechen, mit der Neugriechischen Sprache; die Juden, welche ein Jüdisch-Deutsch und Slavisch sprechen; die Türken, die sich des Handels wegen im Lande aufhalten, mit ihrer Sprache; die Zigeuner mit ihrem verderbten Indischen, auch von einigen Rothwälsch genannt, wozu nun noch als Hauptsprache des Landes die schon oben erwähnte Lateinische Sprache kommt, so muß man sich wundern, daß bei einem Gemische so verschiedenartiger Sprachen sich dennoch die alte Landessprache, die Ungarische oder Magyarische, nicht nur aufrecht erhalten, sondern auch ausgebildet hat, und dieses um so mehr, da die Nation selbst, die sie als Muttersprache redet, nur den kleinsten Theil des ganzen in Ungarn wohnenden Volkes bildet. — Eine Geschichte der Ungarischen Sprache, überhaupt der wissenschaftlichen Ausbildung der Nation, läßt sich hier durchaus nicht geben, weil der Kulturzustand der Ungarn in den früheren Zeiten nur sehr geringe war und sich die ganze Körper- und geistige Kraft der

Nation nur auf den Krieg bezog, nur diesen zum Gegenstande hatte. Wie aus der Geschichte bekannt ist, verdrängten die im ersten Drittel des neunten Jahrhunderts an die Moldau und zu Ende des genannten Jahrhunderts an die Theiß sich vordrängenden Magyaren oder Ungarn die Avaren oder unterwarfen sich vielmehr bald nachher das Land zwischen den Flüssen Gran und Waag. Sie hatten Anfangs Oberregenten oder Herzöge mit sehr eingeschränkter Gewalt, worunter der Herzog Geysa, der gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts lebte, seine Nation zu kultiviren anfing, indem er den Missionairen benachbarter Bischöfe erlaubte, das Christenthum unter seinem Volke zu predigen. Sein Sohn Stephan führte die christliche Religion vollends ein und ließ sich nach damaliger Weise vom Kaiser Otto dem Dritten im Jahre 1000 die erbliche Königliche Würde ertheilen. Er theilte nun sein Reich in Gespann- oder Grafschaften, setzte einen Palatinus oder Oberrichter und Königlichen Gehülfen ein und machte mit Zuziehung der Stände ein geschriebenes Gesetz, und da er von dem alten Ungarischen oder Magyarischen Oberregenten Arpad herstammte, so hieß die Reihe der Könige, die von ihm an bis 1301 regierten, das Arpadische Geschlecht. Bis hierher war nur sehr wenig für die Kultur der Nation geschehen; denn außer dem Christenthume und den daraus hervorgehenden Kirchengesetzen und andern Religionsschriften, einigen geschriebenen Landes-Gesetzen und einigen andern Verordnungen, war für die Wissenschaften und Sprache nicht viel mehr geschehen, als was das Auffassen und Fortpflegen in der Praktik zuließ. Mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, nachdem die oben genannte Regentenfamilie aufgehört hatte, fingen die Ungern an, sich Könige aus verschiedenen Häusern zu wählen, unter denen schon weit

mehr für die Sprache und Literatur geschah; noch mehr aber mit dem sechzehnten Jahrhunderte, als das Haus Oesterreich die Krone von Ungarn erhielt, nachdem der König Ludwig der Zweite bei Mohatsch im Jahre 1526 gegen die dem Ungarischen Reiche immer gefährlicher werdenden Türken die Schlacht und das Leben verloren hatte. Es war aber noch nicht ein förmliches Erbreich mit dem Regierungsantritt Ferdinands, Erzherzogs von Oesterreich und Bruders vom Kaiser Karl dem Fünften, geworden, welcher die Schwester des in der Schlacht gebliebenen Ludwigs zur Gemahlin hatte. Nur erst im Jahre 1687, unter der Regierung des Königs Leopold und nachdem die Türken, die ein großes Stück von Ungarn in ihrer Gewalt hatten, herausgetrieben worden waren, wurde Ungarn zum Erbreiche gemacht, das jederzeit an den ältesten Prinzen des Hauses Oesterreich fallen sollte; und im Jahre 1723 wurde die Erbfolge auch auf die weibliche Nachkommenschaft ausgedehnt. Unter diesen Regenten aus dem Oesterreichischen Hause fingen nun die Wissenschaften erst an recht aufzublühen, wenn gleich die Sprache und Literatur noch keinen großen Gewinn davon zog, welches in den äußeren Verhältnissen des Staates, in den Kriegen und öfteren inneren Unruhen lag. Schon unter König Ludwig dem Ersten findet man Spuren von einer wissenschaftlichen Kultur der Ungarn; auch war es dieser Monarch, welcher im Jahre 1364 eine Universität zu Fünfkirchen stiftete, welche aber nach der oben angeführten unglücklichen Schlacht bei Mohatsch wieder einging. König Sigismund errichtete eine Universität in Ofen, und der König Matthias der Erste, der an Eifer für die Gelehrsamkeit fast alle Fürsten seiner Zeit übertraf, legte eine der kostbarsten Bibliotheken von Europa an; da aber nach der Mohatscher Schlacht Ofen in Türkische Hände fiel, so wurde diese schöne Bibliothek größten-

theils vernichtet; denn da die Bände der meisten Werke mit Silber beschlagen waren, so rissen sie die Türken dieses Metalls wegen ab, und warfen die Bücher fort. Unter König Ferdinand dem Zweiten, aus dem Hause Oesterreich, wurde in Tyrnau eine Universität errichtet, die aber im Jahre 1772 von der Kaiserin Maria Theresia nach Ofen verlegt wurde, damit nicht nur die Ungarn, sondern auch die benachbarten Siebenbürger und Slavonier diese Quelle der Wissenschaften näher haben sollten. Das goldene Zeitalter der Ungarischen Sprache und Literatur fängt daher mit der genannten Kaiserin an, indem sie auf jede nur mögliche Weise die Wissenschaften in Ungarn zu verbreiten und sie zu einem Gemeingute der Nation zu machen suchte. Es wurde ein neues Erziehungssystem auf ihren Befehl entworfen, und diesem zufolge wurden in Ungarn vier Akademien in den vier Kreisen dieses Reichs errichtet, zu Tyrnau, Raab, Kaschau und Großwaradein, auf welchen, nebst den philosophischen Wissenschaften, einige Theile der Rechtsgelehrsamkeit vorgetragen wurden. Die schon bestandenen Hauptgymnasien, auf welchen die Jugend zu den höheren Wissenschaften vorbereitet wird, wurden nach den Städten verlegt, wo sich Akademien befanden, und außer denselben auch nach Preßburg, Neusohl, Unghwar und Fünfkirchen. Grammatische oder Lateinische Schulen wurden fast in allen Städten und auch zum Theil in den Marktflecken errichtet. Die Elementar- oder Normalschulen, worauf die Jugend die Anfangsgründe der Wissenschaften, das Lesen, Schreiben, Rechnen ꝛc. erlernt, wurden im ganzen Reiche eingeführt. Auch von den Bischöfen wurden mehrere Schulen gestiftet, unter denen sich die Schule zu Erlau ganz besonders auszeichnet, weil auf derselben auch die Ungarischen Rechte gelehrt werden. Pauliner und Piaristen vertreten jetzt meistens die Stelle der Jesuiten, die sonst

auch hier alle Zweige der Erziehung verwalteten. Dieses betraf nun nicht bloß die Katholiken in diesem Reiche, sondern auch die Protestanten oder Evangelischen, welche auf ihren Sprachschulen oder Gymnasien den Grund zu den Wissenschaften legen und sich dann, wenn sie Theologie studieren wollen und dazu die Erlaubniß erhalten, auf die Universitäten in Deutschland, der Schweiz u. den Niederlanden begeben. In den übrigen Wissenschaften besuchen sie ohne Rücksicht auf ihre Religion die Landesuniversitäten, besonders Ofen und Wien. Bei solchen Anstalten konnte es nun auch nicht fehlen, daß sich die Ungarische Sprache und Literatur emporheben und verbreiten mußte; auch fehlt es nicht an Hebeln zu der Letztern; denn zu Preßburg, Tyrnau, Oedenburg, Ofen, Kaschau, Raab, Erlau, Pesth, Skalitz ꝛc. befinden sich vortreffliche Buchdruckereyen, dagegen sind sie an vielen Orten, wo sie unter Matthias Covinus waren, eingegangen.

Die Ungarische Sprache soll mit keiner der Europäischen Sprachen, außer der Finnischen und Lappischen übereinkommen, doch weiß man nicht gewiß, zu welchem Sprachstamme man sie eigentlich zählen soll; da man sie aber mit einigen Russisch-Asiatischen Völkerstämmen ziemlich übereinstimmend gefunden hat, z. B. mit der Sprache der Mordwinen und Tscheremissen, so hält man sie auch für einen Tatarischen Dialekt; obgleich dieses noch nicht hinlänglich erwiesen ist; da aber das Volk, die Ungarn oder Magyaren, aus Asien gekommen seyn soll, so ist zu vermuthen, daß sie zu dem Tatarischen Stamme gehört, da sie von dem Semnitischen, Persischen und Indischen Sprachstamme ganz abweicht, und daher nur zu den Tatarischen, Scytischen oder Kaukasischen Stämmen gehören kann; denn die wenigen Hebräischen Buchstaben, die sich darin befinden, stempeln sie nicht dazu. Sie hat in ihrer Wortfügung noch das Eigenthümliche,

daß sie die Taufnamen den Geschlechtsnamen nachsetzt, z. B. Bethlen Gabor, Gabriel Bethlen; dann hängt sie auch die Fürwörter an die Hauptwörter, wie man bei den Orientalischen Sprachen findet. Sie hat fünf und zwanzig Buchstaben oder Schriftzeichen, und man bedient sich im Schreiben der Lateinischen Buchstaben. Wenn man nach der Aussprache die Wörter recht schreiben will, so gehören noch folgende Buchstaben zum Alphabete, nämlich í, o', ú, 'z, unter welchen die drei ersten durch den Akzent von i, ö und ü unterschieden werden. In Hinsicht der Aussprache befolgt man folgende Regeln. Das á mit dem hellen Akzent (aigû) macht die Sylbe lang, z. B. ács, ein Zimmermann; álok, ich stehe. Cs wird hart ausgesprochen, wie csch, z. B. chanály, eine Brennessel; spricht man aus aschanaal; csudálatos, wunderbar, cschudaalatosch. Cz ist ein Lateinisches c oder z, z. B. czérna, ein Faden, zierna; czékla, das Kohlkraut, zeikla; czomb, die Hüfte, zomb; é hat fast den Laut wie ei, z. B. én, ich; egér, die Maus; édésség, die Süßigkeit. Das g sprechen die Ungarn wie die Lateiner und Deutschen; wenn es aber vor dem y steht, z. B. György, Georg, Djördj, Gyöngy, ein Edelstein, Djöndj; megyek, ich gehe, medjek. Das ly kommt in der Aussprache der Sylben illé bei, in den Französischen Wörtern oreille, eveillé, feuille, corneille, als Lyuk, das Loch; golióbis, die Kugel; golyvás, ein Kropftragender; sàrmaly, ein Emmerling. Bei ny wird in der Aussprache das y wenig gehört, wie in dem ly, z. B. nyár, der Sommer; nyelo, die Zunge; nyal, der Hase; anya, die Mutter. Das ó mit dem hellen Akzent macht eine Sylbe lang, als ólom, Bley; óltár, der Altar. Das ö mit zwei Punkten wird wie ô im Deutschen oder eu im Französischen ausgesprochen, als koröm, der Nagel am Finger, Körôm; ökör, der Ochs, ôkôr; Török, ein

Türke, Török. Das einfache s gleicht in der Aussprache dem Deutschen sch, das doppelte ss einem doppelten schsch; z. B. sas, der Adler, schasch; sébes, verwundet, schebesch; lassan, langsam, laschschaan; nemesség, der Adel, nemeschscheig. Das sz ist das s der Deutschen; szsz ist ß, z. B. szántó, der Ackersmann, saantoo; szag, der Geruch, sag; szálás, die Herberge, saalaasach; aszszony, das Weib, Aßon, boszszág, boßuschaag. Das ts gilt so viel wie tsch, z. B. tsomó, ein Büschel, tschomoo; tsür, die Scheure, tschur; tsilagoeska, ein kleiner Stern, tschilaajotschka. Das tz, wie das Deutsche tz, als atzél, der Stahl, atzeil, útza, die Pflanze, sutza; oetza, das Gesicht, ortza. Das ú mit einem hellen Akzent wird wie ein Deutsches langes u gelesen, als ut, der Weg; ur, der Herr. Das ü ist das Deutsche ů, als Füld, die Erde, Fůld; Fü, das Kraut, Fů. Das v wird gelinde ausgesprochen, wie das w. Das doppelte vv oder w haben die Ungarn nicht, als vas, das Eisen, wasch; veszszö, die Ruthe, weßö; vitez, der Soldat, witeis. Das z sprechen die Ungarn nicht so hart aus, wie die Deutschen, sondern gelinde, wie die Franzosen, z. B. zab, der Hafer; zuzmaraz, der Kuß. Aus dieser kurzen Charakteristik der einzelnen Buchstaben von Bedeutung, oder derjenigen Buchstaben, welche betont werden, und eine andere Aussprache haben, als sie nach der Aussprache unserer gleichbedeutenden Buchstaben oder Schriftzeichen haben würden, und nach den dabei als Beispiel angeführten Wörtern wird man nun die Ungarische Sprache ihrem Wesen nach kennen lernen. Die Ungarische Sprache theilt sich in zwei Hauptdialekte, in die Ober-Ungarische und in die Nieder-Ungarische. Wie diese Dialekte ungefähr von einander abweichen, wird man aus den Zahlen oder Ziffern in Ungarischer Sprache ersehen: Ober-Ungarisch 1 Ety, Nieder-Un-

garisch Egy, Ejtj; 2 Két, Kéttö; 3 Három, Háróm; 4 Néty, Nigy, Néjtj; 5 öt, Eött; 6 Hát, Hátt; 7 Hét Hett; 8 Niôltz, Niocs, Njote; 9 Kilenz, Kilencs, Kisents; 10 Tíz, Tiz, Tis; 20 Husz, Husz Hus; 30 Harmincz, Hármic; 40 Negyven, Negyvne; 50 Otven, Ottven; 100 Száz, Szàz. Die beiden Dialekte variiren von einander mehr in der Aussprache der Wörter nach dem Akzentuirten, als nach der Verbindung der Wörter selbst. Die Ordnungszahlen der Ober-Ungarn sind folgende: Az Ellödik, der Erste; a Második, der Zweite; az Hàrmadik, der Dritte; a Negyëdik, der Vierte; Vz Otedëdik, der Fünfte; a Háttadik, der Sechste; a Hettedik, der Siebente; a Nyôltzadik, der Achte; a Kilenzedik, der Neunte; a Tizedik, der Zehnte; Hufzadik, der Zwanzigste; Harminzadik, der Dreißigste; Hégyrenik, der Vierzigste; und Otvenik, der Funfzigste ꝛc.; Ein Mehreres über die Ungarische Sprache sehe man in den Sprachlehren nach. Daß die Gelehrsamkeit schon unter Matthias Corvinus in Ungarn blühte, ist schon oben bemerkt worden; nur bestand sie so zu sagen unabhängig von der Sprache und Literatur des Landes, da Alles, was zu der Zeit geschrieben wurde, nicht in der Muttersprache, sondern in der Lateinischen geschah; denn die Geistlichen und Mönche, kurz alle bei den Universitäten und Schulen angestellten Lehrer sprachen und schrieben Lateinisch; jedoch soll auch noch etwas von alter Ungarischer Literatur aus dem funfzehnten Jahrhunderte vorhanden seyn, welche sich jedoch größtentheils auf die Religion und Dichtkunst beschränkt. Von einer Uebersetzung der Bibel in die Ungarische Sprache findet man nichts erwähnt, doch scheint es, daß die Ungarn so gut wie die Polen und Russen eine Uebersetzung davon haben werden, es sei denn, daß, da die Lateinische Sprache von den Ungarn

aus allen Klassen gesprochen wird, man eine Uebersetzung in die Muttersprache für unnöthig gehalten hat, da man die Lateinische Sprache als eine zweite Muttersprache betrachten kann. Das eigentliche goldene Zeitalter der Ungarischen Literatur, das heißt, in der Nationalsprache, beginnt erst mit der Kaiserin Maria Theresia, besonders aber seit des Kaisers Joseph und Franz des Zweiten, des jetzigen Kaisers Regierung. Man findet in die Ungarische Sprache den größten Theil der Lateinischen Klassiker übersetzt, eben so die vorzüglichsten Deutschen, Englischen, Französischen und Italienisch Schriftsteller. So besitzen die Ungarn zwei Uebersetzungen des Telemach von Fenelon, zwei der Henriade von Voltaire, eine von Miltons verlorenem Paradiese, eine von Tassos befreietem Jerusalem; dann die Tragödien Mahomet, Guesclin und Adelaide von Voltaire; den Mithridates u. die Phädra von Racine, den Horaz von Peter Corneille von dem Herrn von Zechenter, der auch den Anakreon und Popens Versuch über den Menschen aus dem Englischen übersetzt hat; auch hat er das berühmte Gedicht des Apollonius Rhodius, die Argonauten in vier Büchern und beinahe 6000 Versen, welches Gedicht nach der Iliade und Odyssee des Homer das vollendetste in der Griechischen alten Literatur ist in Ungarische Verse übersetzt. Außer den genannten Schriftstellern haben sich nun noch in Prosa und in Versen um die Ungarische Sprache und Literatur verdient gemacht: Gyöngyösi, Molnar, Faludi, der Graf von Haller, der Baron Nalatzy, Bartsay, Barotzy, Georg u. Alexander Bessenyei, der Graf Teleky, der General Guadanyi, David Szabo, Horanyi, Petzeli, Szilagyi, Dugonies und viele Andere. Besonders verdient um

sein Vaterland, Ungarn, hat sich der Graf von Szechenyi gemacht. Dieser Patriot hat im Jahre 1807 seine Ungarische Bibliothek, deren Verzeichniß drei Bände und zwei Supplemente ausmacht, und die mit ungemeinem Fleiße gesammelt, die vollständigste ist, die es giebt, der Universität von Pest gegeben, wobei er noch auf seine Kosten eigene Bibliothekare unterhält. Auch aus dem Verzeichniß der Ungarischen Bibliothek des P. Storangi, geht der Reichthum der Ungarischen Literatur hervor. In den genannten Verzeichnissen ist nämlich Alles aufgenommen worden, was man in der Ungarischen Literatur seit deren Bestehen verfaßt gefunden hat. Wenn sie nun schon bis zum Jahre 1807 so mächtig angewachsen war, wie viel mehr muß sie es nun nicht bis auf die neueste Zeit geworden seyn. Bei so vielen Bestrebungen von allen Seiten um die Ungarische Literatur emporzubringen, ist die Ungarische Sprache immer mehr und mehr veredelt worden, so daß sie der Polnischen, Böhmischen und andern Sprachen nicht viel mehr nachgeben wird. Auch das Ungarische Theater, welches in Pest errichtet worden, wirkt vortheilhaft durch Aufführung sowohl eigener oder Originalstücke, als auch guter Uebersetzungen auf die Sprache; so daß die Ungarische Volkssprache seit dem Zeitraume von 1801 bis auf die neueste Zeit schon bedeutende Fortschritte gemacht hat.

Auch die Deutschen in Ungarn thun alles nur mögliche von ihrer Seite, um auch ihre Sprache in Ungarn heraufzubringen. Besonders ist das Bestreben der Deutschen in der Zipsergespannschaft in dieser Hinsicht sehr lobenswerth. In keiner Provinz von ganz Ungarn zählte man so viele gut eingerichtete Bürgerschulen. Die zwei Gymnasien zu Kesmark und Leutschau gehören zu den besten des Landes. In jeder dieser Königlichen Freistädte befindet sich auch ein Erziehungs-Institut, das zu Kesmark unter der Lei-

tung des Rektors Podkonitzky, das zu Leutschau unter der Direktion des Rektors Liedemann. Auch in literarischer Hinsicht findet man unter den Zipser-Deutschen mehr Nahrung und Befriedigung, als man in diesem abgelegenen Winkel erwarten sollte. Man liest alle drei allgemeinen Literaturzeitungen, die allgemeine Zeitung, den Deutschen Merkur und noch mehrere ausländische Journale; und unter den Professoren und Predigern findet man literarisch und wissenschaftlich gebildete, zum Theil recht gelehrte, wackere Männer. Auch hat Zipsen von jeher den Ruhm behauptet, dem gelehrten Stande viele brave Mitglieder geschenkt zu haben. Unter den jetztlebenden Zipserdeutschen sind hier nur die Namen: Schwartner, Engel, Glatz, Bredetzky, Czyrbeß, Wächter, Gotthard, Schmitz, Bogsch, Genersich, Toperzer, Mauksch, v. Berzewitzy, v. Sponner u. Rumi zu nennen. Die übrigen Deutschen in Ungarn wohnen nach allen Seiten des Landes hin, und sind in Sprache, Sitten und Gebräuchen unter einander sehr verschieden. Die bedeutendsten Städte in Ungarn z. B. Preßburg, Pesth, Ofen, Oedenburg, Kaschau und andere mehr sind Deutsch. Da diese Städte mit der Oesterreichischen Monarchie in immerwährender Kommunikation stehen, so findet man in denselben viel von der Kultur der Residenzstadt. Auch im südlichen Ungarn, das fast durchgängig von den ächten Magyaren bewohnt wird, die sich durch Bravheit und Solidität des Charakters, wenn auch nicht durch liberale Kultur auszeichnen, findet man, besonders in den bedeutenden Städten, gute Anstalten zur Ausbildung der Sprache; denn die Land- und Bürgerschulen sind größtentheils gut eingerichtet, und Sprachschulen oder Gymnasien findet man in den Deutschen Städten Preßburg, Oedenburg, Kesmark, Leutschau, Eperies, von denen nur die Letzte zum Theil von Slaven bewohnt wird.

Man hat den Deutschen Gelehrten in Ungarn in mehreren Journalen den Vorwurf gemacht, als hätten sie bis jetzt wenig öffentliche Proben von ihrer höheren Bildung abgelegt; allein dieses sind Lokal-Umstände, welche dieses veranlassen; denn der Druck ist in Ungarn nicht wohlfeil, und der Verleger hat, wenn er zu seinen Kosten kommen will, ein starkes kaufendes Publikum nöthig, wenn er nicht bedeutenden Schaden haben soll. Das Deutsche Bücher kaufende Publikum ist aber in Ungarn sehr klein, so sehr nach allen Seiten u. Winkeln hin zerstreut, die Kommunikation mit manchen Gegenden schwer, dabei die Vorliebe für ausländische Schriften so groß, daß fast jeder inländische Deutsche Verlag als ein Wagestück betrachtet werden muß. Auch ist die Anzahl von Buchhändler-Wagehälsen in Ungarn so klein, daß von der Seite nichts zum Besten der Literatur geschieht. Wo nun keine Verleger sind, sagt ein Schriftsteller, da sind auch keine Autoren, und wenn auch die Anzahl vortrefflicher Köpfe des Landes Legion seyn sollte. Indessen werden mit Deutschen Büchern immer noch Geschäfte genug gemacht, größtentheils aber mit Nachdrücken. In Hinsicht der äußeren Kultur und des Geschmackes stehen die Deutschen in Ungarn, im Vergleich mit den übrigen Einwohnern gleichfalls oben an. Aber am meisten zeichnen sie sich — was man von den Deutschen überall rühmt — durch ihre moralischen guten Eigenschaften, durch Biederkeit, Treue, musterhafte Berufsgeschäfte, Aufrichtigkeit, und überhaupt durch Gediegenheit des sittlichen Charakters aus. Dieses Lob, sagt ein Schriftsteller, könnte man ihnen nur dann versagen, wenn man mit unverzeihlichem Leichtsinn nach einzelnen hingelaufenen Deutschen, oder nach einem Theile der Bewohner großer verderbter Städte die Gesammtheit der Deutschen in Ungarn beurtheilte.

Von den andern beiden Hauptsprachen, der Sla-

wischen und Wallachischen, in Ungarn ist die Ausbildung in neuester Zeit nicht in dem Grade geschehen, als mit der Ungarischen und Deutschen, welches theils in dem Wesen dieser Nationen liegt, theils auch bei den Ersteren, den Slaven, die immer noch einen höheren Grad der Bildung haben, als die Wallachen, an den verschiedenen Dialekten. An Bildungsmitteln, wie Schulen und Schulschriften, fehlt es beiden nicht, wenn sie gleich nicht so im Stande und so ausgestattet sind, als man es wünschen könnte. Was die Sprachlehren in den genannten Sprachen betrifft, so sehe man darüber im Art. Sprache u. Sprachkunst, Th. 160, S. 338, das Nöthige nach. — Daß die jetzigen Ungarn sich der Lateinischen Schriftzeichen im Schreiben bedienen, ist schon oben angeführt worden, nicht aber, daß ihre Vorfahren eigene Buchstaben gehabt haben, die sie den Mongholen mittheilten, welche sich derselben noch jetzt in ihren Schriften bedienen.

In dem an Ungarn grenzenden Siebenbürgen werden nach den drei Hauptnationen, die dieses Land bevölkern, den ursprünglichen Ungarn oder Magyaren, den Szeklern, Zeklern, Siklern, Siculi, und den Sachsen, auch drei oder vielmehr nur zwei verschiedene Sprachen geredet: 1) die Ungarische, die mit dieser Sprache in Ungarn einerlei ist, wozu a) die Sprache der Szekler gehört, ein Dialekt der Ungarischen, die aber mit vielen Wörtern aus ihrer früheren, jetzt unbekannten Sprache vermischt ist, und 2) die Sächsische, eine Art des Plattdeutschen. Außer den Sprachen dieser drei Hauptnationen, nach welchen ganz Siebenbürgen in der Landes-Kanzley, in das Land der Ungarn, der Szekler und der Sachsen eingetheilt wird, werden noch folgende Sprachen im Lande gesprochen: 1) Deutsch, von den Deutschen Nationen, die sich in späterer Zeit daselbst niedergelassen haben, und zwar jede nach der

Mundart desjenigen Landes, aus welchem sie gekommen ist oder herstammt; 2) Wallachisch; 3) Armenisch; 4) Servisch-Slavisch, welches die Servier und Raizier im Lande sprechen; 5) Bulgarisch-Slavisch, welches die Bulgaren; 6) Neu-Griechisch, welches die Griechen; 7) Zigeunerisch, welches die Zigeuner, u. 8) Jüdisch, welches die Juden im Lande sprechen. Man findet in Siebenbürgen dieselben Völker und Sprachen, wie in Ungarn; auch hat sich der Kulturzustand dieses Landes in neuester Zeit sehr gehoben, und mit ihm die Landessprachen und die Literatur; denn auch Siebenbürgen besitzt mehrere angesehene Schriftsteller.

Sprache (Universal-), allgemeine Sprache, allgemein verständliche Sprache, philosophische Sprache, s. Th. 148, S. 534, 535. Um eine solche Sprache zu erfinden, die allgemein verstanden werden könnte, das heißt, in allen Ländern und von den gebildetsten aller Völker, haben sich schon mehrere scharfsinnige Gelehrte Mühe gegeben, unter Andern: Dahlgarm, Wilkings, Kircher, Becker, Solbring, Leibnitz und Kalmar. Descartes, nachdem er sich alle Mühe wegen der Erfindung einer Universalsprache gegeben hatte, sagte zum Mersennes, daß er diese Entdeckung aufgäbe. Leibnitz setzte Alles in Bewegung, um seine Freunde zu dieser Arbeit aufzumuntern, und nicht ganz ohne Erfolg; allein ohne praktischen Nutzen. Solbring hat zwölftausend und mehr Ziffern angegeben. Die meisten Sprachen haben dreitausend bis viertausend Worte; nur diejenigen von Georg Kalmar besteht nur aus vierhundert Grundcharakteren, welche zum Theil die Sachen selbst ausdrücken und dadurch der Einbildungskraft und dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Diese vierhundert Grundcharaktere sind die Hauptwörter und Beiwörter, und durch verschiedene

Veränderungen, die alle nach genauen Regeln vorgenommen werden, bekommen sie verschiedene Bedeutungen. Ein kleiner hinzugethaner Strich verwandelt alle diese Nennwörter in Zeitwörter. Einige geringe Züge geben jedem Zeitworte mehr Veränderungen zu allen Theilen der Rede, als keine Abwandlung irgend einer Sprache vermag. Ferner giebt es in seiner Sprache nur eine einzige Deklination, und in dieser nur zwei Fälle oder Casus, welche die Beugung der Wörter nur sehr leicht und kurz machen. Die Syntaxis dieser Sprache ist nur einfach und ihre Regeln sind allgemein. Ueberhaupt hat sie keine Ausnahmen von Regeln, keine Verba anomala, oder irregularia, und die Conjugation ist gleichfalls nur die einzige. Nach der Aeußerung des Erfinders hätte er seine ganze Sprachlehre auf zwei Seiten bringen können, wenn es nicht nöthig gewesen wäre, sie durch viele Beispiele zu erläutern und die Ursachen seiner vorgeschriebenen Regeln anzugeben. Die Sprache dieser Charaktere ist über sechsmal kürzer, als die Lateinische. Die Ankündigung seines größeren Sprachwerkes geschah unter dem Titel: Praecepta grammatica atque Specimina linguae philosophicae seu universalis ad omne vitae genus ad commodatae auctore Georgio Kalmar, V. D. M. nobile Hungaro. Berolini, 1772, sumtibus fautorum Berolini degentium. Der Verfasser dieser Universal-Sprachlehre hatte den größten Theil seiner Lebenszeit mit diesem Werke zugebracht, auch dieserhalb viele Reisen gethan. Nach demselben soll ein Ungar (da seine Sprache, die Ungarische, sehr hieroglyphisch und bilderreich ist) sich auch am besten des Schlüssels zu dieser Universalsprache bedienen können. Uebrigens wird diese Sprache bloß geschrieben und jeder liest sie mit Hülfe des Schlüssels in seiner eigenen Sprache. Am Ende seiner Sprachschrift giebt der Erfinder drei mit kleiner Schrift ge-

druckte Seiten, in seiner Sprache übersetzt, auf weniger als eine halbe Seite. Man hätte nun glauben sollen, daß diese Sprache den Anforderungen an eine Universalsprache würde genügt haben; allein dieses scheint nicht der Fall gewesen zu seyn; denn man hat nachher nichts von deren Ausführung gehört. Nach ihm sind nun noch mehrere Versuche von Anderen in Erfindung von Universalsprachen gemacht worden, die an dem oben angeführten Orte und in den daselbst nachgewiesenen Artikeln zu finden sind; allein alle diese Erfindungen bis zu Ende des verwichenen Jahrhunderts haben keine Früchte getragen, außer der Telegraphie oder Telephrasie, Fernschreibe- oder Fernsprechkunst, die jetzt erst recht in Aufnahme kommt, die aber mit der Universalsprache, mit einer zusammenhängenden schriftlichen Correspondenz, mit einer Bücherspräche, die in allen Sprachen gelesen werden kann, nicht in allen Stücken überein kommt.

Auch in diesem Jahrhunderte hat man diesen Gegenstand wieder zur Sprache gebracht, wahrscheinlich eben so fruchtlos. Man hat eine Bilderschrift einzuführen vorgeschlagen, welche gleich den Chinesischen und Aegyptischen Hieroglyphen eingerichtet werden sollte, nur mit der Abänderung, daß die Zeichen für alle kultivirten Völker verständlich einzurichten seyen, damit sie mit dem bekannten Schlüssel jeder Gebildete in seiner Sprache ohne viele Mühe lesen könnte. Dieser Vorschlag wäre so übel nicht, wenn er ausgeführt werden könnte; allein alle vorhergegangenen Versuche scheinen doch wohl hinlänglich zu beweisen, daß eine solche Sprache für alle Nationen auszuführen unmöglich ist, und besonders in jetziger Zeit bei den vielen neuen Erfindungen und Entdeckungen, wo uns aus diesen Gebieten eine Unzahl von neuen Wörtern in die Sprachen kommen, wie will man da eine Hieroglyphen-Sprache erfinden, die allen Nationen in bloßen

Zeichen so leserlich werden soll, als ihre Muttersprache mit den Erfindungen, mit den lastenden Schätzen der Wissenschaften, Künste und Handwerke, kurz mit allen Gewerben des Lebens und der Welt, mit allen Gefühlen des Herzens, mit aller Glut der Einbildungskraft, mit allen Leidenschaften des Charakters. Nein, diese Aufgabe ist kein Sterblicher zu lösen im Stande. Es geht damit, wie mit der Erfindung des Perpetuum mobile, welche man uns auch, trotz aller Versuche, noch schuldig geblieben ist. —

Sprache (Ur=), eine Sprache, welche in das höchste Alterthum hinaufreicht, und von der man entweder noch Denkmäler hat, sie bestehen nun in bloßen Inschriften auf alten Münzen, geschnittenen Steinen und Bauwerken, oder in geschriebenen Werken (Manuscripten oder Handschriften), oder wovon uns nur noch bloß der Name übrig geblieben ist, den uns alte Schriftsteller bei der Erwähnung der Nation, die sie redete, aufbehalten haben, und von welcher Sprache man noch Spuren in den Wörtern anderer Stammsprachen, bei Untersuchung deren Wurzeln finden will. Die Letzteren sind in so fern ohne großen Nutzen für den Sprachforscher, weil ihn die erwähnten aufgefundenen Wurzeln nicht sicher zu den daraus abgestammten Sprachen leiten; die Ersteren haben aber einen hohen Werth für denselben, so wie überhaupt für den Gelehrten, weil sie ihm die Stämme neuerer Sprachen mit Zuverlässigkeit zeigen. Zu den noch vorhandenen wichtigsten Ursprachen gehören in Europa: die Griechische, Lateinische, Germanische oder Deutsche, Altslavonische und noch einige andere Sprachen, welche unter Sprache (Nordische), Th. 160, erwähnt worden sind. Zu den ausser Europäischen Ursprachen gehören: die Arabische, die Hebräische, als Mundart oder mit ihren Mundarten, der Chaldäischen, Syrischen ꝛc., die Indische oder Samskritsprache,

die Chinesische, Japanische, die Koptische oder Aegyptische, die Aethiopische und mehrere andere alte Sprachen, welche für den Sprach-, Geschichts- und Alterthumsforscher und für den Gottesgelehrten auch einen hohen Werth haben, wenn gleich aus den noch übergebliebenen Denkmälern der längst schon ausgestorbenen dieser Sprachen wenig mehr zu erforschen ist. S. auch diese Sprachen, in diesem Register. Daß alle die genannten lebenden und ausgestorbenen Asiatischen und Afrikanischen Sprachen dem Sprachforscher auch zur Vergleichung mit Europäischen Sprachen dienen, um die Stämme alter Sprachen zu erforschen, sei hier nur bloß noch nebenbei erwähnt, weil davon schon unter mehreren alten und neuen Sprachen in diesem Register die Rede gewesen ist. Auch die Persische, Türkische und einige andere neuere oder noch lebende Sprachen gehören zur Vergleichung und Forschung hierher, um so mehr, da wir unsere Ursprachen von den Asiatischen ableiten wollen, mit welchem Rechte, ist schwer zu bestimmen. —

Sprache (Volks-), Nationalsprache, diejenige Sprache, welche von einem ganzen Volke geredet wird, und die wieder ihre besondere Mundarten hat, wie die Deutsche, Französische, Italienische, Englische, Russische, Spanische ꝛc. ꝛc. Einige Sprachen sind nur Mundarten eines Stammes, und dennoch besondere Volkssprachen, wie z. B. die Russische, Polnische, Böhmische, die sämmtlich Mundarten der Altslavischen Sprache sind. Ueber den Geist der eigentlichen Volkssprache, wie sie von den untern Klassen des Volks gehört wird, theilt ein Ungenannter im Hannöverschen Magazine 1793, St. 44, S. 699 und f., folgende beherzigungswerthe Bemerkungen mit:

> Je roher der Mensch ist, desto sinnlicher ist er auch; desto näher hält er sich an die Natur, und desto sinnlicher ist seine Sprache; daher finden wir diese voll von Bildern, Gleichnissen und Sprichwörtern. Dieses

ist der allgemeine Charakter, dieses sind hauptsächlich die Bestandtheile der Volkssprache. Ob die Bilder immer anständig genug gewählt werden, darauf kommt es nicht an; denn der gemeine Mann weiß nicht viel von Wohlanständigkeit, und darum sind ihm Zweideutigkeiten und krasse Anspielungen nicht auffallend, die ein gebildetes Ohr beleidigen würden; um so treffender werden wir die Bilder finden, um so mehr Natur in den Gleichnissen. Dieses gilt auch von den Sprichwörtern, die in der That den größesten Theil der Volkssittenlehre enthalten, ungeachtet sie nicht immer gleiche Wahrheit und Richtigkeit haben. Eine andere herrschende Eigenschaft ist das Erzählende in der Sprache des Volks. Das zweite Wort in den Unterredungen gewöhnlicher Leute ist, wenn man darauf achtet, eine Erzählung; eine umständliche Erzählung; aus ihrem Kreise, was sie oder ihre Nachbarn, ihre Freunde, Kinder und ihr Gesinde gethan, gesprochen oder erfahren haben. Hier ist nichts zu geringfügig, was man sich nicht erzählt; hier ist kein Umstand so klein, der nicht wörtlich und genau erörtert würde. Das werden die Leute niemals müde. Erzählungen sind ihr Element; diese hören sie immer gern, und diese theilen sie selbst gar zu gern Andern mit. Wichtig ist Beides für den, der bei dem Volke Eingang finden und dasselbe belehren und überzeugen will. Wohlgewählte Bilder und Gleichnisse oder Sprichwörter fesseln unglaublich die Aufmerksamkeit, und bei Erzählungen sind sie ganz Ohr, wie Kinder. Man gebe nur Acht in der Kirche, wenn biblische Erzählungen vorkommen, wie sehr dann die Aufmerksamkeit der Zuhörer sich spannt; auch wird der Prediger, der häufig in Gleichnissen, Bildern und Erzählungen spricht, am liebsten gehört. Vortrefflich und sehr weise gewählt ist daher die Einkleidung der heiligen Schrift in die Volkssprache, wodurch sich ihre Lehren besser dem Zuhörer empfehlen. Die Volkssprache ist ganz sinnlich und eben darum auch ganz natürlich. Dies zeigt sich sowohl in ihrer ganzen Rede, als auch in einzelnen Wörtern und Ausdrücken, die mehrentheis sehr bequem und etwas breit sind, weswegen auch Kinder weit leichter Plattdeutsch, als Hochdeutsch lernen, und

jenes weit lieber, als dieses sprechen, gesetzt auch, daß sie in beiden gleiche Fertigkeit hätten. Dieses ist auch unstreitig die Ursache, warum häufig vertraute Freunde lieber Platt= als Hochdeutsch mit einander reden, sobald es die Umstände erlauben; wenn man auch im geringsten nicht Ursache hat, in ihre Kenntniß des Letztern Mißtrauen zu setzen. Man darf nur einzelne Wörter der Hochdeutschen mit der Plattdeutschen Mundart vergleichen, um dieses bestätiget zu finden. Wie leicht und bequem zu sagen: Piper! wie schwerfällig und wie hart dagegen Pfeifer! Und noch sichtbarer wird dieses in der ganzen gleichbedeutenden Redensart: Piper, pip up — Pfeifer, pfeif auf!*) Hierzu kommt nun noch, daß die Volkssprache, eine Folge von ihrer Sinnlichkeit und Natürlichkeit — auch ganz ungeziert ist. Wie die Worte dem Redenden in den Mund fallen, so werden sie auch ausgesprochen. Hier ist nichts Gesuchtes, nichts Künstliches, nichts Geschmücktes. Freilich mag hierdurch zuweilen der Wohlstand beleidiget werden, allein dieser ist immer nur sehr relativisch. Unter dem Volke ist das Dekorum von ganz anderer Art, als in gebildeten Ständen, und vom Dekorum hält der gemeine Mann nicht viel. Man würde ihm gleichwohl auf der andern Seite sehr Unrecht thun, wenn man hiervon auf seine Sittlichkeit einen nachtheiligen Schluß machen wollte. Er weiß wohl was Tugend und Laster ist, und man findet eben so oft, wo nicht noch öfterer in den niedrigsten Volksklassen, als in den Palästen — hohe Proben des Edelmuthes und der Rechtschaffenheit, die nur selten bekannt und gepriesen werden, als die Tugend auf irgend einer Ehrenstufe, oder umgeben vom Ueberflusse. — Ein deutlicher Beweis, daß das geringere Dekorum die Grenzlinien zwischen Recht und Unrecht, Tugend und Laster nicht verwischen, ja daß sich oft unter einer zierlichen Larve feiner Reden eine sehr schwarze Seele verbirgt, wenn dagegen gemeine Leute sehr richtig und wohl denken, die dem Unwissenden durch ihre zweideutigen Reden bisweilen sehr

*) Diese Redensart ist auch schon unter Sprache und Sprachkunst, Th. 160, S. 55, erwähnt worden. Kth.

anstößig werden. Aber die Leute sind es gewohnt, und daher sind ihre minder feinen Reden den Sitten bei weitem so gefährlich nicht, als es dem ersten Anblicke nach scheinen möchte ꝛc. —

Dieser Geist der Volkssprache herrscht in allen Sprachen ohne Unterschied, mehr oder weniger, je nachdem das Volk mehr oder weniger in der Bildung Fortschritte gemacht hat; denn auch der gemeine Mann, je näher er den Städten wohnt, macht in so fern Fortschritte in der Bildung, daß er einige Sitten der Städter annimmt, und sich dabei auch seine früheren Ansichten ändern; indessen geht doch bei ihm nie der Nationalcharakter und mit ihm die Eigenthümlichkeiten seiner Sprache verloren; diese bleibt natürlich und kräftig in den Ausdrücken, weil sein Ohr gegen alle Sprachregeln und Feinheiten der Sprache verschlossen ist, und nur diejenigen Ausdrücke aufnimmt, die national sind und die sich von dem Vater auf den Sohn in Erzählungen ꝛc. fortgepflanzt haben; daher sind auch eine Menge von Sprichwörtern bei ihm heimisch geworden, die er auch bei jeder Gelegenheit gern äußert. Hier nur einige der beliebtesten: Der Groschen in Ruhe ist besser, als der Thaler in Unruhe. — So manches Land, so manche Weise, so manches Haus, so manche Speise. — Die Gelehrtesten sind oft die Verkehrtesten. — Lange Züge machen den Krug leer. — Es muß Einer viel Brod haben, um allen Leuten die Mäuler zu stopfen. — Wenn der Fuchs prediget, so nimm die Gänse in Acht. — Kriecherey dauert nicht lange. — Lustig in Ehren, kann Niemand währen. — Stank für Dank, Hohn zum Lohn. — Der Wind wehet wohl Sandberge zusammen, aber keine dicken Bäuche. — Müßiggang ist der Laster Anfang. — Kinder und Narren sagen die Wahrheit. — Das Hemde ist mir näher als der Rock. — Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. — Ein gutes Ge-

wissen ist ein sanftes Ruhekissen ꝛc. ꝛc. Durch diese Sprichwörter, verbunden mit den mancherlei Erzählungen von den Begebenheiten der Väter, besonders von ihren Kriegszügen, wird zugleich die Vaterlandsliebe bei den Kindern erhalten und auch bei ihnen die Glut unterhalten, das Vaterland in Gefahren zu schützen. Daß die Sprache bei den niedern Klassen des Volkes auf dem Lande besonders in Norddeutschland klangvoller ist, als die Hochdeutsche, beweiset schon der oben, S. 426, angeführte Satz. Hier noch einige dergleichen Sätze, welche das Gesagte bestätigen: Töme doch af, zäume doch ab; kniep af, abkneifen; uterlik, äußerlich; dat Perd schmit ihn af, das Pferd schmeißt ihn ab; gah' af, geh ab; der nich dabi is, der nicht dabei ist; ꝛc. ꝛc. Alle diese Sätze beweisen die Kürze und den Klang der Plattdeutschen Sprache gegen die Hochdeutsche. — Die Volkssprache ist demnach diejenige Sprache, welche von allen Klassen eines Volkes geredet wird, nur daß sie sich nach den verschiedenen Provinzen eines Landes auch oft in verschiedene Nebenmundarten und in den Residenz- und Hauptstädten wieder in die Unterhaltungs- und Bücher- und in die gewöhnliche Sprache der untern Volksklassen theilt; wenn daher jene nach den Regeln der Sprachlehre und nach dem Unterhaltungstone gesprochen wird, so wird diese außer den Regeln, nur nach der Gewohnheit und ohne allen Zwang gesprochen; jene ist die kunstvolle und diese die kunstlose Sprache.

Sprache (Walesische), Walliserspräche, s. unter Sprache (Englische), Th. 160, S. 480. Man will die Walesische Sprache als die nächste Abstammung von der Celtischen ansehen, ja einige Schriftsteller wollen sie sogar für die Celtische selbst halten; indessen ist dieses Letztere zu behaupten wohl zu gewagt, da es uns an sichern Dokumenten fehlt, welche uns über die Celtische Sprache Aufschluß geben könn-

ten. Daß die aus dieser Sprache herstammenden Dialekte Spuren des höchsten Alterthums an sich tragen, ist aus den noch vorhandenen Ueberbleibseln alter Nordischer Sprachen, s. unter Sprache (Nordische), nicht zu verkennen, daß aber die Celtische Sprache ehemals über ganz Europa geherrscht haben und selbst die Lateinische von derselben abstammen soll, wie einige Gelehrten behaupten wollen, ist wohl nur eine Vermuthung; denn aus der Lateinischen Sprache mit der Deutschen Sprache verglichen, geht, bei vielen ähnlichen Wörtern in beiden Sprachen, doch nicht ein Sprachstamm für beide hervor. Die Walesische Sprache soll der Hebräischen sehr gleichen. Ein geschätzter Philologe hat ein Verzeichniß von einer ansehnlichen Anzahl aus dem alten Testamente gezogenen Phrasen angefertiget, die mit den Walesischen Ausdrücken so sehr übereinstimmen, daß man glauben sollte, sie wären ursprünglich einerlei. In ihrer größten Reinheit soll die Waleserſprache in den unangebauten Gegenden von Neuwales gesprochen werden; auch soll das Volk selbst seine Sprache noch so hoch achten, daß es sich gar nicht entschließen kann, das Englische zu erlernen. — Die vielen Druidischen Denkmäler, die man noch in Wales findet, werden von vielen Schriftstellern Carns, Carnedds und Cromlechs genannt. — Unter dem ersten Worte, welches einen Felsen bedeutet, verstanden die Britten einen breiten Stein, einen Grabstein, welche Bedeutung aber späterhin etwas Schimpfliches an sich trug, wahrscheinlich als die Art zu begraben bei der Einführung des Christenthums verändert wurde; denn damals wurden die Uebelthäter in Höhlen nahe an der Landstraße geworfen und auf sie einen Haufen Steine; daher entstand der Ausdruck, wenn man Jemanden fluchen wollte: may a carn by your monument (Ein Carn mag dein Denkmal seyn.) Ein Carnedd

war ein Haufen von Steinen, die ohne alle Ordnung über einander geworfen waren, um das Andenken einer merkwürdigen Begebenheit an diesem Orte zu erhalten, und ein Cromlech soll ein großer breiter Stein gewesen seyn, der hoch auf andere gelegt wurde, auf welchem die alten Britten gleich den Hebräern opferten und bei welchem sie ihren Gottesdienst hielten. Alle diese Denkmäler sollen nun auf die Celtische Sprache deuten. Auch die Verwandtschaft der Walesischen Sprache mit den Amerikanischen, welche viele Reisebeschreiber gefunden haben wollen, unter Andern auch der Bischof Nicholson, welcher viel Gleichheit in den verschiedenen Amerikanischen Sprachen mit der alten Brittischen gefunden haben will, führt die Waleser schon lange vor dem Columbus nach Amerika, auf dessen Entdeckung sie also Anspruch machen. Sie können aber ihre Ansprüche mit nichts als bloßen Vermuthungen unterstützen. Nach Powels Bericht war im zwölften Jahunderte ein Krieg in Wales über die Nachfolge nach Owen Guinneths Tode. Ein Bastard bemächtigte sich derselben und schloß die rechtmäßigen Erben davon aus. Einer dieser letzten, Madoc mit Namen, ging zur See und segelte westwärts von Spanien, woselbst er eine neue Welt von bewundrungswürdiger Fruchtbarkeit entdeckte. Um die Wahrheit dieser Erzählung der damaligen Entdeckung dieses Landes zu beweisen, nehmen die Waleser ihre Zuflucht zu der Autorität Meridith ap Rhees's, der eine Ode zu Ehren des Prinzen Madocs und seines aufgefundenen Landes verfertigte; und nun zu beweisen, daß dieses Land Amerika sei, führen sie auf den guten Glauben Peters des Märtyrers an, daß die Eingeborenen von Virginien das Andenken eines gewissen Madocs als eines großen Helden gefeiert und den allgemeinen Glauben gehabt hätten, daß ihre Vorfahren aus einem sehr

entfernten Lande, daß mit Wales, der Angabe nach, unter einem Himmelsstriche liege, hergekommen wären, und daß solches um die angegebene Zeit des Madocschen Zuges geschehen sey. Indessen haben Robertson und Andere gezeigt, daß die Schifffahrtskunde der Waleser im zwölften Jahrhunderte nicht von der Art gewesen ist, daß sie eine solche Seereise hätten unternehmen können, und daß die Beweise, die man zur Unterstützung dieser Behauptung aus der Aehnlichkeit der Sprache hernähme, so dunkel und so sehr Spiel der Einbildungskraft wären, daß man daraus keinen Schluß herleiten könne. So macht Robertson zum Beweise des eben Angeführten noch folgende Bemerkung: daß wenn es wahr wäre, daß die Waleser gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts sich in einem Theile von Nord-Amerika niedergelassen hätten, so würde man auch Spuren der christlichen Religion unter ihren Abkömmlingen haben finden müssen, als man dieses Land dreihundert Jahre später nach dieser vorgegebenen Kolonisirung von Wales aus wieder entdeckte, welches aber ganz und gar nicht der Fall gewesen ist. Warburton will indessen diesen Beleg zu der angeführtrn Behauptung nicht gelten lassen, indem er sagt: daß dreihundert Jahre in dieser Beziehung gar kein kurzer Zeitraum genannt werden könne; denn schon ein Jahrhundert sey hinlänglich, jede Spur einer Religion wegzuwischen, die mit den Vorurtheilen eines Volkes ohne Kenntniß im Streite war, die nicht mit ihren Vortheilen in Verbindung stand, und durch eine Art von Civilisation sie die Kenntniß lehren wollte, die die Rauhigkeit ihrer Sitten verbessern konnte. Wie dieses nun auch seyn mag, so läßt sich die Celtische Sprache aus der Walesischen nicht geradezu als Stamm ermitteln, noch viel weniger, daß diese Sprache die Celtische ist; wohl aber sind die stärksten Vermuthungen vorhanden, daß unter allen Dialekten Groß-

britanniens die Walesische Mundart, wegen der Lage dieser Provinz, der Ursprache der alten Britten am treuesten geblieben ist; und daß diese schon sehr früh mancherlei Veränderungen erfahren haben müsse, geht daraus hervor, daß die Phönizier schon Britannien unter der Benennung Zinnland besuchten, und mit demselben Handel trieben, also erhielt wahrscheinlich auch ihre Sprache Einfluß auf die Landessprache und späterhin auch die Römische. Nach einigen Schriftstellern soll das Walesische die Kymrische Sprache, s. unter Sprache (Englische), Th. 160, S. 482, seyn, die man gemeiniglich die Celtische Sprache nenne, die aber als eine besondere Sprache angesehen werden müsse; denn der Name Celt, Kelt, Keltisch, sey nur ein allgemeiner Name, und die Kymrische Sprache, von Einigen auch Germanische Sprache genannt, stimme nur in einer Anzahl Wörter, nicht aber in dem großen Theil derselben und in ihrer Grammatik mit der Celtischen überein. Die Kymren könnten daher wohl ein Celtisches Volk oder Celtischen Ursprungs seyn; allein ihre Mundarten haben sich durch Einmischung vieler Fremdsprachen so verändert, daß sie ihren Originalcharakter ganz verloren haben. Die Kymrische Sprache wurde in einem Theile des alten Galliens vor und zu Cäsars Zeiten, vielleicht in Belgien; dann in Britannien vor und zu den Zeiten des genannten Römischen Feldherrn geredet. Man vermuthet, daß viele Gallier nach Britannien übergeschifft sind und sich daselbst vor den Zeiten Cäsars festgesetzt haben. In Gallien, unter den mancherlei Revolutionen, flüchtete sich ein kleiner Haufen Kymren an die äußerste Küste des Landes, in Nieder-Bretagne, wo sonst Gallier wohnten, und hier hat sich der Rest ihrer Nachkommen mit ihrer eigenthümlichen Sprache bis auf die neueste Zeit erhalten. Die Franzosen nennen diesen Zweig der Nation Breysads, die Sprache

selbst aber le Breysadesque. In Britannien erhielt sich diese Sprache unter den Römern, die nun völlig Herr des Landes wurden; unter den Angeln flüchtete sich aber ein Rest der alten Britten in die Gebirge nach Wales, wo sie lange ihre eigene Regierungsform und Sprache, und Letztere auch noch nach ihrer endlichen Unterjochung behielten, und sie auch noch jetzt reden, nur sehr verändert durch den Einfluß fremder Sprachen. Die Waleser nennen sich auch noch jetzt zum Theil Kymmer, Kumr, Kumeri. Die Kymrische Sprache in Nieder-Bretagne und dieselbe Sprache in Wales sind jetzt zwei ganz von einander abweichende Mundarten geworden; denn das Bretagnisch-Kymrische hat durch die Lateinische und Französische, und das Walesisch-Kymrische durch die Lateinische, Angelsächsische, Normanische und Französische Sprache viele Veränderungen erlitten; auch finden sich in der Letzteren, nach den verschiedenen Shires, wo es geredet wird, mache Verschiedenheiten in der Aussprache. In beiden Mundarten sind Schriften vorhanden, wovon die Französisch-Kymrischen mit Lateinischen, die Walesisch-Kymrischen aber theils mit Angelsächsisch-Deutschen, theils mit Lateinischen Buchstaben gedruckt sind. Man hat auch von diesen Dialekten Sprachlehren und Wörterbücher. Verwandt mit dieser Sprache, wenn nicht eine und dieselbe Sprache, nur abgeänderte Mundarten, sind die Schottische und Irische.

Sprache (Wallachische), eine Verwandte der Lateinischen Sprache, die wahrscheinlich durch die Römischen Kolonien in diesen Gegenden sich verbreitet und mit den Landessprachen vermischt hat. Die Grundsprache soll aber die alte Bulgarische Sprache seyn, wenigstens vermuthen es einige Schriftsteller. Nach den meisten Schriftstellern kommt die Wallachische Sprache von der alten Römischen oder Lateinischen

Sprache her; indem die Wallachen sie Romunisch, sich selbst Romuny (Römer) und ihr Land, die Wallachey, Romunien nennen. Man leitet solches daher, daß die von Trajan und seinen Nachfolgern nach Dacien, Mösien und Thracien, als der jetzigen Wallachey, Bulgarien und Rumelien versetzten Römischen Kolonien sich mit den Daciern, Bulgaren, Thraciern, Serben und Liguriern vermischt und durch Verderbung ihrer Nationalsprachen eine neue Sprache bekommen hätten, welche die jetzige Wallachische sey. Den Namen Wallach leitet man aus dem Slavonischen her, in welcher Sprache und ihren Mundarten Wlach, Wlah, einen Wälschen, das ist, Römer oder Italiener, bedeutet, woraus das Lateinische Valachus und das Deutsche Wallach gemacht worden sey; wie denn auch die Griechen diese Völker sowohl ehemals, als die Neu-Griechen auch noch jetzt Wlach, Wlachen (βλάχος, βλάχοι) nennen und das Wort Wlach aussprechen. Nach anderen Schriftstellern soll sowohl der Name der Nation, als ihrer Sprache nicht so ganz richtig seyn. Die Wallachische Sprache hat zwar sehr viele Lateinische Wörter, welche die Wlachen von den Römischen Kolonisten angenommen und weshalb sie sich selbst Romuny genannt haben und noch nennen; aber die weit größere Hälfte ihrer Wörter, nebst ihrer Sprachlehre, geht von allen Europäischen Sprachen wesentlich ab, und besteht aus einer Sprache, die man für die alte Bulgarische halten muß. Nach Schlözers Untersuchung stammt nämlich dieses Volk und dessen Sprache von den alten Wlachen her, die zu Ausgange des fünften Jahrhunderts zugleich mit den Bulgaren, ihren Brüdern, mit welchen sie wahrscheinlich einerlei Sprache hatten, ins Land kamen, und die Gothen und Slaven von der Donau verdrängten. Die Bulgaren, mit denen sie anfangs verbunden waren, gaben der Bulgarey oder

Mösien, und die Wallachen wahrscheinlich der nächst angrenzenden Wallachey oder Dacien den Namen. Die Bulgaren nahmen von ihren viel zahlreichern Ueberwundenen die Slavische Sprache an, wobei sich ihre Nationalsprache nach und nach verlor, die Wallachen dagegen behielten ihre Sprache und vermischten sie nur mit der Lateinischen, die seit Trajans Zeiten noch daselbst geredet wurde, und errichteten im zweiten Jahrhunderte einen eigenen Staat. Die Wallachische Sprache ist demnach aus der alten ursprünglich Wallachischen oder Alt-Bulgarischen, aus der Lateinischen und aus der alten Dacischen oder Slavischen Sprache zusammengesetzt; jetzt aber mit Russischen, Polnischen, Slavisch-Bulgarischen, Griechischen, Arnautischen, Deutschen, Ungarischen oder Magyarischen, Zigeunerischen und andern Wörtern vermischt, indem alle diese Nationen seit geraumer Zeit auch unter den Wallachen und besonders in der Moldau wohnen, und ihre eigenen Landessprachen sprechen. Auch soll man jetzt viele Wörter darin finden, die der jetzigen Italienischen Sprache näher, als der Lateinischen kommen, weshalb auch einige Schriftsteller die Wallachische Sprache von der jetzigen Italienischen haben ableiten wollen; indessen sind andere Schriftsteller der Meinung, daß die sich darin findenden Italienischen Wörter von dem Verkehr herrühren, den die Wallachen und Moldauer mit den Genuesern gehabt haben, als diese auf dem schwarzen Meere die Herrschaft hatten. — Die Sprache der Moldauer, die mit den Wallachen ursprünglich ein Volk sind, ist ebenfalls Wallachisch, nur mit einigen Unterschieden in der Aussprache, so daß beide zwei verschiedine Mundarten ausmachen. Die Wallachische Sprache wird in der ganzen Wallachey und Moldau, in den angrenzenden Distrikten von Polen, wie auch in Ungarn im Ober-Ungarischen Kreise sowohl disseits, als jenseits des Theis und im Temeswarer Bannat;

ferner in Siebenbürgen, in verschiedenen benachbarten Oesterreichischen und Türkischen Ländern, wo häufig Wallachen wohnen, besonders in der Wallachey bis in Krain, auch in Rußland von den dahin gezogenen Wallachischen und Moldauischen Kolonien, geredet. Die Morlachey hat von den Wallachen den Namen, der halb Griechisch und halb Slavisch oder Wallachisch ist und so viel als Mauro-Wallachey und die Morlachen Mauro-Wallachen, das ist, schwarze Wallachen, bedeutet, weil die Eingeborenen der Dalmatischen, auf der südlichen Seite der Donau gelegenen Länder, den zu ihnen gekommenen, und hauptsächlich vor den Türken aus ihrem Vaterlande entflohenen Wallachen wegen ihrer Gesichtsfarbe diesen Namen gaben. Die Wallachen haben ihr eigenes Alphabet, welches nach den mit dem Griechischen Alphabete verwandten Zügen größtentheils aus dem Griechischen entlehnt zu seyn scheint. Es hat auch mit dem Illyrisch-Slavonischen viel Aehnlichkeit.

Sprache (weibliche), ist der männlichen entgegen gesetzt; s. diese, Th. 160, S. 678.

— **(Wendische)**, eine Mundart der Slavischen Sprache. Die Schriftsteller sind darüber nicht recht einig, ob der Name Slaven oder Wenden dem Urvolke angehört, doch stimmen die meisten für den Letzteren. Helmold, der im zwölften Jahrhunderte lebte, berichtet von den weitläuftigen Provinzen der Slaven: „antiquitus Wandali, nunc autem Winithi sive Winnuli appellantur." Nach ihm wäre also im zwölften Jahrhunderte der Name Wenden vorzüglich bei den Deutschen den Slaven gegeben worden, zu der Zeit, da der Sächsische Herzog Heinrich der Löwe die Obotriten überwunden, Bardewick zerstört und sich zum Herrn der Wenden an der Ostsee gemacht hatte, wo sie schon zu den Zeiten der Römer unter diesem Namen vorkommen. Die Deutschen

Regenten, die sich nunmehr Fürsten der Wenden nannten, gaben zu dieser Benennung unter den Deutschen, sagt ein Schriftsteller, vielleicht die meiste Veranlassung. Uebrigens ist der Name Veneten und Wenden uralt, und aller Wahrscheinlichkeit nach der ursprüngliche, wie auch schon unter Sprache (Slavische) angeführt worden, da sie bald Eneten, bald Heneten, bald Veneten geschrieben worden sind. Plinius (H. N. I. 36, 3) sagt: Veneti, quos Graeci Henetos vocant, proximi Pannoniae circa mare adriaticum. In Liefland giebt es noch einen Wendischen Kreis und eine mittelmäßige Stadt, die Wenden heißt. In Pommern giebt es noch ein Herzogthum Wenden und darin Slave ꝛc. So wie die Wenden nach der Besiegung und Unterjochung von den Sachsen ihre alten Sitten, Trachten und Gewohnheiten beibehielten, welches ihre ältesten Vorfahren im Stande der Freiheit nicht thaten, so erhielt sich auch bei ihnen lange ihre Sprache in der ursprünglichen Reinheit, nur erst späterhin hat sie sich hier und da in den Landen, wo Wenden wohnen, vermindert und viel von den Sprachen derjenigen Völker angenommen, mit denen sie in steter Berührung kommen, hauptsächlich von der Deutschen Sprache, weil sie größtentheils unter Deutschen wohnen.

Man theilt die Wendische Sprache in Deutschland in zwei Hauptäste, nämlich in den Nord- und in den Süddeutschen Ast. Die Norddeutschen Wenden sind 1) ein Ueberbleibsel der alten Linonen oder Polaben, das ist, Anwohner der Elbe, im Lüneburgischen, die sich ehemals bis in die Gegenden von Braunschweig erstreckten, jetzt aber meist ausgestorben oder mit den Deutschen vereiniget sind, und wovon nur noch ein kleiner Rest in den Lüneburgischen Aemtern Danneberg, Wustrow und Lüchow übrig ist. Die Polabisch- oder Lüneburgisch-Wendi-

sche Sprache wird daselbst nur noch von den Landleuten gesprochen, ihnen aber im Hochdeutschen gepredigt. Diese Wendische Mundart ist dnrch die Vermischung mit dem Plattdeutschen, nach einem Schriftsteller, ganz ausgeartet, besonders seitdem man zu verschiedenen Malen im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts den merkwürdigen Ueberrest dieses alten Wendischen Dialekts zum Schaden der Sprach- und Geschichtsforschung durch obrigkeitlichen Befehl zu unterdrücken veranlaßt hat; indessen ist sie doch noch bis jetzt in dem Landstriche zwischen Danneberg und Lüchow nicht ganz ausgestorben. — 2) Die Luzizer oder Lausitzischen, welche die Sorbischen oder Zyrbischen Wenden genannt werden, und in der von ihnen genannten Ober- und Niederlausitz, in der Neumark Brandenburg im Kottbuser Kreise, und in den angrenzenden Gegenden von Nieder-Schlesien wohnen, und das Sorbisch- oder Lausitzisch-Wendische reden, welches in der Ober- und Nieder-Lausitz in zwei sehr verschiedenen Mundarten gehört wird, so auch in den nächstgelegenen Distrikten von Nieder-Schlesien, in dem Kottbuser Kreise in der Provinz Brandenburg, in welchen Distrikten es die Landes- und gottesdienstliche Sprache neben der Deutschen noch bis zu Anfange dieses Jahrhunderts war. Nach Popowitsch soll dieses Lausitzisch- und Schlesisch-Wendische sehr ausgeartet seyn, theils durch das darunter gemischte Ober-Sächsische Deutsch, theils durch die grobe Aussprache der Nieder-Schlesier, nach welcher sie auch das Deutsche aussprechen, ist sie verdorben worden. Der eben genannte Schriftsteller nennt es daher ein Wendisches Rothwälsch. Nach anderen Sprachforschern soll das Urtheil des Popowitsch über dieses Wendische etwas übereilt seyn; denn man müsse nur bedenken, daß Sprache und Mundarten durch Vermischung mit anderen Sprachen und durch die eigen-

thümliche Anwendung der Sprachorgane bei verschiedenen Völkern sich vermindern und erzeugen, und daß alle unsere lebenden Sprachen durch Vermischung mit anderen erzeugt worden sind; daher würde ein solches Urtheil eben so viel sagen, als wenn man die Holländische Sprache ein Plattdeutsches Rothwälsch nennen wollte; denn Rothwälsch, in dem Sinne, wie man jetzt dieses Wort nimmt, bedeute eine Sprache, die aus absichtlich zusammengesetzten Wörtern bestehe, der man selbst ihren natürlichen Charakter durch Versetzung der Buchstaben und Sylben, durch neue Anhängsel von Buchstaben und Sylben ꝛc. genommen habe, um dadurch Anderen ganz unverständlich zu werden. Es sei daher ein solches Rothwälsch eine Gauner- oder Diebessprache, so wie überhaupt eine Sprache, die man als Mittel zum Betriegen ꝛc. benutze, damit könne man also Sprachen nicht belegen, die sich aus dem Umgange verschiedener Nationen zu einer anderen Mundart herausbildeten. — 3) Die Kassuben in Pommern, im Stolpischen Kreise zwischen der Diwenow und Lupow, in den Herrschaften Lauenburg und Bütow, und in einem Theile von Pomerellen wohnen, reden Kassubisch-Wendisch, welches zu der Polnischen Sprache sich verhält, wie das Plattdeutsche zum Hochdeutschen.

Die Süddeutschen Wenden, die eigentlich Winden, ihre Sprache Windisch, und die Länder, die sie bewohnen, im Deutschen das Windland heißen, wohnen in Steyermark, Kärnthen, Krain, in der Grafschaft Görz und in dem Oesterreichischen Friaul; auch sind viele Kolonien von ihnen in die Ungarischen Länder versetzt worden. Ihre National-Sprache, worin der Gottesdienst gehalten wird, die aber auch in diesen Ländern Nebendialekte hat, soll, nach Popowitsch, die ächt Wendische Sprache seyn, die sich noch in ihrer Reinheit erhalten hat. — Die Wenden

bedienen sich des Lateinischen Alphabets zu ihrer Schriftsprache, ehemals auch wohl des Deutschen.

Sprache (Westasiatische), diejenigen Sprachen, welche im Westen von Asien geredet werden. Hierher gehören auch die zwar in der Schriftsprache noch fortlebenden, sonst aber ausgestorbenen alten Sprachen, nämlich: 1) die Hebräische, nebst der Samaritanischen u. Phönizischen, als Mundarten davon; 2) die Aramäische, nebst der Chaldäischen und Syrischen, als Mundarten davon; 3) die Medische (Pehlwi); 4) die Alt-Persische oder Parsische Sprache (Zend). Zu den lebenden Sprachen gehören: die Arabische, die Neupersische, die Afghanistanische oder Kabulistanische (Puschtu), die Beludschistanische und mehrere Kaukasische Sprachen und Mundarten, wie z. B. die Georgische, Armenische, Tscherkassische ꝛc., die Türkische Sprache ꝛc. Alle diese Sprachen sehe man in diesem Register, Th. 160 und oben nach.

— (Westindische), diejenigen Sprachen, welche auf den Antillen und Bahama-Inseln von den Ureinwohnern gesprochen werden. Sie sind, trotz allen Bemühungen der Franzosen und Engländer noch nicht hinlänglich bekannt, besonders was die Sprache der Karaiben betrifft, von welcher Nation nur noch schwache Ueberreste vorhanden seyn sollen. Von den Europäischen Sprachen wird Spanisch, Englisch und Französisch am meisten gesprochen, besonders die erste und letzte Sprache, und dann mehrere Negersprachen, die jedoch den übrigen Sprachen untergeordnet sind. Da auf den Hauptinseln Europäische Kultur eingeführt ist, so ist ihre Literatur auch in den Europäischen Sprachen.

Sprache (Zeichen-), eine Sprache, welche nicht in artikulirten, überhaupt nicht in Tönen besteht, keine sogenannte Zungensprache ist, sondern nur durch äu-

ßere Zeichen hervorgebracht oder verständlich wird. Hierzu gehören: die Augen-, Geberden-, Mienen-, Finger- und die Blumensprache; dann giebt es noch eine Sprache der Freymäurer, und eine Farben-, Grimassen- und Fächersprache. — Die Augensprache besteht nicht in beredeten Zeichen, welche man durch die Augen selbst giebt, sondern sie liegt in den Augen und ist gleichsam eine verborgene Sprache des Seelenzustandes und des Herzens. Das Auge ist das Buch, woraus man das Gemüth des Menschen, seinen innern Seelenzustand, alle Tugenden seines Herzens, alle Leidenschaften, alle Freuden und Leiden kennen lernt; die Augensprache ist der Spiegel der Seele, indem man darin dasjenige lieset, was in derselben vorgeht. — Ein lichtes blaues Auge mit einem nur matten Glanze, zeigt Frömmigkeit, Sanftmuth, Anmuth, Edelmuth, Güte, Liebe und dauernde Freundschaft an; dasselbe Auge mit lebhaftem Glanze, deutet auf Intrigue, Verschlagenheit und Genuß. Ein mehr dunkelblaues Auge mit lebhaftem Glanze, deutet auf Lebendigkeit, Regsamkeit des Gemüths, Wohlwollen und alle diejenigen Eigenschaften, welche aus reger Seele hervorgehen; dasselbe Auge mit weniger Feuer, giebt einen nur schwachen Abdruck der vorgenannten Eigenschaften. Ein lebhaftes, braunes Auge zeigt Frische des Gemüths, Seelenadel und Genuß. Ein feuriges schwarzes Auge, Heftigkeit des Gemüths und die daraus entspringenden Leidenschaften, Kühnheit und Genuß. Ein graues Auge mit mattem Glanze, Ruhe der Seele und die daraus hervorgehenden Tugenden; ein dergleichen lebhaftes Auge, Aufgeweckтheit des Gemüths und die daraus hervorgehenden Temperaments-Tugenden, List und Beständigkeit. Außer den genannten Eigenschaften der Seele und des Herzens, welche man einzeln in den verschiedenen Augen als Eigenthum einer besondern

Farbe abgedruckt findet, giebt es nun noch Eigenschaften des Gemüths, welche in allen Augen ohne Unterschied der Farbe, in verschiedenen Graden sich abdrükken, wie Freude, Traurigkeit, Gedankenfülle, Offenherzigkeit, Klugheit, Dummheit ꝛc. Die Freude in allen Graden zeigt sich durch einen leuchtenden Glanz des Auges; die Traurigkeit durch einen trüben, gleichsam umflorten Blick; Gram, Kummer, durch einen mehr erloschenen Glanz; Schmerz durch hervorquillende Feuchtigkeit, durch Näſſe der Thränengrube; Gedankenfülle durch Ruhe des Augapfels und forschenden Blick. Offenherzigkeit durch große Augen; Klugheit und Verschlagenheit durch kleine blitzende Augen; Versteckтheit durch tiefliegende Augen; Dummheit durch Glotzaugen, die aus den Augenhöhlen hervorstarren ꝛc. ꝛc. Man hat daher die Redensarten: Ein beredetes Auge. Sein Auge spricht wie ein Buch. Wo das Auge redet, da schweigt der Mund. Ihr Auge sagt Wahrheit. ꝛc. ꝛc. S. auch den Art. Auge, Th. 3, S. 2.

Die Geberden- und Mienensprache, s. Sprache (Theater-). Wenn gleich bei den Römern die Geberden- und Mienensprache eine solche Stufe der Ausbildung erreichte, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können, so giebt es auch jetzt noch Völker, bei denen sie in einem hohen Grade vorhanden ist, und dieses besonders bei den Neapolitanern und Sicilianern; denn die natürliche und verabredete Mimik, wovon die Erste das Eigenthum aller Nationen, die Letztere aber das Werk des Bedürfnisses, eine Kunst ist, die man erlernen muß, beide sind ein Eigenthum der Neapolitaner. Von einem Hause zum andern unterhalten sie sich, ohne dabei den Mund zu öffnen. Die Grenze einer solchen Unterhaltung ist jedoch nur auf die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens eingeschränkt; denn über Gegenstände

der Politik, der Literatur und der Philosophie unterhält man sich in Neapel nur selten. Hauptsächlich gebraucht der Neapolitaner und Sicilianer diese stumme Sprache für geheime Verhältnisse. In derselben erhält ein Mädchen die erste Liebeserklärung und darin erwiedert es sie. Der Liebende erfährt durch Zeichen den Tag, die Stunde, den Ort, wo er seine Geliebte finden kann, und in derselben erhält er auch die abschlägliche Antwort. Wenn, sagt ein Schriftsteller, die Neapolitanerin auf ihrem Balkon mit dem Zeigefinger der rechten Hand einen Kreis durch die Luft beschreibt, so heißt das ein Tag, mehrere derselben sind eben so viele Tage. Macht sie dann um ihren Kopf und Busen einige Bewegungen, als wenn sie sich entkleidete, deutet dann hinunter auf die Hausthür und legt die Hand auf das Herz, so heißt das: sie werde kommen. Beschreibt sie dann wieder einen Kreis und verlängert ihn noch unter den neunzigsten Grad, so heißt dieses nach Sonnentergang. Von Sonnenuntergang an werden die Stunden gezählt, um welche sie erscheinen wird; sie hebt dann drei Finger in die Höhe und legt einen auf den Mund, welches heißt: drei Stunden nach Sonnenuntergang wird sie leise auf den Zehen geschlichen kommen; und so giebt es hundert-, ja tausendfältige Zeichen mit den Fingern, mit dem Schnupftuche, oder durch Bewegungen des Körpers, durch Blicke ꝛc., welche dasjenige ausdrücken, was man sagen will. Diese Sprache der Liebe ist auch in andern Ländern, auch bei uns in Deutschland gebräuchlich. Wie viele Zeichen werden nicht mit den Fingern, mit Handschuhen, Schnupftüchern, mit den Füßen ꝛc. gemacht? Wie viele Blicke, Seufzer, Körperbewegungen ꝛc. in der Nähe des Geliebten? Giebt es einen Straßenspiegel an dem Fenster der Geliebten, so wird auch dieser zur Liebes- oder Zeichensprache

benutzt; s. auch Spiegel (Straßen=), Th. 157, S. 441 ꝛc.

Die Fingersprache, Handsprache, nicht die allgemein bekannten Zeichen mit den Fingern im gewöhnlichen Leben und als Sprache der Liebe, sondern auch eine eigene Zeichensprache für Taubstumme, um sie nicht nur zu unterrichten, sondern damit sie sich auch untereinander verständigen können und mit Andern. Sie hat ein eigenes einfaches und doppeltes Alphabet, welches durch die Finger gebildet wird; s. Fig. 8883 und 8884. Wer eigentlich der Erfinder dieser Zeichensprache für Taubstumme ist, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, da man selbst über das Land ungewiß ist oder zu seyn scheit, wo der eigentliche Unterricht der Taubstummen angefangen, und wo das Fingeralphabet dazu ist erfunden worden, doch will man Spanien die Ehre der Erfindung, Taubstumme zu unterrichten, geben. Vater Ponce, ein Benediktiner Mönch in dem Kloster Ona in Spanien, welcher im Jahre 1584 starb, scheint nach einigen Nachrichten der Erste gewesen zu seyn, welcher die Kunst Taubstumme zu Unterrichten verstanden hat, nur ist uns von der Art seines Unterrichts nichts bekannt geworden. Juan Paolo Bonnet machte im Jahre 1620 ein Werk bekannt, in welchem er die Grundsätze entwickelt, die ihn bei dem Unterrichte des Constables von Castilien, welcher vom vierten Jahre seines Alters an taub geworden, leiteten, und der durch Bonnets Unterricht seine Muttersprache vorzüglich sprechen lernte. Bonnet fand Nacheiferer, man kann wohl hier nicht sagen Nachahmer, an Digby, Wallis und Burnett in England, Romirez von Cortona, Peter von Castro von Mantua, Conrad Aman, ein zu Holland praktisirender Schweizer Arzt, von Helmont und vielen Andern. Man hat das Verdienst der Erfindung des

Handalphabetes dem Abbé de l'Epée in Frankreich zugeeignet, welcher im Jahre 1712 zu Paris geboren und daselbst 1790 gestorben ist; allein andere Schriftsteller machen ihm diese Ehre streitig und geben das einfache Handalphabet für eine Spanische Erfindung aus. Sie führen an, daß der genannte Abt dieses Alphabet von Antonio Pareires erhalten habe, welcher sich um's Jahr 1735 zu Paris niederließ, und bei der allgemeinen Unwissenheit im Unterrichten der Taubstummen daselbst, ermuthiget ward, sich die Ehre der Erfinder dieses Unterrichts zu seyn, selbst anzueignen. Er machte aus seiner Unterrichtsmethode ein großes Geheimniß; indessen wurden ihm seine Ansprüche auf die Erfindung des Taubstummenunterrichts von der Akademie der Wissenschaften zu Paris eingeräumt. Einige Jahre nachher machte ein anderer Professor dieser Kunst, ein gewisser Ernaud, gleiche Ansprüche auf die Anerkennung dieser Erfindung, die er in einem Werke öffentlich bekannt machte, von der Akademie, und ihm ward dieselbe Ehre gleich dem Pareires zuerkannt. Nach einem andern Berichte, welcher am glaubwürdigsten zu seyn scheint, hat der Abbé de l'Epée seine Unterrichtsmethode mit dem Handalphabetenicht dem Pareires zu verdanken, sondern einem Spanischen Buche. Als nämlich eines Tages der genannte Abt seine Pfleglinge unterrichtete, kam ein Fremder zu ihm und bot ihm ein Spanisches Buch mit der Versicherung an, daß es ihm bei seinem löblichen Unternehmen große Dienste leisten würde. Der Abt, der Spanischen Sprache unkundig, nahm aber das ihm angebotene Geschenk an, und als er es zufällig öffnete, gewahrte er das Handalphabet der Spanier, und als er das Titelblatt aufschlug, fand er die Worte: „Arte para ensèmar à hablar los mudos." „Ich hatte keine Mühe," sagte der Abt; „zu errathen, daß es hieß: die Kunst

Stumme im Sprechen zu unterrichten; und von diesem Augenblicke an entschloß ich mich diese Sprache zu erlernen, die ich bei meinen Pfleglingen mit gutem Nutzen anwenden konnte." — Nicht bloß die Spanier und Franzosen eignen sich die Ehre der Erfindung des Handalphabets und der Finger- oder Handsprache zu, sondern auch die Deutschen machen darauf Anspruch. In Halle's fortgesetzter Magie, 9r. Bd. (Berlin, 1799) S. 448, und f., steht ein Aufsatz über die Fingersprache, worin angeführt wird: daß ein Maler zu Kulmbach, mit Namen Hoffmann, im zwölften Jahre seines Alters in eine schwere Krankheit verfallen sey, worin er das Unglück gehabt habe, das Gehör gänzlich zu verlieren. Seine ihn besuchenden Mitschüler halfen sich bei seiner Unterhaltung durch die Schreibekunst oder Schriftsprache. Da ihnen aber das tägliche Schreiben zu lästig wurde und dasselbe auch nicht für alle Unterredungen anwendbar war, so erfand einer ihrer Schullehrer die Fingersprache, welche sich bald einen solchen Beifall bei den Knaben erwarb, daß sie in kurzer Zeit die Schriftsprache ganz aufgaben und sich nur mittelst der Finger mit ihrem tauben Mitschüler unterhielten. Der Lehrer, dem Hoffmann diese Fingersprache verdankt, ist der noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts lebende Tertius Kießling zu Kulmbach, der aber damals schon sehr alt u. schwach war. Nach ihm soll diese Fingersprache schon in seiner frühesten Jugend auf der Schule des genannten Ortes bekannt gewesen seyn; er erinnerte sich aber nicht mehr, von wem er sie erlernt hatte. Nach seiner Vermuthung soll ein Schullehrer die Schüler darin auch gelegentlich unterrichtet haben, jedoch ohne sich auf irgend einen besinnen zu können, um dessen Namen bekannt zu machen; auch waren alle Forschungen vergeblich; denn zwischen der oben angeführten Zeit und

Kießlings Kinderjahre waren schon mehr denn sechzig Jahre verflossen; und selbst als der Maler Hoffmann vor sechsunddreißig bis vierzig Jahren diese Schule besuchte und daselbst Kießlingen als Lehrer kennen lernte, hat weder dieser, noch ein anderer der damaligen Lehrer, noch Einer von ihren zahlreichen Schülern jemals der Fingersprache Erwähnung gethan, welches wahrscheinlich daher rührt, weil keine taube Person dazu Veranlassung gegeben hat. Nimmt man nun Kießlings Kinderjahre an, so fallen diese nach obiger Anführung in die 1730ger Jahre, also gerade zu der Zeit, als Pareires mit seiner Fingersprache in Frankreich auftrat. Es ist daher schwer zu ermitteln, ob die Fingersprache von einer an einem Orte gemachten Erfindung ausgeht, oder ob sie an mehreren Orten und in verschiedenen Ländern zu diesem Zwecke ist erfunden worden. Es heißt nun weiter in dem genannten Aufsatze, daß der Maler Hoffmann in der Folge nach Bayreuth, dann nach Nürnberg und von da öfters in mehrere benachbarte Städte und zuletzt nach Thurnau gereiset sey, und die Fingersprache nicht nur an diesen Orten Deutschlands, sondern auch durch seine Freunde in mehreren andern Gegenden Deutschlands, ja selbst in den entfernten Ländern, in Rußland, Italien und in England, bekannt geworden sey. — Es ist übrigens sonderbar genug, daß die Fingersprache, die schon, aller Wahrscheinlichkeit nach, im ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts in Spanien bekannt gewesen, erst zu Anfange des zweiten Drittels des vergangenen Jahrhunderts nach Frankreich und im letzten Drittel desselben von dort nach Deutschland gekommen ist, ohne die frühere Deutsche Erfindung dabei zu berücksichtigen, da man doch hätte glauben sollen, daß eine so wichtige Angelegenheit der leidenden Menschheit schnell ihre Verbreiter gefunden haben würde; denn das Taubstummen-

Institut in Wien wurde erst unter Josephs des Zweiten Regierung nach dem Muster des von dem Abbé de l'Epée in Paris auf eigene Kosten gestifteten ersten Instituts dieser Art errichtet. Der Kaiser Joseph besuchte nämlich auf seiner Reise dieses Institut in Paris, und befahl sogleich nach demselben ein ähnliches Institut in Wien zu errichten, und schickte den dazu erwählten Direktor nach Paris, wo er von dem Abte acht Monate lang in Allem, was für Taubstummen gehörte, und also auch in der Fingersprache unterrichtet wurde. In der Schweiz findet man von dieser Finger- oder Handsprache in dem Helvetischen Kalender auf das Jahr 1780 Erwähnung, wo es Seite 110 heißt: diese Zeichen, s. Fig. 8885, haben unstreitig viele merkliche Vorzüge vor dem bekannten Fingeralphabete, dessen sich einige Lehrer bei dem Unterrichte Gehörloser nicht ohne Nutzen bedient haben. Woraus doch auch hervorgeht, daß in der Schweiz schon vor dieser Handsprache eine andere bekannt war. Wenn man nun nicht mit vollkommener Gewißheit bestimmen kann, bei welchem Volke zuerst das einfache und doppelte Finger- oder Handalphabet und die Fingersprache ist erfunden worden, obgleich die Spanier, wie schon oben angeführt worden, die größte Wahrscheinlichkeit, die Erfinder des Ersteren zu seyn, für sich haben, so ist doch so viel gewiß, daß diese Erfindung so wie die ganze Unterrichts-Methode schon ziemlich alt und aller Vermuthung nach in irgend einem Kloster oder in einer Lateinischen Schule erfunden worden ist; es sey nun, sagt ein Schriftsteller, um das lästige Gesetz des Stillschweigens dadurch ohne Verletzung des Gelübdes zu brechen oder einer schweren Sprache zu eludiren, oder auch wohl einander einzuhelfen, oder um anwesende Laien nicht wissen zu lassen, was sich die Eingeweiheten insgeheim mittheilen wollten. Wie es nun auch sey, so ist doch so viel gewiß, daß die

ganze Unterrichts-Methode der Taubstummen dem Abbé de l'Epée in Paris ihre größte Vollkommenheit verdankt, der sich überhaupt um diese Unglücklichen unsterbliche Verdienste erworben und ein nie zu erlöschendes Denkmal gestiftet hat; denn der Nutzen des Handalphabets in seinem Institute ist so entschieden bei dem Unterrichte der Taubstummen gewesen, daß sich dasselbe nicht nur über das ganze Festland und nach England, sondern auch in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika verbreitet hat. Was die Unterrichts-Methode der Taubstummen, sowohl im Allgemeinen, als in einzelnen Zweigen anbetrifft, so wie über die Verdienste des Abbé de l'Epée und Sicards in Paris, Heinikes in Leipzig und Anderer, wird das Nöthige unter Taubstumm, in T, vorkommen oder gesagt werden, da hier nur die Finger- oder Handsprache, die zum Unterrichte der Taubstummen dient, als eine Zeichensprache einen Platz findet. — Die Hand- oder Fingersprache selbst beruht nun auf einer genauen Kenntniß der beiden schon oben erwähnten Alphabete, Fig. 8883 und 8884; denn nur durch eine richtige Bildung der Buchstaben, sowohl in dem Einhand- als Zweihandalphabete durch die Finger, können auch nur die vermittelst dieser Buchstaben zusammengesetzten Wörter verständlich werden. Durch die erlagte Fertigkeit in Bildung des Handalphabetes bildet man auch die Wörter, indem man die Buchstaben eines jeden Wortes schnell mit den Fingern hintereinander zeigt, und man muß erstaunen, welche Fertigkeit Taubstumme darin erhalten haben, um sich mit ihrem Lehrer und unter sich unterhalten zu können, und wie man sie die Wissenschaften und Künste mittelst dieser Sprache lehren kann. Sie ersetzt das Schreiben, die Schriftsprache, und hat den Vortheil vor dieser voraus, daß man bei ihrer Anwendung weder Feder, Dinte, noch Papier nöthig hat, und daß das

Werkzeug dazu immer bei der Hand ist und schnell angeordnet werden kann. Man kann mittelst des Handalphabets alle Wörter und Phrasen in der Unterhaltung ausdrücken. Man lernt das Alphabet nach der Zeichnung sehr bald mit den Fingern bilden, und wenige Tage Uebung machen die Anwendung desselben leicht und schnell, so wie es überhaupt nicht schwer ist, das Alphabet und die Handsprache ohne allen Unterricht selbst zu erlernen. In dem einfachen oder Einhand-Alphabet wird der Buchstab J und Z auf gleiche Weise gebildet; das J mit dem kleinen Finger und das Z mit dem Zeigefinger. In dem doppelten oder Zweihand-Alphabete wird der Buchstab H dadurch gebildet, daß man die flache rechte Hand kreuzweis auf die linke legt. Die übrigen Buchstaben haben keine weitere Erklärung nöthig, indem sie nach der Zeichnung leicht gebildet werden können. Es ist übrigens nicht nöthig, die Handzeichen auf eine andere Weise als durch ihre Bildung mit den Fingern für sich bestehend zu bezeichnen; aber es ist nothwendig, daß die Wörter von einander getrennt oder abgesondert werden, welches entweder durch eine sehr geringe Pause vermittelst einer horizontalen Bewegung der Hand von der Linken zur Rechten, oder durch eine Art von Strich mit dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand geschieht. Bei der Vergleichung beider Alphabete mit einander wird man gewahren, daß mit beiden der Zweck oder die Absicht verbunden ist, die gebräuchliche Gestalt der Buchstaben so genau, als möglich, darzustellen. Das Zweihandalphabet ahmt die großen oder Kapitalbuchstaben, und das Einhand-Alphabet die kleinen oder Currentbuchstaben nach. Das einfache Alphabet zwingt gleichsam die Finger, um ihnen einige Aehnlichkeit mit den geschriebenen Charakteren zu geben, wie wir solches auch bei der Bildung des Buchstaben X mit einer Hand gewahren, dem auch ein zweiter mit

mit beiden Händen gebildeter, als eine Abwechechselung in Fig. 8883 beigefügt worden ist. Das andere Alphabet giebt oft mit zwei Händen einen Buchstaben, der durch eine Hand besser gebildet oder dargestellt werden kann, wie solches in den Abbildungen beider Alphabete zu sehen ist. Ein guter leicht begreiflicher Buchstab wird durch eine Hand deutlich genug gebildet; allein man hat, um eine Abwechselung in den Buchstaben zu haben, auch deren Bildung durch zwei Hände eingeführt. C und J sind die beiden Buchstaben, welche mit zwei Händen nicht gut dargestellt werden können und daher ist ihre Gestalt auch in beiden Alphabeten gleich. Was die Verschiedenheit des Z betrifft, so scheint keine andere Ursache bei der verschiedenen Bildung desselben obzuwalten, als es dem Geschriebenen in der Gestalt ähnlich zu machen. Hält man überhaupt beide Alphabete genau gegen einander, und berücksichtiget dabei die Aehnlichkeit der Buchstaben, die sie mit den geschriebenen haben sollen, so möchte das Zweihand-Alphabet wohl den Preis davon tragen; denn es bezeichnet nicht nur richtiger die Buchstaben, sonderu diese sind auch leichter zu bilden und zu entziffern, als bei dem andern. Man hat auch den Vortheil bei dem Zweihand-Alphabete, daß es die begreiflichste Art mit den Taubstummen im Finstern zu verkehren darstellt; und da die Charaktere durch eine Hand über der andern gebildet werden, so ist es bloß nöthig, mit der rechten Hand die Buchstaben, womit die Person angeredet werden soll, auf der linken zu bilden. In dem Watsonschen Taubstummen-Institute in London können sich die Zöglinge, welche eine hinlängliche Kenntniß der Sprache besitzen, um das Hand-Alphabet in Allem gebrauchen zu können, auf diese Weise mit großer Leichtigkeit auch im Finstern unterhalten. Obgleich das Zweihand-Alphabet in England

am meisten bekannt ist, so ist doch der Unterricht in dem Einhand Alphabete der gewöhnlichste.

Auch in Deutschland, wie schon oben angeführt worden, hat die Finger- oder Handsprache schon in der ersten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts die Wissenschafter beschäftiget; allein es ist ungewiß, ob sie hier zuerst für die Taubstummen oder bloß für die Tauben ist angewendet worden. Letzteres scheint eher der Fall gewesen zu seyn, weil die Zahl der Taubstummen doch bei weiten nicht so groß ist, als diejenige der bloß Tauben; ja die Ersteren stehen gegen die Letzteren, der Zahl nach, fast in gar keinem Verhältnisse. Auch können in andern Ländern wohl die bloß Tauben zur Erfindung des Handalphabets beigetragen haben, und nicht die Taubstummen, weil diese sich zu sehr in der Volksmasse verlieren, nicht so die Ersteren. Die Sprachwerkzeuge oder der Mund und die Gehörwerkzeuge oder das Ohr wirken bei der gegenseitigen Unterhaltung in einer Sprache zusammen. Da aber bei dem Tauben das Ohr verschlossen ist, und daher dasjenige, was der Mund ausspricht, nicht zu ihm dringen kann, so mußte man nothwendig ein Mittel erfinden, welches diese Kommunikation auf eine andere Art bewerkstelligte, und dieses Mittel ist nun die Finger- oder Handsprache. Hieraus ergiebt sich nun, sagt ein Schriftsteller, bei Erwähnung der Sprach- und Gehörwerkzeuge, daß von Seiten des Tauben das Auge dem Ohre, und von Seiten des Redenden hauptsächlich der Finger dem Munde substituirt worden. Man war anfangs auch nicht einig, ob man die Fingersprache eine Sprache, oder nur eine Schrift nennen sollte; indessen erklärten sich die Meisten für die erstere Benennung, indem sie anführten: „Wer zum Prinzip annehmen wollte, daß alles Schrift sey, wo ein sichtbares Alphabet gebraucht wird, um sich, vermittelst desselben, ohne den Mund, seine Gedanken mitzuthei-

len, und daß nur das den Namen einer Sprache verdiene, wenn der Mund einer Person seine Gedanken dem Ohre der Anderen durch bestimmte Töne mittheilt, der würde hier nur Schrift finden. Wer aber, wie's billig scheint, jeden Ausdruck ihrer Vorstellungen durch äußere Zeichen, Worte, Mienen, Geberden ꝛc., für Sprache, wenigstens in der allgemeinen, Bedeutung erkennt, der wird in der Benennung der Fingersprache nichts Unschickliches finden." — Die ganze Sprachlehre der Fingersprache beschränkt sich bloß auf das Alphabet dieser Sprache, weil bei derselben, wie bei dem Sprechen, weder buchstabirt, noch gelesen wird, und noch weniger etwas ausgesprochen werden darf. Alles Uebrige leistet bei dieser Sprache, wie auch schon oben angeführt worden, die Uebung. Der schon oben angeführte Maler Hoffmann hat in seinem Wohnorte Knaben von acht Jahren sich mit der Fingersprache bloß zu ihrem Vergnügen unterhalten gesehen; er hat aber dabei auch die Erfahrung gemacht, daß was bei allen Gegenständen, so auch bei den allerleichtesten Spielen geschieht, das geschieht auch hier; denn so wie die Natur keinen Sprung thut, so thut ihn auch nicht die Kunst, daher spricht man anfangs, bei dem vollkommnen Innehaben des Alphabetes, theils langsam, theils ängstlich genau um sich verständlich zu machen; allein Beides verliert sich nach und nach, und solches in dem Maaße, nachdem man zu immer größerer Vollkommenheit und Fertigkeit gelangt. Man kann also von dem Anfänger nicht verlangen, daß er so schnell und gut die Handsprache sprechen soll, als Jemand, der sie schon lange geübt hat. So sprach ein jüngerer Bruder von einem Freunde des gedachten Hoffmanns die Fingersprache mit Beobachtung der pünktlichsten Richtigkeit, und dabei mit einer [illegible]hen Fertigkeit, daß der Anblick ein schwaches Auge verwirrte. Er sprach nämlich mit

den Fingern so schnell, als die meisten Menschen mit dem Munde. Mit vieler Grazie sah sie Hoffmann von ein Paar hübschen Mädchen anwenden. Ein anderer Vorzug der Handsprache vor dem Schreiben ist ihre Compendiosität; denn ehe ein Schreiber sich nur in Positur setzt, um seine Gedanken mit der Feder auf das Papier zu werfen, so ist man in dieser Sprache schon mit einem Satze fertig. Dieses ist hauptsächlich der Fall, wenn einem Tauben die Antwort zu geben ist; denn hier giebt ihm gemeiniglich schon das erste Wort, ja man könnte sagen, der erste Buchstab die Antwort zu erkennen. Zum Beispiel: Wenn der Taube frägt: Welchen halten sie für einen größeren Helden, den Daun oder Laudon? Und man fängt an: La, so unterbricht er schon den Antwortenden mit Laudon. Er thut dieses auch schon bei kleinen Sätzen, die er aus dem Zusammenhange errathen kann; z. B. wenn mnn sagt: ich finde es heute außer- or— — so unterbricht er den Satz mit: außerordentlich warm. Sagt man: es wird heute r—, so ist das Wort regnen da. Wollen wir heute sp— spazieren gehen? ꝛc. ꝛc. Man gewahrt hier, daß der Taube, der überhaupt eine große Aufmerksamkeit auf Alles hat, was um und neben ihm sichtbar vorgeht, weil er durch kein Geräusch gestört wird, weit schneller die Worte erfaßt, wenn er nur den Anfang davon erblickt hat. Auf den Fall aber, wenn er es nicht trifft, so muß man ihm solches sogleich entweder durch das allgemeine National-Verneinungszeichen, durch das Kopfschütteln, oder daß man fortfährt, die erforderlichen Buchstaben zur Beendigung des angefangenen Wortes und des Satzes anzugeben. Auch selbst in dem Falle, daß er es getroffen hat, muß man ihm solches doch durch das Bejahungszeichen anzeigen, nämlich durch einen Strich mit der rechten flachen Hand über die offene linke. Ein gänzlicher

Mißverstand kommt fast eben so selten vor, als bei dem Sprechen oder Schreiben. Der Hauptvortheil, um die Fingersprache zu erlernen, besteht nach einem Schriftsteller in folgenden zwei Punkten: 1) daß man gleich nach Erlernung des Fingeralphabets den Anfang mit der Sprache mache; und 2) daß man sich dann erst eine Zeitlang darin übe; denn hat man es erst einmal zu einer gewissen Festigkeit darin gebracht, so verlernt man es so leicht nicht wieder. Man wird auch bei der Erlernung des Alphabets, so wie bei dessen Anwendung noch manche Vortheile entdeckten, wodurch man sich diese Sprache erleichtern kann; denn selbst manche Buchstaben lassen sich noch ausgezeichneter oder deutlicher geben, und selbst bei der Unterhaltung läßt sich noch Manches mit den Fingern als Ergänzung geben. Einige rathen sogar an, daß man die Fingersprache auch in manchen Realschulen lehren sollte, weil sie von so großer Wichtigkeit ist, um sich mit Tauben und Taubstummen zu verständigen, besonders an Orten, wo Einem andere Mittel, wie Dinte, Feder und Papier, Griffel und Schreibtafel, Kreide und ein Tisch, oder ein glattes Brett, nicht gleich bei der Hand sind. Dieser Vorschlag ist gewiß sehr zu beherzigen, und nicht allein sollte diese Sprache in Schulen gelehrt werden, sondern auch Erwachsene sollten sich, dieses Zweckes wegen, mit ihrem Erlernen beschäftigen, und wenn es auch nicht gleich dieserhalb geschehe, so gewährt es schon ein Vergnügen, sich von diesem oder jenem Gegenstande vermittelst der Finger zu unterhalten. — Das Alphabet der Wiener Fingersprache, besteht aus sechs und zwanzig Buchstaben, welche bloß mit der rechten Hand bezeichnet werden, weshalb man das Alphabet Handalphabet der Taubstummen nennt. Da das Wiener Taubstummen-Institut eine Nachahmung des Pariser Instituts ist, so ist es wohl wahrscheinlich, daß beide Institute

einerlei Alphabet haben; doch scheint man wohl das Wiener Alphabet mehr schon nach den Deutschen Buchstaben gemodelt zu haben. Man findet darin die großen Buchstaben, auch das ſ und s besonders bezeichnet, dagegen die in der Französischen Sprache so charakteristischen e, welche so sehr durch ihre Akzentuirung von einander in der Aussprache verschieden sind, findet man hier gar nicht bezeichnet oder unterschieden, welches doch hätte geschehen können. Mit der sogenannten Fränkischen Fingersprache hat es nur den Buchstaben v gemein; auch schreiben beide das z mit dem rechten Zeigefinger, aber jenes in die Luft und dieses in die linke Hand. Ein großer Vorzug dieses Alphabets ist es, daß auch ein Mensch, welcher nur einen Arm hat, sich desselben bedienen und in dieser Sprache ausdrücken kann. Das Wiener Alphabet soll schwerer seyn, als das Fränkische; denn es gehört viel Uebung, viel Licht und ein scharfes Gesicht dazu, die z und o, welche beide durch die Vereinigung des Daumens mit dem Zeigefinger gegeben werden, dann das d, u, h, welche sämmtlich der Daumen und Mittelfinger angiebt, genau von einander zu unterscheiden. Das o wird durch die Vereinigung der Spitzen des Daumens und des Zeigefingers sehr natürlich nachgemacht. Beim m stehen die drei mittleren Finger beisammen unterwärts; bei w solche offen oder auseinander gespreißt aufwärts. Bei n der Zeige= und Mittelfinger zusammen unterwärts, bei u dieselben beisammen aufwärts. Nach der Fränkischen Fingersprache werden die fünf Vokale oder Selbstlaute durch die fünf Finger der linken Hand angegeben; z. B. a, die geballte Faust, der Daumen oben; e die Hand aufwärts, der Daumen quer in derselben liegend, und die vier Finger mit den Spitzen darauf ruhend. Diese sehr schwere und gezwungene Lage soll, nach einem Schriftsteller, auf die Schwere des bezeichneten Buchstabens anspielen, be-

sonders in der Französischen Sprache, wo bekanntlich vier e von einander unterschieden werden müssen; i wird wie das j mit dem kleinen Finger geschrieben, dagegen mit dem Zeig-finger das s, ſſ, ß und das z. Das o wird wie oben angeführt worden gemacht, und eben so das u, wie das umgewandte n, nämlich durch die erhabenen, und fest an einander liegenden Zeige- und Mittelfinger. Man sehe das Alphabet, Figur 8885 nach.

Man hat auch noch eine Sprache für Taube, welche hin und wieder Anwendung findet; sie erfordert aber ein scharfes Gesicht bei demjenigen, der sie verstehen soll. Man bedarf bei derselben weder Feder, noch Bleistift. Man schreibt statt aller Instrumente dasjenige, was man Jemandem sagen will, mit dem Finger auf den Tisch, auf ein Buch oder an die Wand, ja selbst nur in die Luft, und der Geübte in dieser Art Sprache kann es sogleich lesen, das heißt, er liest es, indem die Buchstaben mit dem Finger nicht in Wirklichkeit, sondern bloß nach ihren Zügen bildlich gemacht werden. Diese Art Sprache erfordert eine große Uebung von dem, der sie gleich im Schreiben enziffern muß, so wie eine große Genauigkeit von dem Schreibenden, damit er in den Zügen nicht fehlt; denn sobald er jedes Wort ganz richtig mit dem Finger nach den Buchstaben vorzeichnet, so wird es derjenige, dem es gilt, und der in dieser Sprache eingeweiht ist, auch leicht lesen können, das heißt, er wird dem Schreiber genau folgen und das Wort aussprechen. Auch Taubstumme kann man in dieser Sprache üben, doch ist die Fingersprache bei ihnen vorzuziehen. Einiges über die Finger- oder Handsprache wird auch noch unter Taubstumm, in T. vorkommen.

Die Blumensprache, welche unter Blume, Th. 5, und als Sprache (Blumen-) Th. 160 im Register ist übergangen worden, gehört gleichfalls

zur Zeichensprache. Sie ist eine Erfindung der Morgenländer und besonders in ihren Harems zu Hause; allein auch außer denselben ist sie als Zeichensprache zwischen Liebenden im Oriente stets gebraucht worden. Wenn gleich die eigentliche Blumensprache den Morgenländern angehört, so ist doch die Symbolik der Blumen schon den Alten bekannt gewesen. Bei den Griechen bestreuete man die Gräber der Entschlafenen mit Kräutern und Blumen, um dadurch gleichsam anzudeuten, daß sie zu einem ewigen Frühling eingegangen sind. Man gebrauchte besonders dazu den Eppich oder Epheu (Apium), weshalb man sich bei den Griechen des Ausdrucks bediente: des Eppichs oder Epheus benöthiget seyn, wenn man von Jemanden sagen wollte: daß er in den letzten Zügen liege. So wurden dem Todten alle Arten purpurfarbene und weiße Blumen geopfert, z. B. der Amaranth, mit welcher Blume die Thessalier zuerst des Achilles Grab schmückten, der Jasmin, die Lilien, Rosen ꝛc. Anakreon sagt daher in seiner Ode auf die Rose: „sie heilt die Kranken und beschützt die Todten.“ Auch der der Venus geheiligte Myrthenbaum gehört hierher. Ueberhaupt bedeckte man die Gräber der Verstorbenen mit Kränzen, die aus allerlei Blumen geflochten waren. Diese den Verstobenen gewidmete Kränze wurden bei den Griechen ἔρωτες, Erotes, genannt; entweder vom Worte ἔρως, die Liebe, oder ἔρα, die Erde. Bei den Römern wurden die Gräber ebenfalls mit Blumen bepflanzt und geschmückt, um die Asche der Verstorbenen, wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, gleichsam unter einem immerwährenden Frühling ruhen zu lassen. Man machte auch zuweilen in den Testamenten ausdrückliche Verordnun- zur Unterhaltung der Blumen auf und neben den Gräbern. Bei den Griechen gaben die Blumen und Kränze auch den fröhlichen Gelagen Ansehen und

Deutung. So z. B. schmückte der Geliebte die Thür seiner Geliebten mit Blumen und Kränzen, um sie dadurch gleichsam zum Tempel der Liebe einzuweihen, weil sie dem Amor gewidmet waren. Auch geschah eine solche Weihe durch Besprengung der Thüren mit Wein. Der Scholiast des Aristophanes gedenkt dieses Gebrauchs, indem er erzählt, daß viele Thessalische Jünglinge ihre heftige Leidenschaft gegen die schöne Lais dadurch öffentlich an den Tag gelegt haben, daß sie die Thür ihres Hauses mit Wein besprengten. Wenn bei den Griechen der Kranz eines Jünglings oder Mannes nicht zusammen gebunden war, so war dies ein Zeichen seiner verliebten Leidenschaft, und wenn ein Mädchen einen Kranz flocht, so gab sie dadurch zu erkennen, daß sie verliebt sei. Diese Deutung scheint auch den Neugriechen geblieben zu seyn; denn noch gegenwärtig bekränzen die Liebhaber in Griechenland, besonders am ersten May, die Thüren ihrer Mädchen mit Blumen. Man bediente sich auch Blätter gewisser Blumen um zu erfahren, ob man in seiner Liebe glücklich seyn werde. Die Juno, als Hochzeits-Vorsteherin, Pronuba Juno, trug eine Krone von Roßmarin und Wintergrün, und dann bezeichneten die Kränze zweier Liebenden ihre bevorstehende Verbindung. Wenn der Liebhaber mit seiner Geliebten brach, so wurden die Kränze zerrissen und einer Gottheit gewidmet, da hingegen der Brautkranz bis zum Tode aufbewahrt und zum Schmucke des Grabes gebraucht wurde. Auch bei ihren Gastmählern zierten Blumen und Kränze die Tafel der Alten, und einzelne Blumen und Kräuter hatten auch hier ihre Deutungen. So betrachtete man den Epheu, als einen Unterdrücker des Rausches, eben so ein gewisses Kraut, welches die Griechen Amethist nannten. Deshalb bekränzten auch die Alten bei ihren Trinkgelagen das Haupt, und betrachteten die fest um den Kopf

gewundenen Blumenkränze als ein Mittel gegen das Kopfweh. Die ältesten Kränze wurden nach dem Plinius aus Epheu gemacht und vom Bacchus zuerst getragen, dem auch dieser Strauch geheiliget war. Auch machte man Kränze aus wohlriechenden Früchten, z. B. aus Pflaumen, Feigen, Abrikosen ꝛc., die auch wohl ihre Bedeutungen hatten. Man brauchte bei den Gastmälern der Alten zu Anfange heilige Blumen, das heißt, Blumen, die einer Gottheit gewidmet worden; als aber die Menschen in der Folge der Zeit sich von dieser ersten Einfalt der Sitten entfernten, und auf Gastgeboten mehr ihr eigenes Vergnügen beförderten, als den Göttern die schuldige Ehrfurcht bewiesen, so wurden allerlei Blumen gebraucht, die entweder durch ihren Anstand oder durch ihre Schönheit belustigten oder auch sonst der Gesundheit zuträglich waren. Unter den den Göttern geweiheten Blumen, ist vorzüglich die Rose zu bemerken, welche Amor dem Gotte des Stillschweigens, Harpocrates, gewidmet hatte, damit er die verliebten Ausschweifungen seiner Mutter, der Venus, verschweigen möchte; daher wurde auch die Rose als ein Sinnbild der Verschwiegenheit betrachtet, welches der Ausdruck sub rosa zeigt; auch wurden Rosen über der Tafel aufgehängt, um dadurch die Gäste zu erinnern, nichts von den lustigen Tischreden auszuplaudern. Bei den Griechen gab es Leute, besonders Frauenzimmer, welche sich mit der Verfertigung und dem Verkaufe der Blumenkränze beschäftigten. Plinius gedenkt einer solchen Kranzflechterin, der Glycera, welche er wegen dieser Beschäftigung coronarum venditricem, Griechisch: Stephanoplocos und Stephanopolis nennt. Der Maler Pausias von Sicyon, der diese Glycera sehr liebte, portraitirte sie sitzend, mit einem Blumenkranze in der Hand, welches Gemälde ebenfalls unter dem oben angeführten Griechischen Namen, die

Blumenkranzverkäuferin in Griechenland berühmt war. Die Vortrefflichkeit dieses Gemäldes geht daraus hervor, daß der Römische Feldherr L. Lucullus, der viel Geschmack in den Künsten und Wissenschaften besaß, die bloße Kopie dieses Gemäldes mit zwei Talenten oder 2000 Thalern bezahlte. Die Römer streuten Blumen auf die Straßen, durch welche der Triumphzug eines Feldherrn oder Kaisers oder auch das Leichenbegängniß großer Männer zog; ja sie bestreueten im letztern Falle den Leichnam selbst mit Blumen, wahrscheinlich aber ohne weitere Deutung, als nur die Ehrenbezeugung, welche sie dadurch an den Tag legen wollten. — Auch bei den Neuern ist die Symbolik der Blumen nicht unbeachtet vorübergegangen, auch sie haben ihr gehuldiget und huldigen ihr auch noch, nur nicht bei Allen in dem Grade und in der Ausdehnung der Bedeutung, als bei den Alten. In Frankreich findet man das Rosenfest, welches zur Ehre der Rosen zu Clovis Zeiten jährlich gefeiert wurde, und an welchem ein tugendhaftes Landmädchen mit einem Rosenkranze geschmückt, als Auszeichnung, daß ihre Tugenden an Unschuld der Rosen gleichen, und mit einer Ausstattung bei der Verheirathung belohnt wird; s. Rosenfest, Th. 127, S. 197. und f.; und welche Sitte auch in Deutschland in neuester Zeit an vielen Orten nachgeahmt worden ist. Auch bei den Persern wird jährlich ein Rosenfest gehalten, s. unter Rose (Pflanze), Th. 127, S. 178. Und in figürlicher Beziehung, welche Bedeutung hat nicht der Rosenkranz für das fromme Gemüth der Gläubigen in der katholischen Kirche! Man hat Rosenkranzfeste, besonders sind diese in Spanien sehr wichtig, wo sogar die Schauspieler jedes Jahr einmal im Sommer eine feierliche Rosenkranzprozession halten, die bis in die Nacht hinein dauert. S. auch Rosenkranz und

Rosenkranzfest, Th. 127. — Die sinnbildliche Deutung der Blumen bei den Neuern fängt von dem Mittelalter, der Ritterzeit, an, und hat durch die Ritterschaft und die Poesie ihren Grund gelegt, wenn auch erst in neuerer Zeit ihre Höhe erreicht; denn erst mit der höheren Kultur, mit der Ausbildung der Dichtkunst bei den kultivirten Nationen, beginnt die eigentliche Symbolik der Blumen; bei der einen Nation etwas früher, bei der andern etwas später, je nachdem die Kultur früher oder später Eingang fand. Bei den Deutschen beginnt die eigentliche sinnbildliche Deutung der Blumen um die Mitte des verwichenen Jahrhunderts, auch wohl ein Paar Decennien später, als Uz, Gleim, von Hagedorn, Göthe, Voß, Hölty, Blum, Geßner, Jacobi, Weisse, Denis, v. Stamford, die Grafen zu Stallberg, Karoline Rudolphi, Patzke, Overbeck, Tiedge, Matthison, von Salis, Saphie Mereau, und viele Andere die schöne Natur besangen, da erst fing man an die Rose, Nelke, das Veilchen, Vergißmeinnicht, Maynblümchen ꝛc. ꝛc. mit einiger Bedeutung vor dem Busen, an dem Rocke und auf dem Hute zu tragen, da band man Kränze und Sträuße, warf sich beim Spiele mit Blumen, und seit dieser Zeit werden auch bei Gastmälern Blumen auf die Tafel gestellt und die Gräber der Verstorbenen damit geschmückt. Wenn gleich die Blumen nicht überall von Allen mit der Empfindung aufgenommen werden, die dieses Sinnbildliche in ihnen finden läßt, so findet man doch Wohlgefallen daran, so ergötzt doch zum Theil die Pracht ihrer Farben, zum Theil der Geruch, auch diejenigen, die von ihrer Sprache in dem Morgen- und Abendlande nichts wissen, und nimmt auf Augenblicke ihre Sinne in Anspruch. Wenn wir auch bei den Alten nichts von ihrer Verehrung der Blumen gefunden, wenn nichts von den sinnbildlichen Deutungen

aus denselben, aus ihrer Gestalt, Pracht, Farben ꝛc., bis auf uns gekommen wäre; wenn uns auch die Blumensprache der Morgenländer, der Araber, Türken und Perser, nicht zugekommen wäre, so würden wir eben sowohl den Schlüssel zu diesem Geheimnisse gefunden haben, wie jene Völker ihn fanden, um so mehr, da die Blumensprache eine Herzenssprache, eine Sprache der Liebe ist, und die Blumen alle Empfindungen des Herzens, alle Gefühle der Liebe in Gestalt, Farben und Geruch ausdrücken. Daß die Morgenländer, Araber, Türken ꝛc. ꝛc., die Blumensprache auf das Höchste und schon frühzeitig ausgebildet haben, ehe die Abendländer bei aller ihrer Kultur nur daran dachten, und erst durch das Studium der Morgenländischen Sprachen, Geschichte und Poesie, der Kultur und Sitten der Morgenländer darauf geleitet wurden, ist nicht zu verwundern, wenn man die üppige Pflanzenwelt der Morgenländer, die schönsten Blumenspenden der Natur in diesen Hesperidengärten, denen wir einen großen Theil unserer schönsten Gaben und Zierrathen verdanken, von der einen Seite, und das sinnige Leben des schönen Geschlechts in den Harems von der andern betrachten, wo Alles auf Liebe, auf Genuß berechnet ist, obgleich in diesem Genusse, so hoch er den Europäischen kultivirten Nationen geschildert wird, und so angenehm er uns vorkommt, sich ihn die Phantasie ausmalt, doch auch der verwundende Stachel oder Dorn mancher Blume steckt; denn die Morgenländerinnen sind bei allen Genüssen, bei aller Pracht und Glanz, der sie umgiebt, bei aller Aufmerksamkeit, die man ihnen zollt oder schenkt, nichts weniger als glücklich, und beneiden die Freiheit unserer Frauen und Jungfrauen; dieses sollen selbst Sultaninnen unverholen geäußert haben. Abgesehen von manchen heimlichen Klagetönen zwischen den Mauren der Harems, behalten wir nur

die Blumen und ihre Sprache aus denselben, welche die Erholung ihrer Bewohnerinnen ausmacht; denn nur diese sind die Dolmetscher der Liebe an diesen sonst den Mannspersonen unzugänglichen Orten; nur dadurch wird dem fernen Geliebten angedeutet, was man für ihn fühlt, für ihn empfindet, und wahrlich es kann keine beredetere Sprache gefunden werden, als diese; denn dagegen bleibt die Zungen- und Geberdensprache stumm, nur die Töne der Flöte können hierin mit ihr wetteifern oder in einen Wettkampf treten. Wie sehr die Morgenländer die Blumen verehren, beweisen ihre ihnen gewidmeten Feste, und besonders das der Tulpen, der Lieblingsblume der Türken. Selbst die Großherrn oder Kaiser begingen oft in den Gärten ihrer Harems das Fest der Tulpen (Tchiragham), besonders liebte es der Sultan Abdul Hamid. Das Fest besteht nämlich darin, einige Gartenbeete in dem Garten des Harems zu erleuchten. Vasen von jeder Gattung mit natürlichen und künstlichen Blumen gefüllt, stehen an diesen Beeten entlang, terrassenförmig zusammengestellt, und werden von einer großen Menge von farbigen Lampen, Laternen und in Glasröhren gestellten Wachslichtern, und durch aufgerichtete Spiegel erleuchtet und vervielfältiget. Buden mit verschiedenen Kaufmannswaaren angefüllt, werden von den Bewohnerinnen des Harems gehalten, welche im gehörigen Anzuge die Kaufleute vorstellen. Die Sultaninnen, welche Schwestern, Nichten oder Verwandtinnen des Großherrn sind, werden zu diesen Ergötzlichkeiten eingeladen, und sowohl sie, als der Großherr kaufen kleine Waaren und Stoffe in diesen Buden, womit sie sich untereinander Geschenke machen; sie dehnen ihre Großmuth auch auf solche Frauenzimmer aus, denen es vergönnt wird, sich ihm zu nähern oder welche die Buden halten. Tanz, Musik und Spiel verlängern dieses Vergnügen bis tief in die Nacht und

verbreiten eine Art augenblicklicher Fröhlichkeit innerhalb dieser Mauern. Männer, die uns über den Orient und dessen Sitten und Gebräuche in neuester Zeit Aufklärung gegeben haben, wie von Hammer, Sacy, Millin, von Diez, von Murhard, Beauvoisier, von Schlegel und Andere, erwähnen mehr oder weniger der Blumen und deren Bedeutung bei den Bewohnerinnen des Harems, so wie überhaupt bei den Morgenländern; doch ausführlich möchte man davon wohl nicht unterrichtet seyn, weil im Morgenlande noch so Manches als ein Geheimniß betrachtet wird, besonders aber dasjenige, was die Harems betrifft. Was man darüber weiß, sind bis jetzt bloß Bruchstücke gewesen; denn Werke findet man darüber im Türkischen nicht, und so ist aus der Sprache der Blumen bei den Morgenländern mehr errathen, als wirklich gehört und an der Quelle geschöpft worden ist. Auch sind alle Liebesintriguen in einem Lande, wo das Frauenzimmer sich nicht öffentlich sehen lassen und mit Männern Umgang haben darf, in einen so tiefen Schleier gehüllt, und die Sprache der Blumen, welche eine Ergießung des Herzens ist, wo der Mund nichts versichern darf, so geheimnißvoll angelegt, daß es dem Europäer schwer wird, ein Liebesbriefchen in der Blumensprache zu enthüllen. Auch schweigen ältere Geschichtschreiber der Türken bei der Beschreibung der Sitten und Gebräuche derselben ganz über die Blumensprache, wenn sie gleich die Blumenfeste und andere Vergnügungen in den Harems beschreiben. Ein Beweis wie geheim die Blumensprache bei den Türken gehalten worden seyn muß oder mit welcher Delikatesse man wenigstens im Morgenlande alle Liebeshändel behandelt. Was wir daher über die Symbolik der Blumen und über die Blumensprache der Morgenländer wissen, sind eigentlich nur Fragmente, wie auch schon oben erwähnt worden, die

wohl zur Anleitung in jedem Lande eine ähnliche Sprache zu erfinden dienen, wie dieses auch in neuester Zeit in Deutschland und Frankreich geschehen ist; allein die Liebesbriefchen, Billets-doux, der Morgenländer in der Blumensprache entziffern sie uns nicht, nur einzelne Wörter oder vielmehr einzelne Bedeutungen der Blumen. Aus diesen vielen Einzelnheiten hat man nun ein Ganzes geschaffen, und unter den in Deutschland erschienenen Werken dieser Art, zeichnet sich der Selam oder die Sprache der Blumen, herausgegeben von J. D. Symansky (2te Aufl. Berlin, 1823) vorzüglich aus. Dieses Werk enthält auf 42 Bogen oder 664 Seiten in Duodez die ganze Symbolik der Pflanzen und die Blumensprache, wobei sowohl dasjenige, was sich darüber bei den Griechen und Römern vorfindet, als auch das, was uns bis jetzt aus dem Morgenlande, dem eigentlichen Lande der Erfindung der Blumensprache, bekannt geworden, benutzt worden ist, dabei hat der Verfasser auch die Gedichte Deutscher Dichter über einzelne Blumen aufgenommen, und dadurch den Selam noch anziehender gemacht. Außer diesem größeren und vollständigeren Werke über die Blumensprache erschienen in Berlin noch zwei Werkchen unter dem Titel: „Die Blumensprache oder Bedeutung der Blumen nach Orientalischer Art; ein Toilettengeschenk, 1818;" und: „Die Blumensprache oder Bedeutung der Pflanzen, Blumen und Kräuter nach Orientalischer Art. 1822. Beide Werkchen geben in alphabetischer Ordnung eine Erklärung der Blumennamen oder die hinlängliche Deutung derselben in der Blumensprache. Daß die Erlernung der Blumensprache auch ihre großen Schwierigkeiten hat, um sich dem Gegenstande, an den man im Blumenstyle seine Herzensempfindungen richtet, verständlich zu machen, wird man leicht ein-

sehen, da viele der Blumen nicht eine, sondern mehrere Deutungen haben, die sich oft ganz entgegen sind und Mißverständnisse veranlassen können. So z. B. hat die Ringelblume (Calendula officinalis L.) mehrere Bedeutungen. Bei den Morgenländern deutet diese Blume die Verzweiflung an; dann ist sie ein Sinnbild der Trauer und wird als solches auf die Gräber gepflanzt; nach der Frau von Genlis ist sie ein Bild der Eifersucht. Margaretha von Orleans wählte die Regenringelblume (Calendula pluvialis L.) als ein Sinnbild der Sehnsucht; im Französischen heißt die Ringelblume souci, und wird daher auch als Sinnbild der Sorge, der Bekümmerniß bei den Franzosen betrachtet; denn die Malerin Madame Lebrün stellt auf einem ihrer Gemälde den Kummer als einen Jüngling vor, dessen Haupt mit einem Kranze von Ringelblumen geschmückt ist. Nach der Frau von Latour ist sie das Symbol der Langenweile, und mit einer Rose vereint bedeutet diese Zusammenstellung den sanften Liebesschmerz. Wie schwierig wird daher die Deutung dieser einen Blume dem geliebten Gegenstande, wenn nicht andere Beziehungen noch damit verknüpft sind, welche die Deutung verständlich machen; und so giebt es mehrere Blumen, welche verschiedene Bedeutungen haben, die sich nicht vereinigen lassen. Diejenigen Blumen und Wörter, deren Deutungen so ziemlich allgemein verständlich sind, oder deren, wenn auch mannigfaltige, Deutungen, doch eine Beziehung haben, nicht entgegengesetzte, wie die Rose, Lilie, Anemone, Nelke, Maaßlieb, Hortensia, Hyacinthe, der Majoran, Epheu, Hagedorn, Holunder, das Veilchen, Vergißmeinnicht ꝛc., sind in der Blumensprache immer diejenigen, die man wählen muß um sich verständlich auszudrücken; denn alle Blumen und Kräuter, die viele

entgegengesetzte Beziehungen haben, muß man so selten, als möglich, wählen, oder eine der Deutungen, die man verstanden wissen will, ist von dem Individuum, an welches das Blumenbriefchen gerichtet ist, schon gekannt. Sonst würde sich der geliebte Gegenstand oft mit Zweifeln quälen, die ihm diese Korrespondenz zur Hölle machen. — In dem Literarischen Beobachter vom Jahre 1823, herausgegeben von Fr. Gleich, Bd. 1, Nr. 20, S. 157, findet sich eine Beurtheilung über den Selam, worin zugleich die Anweisung zu einer Liebes-Correspondenz gegeben wird. Es heißt nämlich darin: „Setzen wir einmal den Fall, es liebt einer eine Schöne, die ihm nur selten zu sehen verstattet ist, ungestört vielleicht niemals, und er möchte ihr doch gern die Gefühle seines Herzens eröffnen und sie um ihre Gegenliebe bitten; was könnte er da Besseres thun, als sein Wünschen und Wollen der Geliebten durch ein klüglich gewundenes Blumensträuschen zu eröffnen, das so einfach und prunklos ist, daß selbst die Argusaugen einer, den Freuden der Welt abhold gewordenen Duenna, und die Visitatorblicke eines eifersüchtigen Nebenbuhlers keinen Verdacht bei dessen Ansicht schöpfen können; denn wer in aller Welt wird wohl hinter einigen Blättern und Blüthen von der Cassote, der Cedrele, dem Hauslaub, der Herzblume, dem Kümmel, dem Himmelsstengel, dem Löwenzahn und dem Haargras eine solche Liebesbotschaft suchen, die poetisch zusammengestellt ungefähr also heißen würde:

„Meinen Gruß ich Dir hier sende,
Seele meines Lebens, Du!
Bald nah' ich mich meinem Ende,
Winkst Du mir nicht freundlich zu.
Treue schwör' ich, unverbrüchlich,
Dir, Du meiner Tage Licht;
Doch befrei Dich unvorzüglich
Von dem Wahn, ich liebt' Dich nicht!"

In dem Selam selbst kann man die Bedeutungen der genannten Gewächse oder Pflanzen nachlesen, um die Bedeutung des Sträußchens, das hier gewunden worden, zu finden. Man gewahrt hieraus, daß sich durch Zusammenstellung der Blumen, wie und auf welche Weise solches auch geschieht, sei es nun durch natürliche oder gemachte oder gemalte Blumen eine vollständige Liebescorrespondenz führen läßt. So z. B. in Prosa einige Liebesbriefchen in der Blumensprache zur Probe. Veilchen, Rosen, Geisblatt, und Epheu, zusammen zu einem Strauße verbunden, heißt: Deine Bescheidenheit in der Liebe giebt mir Hoffnung, daß ich Dich ewig besitzen werde; das Veilchen, die Bescheidenheit, die Rose, das Bild der Liebe, das Geisblatt, giebt Hoffnung und der Epheu, der sich an alles anklammert, alles umschlingt, zeigt die Unzertrennlichkeit, das ewige Festhalten eines Gegenstandes an. — Mohn, Sonnenblumen und Vergißmeinnicht heißt: schlafend und wachend gedenke ich Dein, oder vergesse ich Dich nicht. — Eichenlaub, Rosen und Epheu einem Jünglinge überreicht, heißt: Deutscher Jüngling liebe mich ewig; werden diese Gewächse einem Mädchen überreicht, so verwandelt sich das Wort Jüngling in Mädchen. — Aloe, Federnelken, Stachelbeeren und Vergißmeinnicht, heißt: Wenn ich den bittern Kelch leeren soll, daß Du mich fliehst, so heile wenigstens die geschlagene Wunde durch ein Vergißmeinnicht ꝛc. Auf diese Weise kann man nun die Empfindungen des Herzens in der Blumensprache ausdrücken, ohne daß es diejenigen gewahren, unter deren Fürsorge und Leitung die Geliebte steht. Diese Sprache verdanken wir den Bewohnerinnen des Harems, die in den zwar weiten und mit Kostbarkeiten aller Art angefüllten Räumen dieser paradiesischen Gefängnisse nach Freiheit und Liebe sich sehnen, und dieses Sehnen durch die Blumensprache demjenigen

kund thun, den ihr Auge troß aller Vermummungen und Versperrungen erspähete. Zarter kann wohl keine Sprache die Gefühle ausdrücken und zum Herzen sprechen, als diese, um so mehr, da sie Liebe und Sehnsucht erzeugte. — Bei der Blumensprache, die weiter keine Schriftzeichen, Charaktere oder Buchstaben hat, sondern die aus ganzen Wörtern, den Namen der Blumen, besteht, in deren Deutungen die Sprache liegt, hat die Sprachlehre oder Grammatik zwar die beiden Theile: Wortforschung und Wortfügung, allein sie beschränkt sich bloß auf den Sinn dieser Theile, nicht auf die Zergliederung derselben in Redetheile, Deklination und Conjugation ꝛc. In der Wortforschung besteht die Symbolik der Blumen und in der Wortfügung die Blumensprache. Beide sind nicht als abgeschlossen durch die darin erschienenen Werke zu betrachten, sondern die Symbolik läßt sich auch noch auf die alten Blumen ausdehnen, in welchen man noch manche Deutung findet, die entsprechender ist, als die schon vorhandene, und auch die Sprache läßt noch viel, sehr viel in den Ausdrücken und Wendungen zu, welches in der Wahl der Blumen und im Ordnen derselben zu einem Strauße, Kranze ꝛc. liegt. Diese Sprache, so beredet sie auch ist, hat nur das Unangenehme für die Correspondierenden, daß sie vielen Zweifeln Raum giebt und daher oft die Liebenden foltert, besonders wenn man in der Wahl der Blumen und ihren Deutungen nicht recht fest ist. Auch muß bei derselben viel, sehr viel der Einbildungskraft und der Devinationsgabe überlassen bleiben. Wer dieses Beides besitzt, wird die größten Fortschritte in dieser Sprache erreichen. Ein Mehreres über die Blumensprache sehe man in den oben angeführten Werken nach.

Die Zeichensprache der Freymaurer, worunter man die Hieroglyphen, Symbole und Er=

kennungszeichen derselben versteht, ist jedem Maurer verständlich, in welchem Lande er auch geboren seyn und welche Sprache er auch reden mag; ja die Erkennungszeichen kann man selbst in der Nacht verstehen, und sie auch theilweise dem Blinden und Tauben beibringen, da sie in Worten, Zeichen und Griffen bestehen. In welchem Lande sich auch Maurer treffen, so können sie sich als solche erkennen, es sey am Tage oder in der Nacht. Die allgemeine Maurersprache wird dem angehenden Maurer bei seiner Einweihung mitgetheilt, die besondere, die den einzelnen Graden in der Maurerey angehört, nur dann erst, wenn er zu diesen Graden befördert wird. Zeichen und Griff können so unvermerkt gegeben werden, daß sie von allen Personen, die um mehrere Freimaurer stehen, nicht bemerkt werden. Das Wort zu ertheilen, hat schon mehr Schwierigkeiten, da es nicht mit einem Male ausgesprochen, sondern buchstabirt werden muß. Durch den Griff kann man sich dem Blinden, durch das Zeichen dem Stummen und durch das Wort und den Griff in der Nacht zu erkennen geben. Jeder Grad in der Maurerey, wie auch schon oben bemerkt worden, hat seine Zeichen, Worte und Griffe, z. B. der Johannisgrad, Andreasgrad ꝛc., und dann wieder die Stufen in demselben, als Lehrling, Gesell und Meister; denn es ist in vielen Fällen nicht genug, sich nur als Maurer im Allgemeinen zu erkennen zu geben, sondern man muß auch die Zeichen der Stufen und Grade, die man erlangt oder erstiegen hat, angeben, welches dann durch die besonderen Zeichen, Worte und Griffe geschieht. Die Zeichen selbst hier anzuführen, die man in so vielen, in neuester Zeit erschienenen Schriften der aufgedeckten Freymaurer-Geheimnisse findet, würde zwecklos seyn, da der wahre Maurer sich über dergleichen Geheimnisse seines Ordens nicht äußert, und auch in Rücksicht seines geleisteten Eides

nicht äußern darf, es also auch ungewiß ist, ob die in vielen Freimaurerschriften mitgetheilten Zeichen die richtigen sind, oder ob nicht die Spekulation auf einen ansehnlichen Gewinn dergleichen Geheimnisse zum Theil erdichtet und an das Licht fördert, weil aufgedeckte Geheimnisse, von welcher Art sie auch seyn mögen, immer für den Uneingeweihten einen großen Reiz haben, sie zu wissen. Aber auch von der andern Seite betrachtet, giebt es wohl wenige Geheimnisse, die nicht enthüllt worden wären, und besonders von Ordens-Verbrüderungen; denn es giebt unter vielen Mitgliedern eines Ordens, selbst bei der sorgfältigsten Prüfung vor der Anfnahme, immer Individuen, die, sey es aus Rache oder aus sonst einem Grunde, sich ihrer eingegangenen Verpflichtungen entziehen, ihren Eid brechen, und so der Enthüller oder Entdecker von Geheimnissen werden, die für das größere Publikum oft von geringem Interesse und gar keinem Nutzen, für den Orden aber von Wichtigkeit sind, indem sie seine Verbindung in Erkennung der Mitglieder durch Zeichen und Symbole in allen Ländern und Orten erleichtern, durch Aufdekkung dieser Zeichen ꝛc. aber erschweren; nicht zu gedenken, daß dabei oft noch die Absicht vorwaltet, den Orden durch Aufdeckung mancher Ceremonien, die mit den Zeichen in Verbindung stehen, und aus dem Zusammenhange gerissen, komisch und kleinlich erscheinen, lächerlich zu machen, und im Publikum um sein mysterieuses Ansehen zu bringen. Dergleichen enthüllte Geheimnisse findet man nicht bloß in den neuesten Schriften über die Geheimnisse der Freimäurer ꝛc., z. B. im Signatstern, der Sarsena ꝛc., sondern auch in älteren Schriften, z. B. in der kurzgefaßten Geschichte u. geretteten Ehre des erlauchten Freimaurer-Ordens v. Ehrhardt (Coburg, 1754); in dem Compaß der Weisen (Berlin, 1782) ꝛc., die alle den Zweck haben, den Uneingeweih-

ten in die Geheimnisse der Maurerey einzuweihen. Ueber die Maurerey selbst; s. den Art. Frey-Mäurer, Th. 15, S. 60 u. f.

Die Farbensprache ist eine nicht minder wichtige Sprache für Liebende, als die Blumensprache, und kann durch verschiedene farbige oder gefärbte Produkte, als Steine in Ringen, Busennadeln, Armbändern; Hals- und Kopfschmuck oder Haarschmuck, Kleider, Tücher, Bänder, Hüte, Schuhe, Strickbeutel, Geldbeutel oder Börsen, Sonnenschirme, Tassen, überhaupt durch alle Gegenstände, die sich zu Geschenken eignen, ausgedrückt werden. Ueberschickt oder schenkt z. B. ein Jüngling seinem Mädchen einen Ring mit einem Saphir oder sonst einem blauen Steine, so heißt dieses: Ich bin Dir treu, rechne aber auch auf Deine Treue. Ein Taschenbuch mit grünem Einbande und rosenrothem Zeichenbändchen, will sagen: Ich hoffe und liebe; oder: meine Hoffnung ist, daß Du mich liebst. Eine Bandschleife von rosenrothem, blauem und gelbem Bande vor dem Busen, an dem Hute, oder auch eine Scherpe aus diesen drei Farben bestehend, will sagen: Ich liebe und bin treu, nur eifersüchtig, wenn nämlich die gelbe Farbe in der Mitte steht, ist sie nach aussen gekehrt, das heißt, bildet sie eine der beiden Seiten oder Flügel, so heißt es: Treue Liebe ohne Eifersucht, oder auch: Ich liebe treu ohne Eifersucht, je nachdem die blaue, gelbe oder rothe Farbe voran steht. Eine gelbe und weiße Bandschleife, heißt: Du quälst mich mit Eifersucht, aber ich bin unschuldig. Ein violetter Sonnenschirm mit rosenrother Kante oder Borte, heißt: So wie mein Glaube an Gott nicht wankt, so wankt auch nicht meine Liebe; ist die Borte blau, so heißt es statt Liebe, Treue. Ein schwarzer Hut mit grünem Schleier, heißt: Ich bin betrübt über meine fehlgeschlagenen

Hoffnungen. Ein blauer Hut mit schwarzem Schleier deutet auf Treue bis in den Tod. Ein scharlachrothes Band mit grüner Einfassung, oder ein grüner Hut mit scharlachrothen Federn, oder ein grünes Schnupftuch mit scharlachrothen Blumen ꝛc., heißt: Ich brenne vor Verlangen, Dich zu sehen und zu sprechen. Ein gelbes Halstuch oder eine gelbe Scherpe, heißt: Fühle meine Mißgunst; ist die Farbe ein bleiches Gelb: Du erweckst meinen Neid; ein schmutziges, ein Ochergelb: empfinde meinen Haß. Die Lila-Farbe, eine Schattirung des Violettes, deutet auf Sanftmuth und Bescheidenheit; die braune, auf Dauer, die kastanienbraune, auf Muth und Genuß; die goldgelbe, auf Hochmuth, Stolz; die Orange, auf ein sanftes Feuer, welches fortlodert; die Purpurfarbe, auf Hoheit, Majestät; die aschgraue, auf Niedergeschlagenheit, Gram und Vernichtung od. Verzehrung; die silbergraue, auf Edelmuth; die schillernde Farben, wie blau und grün, oder roth und blau oder blau und braun gemischt, auf Aprillaunen, veränderlichen Sinn ꝛc. Mehrere Farben haben auch mehrere, jedoch immer verwandte Bedeutungen. So bezeichnet z. B. die blaue Farbe: Treue und Beständigkeit; die grüne: Hoffnung und Verlangen; die schwarze: Trauer und Betrübniß; die weiße: Unschuld und Sittenadel ꝛc. ꝛc. Durch Zusammenstellung der Farben im Anzuge, in Ueberschickung von Geschenken ꝛc. ꝛc., kann man eben sowohl eine Liebescorrespondenz bewerkstelligen, als mit den Blumen. Wenn man z. B. neben die grüne die rosenrothe, die blaue, die violette und dann wieder die rosenrothe Farbe setzt, so heißt dieses: Ist Deine Hoffnung auf meine Liebe so beständig wie Dein Glaube, so ist Dir meine Liebe gewiß. Setzt man zu der gelben Farbe, die aschgraue und rosenrothe,

so heißt es: Deine Eifersucht vernichtet meine Liebe. Setzt man zu der rosenrothen Farbe eine von den Schillerfarben, so heißt es: Deine Liebe ist veränderlich, hat Aprillaunen. Setzt man zu der scharlachrothen Farbe die grüne, die rosenrothe, die goldgelbe, die aschgraue und wieder die grüne, so heißt es: Ich trage ein brennendes Verlangen Dein Herz zu besitzen; aber Dein Stolz vernichtet meine Hoffnung. Setzt man zur Lila-Farbe die kastanienbraune, die rosenrothe, und die aschgraue in zwei Schattirungen, so heißt es: Deine Bescheidenheit giebt mir nicht den Muth, um deine Liebe zu bitten, daher verzehret mich der Gram. — Auf diese Weise kann man die Farben, deren Lob in sinnbildlichen Deutungen auch Müchler in sechs Gedichten besungen hat,*) auch zu einer sehr angenehmen und bilderreichen Zeichensprache gebrauchen. Man kann nun die sinnbildlichen Zeichen in dieser Sprache auch noch dadurch ansehnlich vermehren, daß man eine andere Zeichensprache, z. B. die Finger- und Geberdensprache der Neapolitanerinnen, die auch bei uns den Liebenden nicht unbekannt ist, damit verbinden, und so dasjenige dadurch ergänzen, was in Farben entweder gar nicht oder doch nicht verständlich genug ausgedrückt oder angedeutet werden kann. Uebrigens muß sowohl bei dieser Sprache, als auch bei der Blumensprache, ein Verständniß zwischen Liebenden schon vorhanden seyn, um das Verstehen dieser Sprachen zu erleichtern; denn ohne vorhergegangene Bekanntschaft und Kenntniß der gegenseitigen Charaktere durch den Umgang, werden diese Sprachen in ihrer ganzen Ausdehnung schwer zu verstehen seyn, weil vieles bei denselben nur durch diesen Schlüssel

*) Die Farben, die Blumen und der Schmetterling von Karl Müchler. Berlin und Leipzig, 1809. Man findet in dieser Sammlung von Gedichten, das Lob der weißen, röthen, blauen, violetten, gelben und grünen Farbe besungen.

verständlich wird; auch gehört dazu eine sehr rege Einbildungskraft, um das durch Worte in diesen Sprachen zu ergänzen, was den Zusammenhang der Rede bildet.

Die Grimassensprache, ist mehr eine Sprache des Mimen auf den Brettern, als des gesellschaftlichen oder Umgangslebens. Sie ist besonders eine beredete Sprache in der Posse und in dem Lustspiele, und besteht in allen nur möglichen Verzerrungen oder Verziehungen des Gesichts, die auf diese oder jene Thorheiten des Lebens sehr deutlich anspielen. Das Grimassiren erfordert, außer den natürlichen Anlagen, auch viel Studium, wenn nämlich die Grimassen eine bedeutungsvolle Gesichtssprache abgeben sollen, sonst sind sie weiter nichts als zum Lachen reizende Verzerrungen der Gesichtsmuskeln, die nur in so fern ihre Verdienste haben, daß sie auf Augenblicke das Zwergfell erschüttern. Die eigentliche Grimassen-Sprache gehört in das Gebiet der Physiognomik, indem uns dieselbe mit so manchen Leidenschaften, die im Innern des Menschen toben, bekannt macht, z. B. mit dem Geize, der Habsucht, der Begierde nach außergewöhnlichen Dingen, dem Zorne, Grolle, Hasse, der Rache, der Spitzfindigkeit, dem Spotte, verbissenem Schmerze, und mehreren andern Leidenschaften. Der Mime, der diese Leidenschaften in seinem Spiele ausdrücken will, muß sie an Andern genau studirt haben; er muß alle Regungen des Gemüths, die sich in Verzerrungen des Gesichts ausdrücken, genau kennen, um sie treu kopiren zu können; er muß selbst dem Gesichte künstlich diejenigen Farben zu geben wissen, die ihn beim Grimassiren unterstützen können; kurz er muß mit der Natur die höchste Kunst verbinden. Wie das Grimassiren in den verschiedenen Leidenschaften ausgedrückt wird, kann hier nicht angeführt werden,

weil sich dieses nicht ohne genaue Abbildung beschreiben läßt.

Die Fächersprache war ehemals eine nicht ganz unwichtige Liebessprache bei uns und in Frankreich, und soll es auch noch jetzt in Spanien seyn, wo die Fächer (Abanicos) noch ihr altes Recht behaupten, nicht nur die Abkühler erhitzter Wangen, sondern auch die Telegraphen der Liebe zu seyn. Die Frauen und Jungfrauen können es wohl in Deutschland mit Recht bedauern, daß die Mode, Fächer zu führen, abgekommen ist; sie könnten mit Recht auf den engherzigen Arzt zürnen, der diese Abkühlungs-Methode, als der Gesundheit schädlich, bei ihren Müttern in Mißcredit gebracht hat; denn ein leises Fächeln mit dem Fächer bei einer leichten Transpiration, kann wohl nicht so ungünstig auf die Gesundheit einwirken, daß dadurch der Tod herbeigeführt wird; und welche Vortheile sind dagegen nicht von demselben zu erlangen; sollte es auch nur derjenige seyn, hinter dem Fächer in der Kirche andachtsvoller beten zu können, wie der Mann hinter seinem Hute. — In Spanien, besonders in Madrid, trägt Alles Fächer, von der Königin bis zum Sträußermädchen herab. Die blinden Zeitungsweiber, die Bettlerinnen an den Kirchenthüren, kurz jedes weibliche Wesen, es sey so reich oder so arm es nur immer wolle, hat seinen Fächer oder Abanico. Kein kleines Mädchen geht in die Schule, sie muß ihren Fächer bei sich haben, keine Matrone wagt sich zu einer Nachbarin, ohne ihren Abanico mitzunehmen. Der Fächer ist den Spanierinnen weit unentbehrlicher geworden, als ihr Sonnenschirm, den sich die vornehmen Frauen und Jungfrauen von ihren hinterherschreitenden Zofen über den Kopf halten lassen. In den Händen der Spanierinnen, sagt Fischer, wird der Abanico zum Spielwerk der Grazien; sie brauchen ihn mit einer Kunst und Leichtigkeit der nichts gleich

kommt. Eine jede Bewegung mit demselben ist von Bedeutung für denjenigen, der diese Fächersprache versteht. Sie entwickeln beim Fächeln mit demselben alle Schönheiten einer niedlichen Hand und eines reizenden Armes; sie zürnen, sie schmeicheln, sie befehlen mit dem Fächer. Er wird in ihrer Hand zum Dolmetscher aller ihrer Empfindungen, zum Späher aller ihrer Reize und Geheimnisse; er ist Zeuge von allem, was im Verborgenen vorgeht, ja die Frau und Jungfrau, auf dem Ruhebette liegend, fächeln sich damit bis sie einschlafen. Wer sein Glück bei einer Spanierin versuchen will, der giebt ihr Dulces oder einen Abanico. — Der Fächer zeigt in der Liebessprache Alles an, was den Geliebten beglücken oder was seine Hoffnungen und Wünsche vernichten kann. Wird er nur halb geöffnet, so darf er sich Hoffnung machen, daß seine Wünsche in Betrachtung gezogen werden; öffnet man ihn ganz, so wird er erhört; bleibt er dagegen geschlossen, so hat er für sich nichts zu erwarten; so werden seine Bewerbungen abgewiesen. Nach den verschiedenen Lagen des Fächers bestimmt man die Stunde, in welcher eine Zusammenkunft Statt finden kann, und so auch den Ort, wo solche geschehen soll. Das Herrufen wird durch das Fächeln mit dem Fächer nach dem Körper zu, und das Bleiben in der Entfernung abwärts von dem Körper angezeigt; und so giebt es eine Menge von Zeichen mit dem Fächer, die alle zur Hieroglyphik der Liebe gehören, und auch bei uns, als die Fächer noch Mode waren, zu diesem Zwecke angewendet wurden.

Sprache (Zigeuner=), Sprache der Sunder, die Sprache eines Volkes, welches sich überall seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts in Europa verbreitet hat, und nach Einiger Meinung aus Afrika, nach Anderer aus Asien herstammen soll. Einige Schriftsteller wollen sie von den Aegyptiern, an=

dere von den Juden, wiederum andere von den Ost-Indiern abstammen lassen, und diese Letzteren, wozu auch Grellmann*) gehört, scheinen nach Allem, was sie darüber aufstellen, nicht ganz Unrecht zu haben. Nach dem eben genannten Schriftstellen, stammen sie aus der Kaste der Sunders oder Pareier, der niedrigsten Kaste der Indier ab, deren Charakter, Lebensart ꝛc., ganz mit derjenigen der Zigeuner übereinkommt; s. unter Zigeuner, in Z. Was nun die Sprache dieses Volkes betrifft, so sind die Schriftsteller gar nicht einig, woher sie ihren eigentlichen Ursprung leiten sollen; denn wenn auch die Abstammung dieses Volkes aus Indien seyn soll, so ist doch ihre Sprache so verschieden, daß man eigentlich nicht weiß, welche man als die Stammsprache ansehen soll; denn aus den drei Uebersetzungen des „Vater unser" in die Zigeunersprache, die Grellmann in seinem Werke aufgenommen hat, sollte man kaum glauben, daß sie in einerlei Sprache abgefaßt seyen, so sehr weichen sie von einander ab. Man hält sie für ganz entfernte Dialekte einer Sprache; und wenn die Hindostanische Sprache als Ursprache bei diesem Volke angenommen werden kann, so liegt diese Verschiedenheit der Mundarten in dem häufigen Wechsel der Länder, worin dieses Volk seinen Aufenthalt genommen, und deren Sprache es mit der seinigen vermischt oder daraus Wörter in die seinige aufgenommen hat. Man war erst über die Zigeunersprache noch mehr im Dunkeln, als man es jetzt ist, obgleich die Aehnlichkeit der Wörter daraus mit denen der Indischen Sprache immer noch keinen Beweis giebt, daß sie von dieser Sprache abstammt, eine Mundart derselben ist, wie neuere Schriftsteller wollen, und wie auch schon oben ange-

*) Historischer Versuch über die Zigeuner ꝛc., von H. M. G. Grellmann. 2te Aufl. Göttingen, 1787.

führt worden ist. Man wußte nicht, ob es eine erdichtete oder eine wirkliche Volkssprache sey, und welchem Volke sie dann ursprünglich angehöre. Man hielt sie erst für das sogenannte Rothwälsch, die Diebes- oder Kochemersprache, s. Th. 128, S. 26 und f., ein Gemisch aus Hebräischen, Deutschen und Slavischen Wörtern; allein die Untersuchungen zeigen das Gegentheil; denn Deutsche Wörter findet man sehr wenige in der Zigeunersprache, und diejenigen, welche man hin und wieder darin findet oder von den Zigeunern reden hört, selbst bei diesem Volke in Ungarn, Siebenbürgen und Polen, sind durch den Umgang mit Deutschen, besonders mit Juden, darein gekommen; denn sonst hat die Zigeunersprache weder Deutsche Wörter, noch Beugungen, noch überhaupt einen der Deutschen Sprache ähnlichen Klang; auch kann sie schon darum nicht Rothwälsch seyn, weil diese Sprache schon lange vor dem Erscheinen der Zigeuner in Europa bekannt war; das Zigeunerische aber vor dem Jahre 1417 noch nicht in Deutschland gehört wurde, so wie sie überhaupt vor dem funfzehnten Jahrhunderte in ganz Europa noch nicht bekannt gewesen seyn soll, wie auch schon oben erwähnt worden. Einige Schriftsteller geben zwar zu, daß die Sprache der ersten Zigeuner in Europa irgendwo wirklich Landessprache gewesen sey; allein sie sind der Meinung, daß sie theils vorsätzlich zu räuberischen und andern Absichten durch Verdrehung der Wörter, Versetzung von Buchstaben ꝛc. von den Zigeunern selbst verderbt, theils zufälliger Weise durch die Länge der Zeit und durch die ewigen Wanderungen dieses Volkes so entstellt und verfälscht worden sey, daß man sie jetzt als eine ganz neue und nur unter den Zigeunern übliche Sprache betrachten könne. Diese Meinung ist nicht zu verwerfen, welche auch Büsching von dieser Sprache hat, indem er sagt: „Die Sprache der

Zigeuner ist aus Wallachischen, Slavonischen, Hungarischen und anderer Nationen verdorbenen Wörtern zusammengesetzt.“ Indessen wollen andere Schriftsteller dieses nicht in dem Grade zugeben, daß dadurch die dem Volke zugehörige Ursprache, die der jetzigen zum Grunde liegt, abgeläugnet wird. Auch dieses läßt sich hören; denn sobald das Volk als ein ganz fremdes und als eine ganz eigenthümliche Erscheinung in Europa betrachtet wird, und auch werden muß, so muß es auch bei seinem Erscheinen eine eigenthümliche Sprache gehabt haben, sonst hieße es, dieses Volk zu einem Europäischen machen zu wollen, welches nur durch irgend einen Umstand zu dieser herumschweifenden, den Europäern gar nicht eigenthümlichen, Lebensart gekommen sei, und dann würde dasjenige, was von den Juden unter Rothwälsch, Th. 128, gesagt worden, hierher gehören; dagegen streiten aber die meisten Schriftsteller, indem sie behaupten, das Volk sei ein fremdes, welches in dem oben erwähnten Jahrhunderte in Europa eingewandert wäre, nur von welcher Abkunft es sei, und welche Sprache es mit nach Europa seiner neuen Heimath gebracht habe, darüber sind sie nicht einig. Grellmann in der oben in der Note genannten Schrift, S. 149 und f., sagt:

Es scheint sonderbar, daß die Sprache eines Volkes, welches seit Jahrhunderten schon unter uns lebt, und über das man auch fast eben so lange schon Untersuchungen angestellt hat, bis auf die neuesten Zeiten eine so streitige Sache geblieben ist. Man hatte ja allenthalben Zigeuner zur Hand und konnte sie, so genau und oft man wollte, über ihre Sprache befragen; eine leichte Mühe wäre es also gewesen, sich mit derselben so weit bekannt zu machen, daß man sie mit den Mundarten anderer Völker hätte zusammen halten, und vermittelst dieser Vergleichung zu einiger Gewißheit kömmen können. So scheint es; bei näherer Ansicht hat aber die Sache eine ganz andere Gestalt. Erstlich ist es nicht so leicht, dem

Zigeuner über seine Sprache auszuforschen, als man vielleicht vermuthen dürfte. Er ist argwöhnisch und glaubt, es sei ihm gefährlich, Anderen dieselbe zu offenbaren, und leuguet daher wohl gar, daß er eine eigene Sprache habe. Schon dieses macht, daß man nicht leicht erfährt, was man wissen will. Hierzu kommt nun noch, daß diese Leute, ihrer flatterhaften Denkungsart wegen, niemals recht Acht haben auf das, was sie gefragt werden. Ein Schriftsteller, der dieses aus mehrmaliger Erfahrung zu wissen versichert, drückt sich darüber mit folgenden Worten aus: „Gesetzt, es käme Jemanden die Lust an, diese Sprache zu erlernen, so hält es doch sehr schwer, diesen Zweck zu erlangen; denn der Umgang ist mit diesem Volke fast unerträglich, und die wenigsten haben so viel Verstand, einem andern etwas beizubringen, und auf eine vorgelegte Frage gehörig zu antworten. Fragt man sie um ein einziges Wort, so plaudern sie eine Menge her, daraus kein Mensch klug werden kann.“ Eben so ist es auch Anderen ergangen, die bei aller angewandten Mühe nicht einmal das Vater Unser von ihnen in ihrer eigentliche Sprache erhalten konnten. Wenn nun auch die Sprache der Zigeuner, bald nach ihrer Ankunft in Europa, bekannt gewesen wäre, so würden doch deswegen die Urtheile der Gelehrten nicht minder verschieden ausgefallen seyn; denn um sogleich die Wahrheit zu treffen, gehörte auch ein anderes Erforderniß dazu, dasjenige nämlich: die Hauptsprachen der Völker in und außer Europa, wenigstens im Allgemeinen daneben übersehen zu können. Bei dieser Uebersicht würde sich allerdings leicht die rechte Mutter oder Schwester der Zigeunersprache entdeckt haben. Wie konnten aber die Gelehrten der vorigen Jahrhunderte solche Männer seyn, da ihnen die Hülfsmittel fehlten, die nun in so zahlreicher Menge dem historischen Sprachforscher die Hand bieten. Aber dieses war ehemals nicht, wo Kenntnisse dieser Art unendlich eingeschränkter waren, als jetzt; kein Gelehrter, war er auch ein noch so großes Licht seiner Zeit, konnte also, durch Schuld der Umstände, unter welchen er lebte, das Vaterland der Zigeunersprache finden ꝛc.

Um nun zu beweisen, daß die Zigeunersprache eine Indische ist, so wie das Volk, welches sie redet, treten mehrere Schriftsteller, darunter auch der oben erwähnte Grellmann, auf. Eine frühere Nachricht über die Zigeunersprache, daß sie wohl Indischen Ursprungs seyn könnte, findet sich in dem Wiener Anzeiger, Jahrg. 6, S. 87 u. f. Es berichtet nämlich darin ein gewisser Hauptmann Szekoly von Doba in Lateinischer Sprache, welches hier in Deutscher wiedergegeben wird: Es habe ihn im Jahre 1763 ein Buchdrucker Namens Stephan Pap Szathmar Nemethi besucht, und ihm unter andern Gesprächen, nachdem man auch auf die Zigeuner gekommen, folgendes darüber mitgetheilt: Er habe aus dem Munde eines reformirten Predigers, Stephan Vali, zu Almasch im Komorner Komitat gehört, daß dieser Vali, als er auf der Hochschule zu Leiden studiert habe, mit den Malabarischen Jünglingen, von denen immer drei daselbst studieren mußten, und die nicht eher in ihr Vaterland zurückkehren durften, als bis wieder drei andere an ihre Stelle eingetroffen waren, in Bekanntschaft gestanden. Da er nun bei ihrem Umgange bemerkt habe, daß ihre Muttersprache derjenigen, die den Zigeunern in Ungarn eigenthümlich ist, überaus ähnlich sey, so habe er diese Gelegenheit benutzt, um sich mehr als tausend Wörter, nebst ihrer Bedeutung, aus ihrer Sprache aufzuzeichnen. Dabei hätten diese Jünglinge zugleich versichert, daß sich auf ihrer Insel ein Strich Landes oder eine Provinz, Czigania genannt, wirklich finde. Nachdem nun Vali von der Universität wieder zurückgekehrt sey, habe er sich über die Bedeutung der mitgebrachten Malabarischen Wörter bei den Zigeunern in Rab erkundiget, und diese hätten ihm jedes Wort ohne Mühe zu dolmetschen gewußt. — Nach diesem Berichte würde die Zigeunersprache aus Malabar stammen. Wenn gleich das

eigentliche Samscrit, die Brahminensprache, von der gemeinen Volkssprache in Indien sehr verschieden ist, und sich nach Grellmann wie reines Latein zu dem jetzigen Italienischen verhält, und die jungen Malabaren, die Vali auf der Universität zu Leiden antraf, wahrscheinlich Brahminensöhne waren, und also das Samskrit redeten, so läßt sich daraus erklären, daß die Zigeuner in Rab die meisten Wörter verstehen mußten, wie es mit der Lateinischen und Italienischen der Fall ist, welche beide Sprachen auch eine durch die andere verständlich wird oder doch größtentheils zu verstehen ist; denn wer Lateinisch kann, wird die meisten Italienischen Worte verstehen, und so auch umgekehrt; denn das Meiste wird immer bei verwandten Sprachen aus der Aehnlichkeit errathen. Auch Büttner, Rüdiger, Pallas, Marsden, der Verfasser einer Geschichte von Sumatra und ehemaliger Resident in Ostindien, und andere Gelehrten, deuten alle darauf hin, daß die Sprache der Zigeuner Ostindisch sey. Pallas versichert in den neuen Nordischen Beiträgen, Bd. 3, S. 96, daß sich seit dem Anfange des verwichenen Jahrhunderts in Astrachan Indier, aus der Provinz Multan niedergelassen hätten, und daß man zwischen der Sprache dieser Indier und jener der Zigeuner Aehnlichkeit beobachten wolle. Marsden hat nicht nur von den Zigeunern in England so viele Wörter gesammelt, als er nur erhalten konnte, sondern hat sich auch durch Briefwechsel von Konstantinopel eine Sammlung von Wörtern der dort herum befindlichen Zigeuner verschafft, welche Wörter, mit denen aus der gemeinen Ostindischen Sprache verglichen, bewiesen haben, daß beide Sprachen nicht nur Aehnlichkeit haben, sondern eine und dieselbe sind. Nebenstehende Tabelle dient zu einer Vergleichung der Zigeuner mit der Ostindischen Sprache, wobei die Deutsche Bedeutung

Vergleichungs-Tabelle

der

Zigeunerischen und Hindostanischen Sprache.

Zu S. 484.

Hauptwörter oder Substantiva.

Zigeunerisch.	Hindostanisch.	Deutsch.	Zigeunerisch.	Hindostanisch.	Deutsch.	Zigeunerisch.	Hindostanisch.	Deutsch.
Tziro	Wakht	Die Zeit.	Tzaster	Luha	Das Eisen.	Naja	Nau	Der Nagel am Finger.
Bersch	Burz	Das Jahr.	Tschino	Kelley	Das Zinn.	Sunjo	Sunnj	Das Gehör.
Manet	Meina	Der Monat.	Molliwo	Mulwa	Das Bley.	Sik	Tschjk	Der Geschmack.
Efta	Hefta	Die Woche.	Chas	Gas	Das Gras.	Tschib	Tschuvani	Die Sprache.
Diwe	Diw	Der Tag.	Karscht	Garsch	Der Baum.	Nao	Nom	Der Name.
Rátji	Rateh	Die Nacht.	Tschjlka	Tschal	Die Rinde.	Bok	Buk	Der Hunger.
Feizrile	Fazir	Der Morgen.	Patrin	Pat	Das Blatt.	Ghas	Kassj	Der Husten.
Doga	Tschis	Die Sache, das Ding.	Pabuj	Pawug	Der Apfel.	Paro, Birda	Bharr, Birz	Die Last
Kak	Tulad, Rykem	Das Geschlecht.	Brohl	Prohlo	Die Birne.	Goji	Goig	Die Wurst.
Goswro	Gustur	Die Weise.	Madjho	Mudkj	Die Fliegen.	Manru, Maro	Mauro	Das Brod.
Dewel, Dél	Khoda, Allah	Gott.	Kirja	Kiro	Die Ameise.	Tschorori	Tscherjsi	Die Armuth.
Deuw	Deuw, Muret	Der Götze.	Jua	Juj	Die Laus.	Koro	Kurti	Das Kleid.
Manusch, Gadze	Manns, Murd	Der Mensch.	Pischom	Pjsche	Der Floh.	Jegag	Jagga	Der Ort.
Bollopen, Bolipen	Dune	Die Welt.	Motscho	Mutschli	Der Fisch.	Gaue	Gauw	Das Dorf.
Tscheross	Bchescht, Asman	Der Himmel.	Tschiriklo	Tschuri	Der Vogel.	Tschater	Tschater	Das Zelt.
Tscherhe	Tara	Der Stern.	Por	Purr	Die Feder.	Jsba	Jschba	Das Gemach, Zimmer.
Kham Diéss	Kam, Surez	Die Sonne.	Gra, Grea	Gorra	Das Pferd.	Raja	Raja	Der Herr, der Fürst.
Tschon, Tschumuth	Tschand	Der Mond.	Grast	Ghassi	Der Hengst.	Ranj	Raji	Die Fürstin.
Probal	Howah	Die Luft.	Guru	Gorna	Der Ochse.	Raz	Raz, Surdary	Das Fürstenthum.
Thu	Dhuah	Der Rauch.	Gurunji	Gaj	Die Kuh.	Kugriben	Jungro	Der Krieg.
Jag	Ag	Das Feuer.	Bakra, Bakro	Bhjra, Bhjri	Das Schaaf.	Jammadar	Surrdar	Der Befehlshaber.
Panji	Panj	Das Wasser.	Balo, Bala	Pala, Sur	Das Schwein.	Kutwnoskro	Gardj, Tscholdar	Der Soldat.
Phu	Puma	Die Erde.	Ballitschi, Bali	Pali	Die Sau.	Banduk	Sanduk	Die Büchse.
Bear	Beiar	Der Wind.	Schero	Ser	Der Kopf.	Tombun	Tombur	Die Trommel.
Brischint	Birrsat	Der Regen.	Bàl	Bàl	Das Haar.	Gono	Guna	Der Quersack.
Osch	Osch	Der Thau.	Aok, Jak	Awk	Das Auge.	Goro	Dhoro	Der Degen.
Koeddo	Kohassa, Kohol	Der Nebel.	Kan	Kawn	Das Ohr.	Tsche, Tschaj	Tschuknj	Das Mädchen.
Gere	Gerrah	Die Grube.	Nàk	Nakk	Die Nase.	Tschawo	Tschokna	Der Knabe.
Geb	Gibah	Das Loch.	Mui	Mu	Der Mund.	Tschek	Tschekerin	Die Jungfer.
Hanj, Hanik	Huah	Der Brunnen.	Dant	Dant	Der Zahn.	Dade, Dadi	Bab	Der Vater.
Tallo	Tallauw	Der Teich.	Tschib	Tschibb	Die Zunge.	Daj	Ma	Die Mutter.
Balu	Bull	Der Sand.	Tschutsi	Tschatti	Die Brüste.	Pän	Paban	Die Schwester.
Báre	Sanka	Der Stein.	Mossin	Bhan	Der Arm.	Dschor	Dschur	Der Dieb.
Wahlin	Belun	Das Glas.	Wat	Hateh	Die Hand.	Dschordas	Dschurj	Der Diebstahl.
Sonnai	Suna	Das Gold.	Piro, Pro	Par	Der Fuß.	Sapuni	Savin	Die Seife.
Rùp	Ruppa	Das Silber.	Tschanga	Dschunga	Das Knie.			

Beiwörter oder Adjectiva.

Zigeunerisch.	Hindostanisch.	Deutsch.
Puro	Purana	Alt.
Prinjerdo	Tschinta	Bekannt.
Nango	Nenga	Bloß.
Sano	Schano	Dünn.
Duber	Duara	Doppelt.
Baro	Burra	Groß.
Boko	Buka	Hungrig.
Bango	Benka	Krumm.
Tikno, Tigno	Tengna	Kurz.
Bango	Lingra	Lahm.
Kindo	Binga	Naß.
Nevo	Naia	Neu.
But	Bot, Fatta	Viel.
Perdo	Purra, Bharra	Voll.
Tscha	Sutscha	Wahr.
Bharahilo	Barri	Schwer.
Guldo	Nitha	Süß.
Gor	Gehera	Tief.
Mojas, Merla	Mua, Whakka	Todt.
Schukrohilo	Sukka	Trocken.
Tatto, Tatip	Gorm	Warm.
Dur	Tschaura	Weit.
Latscho	Bala	Gut.
Barwello	Matwirr	Reich.
Kalo	Kala	Schwarz.
Parna	Saffed	Weiß.
Ajecto	Ekara	Einfach.
Tschimaster	Netko, Kemed	Ewig.
Naneleskeksi	Tschimmero	Zähe, Zach.
Mitschach	Tik	Strenge.

Zeitwörter oder Verba.

Zigeunerisch.	Hindostanisch.	Deutsch.
Tschindas	Schina-kurrna	Anschreiben.
Tschjl	Hjlna	Beben.
Mangawa	Mangna	Betteln.
Pakjum	Turauna	Brechen.
Bandopen	Bandna	Binden.
Pral	Dekárhuna	Darben.
Perdo	Tschukauna	Erfüllen.
Gana	Kauna	Essen.
Nasch	Tschuna	Fließen.
Jarawe	Darawe	Ich fürchte.
Muterwawa	Mutna	Harnen.
Getschaha	Jauna	Hingehen.
Tscharawa	Tschatna	Lecken.
Kerla	Kurrna	Machen.
Siwawa	Siwena	Nähen.
Nabe	Nomdena	Nennen.
Zhinawa	Ginna, Tikna	Rechnen.
Songawa	Sunkhna	Riechen.
Pennawa	Kabena	Sagen.
Giuwawa	Guwena	Singen.
Bezhawna	Bahetna	Sitzen.
Mongna	Duntena	Suchen.
Piava	Piena	Trinken.
Puro	Purana	Veralten.
Latsakeril	Benschna	Verkaufen.
Tzawari	Jadu-kurrna	Zaubern.

Zahlwörter oder Numeralia.

Zigeunerisch.	Hindostanisch.	Deutsch.
Jek	Ek	Eins.
Duj	Du	Zwei.
Trin	Tin, Trei	Drei.
Schtár	Tschar	Vier.
Pantsch	Pantsch	Fünf.
Tschow	Tscho	Sechs.
Eftá	Héfta, Sat	Sieben.
Okhtó	Aute	Acht.
Nah, Enja	Náu	Neun.
Desch	Dos, Des	Zehn.
Bisch	Bjs	Zwanzig.
SiTriwaldesch	Tjs	Dreißig.
Starwaldesch	Tschaljs	Vierzig.
Pendsjah	Pendscha	Funfzig.
Tschowar-desch	Sytt	Sechzig.
Eftawardesch	Syttro	Siebzig.
Okhtowar-desch	Asseh	Achtzig.
Enjawardesch	Nowe	Neunzig.
Schel	Sau	Hundert.
Duischel	Dosai	Zweihundert.
Ekezeros, Deschwar-schel	Ekhazar, Ha-zar	Tausend.
O Gluno, a Jekto	Pajla	Der Erste.
O Duito, a Duito	Dusera	Der Zweite.
O Trito	Tissera	Der Dritte.
O Schtarto	Tscharta	Der Vierte.

Fürwörter oder Pronomina.

Zigeunerisch.	Hindostanisch.	Deutsch.
Me	Me, Mo	Ich.
Man, Mange	Mejko	Mir, mich.
Tu	Tu	Du.
Tuke, Tute	Tuko	Dir.
Tuke, Tut	Tusko	Dich.
Job	Vweh	Er.
Las	Jssiko	Ihm.
Les	Jssiko	Ihn.
Joi	Vwehi	Sie.
La	Usko	Ihr, Sie.
Amen, Men	Humm	Wir.
Amenge, Men	Hummko	Uns.
Tumen, Tume	Tum	Ihr.
Tumengole, Tumen	Jumko	Euch.
Jole	Jnne	Sie.
Len	Jneko	Ihnen.
Miro, Miri	Merra, Merri	Meiner, meine.
Maro, Miro	Hummarra, Hummarri	Unser, unsere.
Tiro, Tiri	Terra, Terri	Dein, deine.
Tumaro, Tumari	Tummarra, Tummarri	Euer, eure.
Kohn	Koun	Wer?

daneben gesetzt worden ist. In dieser Tabelle wird man gewahren, daß in dem Wörterverzeichnisse, im Durchschnitt gerechnet, mehr als jedes dritte Wort der Zigeunersprache ein Ostindisches ist oder daß unter dreißig Wörtern der ersten Sprache immer zwölf bis dreizehn Ostindische sind. Man muß diese Uebereinstimmung für sehr groß annehmen, wenn man bedenkt, daß die neuesten in dem Verzeichnisse mitgetheilten Wörter erst im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, und also zu einer Zeit von den Zigeunern erfragt worden sind, nachdem sie beinahe vier volle Jahrhunderte außer Ostindien, ihrem Vaterlande, unter Menschen von ganz anderen Sprachen gelebt und diese fremden Sprachen geredet hatten. Unter dem Einflusse dieser Sprachen mußte nothwendig ihre Nationalsprache die größte Veränderung erleiden, und dieses um so eher, da die Zigeuner nicht nur in den ersten Zeiten ohne feste Wohnplätze überall umherstreiften, wie es auch noch hin und wieder im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts in einigen Ländern geschah; sondern auch roh und ohne alle Schrift und Literatur sind. Daher mußten viele Fremdwörter in ihre Sprache übergehen, hier Wurzel fassen und nach und nach die ursprünglichen von gleicher Bedeutung dem Gedächtnisse entrücken; besonders ist dieses bei den Zigeunern der Fall gewesen, die nahe den Städten ihre Wohnsitze aufgeschlagen, und mit den Städten mehr Verkehr hatten, als diejenigen, die in größerer Entfernung davon in Wäldern, Bergschluchten ꝛc. ꝛc. sich aufhielten und nur geringen Verkehr mit den Bewohnern des Landes hatten. Daß ihre jetzige Sprache eine Musterkarte von den Landessprachen abgiebt, die sie durchgezogen, beweisen die Bruchstücke der verschiedenen Sprachen und deren Mundarten, die man darin antrifft, so z. B. findet man darin: Türkische, Griechische, Lateinische, Slavische, Wallachische, Ungarische,

ja sogar Persische Wörter. Uebrigens können auch unter den in diesem Verzeichnisse aufgeführten Wörtern der Zigeunersprache sich viele falsche befinden, die sie absichtlich unrichtig angegeben haben, und die vielleicht nicht einmal eine Bedeutung haben, indem sie schnell selbst beim Fragen nach diesem oder jenem Worte, Wörter bildeten; denn dazu sind sie listig und verschlagen genug, indem sie gleichsam glauben, immer auf ihrer Hut seyn zu müssen; denn Argwohn ist ein Hauptcharakterzug des Zigeuners. Auch scheint es wohl, daß diejenigen unter ihnen, die bei ihren Wanderungen ꝛc. manche andere Absicht verbanden, sich durch ihre Sprache immer diejenigen Zeichen und Winke geben können, die kein Anderer verstehen kann, und die ihnen zu ihren geheimen Zwecken, zu ihren Taschenspielereien und Gaukeleien dienen. Es können aber auch falsche Wörter von ihnen aus Unachtsamkeit, Leichtsinn ꝛc. angegeben worden seyn. Man darf daher das in der Tabelle oben angeführte Wörterverzeichniß nicht als durchaus richtig ansehen, sondern muß es als eine Lese Zigeunerischer Wörter betrachten, die noch der Berichtigung bedarf. Die oben angeführten Uebersetzungen des Vater Unsers in die Zigeunersprache will ich hier als Probe, wie sehr die Sprache in gewissen Zeiträumen von einander abgewichen ist, mittheilen. Nr. 1 ist eine ältere, Nr. 2 und 3 sind jüngere Uebersetzungen mit Lateinischen Lettern. — I. Dade gula del adich amengi, Czaoreng hogodeleden tavel ogoledel hogolodhem, te avel pesz tro goloa nao Czarchode t'avel amengi sztre kedapu maro mandro kata agjesz igiertiszara amore beszecha male dsame andro vo lyata, enkala megula, dela enchala zimata. Seszkesz kisztrio oothem banisz tri, putyere feriszamarme, akana andro vecsi, ale va kosz Piho. — II. Muro dad, kolim andro the-

rosz; Tawel tro szenta nao; Tawel tro t'him; Tawel tri olya szarthin andro therosz kethju t'he pre phu: fze kogyesz damande mandro agyesz amingi; Ertitza amare bezecha, fzar, t'hamin te ertingiszama rebezecha; Malisza men andro bezua, mika men le dsungalin mansátár. Ketirino t'hin, tiro bino baribo szekovari. Amen. — III. Amaro del Szavo hal othé opre andro Cserosz, avel szinton tro Navte avel tri Lume te khergyol tri voje szar andro Cserosz chidé te phé phu ámáro mandro ogyeuszuno de áménge agyesz ertiné amengé ámáro vitsigosz té ámén kide értináha amaréngé nalidscha ámén andro dschungalo tsaszosz tami vnkáv ámén ávri ándral ó dschungalo tiri hin é lume, tiri hin ezor te akana-szekevar. Amen. Man sehe übrigens noch den Art. Zigeuner, in Znach.

Sprache (Zungen-), znm Unterschiede von der Zeichensprache, die Sprachtöne, welche man vermittelst der Zunge hört, wobei jedoch nicht bloß diese, sondern alle anderen Sprachwerkzeuge mit in Thätigkeit sind; die eigentliche Sprache, von welcher Zunge sie auch gehört worden und wird, alle ausgestorbenen und lebenden Sprachen. Man nennt sie nach der Zunge, weil diese das Hauptwerkzeug beim Sprechen ist, und ohne dieselbe keine artikulirten Töne hervorgebracht werden können, welches aber beim Fehlen anderer Werkzeuge, wie z. B. der Zähne, doch geschieht. Siehe Sprache und Sprachkunst, Th. 159 und 160.

Spracherlernung, Sprachstudium, die Erlernung einer Sprache nach den Regeln der Sprachlehre oder der Grammatik. Ueber die zweckmäßigste Methode, Sprachen zu erlernen, ist in neuester Zeit, besonders seit dem letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts bis jetzt viel unter Gelehrten und Schulmännern ge-

stritten worden, indem die eine Parthei sich für die alte Methode des Unterrichts, die andere sich für die neue erklärte. Zu der Letzteren gehört auch Campe, der uns mit einem großen kritischen Wörterbuche der Deutschen Sprache beschenkt hat. Da nun das Sprachstudium eines der wichtigsten auf Schulen geworden ist, und die daraus hervorgehenden Resultate in den alten und neueren Sprachen auch für das Staats- und bürgerliche Leben Wichtigkeit erhalten haben; in den alten Sprachen besonders in der früheren Zeit, in den neuern in der jetzigen, so wird es nicht unnöthig seyn, hier dasjenige darüber im Auszuge mitzutheilen, was Campe in einem Aufsatze unter der Ueberschrift: Hauptsätze der sogenannten neuen Erziehungstheorie, das Sprachstudium überhaupt und die Lateinische Sprache insonderheit betreffend, behauptet und vertheidiget v. Leibnitz, Locke, Tschirnhausen, Facciolati, Zambaldio, Morhof, Montagne, Gentil, Clenard, Tanaq. Faber, Matth. Gesner, Schaz, Reimarus, Mendelssohn, Ludw. Vives, Erasmus, Corderius, Joachim Lange und Anderen, im Braunschweigischen Journale*) sagt:

---

*) Der Aufsatz ist zwar im Jahre 1788 geschrieben worden, indessen ist er nicht veraltet und paßt ganz auf die neueste Zeit, in der das Sprachstudium gleich nach dem Befreiungskriege der Deutschen von den Franzosen wieder in Anregung gebracht, wieder ein Gegenstand offener Fehden wurde, die auch bis jetzt noch nicht ganz beigelegt worden sind, wenn sich gleich die Partheien verglichen zu haben scheinen. Das Journal, worin der oben angeführte Aufsatz von Campe steht, führt den Titel: Braunschweigisches Journal philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, herausgegeben von E. Chr. Trapp, Joh. Struve, Conr. Heusinger und Joh. Heinr. Campe. In der Schulbuchhandlung. Es kam in monatlichen Heften heraus. Der genannte Aufsatz steht im 9. und 10. Stück, September und October, 1788. S. 82 u. f. und S. 201 u. f. Da dieser gehaltvolle Aufsatz nicht recht bekannt geworden zu seyn scheint, so wird dessen Mittheilung hier gewiß zweckmäßig seyn.

Kth.

Mehrere bekannte Erzieher unserer Zeit, und darunter solche, die sich mehr des dreisten Selbstdenkens, als des gedankenlosen Nachbetens schuldig machten, haben wie aus einem Munde, in Ansehung des Sprachstudiums überhaupt und des Studiums der Lateinischen Sprache insbesondere, Behauptungen zu äußern gewagt, welche Vielen auffallend, Vielen sogar gefährlich und einer öffentlichen Ahndung würdig vorgekommen sind. Leute, welche den Umfang ihrer eigenen Belesenheit und Kenntnisse für das ausschließende Maaß des menschlichen Wissens zu halten geneigt sind, fanden jene Behauptungen neu und unerhört, weil sie ihnen neu waren. Man belegte deswegen, wenn man schonend reden wollte, diejenigen, von denen jene Behauptungen kamen, mit dem Namen der neuern Erzieher, eine Benennung, die zwar, wenn man von der Absicht der Geber abstrahirt, weder etwas Löbliches, noch etwas Tadelhaftes in sich faßt, die aber, von Philologen wenigstens, doch nicht gebraucht werden sollte, weil sie eine Unbekanntschaft mit Schriften verräth, welche diesen von Rechtswegen nicht unbekannt seyn müßten. Andere, welche zu milder Schonung minder aufgelegt waren, warfen mit anderen Benennungen um sich. Da hörte man von schnöden Verächtern der alten Literatur und der gründlichen Gelehrsamkeit, von seichten Köpfen, von neuen Gothen, welche damit umgingen, die alte Barbarey zurückzuführen. Einer sogar, ein berühmter akademischer Lehrer, der auf seinen weiten Reisen manche, in Ober- und Nieder-Deutschland nicht sehr bekannte Mundart hörte und annahm, nannte sie in einer affectvollen Herzensergießung bengelhafte Buben, die an den durch alle Jahrhunderte aufgehäuften Schätzen der Literatur sich groß und stark gesogen und nun mit verruchten Fäusten der Amme ins Gesicht schlagen; und Recensenten von zarter Gewissenhaftigkeit hielten sich in ihrem Gewissen für verpflichtet, dieses Pröbchen Neuseeländischer Beredsamkeit zur besonderen Erbauung ihrer Deutschen Leser besonders auszuzeichnen. Das Geräusch nahm zu. Wo sich nur bei Schulprüfungen oder Redeübungen auf akademischen Lehrstühlen, in Büchern, Vorreden und Recensionen

eine schickliche oder unschickliche Gelegenheit dazu darbot oder nicht darbot, da wurde über den gräulichen Unfug der neuern Erzieher geklagt, geseufzt, gezürnt, geeifert und gepoltert. Alles Unheil in der gelehrten und bürgerlichen Welt wurde mit vielem Scharfsinne aus dieser einzigen Quelle gründlich hergeleitet, und das wenigste, was man unserm Vaterlande und der Welt daraus prophezeihte, war — ein gänzlicher Umsturz des schönen Gebäudes ächter Gelehrsamkeit und eine wieder einreissende Sündfluth allgemeiner Barbarey. Wer hätte denken sollen, daß ein halbes oder ganzes Dutzend durch Deutschland zerstreute Jugendlehrer im Stande wären, eine so gräuliche und so totale Revolution hervorzubringen, die eben so viele mächtige Könige heutigen Tages zu bewirken sich wahrlich viel zu schwach fühlen würden! Es sollen nun hier ihre unerhörten Behauptungen in Ansehung der Sprachen, des Sprachstudiums, eine nach der andern hier aufgezählt und zugleich bewiesen werden, daß unter jenen unerhörten Behauptungen auch nicht Eine sey, die nicht irgend ein großer, wenigstens berühmter, von seinen Zeitgenossen und von der Nachwelt geschätzter Mann, und unter diesen auch einige der größten Philologen behauptet haben. Die neuen Erzieher werden dadurch freilich um alle Ehre und Ruf der Erfindung kommen, die man ihnen, trotz ihres Sperrens und Abwehrens mit Gewalt hat aufdringen wollen. Da sie aber diese Ehre nie gewünscht oder gesucht haben, so werden sie sich über den Verlust derselben auch wohl zu trösten wissen. Hier sind nun jene Behauptungen und die längst gehörten völlig gleichlautenden Behauptungen großer Philosophen und Philologen dicht daneben.

1) Daß es viele Sprachen giebt, und daß viele Menschen mehr als Eine lernen müssen, ist ein Unglück für die Menschheit, weil die Erlernung und noch mehr das Studium derselben einen beträchtlichen Theil von Lebenszeit und Menschenkraft dahinnimmt. Man sollte daher dieses für Einige nothwendige, für Viele entbehrliche Uebel keinem aufbürden, dessen Bestimmung es ihm nicht wirklich nöthig machte. — Dieser Meinung war nun auch Leibnitz, welcher sagt: „Wenn nur eine Sprache in der Welt wäre, so würde das

Menschengeschlecht in der That ein Drittel Lebenszeit, welches jetzt auf die Sprachen verwandt wird, mehr haben. Es giebt indessen noch mehr dergleichen Dinge, die man nicht eines natürlichen, sondern bloß geglaubten Nutzens wegen lernen muß, wie z. B. Ceremonien, der Kanzleystyl und ein großer Theil der kritischen Gelehrsamkeit. Von dieser kann man oft dicke Bücher durchlesen, ohne in mehr, als etwa kaum dem hundertsten Theile ihres Inhalts etwas zu finden, was für das Leben anwendbar wäre. *)

2) Eine genaue grammatische und kritische Kenntniß fremder Sprachen und namentlich der Lateinischen, ist keinem Menschen nöthig, als dem Philologen von Profession. Man sollte sie daher auch von keinem Andern, selbst von keinem Gelehrten fordern, wenn das eigentliche Berufsfach desselben nicht die Philologie ist. — Matth. Gesner sagt:**) „Wessen Beruf es mit sich bringt und wer sonst Lust hat, die innerste Beschaffenheit der Sprache einzusehen, dem ist zu rathen, daß er mit eins der jetztgedachten Werke (die Werke großer Sprachlehrer) sich bekannt mache, und sich dessen bei allen Gelegenheiten bediene. Uebrigens kann ein junger Mensch, der von den sogenannten schönen Studien nicht Profession zu machen gedenkt, sehr wohl zufrieden seyn und ist glücklich genug, wenn er auf Schulen der Lateinischen Sprache in sofern mächtig wird, daß er die guten Bücher des Alterthums und die Schriften der neuern, ohne Hinderniß von Seiten der Sprache verstehen, auch seine Gedanken verständlich und ohne Fehler wider die Grundregeln und Eigenschaften derselben schriftlich und mündlich von sich geben kann. Hierzu gehört aber von der Grammatik eigentlich nicht mehr, als z. B. in der Grammatik des Cellarius vorkommt, hingegen eine desto fleißigere Uebung, sonderlich Lesung der schönen Originalien, im Uebersetzen und den Mitteln, die sonst angewiesen werden. Wir wollen zwei Menschen von gleichen Gemüthskräften im Verstande und Willen setzen. Der

*) Opp. VI. p. 297, wo das Original dieser Uebersetzung Lateinisch zu finden ist.

**) Kleine Deutsche Schriften, S. 267, 268, 311, 312, 339, 347.

Eine soll eine große und gute Grammatik ganz auswendig können, alle Ausnahmen und Anomalien auf den Nagel herzusagen wissen; der Andere aber die Zeit, welche jener mit dem Auswendiglernen seiner Grammatik zugebracht hat, an schönen Stellen aus den alten Autoren gewendet und eine Fertigkeit im Verstehen und Uebersetzen dadurch erlangt haben. Welcher von Beiden wird wohl geschickter zu andern Studien seyn? — Ich glaube nicht, daß man eine Stunde zweifeln kann. — Kinder vom höchsten oder vom nächsten Range in der Welt müssen nicht nur bei dem Anfange der Studien mit der Grammatik um so viel mehr verschont werden, je ein größeres Unglück es für sie ist, wenn sie den Studien und Büchern, und Allem, was gelehrt heißt, gram werden, sondern sie können größtentheils der grammatikalischen Erkenntniß ganz und gar entbehren. Ein Prinz, ein General, ein Minister kann die Sprachen, die er nach seinen Umständen zu wissen nöthig hat, vollkommen verstehen und bis zur Zierlichkeit reden und schreiben gelernt haben, ohne in seinem Leben an die Grammatik zu denken. Man kann noch weiter gehen, diejenigen, welche die Lateinische Sprache nur als ein Werkzeug brauchen, die sogenannten Disciplinbücher zu verstehen, und die praktischen Schriften der Neuern in den drei Facultäten zu lesen, haben eigentlich auch keine Grammatik vonnöthen, sondern können allein durch den Gebrauch zu ihrem Zwecke gelangen. Dagegen ist eine grammatikalische, das ist, accurate und regelmäßige Erkenntniß der Lateinischen Sprache allen denjenigen zu wünschen, welche aus den alten Lateinischen Schriftstellern die Geschichte in allen Zweigen, so fern sie von den alten beschrieben sind, zuverläßig und eigentlich lernen, die Gesetze der Römer nach ihrem wörtlichen und wahren Sinne verstehen und Andern erklären, den Geschmack, das ist, gesunde Empfindungen der Schönheit und Vollkommenheit in den Werken der Vernunft und des Witzes bei Andern erwecken und unterhalten, und endlich selbst so schreiben (nämlich Lateinisch) wollen, daß ihre Schriften sich einen Beifall auch bei der Nachkommenschaft versprechen können. Alle diese müssen sich gefallen lassen, sich eine Fertigkeit in der Grammatik zu er-

werden, ohne welche in einer todten Sprache nicht recht zu dem Grade der Gewißheit und Richtigkeit, die hier erfordert wird, zu gelangen ist. Wer sich also unterfangen wollte, einen Dichter oder andere Lateinische Schriftsteller herauszugeben, zu erklären, zu beurtheilen und doch eine Unwissenheit in der Grammatik äußerte, der würde bei allen Verständigen den Kredit eines guten Auslegers verlieren. — Es sagt Jemand, die Menge der guten Lateiner, welche in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gelebt haben, hätten alle die große Lateinische Grammatik Melanchtons lernen müssen, und wären doch große Leute in dieser Art der Gelehrsamkeit geworden. Antwort: Recht so! weil sie Humanisten werden wollten. Ueberhaupt sind diejenigen, welche die Lateinische Sprache nur dazu brauchen, daß sie die darin geschriebenen Bücher verstehen können, selten in den Umständen, daß sie eines grammatikalischen Orakels nöthig hätten, und dieses werden jederzeit 20 oder 30 gegen Einen seyn, dessen Umstände oder Neigung ihn zum Schreiben, wie man es nennen kann, verleiten oder veranlassen.

Nach dem Facciolati kann man ein eben so gründlicher Gelehrter, ein eben so trefflicher Redner seyn, ohne dem grammatischen Studium das geringste davon zu verdanken zu haben. Ja was noch mehr ist, nach dem Zeugnisse des Quintilians soll die Grammatik der Wohlredenheit mehr schaden als förderlich seyn.

3) Die Erlernung einer Sprache, sie sey, welche sie wolle, mit der Grammatik anzufangen, ist eine verkehrte und verderbliche Methode. Auch Leibnitz bestätiget dieses, indem er sagt: „Man muß erst das Meiste von einer Sprache durch den Gebrauch erlernen; nur erst zur Vollendung der Sprachvollkommenheit muß man die Regeln nachher hinzuthun.“ Und Gesner: „Ob man aus der Grammatik die Lateinische Sprache zu lernen anfangen müsse? ist keine Frage, wird vielleicht Mancher antworten, welcher nur der Gewohnheit und seiner eigenen Auferziehung sich erinnert, der Sache selbst aber nicht genau nachgedacht hat. Und gleichwohl ist es der Mühe werth und einer großen Menge, ja fast dem edelsten Theil der Menschen daran gelegen, daß die Frage gründ-

lich ausgemacht werde. Ich unterfange mich dieselbe mit nein! zu beantworten, ja zu behaupten, daß aus der Gewohnheit, von der Grammatik anzufangen, ein guter Theil des Verderbens herzuleiten sei, welches von einer großen Anzahl der sogenannten Studirenden und der Jugend überhaupt wahrgenommen wird." Moses Mendelssohn sagt: „Ich bin der Meinung, daß man beim Studium der Philosophie, so wie bei Erlernung der Sprachen, mit dem Gebrauche den Anfang machen und mit der Regel endigen müsse. Das Studium der Formel ist weder nützlich, noch angenehm, wenn nicht die Anwendung beständig zur Seite gehen kann; und wie ist dieses möglich, wenn noch keine brauchbare Materialien angeschafft worden sind."

4) Jene Methode ist eine verkehrte und verderbliche; weil a) die Grammatik nicht für das kindliche Alter gehört; denn die Grammatik ist nach Morhof eben so schwer, als die Methaphysik und Logik, sie paßt daher nicht für Knaben, welche die Lateinische Sprache besser durch den Gebrauch, als nach grammatikalischen Regeln lernen, denn man kann doch nicht voraussehen, daß jeder Knabe von so glücklichen Geistesfähigkeiten ist, um in diesem Alter schon die Grammatik fassen zu können; denn dergleichen Ausnahmen giebt es nur selten. Nur erst der Gebrauch und ein reiferes, zum Philosophiren geschicktes Alter, müssen so etwas lehren. Es giebt in der Grammatik eben sowohl Abstraktionen, wie in der Methaphysik. Der Infinitiv erfordert eine Abstraction von allen Personen. Die Modi und Casus können auch nur durch Abstraktion und gleichsam nur in der Idee gedacht werden. Manche Regel der Syntax, macht mehr Schwierigkeiten, als ein mathematischer Lehrsatz. Auch der Italiener Paul Zambaldio will in seiner Observationi critiche interno la moderna Lingua Latina, Ven. 1740, daß man die Grammatik bis an das dreizehnte u. vierzehnte Jahr verschieben u. die Sprache aus dem Gebrauche lernen soll. b) Weil die Grammatik zu diesem Gebrauche überhaupt nicht erfunden ist. Facciolati sagt: „Wenn die Bemühungen dieser trefflichen Männer (der Grammatiker) dahin abzielen, uns mit einer sorgfältig

bearbeiteten Geschichte der Lateinischen Sprache an die Hand zu gehen, so bin ich weit davon entfernt sie zu tadeln, ich lobe sie vielmehr; wenn uns dagegen ihre Werke dazu aufgedrungen werden, daß sie uns das Latein lehren sollen, so werfe ich sie weit von mir weg, und behaupte, daß sie gar keinen Nutzen haben.“ Gesner sagt: „Die schöne Kunst, die Sprachkunst, welche eine der ältesten und vortrefflichsten Töchter der Philosophie ist, durch welche der unbändigen Zunge ein Zaum, und den geflügelten Worten, wie sie Homer nennt, Fesseln angelegt werden; diese schöne Kunst wird durch den unzeitigen Gebrauch ein Stein des Anstoßes, eine Marter, ein Verderbniß der Kindheit und der Jugend. Es geht damit, wie mit allen guten und nützlichen Dingen, welche schädlich werden, wenn man sie zur Unzeit an manchen Orten anwendet. Die Grammatik ist eben deswegen, weil sie eine Art und ein Theil der Philosophie ist, keine Lectüre für die Kinder und für diejenigen, welche noch gar nichts von der Sache wissen. Sie ist von ihren Erfindern auch nicht dazu bestimmt worden, daß der Anfang des Studiums damit gemacht werden soll. Gleich wie es Redner gegeben hat, ehe Jemand darauf gefallen ist, eine Redekunst oder Dichtkunst zu schreiben, so haben also die Menschen recht geredet, ehe sie an die Sprachkunst gedacht haben; und nachdem nach und nach die Buchstaben, die Zeichen gewisser Laute und die Kunst zu schreiben aufgekommen, hat man jederzeit zum Voraus gesetzt, wer schreiben lernen wolle, müsse der Sprache, in der er schreiben will, schon etwas mächtig seyn. Wenn dieses nicht aus der inneren Beschaffenheit der Dinge klar wäre, so könnte man es auch nur daraus sehen, daß die ersten Griechischen, Hebräischen, Lateinischen, Deutschen, mit einem Worte alle und jede Sprachlehren, welche die ersten in ihrer Art gewesen, in eben der Sprache geschrieben worden, deren Richtigkeit und Regelmäßigkeit sie bestimmen sollten. Viele tausend Deutsche lesen die Deutschen Sprachlehren oder Werke über Sprachkunst, und es ist zu wünschen, daß die Sprache selbst zu einer größeren Richtigkeit und Gleichförmigkeit auch in den Ländern komme, deren Mund- und Schreibart noch

merklich von der Hochdeutschen abweicht; allein wie vergebens würde man die Kinder von sieben bis zehn Jahren plagen, wenn man ihnen die Regeln, Anmerkungen und Beispiele von dem Geschlechtsworte, von der Abänderung der Hauptwörter, von den persönlichen, zueignenden, beziehenden und andern Fürwörtern auswendig zu lernen aufgeben wollte. Man wendet ein, die Sprachkunst ist erfunden worden, Mühe und Zeit bei Erlernung einer Sprache zu ersparen, also muß man sie gleich im ersten Anfange lernen. Allein man kann weder den Vorsatz für wahr halten, noch folgt der Nachsatz daraus. Die Philosophen, welche erst die Buchstaben und Schreibekunst (Grammatisticam) hernach auch die eigentliche sogenannte Grammatik erfanden, haben vielmehr die Absicht gehabt der Sprache sozusagen Fesseln anzulegen, sie beständig zu machen und die täglichen Veränderungen zu verhinden. — Seneca sagt: Grammatici custodes latini sermonis, nicht auctores, doctores. — Dieses zu erhalten, suchten sie eine gewisse Regelmäßigkeit, Aehnlichkeit oder Gleichmaß festzustellen, welches die Analogie heißt. Wenn alle nach einer Vorschrift reden und schreiben, so verstehen sie einander besser und erhalten die Absicht der Sprache gewisser. Indessen ist, wie schon angeführt worden, die Sprache und deren Gebrauch älter, als die Grammatik. Wir haben keinen Römischen Grammatiker in der großen Putschischen Sammlung, der mit dem Vossius, Scioppius, Perizonius ꝛc. zu vergleichen wäre. Varro, Cicero, Quintillian sind vortreffliche Schriftsteller, aber schlechte Künstler in der Grammatik. Diese ist also ein philosophisches Mittel, die Richtigkeit einer Schrift zu untersuchen, die Fehler wider die Sprache der besten Muster, aus denen eigentlich die Sprachlehre genommen werden soll, auszubessern, aber nicht die Sprache selbst vom Anfange an zu lernen. — c) Weil die grammatische Methode die Erlernung einer Sprache ganz und gar nicht fördert. „Nach der bisherigen Art das Latein zu lernen, sagt Reimarius,*) werden zwanzig Jahre

*) Herm. Sam. Reimari dissertat. de optim. rat. discendi docendique element. ling. lat.

und zwar aus dem Frühlinge des Lebens fast ganz allein auf das Studium der Lateinischen Sprache verwandt, und wenn diese nun mühsam verbracht sind, so findet sich unter hundert Jünglingen dennoch kaum Einer, der die vorzüglichsten Lateinischen Schriftsteller ohne alle Augenblicke anzustoßen, zu lesen und zu erklären vermag, und der, wenn er selbst etwas schreiben soll, sich nicht vielfältiger und sehr grober Fehler schuldig macht.“ Und Gesner sagt: „Es ist aus der Erfahrung nicht weniger, als aus der Betrachtung der Kräfte in unserer Seele offenbar, daß ein Knabe der alle Regeln der größern und besten Sprachlehren auswendig gelernt, derowegen noch nicht die geringste Hülfe im Verstehen und Schreiben haben wird, wenn er nicht auch zur beständigen Anwendung derselben auf andere und eigene Schriften gewöhnt worden. Es ist nun aber wieder durch mehr denn hundert Beispielen bestätiget, daß durch diese Anwendung der grammatikalischen Regeln und Vorschriften, solche besser und sicherer nicht nur in den Verstand, sondern auch in das Gedächtniß gebracht werden, als durch das ordentliche Memoriren. Sobald die richtige Anwendung einer Regel zwei- oder dreimal mit Aufmerksamkeit und Munterkeit geschehen, macht sie einen so tiefen Eindruck, vermöge der uns so natürlichen Erwartung ähnlicher Fälle, daß wir, ohne weiter an die Regel zu denken, es unter eben diesen Umständen recht machen. Wer z. B. in dem Gebote des Herrn gelernt hat: panum nostrum quotidianum, der wird in seinem Leben nicht zweifeln, ob panis männlichen oder weiblichen Geschlechtes sei, wenn er auch das Mascula sunt panis etc. niemals auswendig gelernt hat. Wer nicht durch den Context und Gebrauch weiß, cujus generis ein jedes Wort sei, der wird jederzeit anstoßen und erst die Regeln und die Exceptionen hermurmeln müssen, bis er gewiß ist, cujus generis Grex sei; hat er aber gelernt Grex totus in agris, so ist er dadurch gleichsam in dem Besitze, das Wort eben so zu gebrauchen.“ — d) Weil sie die Erlernung einer Sprache ohne Noth sehr erschwert und auch aufhält. — Tschirnhausen behaup-

tet in seiner Medicina mentis, P. II. p. 192, „daß ein Knabe, der das Latein nach der natürlichen Uebungsmethode lernt, einem andern, der nach der unnatürlichen grammatischen Methode unterrichtet wird, einen Vorsprung von vier bis sechs Jahren geben und ihn doch noch einholen, wo nicht gar übertreffen könne.“ Er unterscheidet drei Grade der Sprachkenntniß, das Verstehen, das fertige Reden ohne kritische Genauigkeit, und das vollkommene richtige Reden und Schreiben. Der Natur zum Trotz, welche wollte, daß man von dem Leichtesten anfangen solle, werde bei der Lateinischen Sprache gewöhnlich der Anfang mit dem Allerschwersten, nämlich mit der grammatikalischen Genauigkeit gemacht. Es sollte umgekehrt seyn. Man sollte anfangs nur erst auf das Verstehen hinarbeiten, dann würde es gar nicht nöthig seyn, daß der Knabe viele ihm ekelhafte und unverständliche grammatikalische Regeln mühselig auswendig lernte; er brauchte keine Syntax zu wissen, welche dem Gedächtnisse wieder eben so schnell entflieht, als sie demselben gegeben worden; ja, wenn man wollte, so brauchten nicht einmal die grammatikalischen Kunstwörter, die für die Knaben ohnehin so viel Abschreckendes haben, in Betrachtung zu kommen. Hier nur ein Beispiel, woraus man, wie aus einer großen Menge eben dieser Art bald sehen kann, wie glücklich man oft die Mühe und Zeit durch Hülfe der Grammatik ersparen kann. Es will Jemand von dem Worte vervex die zweite Endung der Mehrzahl gebrauchen. Er zweifelt aber, ob er vervecum oder vervecium setzen soll. Er will sich demnach Raths erholen und greift nach der Grammatik. Er nimmt die beste, die er bekommen kann, zur Hand, und sieht die Anmerkungen von dem zweiten Fall der Mehrheit in der dritten Deklination durch und findet, daß dergleichen Wörter theils um theils ium haben, vervex kommt aber gar nicht vor oder wird wenigstens unter den daselbst angeführter Wörtern als Probe nicht mit aufgeführt. Er ist also nach wie vor im Zweifel, wie er den Genitiv bilden soll, worüber er noch an Zeit vielleicht eine Stunde mit dem Nachschlagen, Nachsuchen und Sinnen hingebracht hat, und er kann mit dem Terenz sprechen: Fe-

cistis probe, incertior sum multo quam dudum. Hätte er aber die Stelle des Jouvenals im Gedächtniß gehabt, welche allen jungen Leuten um ihres Inhaltes willen bekannt seyn sollte, indem er von Demokrit sagt:

— Cujus prudentia monstrat,
Summos posse viros et magna exempla daturos
Vervecum in patria crassoque sub aëre nasci,

so würde er auf einmal aller seiner Mühe und Sorge überhoben gewesen seyn, ja es würde ihm vermuthlich nicht einmal ein Zweifel eingefallen seyn. Wie schwer es mit den grammatikalischen Kennzeichen zuweilen, und gewiß öfter, als man sich ohne Erfahrung einbilden kann, halte, sieht man an dem oben angeführten Beispiel mit dem vervecum. Wir wollen nun hier auch ein Beispiel mit einem gewöhnlichen alltäglichen Worte nehmen. Ein Knabe weiß nicht gleich, ob er sagen soll lapis magnus oder magna, das heißt, nach der grammatikalischen Sprache; denn er weiß nicht, ob lapis männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist, damit er nach der syntaxischen Regel verfahren könne: das Beiwort muß mit seinem Hauptworte gleichen Geschlechtes seyn. Wie erfährt dies nun der Knabe, der zu Hause Niemanden fragen kann, weil seine Eltern, Pflegebefohlenen ꝛc. kein Latein verstehen. In der Sprachlehre oder Grammatik hat er zweierlei Regeln, das ist, zweierlei Sammlungen der Merkmale von dem Geschlechte der Hauptwörter; die eine nimmt das Merkmal von der Bedeutung, und hier ist kein Trost; denn der Knabe sieht an dem Steine nichts männliches und auch nichts weibliches, weder Schnürbrust, noch Beinkleider. Er geht also zur andern Klasse, da das Merkmal von der Endung hergenommen wird. Die Endung ist is, und hier heißt die Regel, die auf is ausgehenden Hauptwörter sind weiblichen Geschlechts, also muß ich sagen lapis magna. Dieses ist ein abscheulicher Schnitzer, spricht der Lehrer, dem er nun seinen Fund vorzeigt, und weiset ihn auf Mascula sunt panis etc. Also kann sich Niemand, der zweifelt, auf die Regel verlassen, bis er vorher alle Ausnahmen durchgelesen hat, und er weiß z. B. so lange nicht, ob bilis männlichen oder weiblichen Geschlechtes

sei, bis er das ganze Mascula sunt gelesen, oder im Gedächtniß durchgelaufen hat. Wie geht es nun in den letzten Fällen dem unglücklichen Unwissenden in der Grammatik? Sein Gedächtniß sagt ihm, wenn er gehörig geübt worden ist, unmittelbar aus dem Evangelio: lapis, quem reiecerunt architecti, oder auch jube ut hi lapides panes fiant, gleichwie die Erinnerung an atra oder splendida bilis ihn überhebt, das Mascula sunt durchzulaufen. Auch diejenigen, welche den grammatikalischen Begriff von dem Geschlechte der Wörter haben, kommen doch viel leichter und geschwinder zurecht, wenn sie in dergleichen Umständen, wo ihnen kein schickliches Beispiel einfällt, nur gleich zu dem libro memoriali gehen, wo sie auch die meisten und nöthigsten Hauptänderungen und Abweichungen der Zeitwörter im Lateinischen und Deutschen mit viel geringerer Mühe, als in der Grammatik finden können. — Wem diese Beispiele vielleicht lächerlich vorkommen, der bekümmert sich vielleicht nicht viel um die Sprachlehre und setzt sich über ihre Regeln hinweg. Für den sey dieses hier nicht gesagt; wer sich aber nicht gern wegen Sprachschnitzer verhöhnen lassen will, für den stehen diese Beispiele hier; denn auch dieses gehört unter die gewöhnlichen Gebrechen der Lateinischen Auferziehung, daß man zuweilen heftiger eifert, straft oder doch spottet, wenn Jemand etwas gegen die Grammatik versehen hat, als wenn er wider göttliche und menschliche Gesetze gesündiget hätte. — e) Weil sie die Erlernung der Sprachen für Kinder und junge Leute zu einem unbeschreiblich widerlichen und ekelhaften Geschäfte macht. Jac. Facciolati zu Padua, einer der besten und berühmtesten Kenner dieser Studien in Italien, sagt in seiner Rede, in welcher er beweiset, man müsse und könne das Latein nicht aus der Grammatik lernen, p. m. 6. Hinc scholae taedium, hinc quaesiti saepe morbi, hinc impatiens vacationum desiderium, hinc denique commenta callidissime excogitata ad otium et ignavium, si fieri potest impune fovendam,*) „Ich

*) Daher bei den jungen Leuten der gewöhnliche Schulekel, daher die erdichteten Krankheiten, daher die ungeduldige Sehnsucht

kann nicht sagen, sagt ein Schriftsteller, ob die Erzählung Grund hat, daß ein großer Fürst die Hofmeister seines Kronprinzen beeidiget habe, sie sollten ihn ja nicht Latein lernen lassen; allein es ist gewiß, daß wenn man das Latein nicht anders lernen kann, als daß man vor allen Dingen die Deklinationen und Conjugationen und Vokabeln aus der Grammatik auswendig lerne, so wäre es gut, man kündigte allen Eltern an, sie sollten die Ihrigen nicht Latein lernen lassen. — f) Diese verkehrte grammatikalische Methode verwahrloset, verrenkt und verkrüppelt viele gute junge Köpfe, und ist Schuld daran, daß sie das nicht werden und leisten, was sie sonst hätten werden und leisten können. — Es sind leider tausend Beispiele solcher Unglücklichen bekannt, sagt Gesner, welchen die Grammatik, das ist, das immerwährende Auswendiglernen derselben, zu nichts gedient, als ihnen einen unauslöschlichen Haß gegen das Studium beizubringen, den Kopf zu verwirren, und sie zu andern vernünftigen Verrichtungen um so untüchtiger zu machen. Dieses lautet zwar etwas hart, ist aber eben so wahr, als es betrübt und von Seiten derer, die es einsehen und ändern könnten, unverantwortlich ist, es ferner so gehen zu lassen. Wie viele Beispiele haben wir nicht täglich vor uns von Leuten, welche nach vieljährigen Studien so viele Proben der Ungeschicklichkeit, ja bisweilen von Dummheit und Unvernunft von sich geben, daß dadurch die Feinde der Studien Gelegenheit bekommen, ihre Verachtung derselben zu rechtfertigen, und Alles, was auf niedrigen und hohen Schulen vorgenommen wird, lächerlich zu machen. Namentlich fällt diese Verachtung auf die Lateinische Sprache, so daß bei vielen sonst vernünftigen Leuten lateinisch, schulfüchsisch, pedantisch beinahe gleichgültige Wörter sind. — g) Weil sie besonders den Verstand verwirret und gedankenlose Nachbeter bildet. — Um diesen Gegenstand näher zu beleuchten, ist es nöthig, sagt Gesner, die Sache ein wenig bei der

---

nach den Ferien, daher endlich alle die listig ersonnenen Lügen, wodurch man sich, wo möglich, eines ungestraften Genusses der Muße und der Trägheit zu versichern sucht.

Nähe zu betrachten. Der Knabe soll zehn Jahr alt seyn; er wird nun in die Lateinische Schule geschickt; er hat nothdürftig lesen gelernt. Er fängt den Lauf seiner Lateinischen Studien mit dem Deklinirен an. Er weiß nicht, was prima declinatio, was Nominativus, Genitivus, Dativus etc. heißt. Er muß nach der Ordnung hersagen: Nomin. Mensa, der Tisch; Gen. Mensae, des Tisches ꝛc. ꝛc. Er muß also in der Einheit und Mehrheit viermal Mensae sagen und dabei jedesmal das Deutsche ändern; denn mensae ist der Genet. und Dat. in der Einh. und der Nom. und Vocat. in der Mehrh. Welche Verwirrung, welche Plage für das Gedächtniß! Er lernt nun ferner, einige Wörter sind männlichen, einige weiblichen Geschlechtes. Im Deutschen kennt er dergleichen Wörter zur Noth an dem Artikel, welcher daher von Einigen das Geschlechtswort genannt wird; allein er nimmt zugleich wahr, daß der Tisch bei den Lateinern weiblich ist. Wenn er also bei den Wörtern Nominativ, Genitiv ꝛc. weiblich und männlich etwas denken will, so findet er keine genugthuende Ursache. Denkt er aber nichts, wie bei diesen und wie bei fast allen Kunstwörtern der Grammatik in so zarter Jugend geschehen muß, so entsteht bei ihm nach und nach das große Gebrechen der Studierenden, der sogenannte Psittacismus, die Gewohnheit, da man sich einbildet, man wisse etwas, wenn man ein Wort hört oder ausspricht, dessen Begriff und Bedeutung doch unbekannt ist und bleibt, wenn man es auch zur Noth mit andern Wörtern der nämlichen oder einer andern Sprache verwechseln kann. Dieser Fehler wird zur Natur und so stark, daß ihn auch die beste Vernunftlehre, wenn sie nicht besonders fleißig angewendet und ausgeübt wird, nicht vertreiben kann, da er auch bei dem Auswendiglernen der einzelnen Wörter unterhalten und gestärkt wird. Jemehr und fertiger also ein Knabe Beispiele oder Paradigmata der Deklinationen oder Conjugationen, je mehr er Bedeutungen, oder besser zu sagen, Verwechselung der Wörter ohne Verstand gelernt hat, um so größer ist der Schade, den seine Vernunft dabei leidet, desto ungeschickter wird er zu solchen Dingen, wozu Verstand und Beurtheilung gefordert wird. Daher kommt es, daß die Kinder, welche

fast eine bewunderungswürdige Fertigkeit in diesen Dingen erlangt und große Hoffnung von sich gegeben haben, zum öftern bei zunehmenden Jahren ein Spott ihrer Mitschüler und verächtliche Leute werden, die bei ihrem, mit vielen nützlichen Sachen angefülltem Gedächtnisse dennoch unverantwortliche Fehler wider die Klugheit im Studiren und im Leben begehen. Es ist dieser Schade um so beträchtlicher, weil er die guten, folgsamen und sanftmüthigen Gemüther, die guten Gedächtnisse am meisten trifft, aus dem etwas Vortreffliches zu machen gewesen wäre, wenn man sie anders behandelt hätte. — h) Weil sie eben so sehr auch der Moralität der jungen Leute schadet. — Hierher gehört zuerst der schon oben von Facciolati angeführte Ausspruch. „Andere, sagt Gesner, die auch gute Köpfe sind, aber mehr Lebhaftigkeit und Eigensinn haben, wird zwar kein so großer Schade am Verstande zugefügt; denn sie lassen sich auch durch Drohen, Schelten und Strafen zu einer so unnützen Arbeit nicht zwingen. Sie studieren mehr auf Ränke und Listen, wie sie ihre Lehrer betriegen können, und achten sich glücklich, wenn sie einen Vorwand finden können, die Schule zu versäumen. Zugleich wurzelt bei ihnen die Faulheit und Lust zum Müßiggange, der Ungehorsam und die Widerspenstigkeit, ja der Huß gegen die Vorgesetzten, die gänzliche Unterlassung oder nachläßige Betreibung der Werke des Berufs, die Geringschätzung der Strafe, und wenn diese in einer Art von Beschimpfung besteht, die Unverschämtheit dermaßen ein, daß bei heranwachsenden Jahren fast nicht mit ihnen auszukommen ist. — i) Weil sie den Studien überhaupt und der Lateinischen Literatur insbesondere Verächter und Hasser zuzieht. Besonders entsteht bei dem größten Haufen ein fast unauslöschlicher und so zu sagen unversöhnlicher Haß, wo nicht gegen alle, doch gegen die Lateinischen Bücher, als mit deren Sprache sie am meisten geplagt worden sind. Diese Bücher lesen und behandeln sie auch bei heranwachsenden Jahren mit dem größten Verdrusse, und wenn sie endlich von der Schule loskommen, so werfen sie die Grammatik und den Cicero in den ersten Winkel, und hüten sich, solche gar nicht wieder in die Hände zu nehmen.

Sie bedienen sich dazu der sogenannten Akademischen Freiheit, daß sie dem Lateine, zum wenigsten den Schulbüchern, auf ewig absagen. Schulbücher nennen sie, mit einer verächtlichen Miene, die kostbaren Denkmale der größten Männer, welche jemals die Welt gehabt, die vortrefflichsten Abbildungen der edelsten Seelen, von denen sie aber vor dem Schulstaube nichts erblicken können. Alles ist ihnen verhaßt und verächtlich, was auch nur von fern in einer Verbindung mit dem Latein und mit der Schule steht.

5) Man sollte die Erlernung der Lateinischen Sprache der Kindheit ganz erlassen, und sie für diejenigen, denen sie nöthig ist, in das Jünglingsalter verschieben. Daß der spätere Anfang des Lateinlernens der darin zu erlangenden Vollkommenheit gar nicht nachtheilig, sondern vielmehr vortheilhaft sey, beweisen unter vielen Andern, besonders die Beispiele des Jul. Scaliger und des Js. Casaubonus, welche beide in diesem Falle gewesen sind. Letzterer schreibt dem Dan. Heinsius. Als ich in Deinem Alter war, (Heinsius war damals im Jünglingsalter) kannte ich die Namen der guten Autoren, ein Paar ausgenommen, noch nicht einmal vom Hörensagen. Tschirnhausen nimmt in der bereits angeführten Stelle an, daß ein junger Mensch den Anfang des Lateinlernens, und zwar ohne Grammatik, mit dem zehnten oder zwölften Jahre mache, und Gesner, der diese Stelle mit völliger Beistimmung anführt, ließ diese Worte groß drucken und setzte ein NB. dazu, zum Beweise, daß er den Umstand für wichtig hielt.

6) Sollte man erst dann damit anfangen, das Latein, wie jede andere Sprache, ex usu durch Sprechen und Lesen lernen zu lassen, und den grammatischen Unterricht für diejenigen, denen er nöthig ist, nur dann erst eintreten lassen, wenn sie sich schon eine große Fertigkeit im Verstehen erworben haben. Leibnitz sagt: „das erste, was ein Kind zu lernen hat, ist Sprache, nämlich seine Muttersprache. Man suche es nun dahin zu bringen, daß es die Lateinische Sprache eben so geschwind durch den Gebrauch lernen als es seine Muttersprache gelernt hat. Dieses kann geschehen, wenn er einen bestimmten Theil des Tages,

z. B. den Vormittag bei einem mit ihm und seinen Mitschülern Lateinisch redenden Erzieher, den Nachmittag hingegen bei der Frau desselben und ihren Mägden zubringt, welche die Muttersprache reden. Durch dieses Kunststück lehrte Gentil seinen jungen Sohn drei Sprachen zugleich. Er selbst redete Lateinisch mit ihm, seine Frau Französisch, die Bedienten Englisch, welches seine Muttersprache war. Locke, in dem Handbuche über die Erziehung nach Rudolphis Uebersetzung, sagt S. 482. Die Methode, die ich für die leichteste halte, besteht kürzlich darin, daß man das Kind mit der Grammatik ganz verschone, und ihm das Latein, ohne seinen Kopf mit Regeln zu verwirren, einschwatzt, wie man es mit dem Englischen gemacht hat. Denn wer nur nachdenken will, wird finden, daß dem Knaben, wenn er zur Welt kommt, das Latein nicht unbekannter ist, als das Englische, und doch lernt er Englisch ohne Sprachmeister, ohne Regel oder Grammatik. So könnte er das Lateinische auch lernen. Und wenn man so oft gewahrt, daß eine Französin ein junges Englisches Mädchen in einem oder zwei Jahren fertig Französisch sprechen und schreiben lehrt, ohne irgend eine Regel der Grammatik, und ohne das geringste weiter mit ihr zu thun, als mit ihr zu schwatzen, so muß ich mich wundern, wie es möglich ist, daß die Leute diesen Weg für ihre Söhne haben übersehen können. Zur Erlernung einer Sprache, sagt Morhof, sind tägliche Unterredungen weit wirksamer, als jede andere Unterweisungsart. Den zweiten Platz nach dieser Methode, welche die natürlichste von allen ist, behauptet diejenige, welche von dem Lesen der Autoren ausgeht. Ein Schriftsteller sagt: wenn man ein Gymnasium in einer Residenz einrichten will, so hat man die Besucher desselben in drei Klassen zu theilen 1) in solche, die zu Handwerkern bestimmt sind; 2) in solche die zu den Künsten und Wissenschaften bestimmt sind, die mehr praktisch betrieben werden müssen, wie die Zeichen=, Maler=, Bildhauer=, Kupferstecher=, Holzschneide= und Baukunst, die Handlungs=, Ackerbau, und Kriegswissenschaft ꝛc. ꝛc.; 3) in solche, welche zu den eigentlichen Facultätswissenschaften bestimmt sind, auf dem Gymnasium alle Klassen durchgehen und dann

die Universität oder Hochschule beziehen. Hieraus entstehen dreierlei Arten von Lectionen. Einige sind allen drei Klassen gemein, einige gehören nur für die zweite und dritte Klasse der Besucher, und einige nur für die dritte Klasse. In der ersten Klasse, worin der allen gesitteten Menschen gemeinschaftliche Unterricht gegeben werden soll, will dieser Schriftsteller das Latein nur in zwei wöchentlichen Privatstunden, in allen öffentlichen Stunden aber gar nicht dulden. In den öffentlichen Stunden der zweiten Klasse will er zwar das Latein zulassen, aber nur in sofern es nach der sogenannten Routine, nach dem Gebrauche, aber nicht nach der Grammatik gelehrt wird. Diese letztere soll erst in der dritten Klasse betrieben werden.

Unter den ältern Pedagogen hat die Sprachmethode keiner besser gekannt, ausgeübt und beschrieben als Clenard. Hier seine Methode wie er sie selbst beschrieben, und sie Morhof in seinem Polihistor bekannt gemacht oder beschrieben hat. — Um einen Versuch über die Fähigkeiten der Knaben anzustellen, fing ich an verschiedene Kinder meiner Mitbürger, welche in der Lateinischen Sprache noch so roh waren, daß sie bis auf die Stunde noch nicht ein Wort davon gehört hatten, öffentlich und unentgeldlich zu unterrichten. Gleich in der ersten Stunde, da das Gerücht von meinem Vorhaben sich schon verbreitet hatte, liefen viele durch Neugierde, wie gewöhnlich, gereizt herbei, und die Menge nahm mit jedem Tage dermaßen zu, daß der Ort, wo ich lehrte, meine Zuhörer nicht mehr fassen konnte. Leute jeglichen Alters und jeglichen Standes strömten meinem neuen Gymnasium zu. Da waren Kinder, die kaum im fünften Jahre seyn mochten, da waren Priester, ja sogar einige und zwar alte Negersklaven. Auch Eltern besuchten meine Schule mit ihren Söhnen, und gehorchten mir, ihrem Lehrer eben so gut, als die folgsamen Schüler. Indem ich nun mit so ungleichen Befähigten mich ganz allein beschäftigte und nichts als Latein, zu diesen des Lateins unkundigen Leuten redete, so ging das Geschäft, bei täglicher Fortsetzung, so gut von Statten, daß schon nach einigen Monaten mich alle hinlänglich verstanden und sogar die Kleinsten darunter, die

kaum die Buchstaben kannten, schon anfingen, Latein auf ihre Weise mitzulallen. Ich muthete aber auch diesem zarten Alter nichts zu, was ihm beschwerlich fallen konnte, und nahm das Lateinische Wort ludus (im eigentlichen Sinne Spiel, im uneigentlichen Schule) nicht in einem seiner waren Bedeutung entgegengesetzten Sinne, sondern was ich in meiner Schule that, war wirklich Spielerei. Ich hatte drei schon oben erwähnte Negersklaven, die von Grammatik nichts wußten, aber durch den häuslichen Umgang schon so viel gelernt hatten, daß sie verstanden, was ich ihnen sagte, und mir, wiewohl mit vielen grammatischen Schnitzern, Lateinisch antworteten. Diese führte ich in meine Schule, ließ sie da in Gegenwart der Schüler schwatzen, und redete selbst mit ihnen über allerlei Gegenstände, wobei mein Auditorium höchst aufmerksam war, weil es ihm wunderseltsam vorkam, Schwarze Lateinisch reden zu hören. Du, Weißzahn, rief ich, tanze! und sogleich machte er ein oder zwei Sprünge und die Zuschauer lachten. Du, Schwarzmann, fuhr ich fort, krieche einmal hier auf dem Fußboden vor uns herum. Sogleich ging der Kerl auf allen Vieren, und alle Anwesenden brachen in ein noch lauteres Gelächter aus. Dem Dritten Kohlschwarz genannt, gebot ich zu laufen, und er lief. So lehrte ich diese und eine Menge anderer Wörter mehr durch Geberden, als durch die Stimme, so daß die Wörter unter Spiel und Scherz in der Knaben Seele kamen. Es kam mir dabei gar nicht in den Sinn, ihnen gleich anfangs mit grammatikalischen Regeln auf den Leib zu gehen, weil diese eben nicht viel Reizendes haben; ich schränkte vielmehr meine ganze Kunst dahin ein, unter der großen Menge meiner Zuhörer überall Lateinische Stimmen ertönen zu lassen, um sie in die Lage der Handelsleute zu versetzen, die in verschiedenen Gegenden allerlei Mundarten bloß durch den Gebrauch lernen. Es war sogar verboten in den ersten Tagen irgend etwas aufzuschreiben; alle mußten ihr Auge beständig auf den Lehrer heften, und so gewöhnte sich ihr Ohr an die Worte, die sie hörten. Kam mir einmal eine Sentenz oder ein kurzes Sprichwort in den Wurf,

so ließ ich es unter meinen Schülern herumgehen, und von Mund zu Mund durch die ganze Schule laufen. Ich selbst drückte unterdeß den Sinn desselben durch Geberden aus; denn auch dieses war in meinem Plane, nicht mit feierlichem Pomp zu lehren und vorher überdachte Sachen vorzutragen, sondern über alles zu schwatzen, was mir zufälliger Weise zuerst in den Mund käme. Fiel mir Jemand auf, der die Nase zu wischen vergessen hatte, so lehrte ich, was schneutzen hieße, indem ich die Nase lachend betastete, indeß mein Weißzahn sich selbst beiläufig schneutzte. Dann ließ ich ein Licht bringen, und rief dem Schwarzmann zu, es zu putzen, löschte er es unvorsichtiger Weise aus, so wurde ich zum Schein böse und schalt ihn, wobei denn mein Zuhörer sahen, was das heiße, ein Licht anzünden und es auslöschen. Dann fiel die Rede auf das Talg oder den Unschlitt und die Talglichter; dann auf Wachslichter, Wachs, Docht und andere dergleichen Dinge, welche veranschaulicht werden konnten. Indem wir nun so plauderten und jede Veranlassung zum Geschwätz aufs Gerathewohl ergriffen, verstrichen uns oft ohne allen Ueberdruß, ohne daß wir es merkten, und vielmehr zum größten Vergnügen der Knaben, drei Stunden hintereinander. Daher kam es denn, daß die Eltern nicht mehr im Stande waren, die Kinder zurückzuhalten; sie liefen, sobald der Tag nur grauete, voll Begierde um ihren Lehrer zu hören, zur Schule, kamen oft eine Stunde zu früh, und träumten des Nachts von nichts, als von unserer Schulkomödie.“ Mohrhof fügt nun noch hinzu: „erst nachdem sie auf diese Weise mit der Lateinischen Sprache bekannt geworden waren, flößte er ihnen endlich die Grammatik ein. Er hing zu diesem Behuf die Deklinationen, mit großen Buchstaben geschrieben, an die Wand, ließ diejenigen, die schon schreiben konnten, sie davon abschreiben, verhütete aber auch zugleich sorgfältig, daß keiner ein gedrucktes Buch hatte, damit sie es desto genauer dem Gedächtnisse einprägten. Von einem nach dieser Methode unterrichteten und dem Könige von Frankreich vorgestellten Kinde, welches nicht bloß sehr fertig, sondern auch zugleich sehr richtig Latein redete, erzählt Morhof

umständlich. Eben derselbe führt auch ein ursprünglich Französisch geschriebenes, nachher ins Englische übersetztes Werk*) an, worin mehrere dergleichen Beispiele beschrieben seyn sollen. — Es sey mir (Campe) endlich vergönnt, nur noch hinzuzufügen, daß ich selbst eben dieselbe Methode ungefähr auf die nämliche Weise, wie Clenard, wenigstens an zwölf Knaben versucht habe, und daß der Erfolg jedesmal der war, daß die Knaben nach Verlauf von sechs Monaten so viel Kenntniß der Lateinischen Sprache dadurch erworben hatten, daß ich ihnen jeden leichten Schriftsteller, wie z. B. den Justin, von einem Ende zum andern vorlesen konnte, ohne dabei etwas anders thun zu dürfen, als solche Stellen, die eine Erklärung nöthig hatten, mit andern Lateinischen Worten zu umschreiben oder auseinander zu setzen.

7) diese natürliche und bessere Methode ist für jeden anwendbar, der nur die anfängliche Mühe, sich bei fleißiger Lesung des Plautus, Terenz, der Bücher de re rustica, der Neu-Lateinischen Gesprächsbücher des Erasmus und Anderer und des Lateinischen Basedowschen Elementarwerkes, eine Fertigkeit im Sprechen zu erwerben, nicht scheuen will. — Gesner sagt: „ich schreibe dieses, (daß man nämlich nach dieser oder wenigstens einer ähnlichen Methode einen ganzen Haufen junger Leute auf einmal unterrichten könne.) wie alles Vorhergehende nicht aus einer müßigen Vorstellung, sondern nebst der Ueberlegung aus einer vielfältig wiederholten Erfahrung, die ich ehemals in der Thomasschule zu Leipzig angestellt habe, und bin versichert jeder vernünftige Schulmann, welcher sonst die gehörige Achtung bei der Jugend hat, und nicht durch seine Schuld lächerlich und untüchtig geworden ist, werde eben dieses befinden. Vor jetzt ist nur noch von zwei Hauptschwierigkeiten etwas zu gedenken, die zum öftern vorgeschützt werden, wenn von Aenderung der Lehrart die Rede ist. Erstlich meint man, eine Unterweisung, da man es auf den Gebrauch ankommen ließe, ginge vielleicht bei der

*) An Examen of the way ot teaching the latin tongue to little by childern use alone. London, 1669.

Privatunterweisung mit einem oder wenigen an, nicht aber bei einem ganzen Haufen. Hiernach fragt man, woher will man solche Lehrer bekommen? Kann man alte, lange und wohl verdiente Männer absetzen, neue besolden?" Beiden Fragen soll hier zugleich ein Genüge gethan werden. Ich will den Fall setzen: Ein Lehrer einer Klasse von dreißig oder vierzig Knaben, welche er bisher den Anfang in der Grammatik dekliniren und conjugiren gelehrt hat, soll eine Probe der Lehrart machen, die hier die praktische genannt werden soll. Der Mann muß doch zum wenigsten Lateinisch lesen, und was er sagt, die Kinder lehren soll, nämlich deklinieren, conjugiren und resolviren können. Kann er dieses, so muß er auch im Stande seyn, die Hübnerischen Historien, wie sie von Kriegeln aus Castellions Bibel Lateinisch herausgegeben worden, nach der daselbst deutlich durch das ganze Buch angezeigten Art, mit den Kindern zu behandeln, daß er nämlich einen Vers Lateinich, hernach Deutsch, oder zuerst Deutsch, hernach Lateinisch herlesen lasse, darauf die Fragen, wie sie daselbst ausgezogen sind, vortrage, und deren Beantwortung den Knaben abfordere, und ihnen helfe, wenn sie dieselbe nicht gleich aus dem Contexte herausziehen können, welche doch im höchsten Grade leicht und recht nach der Fähigkeit der Kinder eingerichtet sind. Soll er nicht das Langische Tirocinium dialogicum mit ihnen treiben können? Kann er sich im Nothfalle nicht bereiten, und wenn ihm ja etwas zu schwer ist einen Collegen oder Pastor zu Hülfe nehmen? (Man muß doch gestehen, daß Gesner seine Forderungen hier gewiß nicht zu hoch spannt. Ein Mann, der sogar das Blutwenige, was hier von ihm verlangt wird, nicht zu leisten vermag, sollte doch schlechterdings nicht den Beruf oder die Erlaubniß haben das Latein zu lehren). Dann sollte es einem solchen Manne, bey einer mäßigen Vorbereitung und Uebung schwer fallen, den Kindern tausend kleine Formeln vorzusagen. Man gewahrt freilich, daß dieses alles nur eine sehr dürftige und unvollkommene Anwendung der Uebungsmethode seyn würde, aber selbst diese schien unserm Gesner besser, als der noch weit unwirksamere Gebrauch der grammatischen Methode.

Gesner fährt nun fort: „Die Schwierigkeit wäre eben so unüberwindlich nicht, wenn ein junger Mann, welcher sich zu einem solchen Werke gebrauchen lassen will, täglich eine Stunde darauf verwenden wollte, um zu sehen, wie er auch die im gemeinen Leben vorkommenden Dinge, zum wenigsten nach einer vernünftigen Analogie Lateinisch ausdrücken könne, als wozu durch ein Haufen Bücher sonderlich der Deutschen und Franzosen ziemlich Anstalt gemacht worden. Es ist aber auch nicht schlechterdings nöthig, sich in solche Gespräche einzulassen. Wer sich nicht getraut damit fortzukommen, kann kühnlich sagen, ich lehre kein Tisch- und Küchenlatein, das Latein gehört für die Historie und andere gelehrte Sachen. Er erzählt also (auch dieses anfangs mit einiger Vorbereitung) allerhand Fabeln, Geschichten, Alterthümer, Sprichwörter und unterhält damit die Aufmerksamkeit und Liebe der Kinder. Wenn alle Stricke reißen, und kein ander Vermögen vorhanden seyn sollte, so sind ja doch die Hübnerischen Historiae biblicae so beschaffen, daß dadurch sehr viel gutes geschaffen und die Natur und Analogie oder Gleichförmigkeit der Sprache so weit den Kindern beigebracht werden kann, daß sie alsdann nach Beschaffenheit der Umstände zur Grammatik schreiten, oder sonst etwas vornehmen können. Wer auch hierzu kein Vermögen hat, der sollte vom Informiren bleiben.

8) Diese Uebungsmethode ist der grammatikalischen weit vorzuziehen: a) Weil sie der Natur angemessen ist. — Unsere ganze Natur, sagt Gesner, ist von dem Schöpfer so eingerichtet, daß unsere Erkenntniß nicht von allgemeinen und abgezogenen Sätzen, sondern von einzelnen und die Sinne unmittelbar rührenden Dingen anfängt und entsteht. Wer einem Kinde die beste botanische Beschreibung einer Rose, die richtigste Erklärung einer Wage ꝛc. tausendmal vorsagen wollte, würde damit nicht so weit kommen, als wenn er ihm eine wahre oder gemalte Rose oder Wage zeigte. Das Kind braucht keine Linnéische oder andere Beschreibung eines Hundes; es kann doch bei sogar verschiedenen Geschlechtern die Hunde von allen andern Thieren gar bald unterscheiden. Eben so geht es mit den

Sprachen. Wir lernen ohne allgemeine und abgezogene Begriffe, ohne Regeln, durch die bloße Erwartung und Einrichtung ähnlicher Fälle, jede Sprache, in welcher Andere mit uns reden. Wir haben nicht nöthig zu lernen, wir sey ein Fürwort der ersten Person und der mehreren Zahl, darum müsse auch ein Zeitwort der ersten Person in der Mehrzahl dazu gesetzt werden, und man müsse nun dieser Ursache willen nicht sagen: wir redest oder wir redet, sondern wir reden. Ehe wir an ein Kunstwort, an eine Regel gedacht haben, sprachen wir, wie wir es von Andern gehört haben. Warum häufen wir denn so viele Weitläufigkeiten bei der Lateinischen Sprache? Die Regeln und deren Anwendung machen einem Anfänger, namentlich einem Kinde, zehn, ja tausendmal so viel zu schaffen, als die schlichte und der Natur so geläufige Nachahmung. Wer z. B. das Lateinische Vater unser gelernt hat, wird auch in andern Fällen nicht sagen: pater nostre, noch in coelibus, noch nomen tuus, noch panem nostram, noch da nos, noch debitoribus nostribus etc. Wie viel müßte er aber Beispiele, Regeln und Ausnahmen lernen, und wie viele Fragen müßte er sich, selbst aufwerfen und beantworten, bis er alles das was ihm die einfache und einfältige Nachahmung ohne alles Raisonniren an die Hand oder in den Mund giebt, nach grammatikalischen Gründen beurtheilen und einrichten könnte. — b) Weil sie die Erlernung der Sprache erleichtert, und in kurzer Zeit viel weiter führt, als die gewöhnliche Methode. — Der Verfasser des oben angezeigten ins Englische übersetzten Buchs zeigt, daß dieser Weg der allerleichteste sey; denn weil man bei der Anwendung dieser Methode kaum daran denkt, daß die Sprache gelernt werden soll, so wird sie um so viel leichter gelernt, um so viel geschwinder durch Spiel und Scherz eingeflößt. Die Knaben blieben dabei froh und guter Dinge, sie werden von keinem Orbilius gezüchtiget, fern von ihnen bleibt Furcht und Schmerz, Leidenschaften, welche den Geist der Knaben herabbeugen. Auch wird hier zu jenen argen Affecten des Zorns und des Unwillens, welche gewöhnlich durch die Ruthen der Lehrmeister eingepflanzt werden, kein Same

ausgestreut; denn Strafen müssen nie anders als um schädlicher und ungerechter Handlungen willen zuerkannt werden. Desto aufmerksamer aber werden die Knaben bei einer so freundlichen Unterhaltung seyn, wobei sie immer etwas zu befürchten haben. Der Nothwendigkeit, für Nachlässigkeiten zu strafen, welche bei der gewöhnlichen Methode fast unvermeidlich ist, dürfen wir bei der unsrigen überhoben seyn. Man wählt zu dergleichen Unterredungen nicht bloß ernsthafte, sondern auch scherzhafte Materien aus, mit welchen die gewöhnlichen Schulen nie etwas zu schaffen haben. Man nimmt auch den Stoff dazu von den Künsten, aus der Geschichte und von allerlei Dingen her, worauf man in täglichen Gesprächen nicht leicht zuzukommen pflegt. Hier aber müssen die Veranlassungen dazu absichtlich aufgefaßt und weislich hergeleitet werden. Im siebenten Kapitel handelt er von der Kürze dieser Methode, nach welcher innerhalb neun Jahren das meiste (nämlich von dem, was zu den Schulkenntnissen gehört) gelernt werden kann; die specielleren Theile der Künste und Wissenschaften ausgenommen, da wir auf dem gewöhnlichen Wege nicht einmal die einzige Lateinische Sprache innerhalb dieses Zeitraumes lernen könne. Durch die Uebung erwirbt man sich auch eine genauere Erkenntniß, als durch Vorschriften und Regeln; man lernt die Verbindungen und die Eigenheiten der Wörter zugleich mit. Ein nach dieser neuen Methode unterrichteter Knabe kann die ganze Zeit, welche von Andern auf die Grammatik und Uebersetzungen verwandt wird, dem Lesen widmen. Er wird alle Schriftsteller der Alten vier Jahre früher durchgelesen haben, zehn Jahre eher sie verstehn, und noch einmal so lange sich mit ihnen beschäftigen dürfen, als Andere, welche zur Lesung guter Schriftsteller erst spät schreiten können." — Einer der größten Grammatiker, Scioppius, seiner Beissigkeit wegen der grammatische Hund genannt, welcher das Latein selbst auch durch Sprechen und Lesen gelernt hatte, versichert: Er habe auf diesem Wege von der Lateinischen Sprache innehalb sechs Monaten so viel gelernt, daß sie ihm so geläufig gewesen wäre, wie seine Muttersprache. Durch

das ununterbrochene Lesen der besten Schriftsteller habe er nachher diese seine Sprachkenntniß so sehr vermehrt, daß er gar keine Ursache mehr gehabt hätte, sich um die Vorschriften der Grammatiker auch nur im Geringsten zu bekümmern." — Gesner sagt: „die Bitterkeit der Grammatik kommt bei den Kindern davon her, weil sie gezwungen werden, etwas zu lernen, das sie nicht verstehen. Diese Ursache hörte aber bei denen auf, welche man zu dem nöthigen Gebrauche der Vernunft vorher hat kommen lassen. Eine gute Grammatik wird mit Vergnügen von denen durchblättert, und durch den Gebrauch geläufig gemacht, welche das Materiale davon schon wissen. Die Knaben, welche z. B. schon die zehn Gebote Lateinisch hergelesen, vielleicht auswendig gelernt, die schon gelernt haben: Surgite jam pueri, vendit jentacula pistor etc., werden ohne die geringste Mühe einen Begriff von Imperativo modo bekommen und alle ihnen sonst bekannte Wörter in den Imperativ setzen. Die Nachahmung der Paradigmatum wird ihnen ein Spiel seyn. Endlich ist es auch bei einem großen Theile derjenigen, die etwas Latein lernen, kein Schade, wenn sie auch, wie schon angezeigt worden, gar keine formelle Grammatik wissen. — c) Weil sie die Kinder und jungen Leute der unseligen und verderblichen Marter des Wörtererlernens, des Construirens und Analysirens überhebt, und sie auf diese Weise vor dem bei der grammatischen Methode unvermeidlichen Ekel und den damit verbundenen anderweitigen schädlichen Folgen bewahrt. Hier sagt Gesner: „Ich habe schon zwei Briefe ohne Namen, den einen schon vor etlichen Jahren bekommen, in denen man sich wundert, daß Jemand verlangt, es solle eine Sprache gelernt werden, ohne daß man einzelne Wörter auswendig lerne. Der Eine hätte mir beinahe das vortreffliche Axiom vorgesagt, wo kein Fundament ist, da ist kein Grund. Der Andere sieht dieses Begehren fast für eben so lustig an, als den Schwur des Studenten, der in Gefahr zu ersaufen gewesen beim Hierocles: er wolle sich nicht wieder ins Wasser wagen, ehe er schwimmen gelernt hätte. Man wird mir erlauben, daß ich mich dagegen verwundere, wie es möglich ist,

daß Leuten, die sich auf Vernunft und Erfahrung berufen, dergleichen Wunder beikommen können. Lernen denn die Kinder, die noch nicht lesen können, aus dem Vocabelbuche das bon auf Französisch gut heiße? Gehet es nicht so zu, daß man ihnen sagt: bon jour heißt guten Tag, und hernach, wenn man ihnen etwas Leckerhaftes giebt, c'est un bonbon etc.? — Ein Knabe hört aus dem Lateinischen Evangelio, das er Deutsch vor sich hat, lesen, oder lieset selbst im Lateinischen ego sum pastor bonus; lernt er nicht weit leichter, pastor heißt ein Hirt, und bonus, gut. Gesetzt es wären dieses die ersten Lateinischen Worte, die er hört oder sieht, kann man ihm nicht sagen ego, heißt ich, sum, bin, bonus, gut ꝛc. Ja, schreibt ein anderer Unbekannter, daß würde gerade zur Papageyengelehrsamkeit führen, vor der ich mich fürchte; denn der Knabe würde doch Recht haben zu fragen: warum ego durch ich, und sum durch bin übersetzt wird, diese könnte man ihm nicht anders, als aus der grammatikalischen Auflösung (analysis) geben, wenn das nicht geschehe, müßte er zum Papagey werden. Antwort, gesetzt ein Knabe wäre so klug und fragte danach, so würde ich ihm sagen, du sollst es erfahren, lieber Sohn, wenn du größer und erst mehr Wörter wirst gelernt haben. Jetzt mußt du zufrieden seyn, daß du weißt, sum heißt ich bin, gleich wie ich dir nicht sagen kann, warum dieser Zug a und dieser z heißt, warum dieses ein Hund und jenes ein Pferd ist ꝛc. Es ist eine alte Anmerkung, die Aristoteles schon gemacht oder vielmehr zuerst aufgeschrieben hat: die Anfangsgründe aller Künste müsse man glauben. Hernach ist ein beträchtlicher Unterschied unter den Fällen, wovon wir reden. Ich sage: es entsteht Papageyenwitz wenn man den Knabe sagen, ich möchte fast sprechen, singen lehrt: Nominativo Mensa, der Tisch, da er doch keinen Begriff mit dem Worte Nominativ verknüpfen kann. Mit den Kunstwörtern der Grammatik währet es noch etliche Jahre länger, als mit der Verbindung des Begriffes ego, Pastor etc., und dieses ist die Ursache, warum man die Grammatik später hieraus verschieben muß.“ d) Weil sie

besonders die größte Wohlfahrt für alle diejenigen ist, welche entweder gar kein Latein lernen sollten, es aber doch lernen müssen, oder welche diese Sprache nur zum Verstehen der darin geschriebenen Bücher brauchen, weil sie keine Humanisten von Profession werden wollten, und sie also bei weitem der größten Zahl von Schülern zu Statten kommt. — „Nach der bisjetzt fast allgemeinen Verfassung, sagt Gesner, werden die untern Klassen der öffentlichen Schulen größtentheils auch von solchen Knaben besucht, welche bei den Studien nicht nur nicht bleiben, sondern auch nicht einmal alle Klassen der Schule durchgehen, sondern, wenn sie das vierzehnte Jahr erreicht haben, und zur Communion gelassen werden, die Schule verlassen um zu einem Handwerke oder einer andern Beschäftigung überzugehen. Diesen ist die Sprachlehre ein unnützer Hausrath, und es wäre ihnen viel besser, wenn sie in den darauf gewandten Studien desto richtiger und vollkommener lesen, schreiben, rechnen etwas von der Geographie, besonders von Messen und Zeichnen und andern in dem bürgerlichen Leben und bei allen Gewerben nützlichen Künsten gelernt hätten. Wo aber dieses nicht angeht, da ist es jedoch hundert tausendmal besser, daß die Kinder durch den Gebrauch einige Kenntniß der Lateinischen Sprache erlangen, als daß sie mit einer Sache gequält werden, die ihnen die Tage ihres Lebens nichts nützen kann.

9) Verhält es sich mit der Grammatik, wie mit der Logik. Beide sind gute und nöthige Wissenschaften, aber nicht für Jedermann, am wenigsten für Kinder. Man kann im richtigen Denken geübt seyn, ohne eine einzige logische Regel zu kennen oder gar auswendig gelernt zu haben. Ebenso kann man auch eine Sprche sehr gut verstehen und richtig gebrauchen, ohne zu wissen, daß eine Grammatik in der Welt ist. — Die Grammatik, sagt man, muß die Merkmale angeben, woran die Kinder die Wörter männlichen und weiblichen Geschlechts, der gegenwärtigen und künftigen Zeit ꝛc. unterscheiden lernen, sonst machen sie sich und andere lächerlich. Antwort: sie müssen Merkmale haben, es ist auch gut, daß in den Grammatiken dergleichen Merkmale aufgezeichnet sind; allein die Kinder müssen sie

nicht aus der Grammatik haben. Unde habeas, nemo quaerit, sed oportet habere. Die Sache ist einer Erläuterung werth. Es ist gut, daß in der Logik allerhand Merkmale und Kennzeichen der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit gesammelt werden; aber wehe dem Kinde, das die ersten Kennzeichen und Merkmale aus der Logik lernen soll. Es ist gut, daß die Regeln der thierischen Bewegungen von Borel und Anderen aus mechanischen Gründen hergeleitet und gewisse Gründe gesetzt worden, wie lange z. B. ein Mensch, der sich vor- oder rückwärts, oder auf die Seite neigt, ohne Gefahr zu fallen stehen bleiben kann; aber kein Kind würde Hals und Beine ganz behalten, wenn es sich nicht eher vor dem Falle hüten lernte, als bis es gelernt, was der Mittelpunkt der Schwere, die senkrechte Richtungslinie und die Grundfläche ist, aus welcher die Richtungslinie nicht fallen darf, wenn der Mensch oder überhaupt das Thier nicht über den Haufen fallen soll. Auf der Reitschule, auf dem Tanzboden wird nicht daran gedacht.

10) Man bedarf zur Anwendung dieser Methode anfangs anderer Bücher, als der Werke der klassischen Schriftsteller, als welche weder der Sprache, noch dem Inhalte nach für Anfänger geschrieben sind — dazu schrieb Lud. Vives, Erasmus u. Andere ihre Lateinischen Gesprächsbücher. Dazu schlug Gesner die Castellionische Lateinische Bibel und Tanaquil Faber sogar einzelne Kapitel aus der Vulgata vor, ungeachtet diese bekanntlich nichts weniger als Ciceronianisches Latein enthält. Unsere Zeiten machen es aber möglich und leicht, elementarische Anfangsbücher zu veranstalten, welche noch viel zweckmäßiger sind, als jene. — Wie ungereimt und verkehrt es gehandelt sey, Kindern und jungen Leuten, welche die Sprache noch nicht hinlänglich inne haben, die unsterblichen Werke der Alten in die Hände zu geben, das drückt Morhof eben so stark aus, als er es fühlte. „Diejenigen, welche Knaben, die noch keine vollständige Kenntniß der Sprache haben, erhabene Aussprüche vorlegen, die rasen selbst methodisch, und führen jene gleichfalls an, unklug zu seyn.“ Gesner sagt: „Zum Anfange brauche man Bücher, welche die Sachkenntnisse vermehren

helfen, z. B. für die Kleineren die Comenischen. Diese Art Bücher wird sich in Zukunft durch Hülfe der Französischen Encyklopädie sehr vergrößern lassen. Des Comenius Bücher liebe ich sehr, besonders den Orbis pictus, nicht weil sie die besten sind, sondern weil wir keine besseren haben. Aber sie werden erweitert werden, wenn die Französische Encyklopädie erscheint, wozu viele schöne Abbildungen von Natur- und Kunstprodukten versprochen sind. Dann kann Jemand diese Abbildungen ins Kleine bringen und wohlfeiler machen, die wörtliche Beschreibung der abgebildeten Sachen beifügen, und beides bezeichnen, damit man gleich wisse, was durch jede Figur angedeutet werde. Die Beschreibungen können in vier Sprachen seyn, Deutsch, Französisch, Englisch und Lateinisch. Dieses Buch könnte den Kleinen unendlich viel Schläge und Thränen ersparen, und sie würden durch ein solches Buch so schnelle Fortschritte in der Lateinischen Sprache machen, daß man bald andere Beschäftigungen für sie suchen müßte, z. B. Geometrie, künstliche Handarbeit, Geographie, Geschichte ꝛc.; es könnte unendlich viel gelesen werden — Für die Größeren dann solche Bücher, deren Inhalt durch Annehmlichkeit und Neuheit den Schüler anlocken und fesseln. Nichts geht leichter, als durch Lesen von Erzählungen und Geschichten Sprache zu lernen.

11) Die schöne Zeit, welche für die Kinder unnützer und verderblicher Weise mit der Grammatik verschwendet wird, könnte und sollte nützlichen Uebungen und der Einsammlung gemeinnütziger, für dieses Alter passender Kenntnisse gewidmet werden. — „Es ist ein gemeiner Fehler der meisten Schulen, sagt Gesner, daß man in denselben 1) hauptsächlich nur auf diejenigen sieht, welche sogenannte Gelehrte von Profession werden sollen oder wollen, und in dieser Absicht 2) von allen jungen Leuten durch die Bank ein vollkommenes Vermögen in der Lateinischen Sprache fordert, und doch 3) mit der Erlernung derselben meistens so verkehrt zu Werke geht, daß bei Gelegenheit dieser Lektion ein großer Theil der Jugend einen unüberwindlichen Ekel nicht nur vor der Sprache, sondern auch vor dem Studieren überhaupt bekommt, und auf aller-

lei Art am Verstande und Willen verschlimmert wird. 4) Dagegen wird meistentheils dasjenige versäumt, was im bürgerlichen Leben bei Künsten und Handwerken, in Hof- und Kriegsdiensten unentbehrlich oder doch nützlich ist, daher diese Leute wenig oder nichts von der Schule mitnehmen, was ihnen bei ihrem eigentlichen Berufe zu Statten kommen kann, hingegen solche Eigenschaften annehmen, welche sie zu ihren Absichten ungeschickt uuo andern Leuten beschwerlich machen."

12) Statt daß diese Grundsätze dem wahren Studium der Lateinischen Sprache Abbruch thun oder dasselbe herabwürdigen können, zwecken sie vielmehr darauf ab, es zu vervollkommnen, es von der Verachtung und dem Hasse zu befreien, welche die verkehrte grammatische Methode ihm zugezogen hat. Siehe die schon oben bei 4) angeführte hierher gehörige Stelle. Gesner sagt: „ein Knabe, der durch diese Uebung einen guten Theil der Lateinischen Sprache gelernt hat, wird hernach mit leichter Mühe unter einer guten Anführung die sonst so bittere Grammatik ohne Auswendiglernen viel fester und richtiger fassen, als wenn er gleich beim Anfange der Unterweisung damit gemartert wird, wie leider! vielfältig geschieht, dadurch um einen guten Theil der Vernunft und meistens um alle Lust zum Studieren gebracht worden wäre. Er wird die Wörter der Lateinischen Sprache besser verstehen und gebrauchen, als wenn er dieselben einzeln und außer dem Zusammenhange noch so ängstlich und unter tausend Schlägen und Thränen hätte auswendig lernen müssen. Dadurch, daß die Lateinische Sprache hier keine allgemeine Lektüre wird, erhält die gelehrte Republik den Vortheil, daß nicht so viele junge Leute sich zu den sogenannten Studien wenden, wozu sie oft keinen andern Beruf, als die Liebe zum Müßiggange oder den Hochmuth haben, und daß diese Sprache aus der Verachtung und dem Mißbrauche herauskommt." — Dieses mag nun hier genug seyn. Mehrere hierher gehörige Aussprüche berühmter Philosophen und Philologen hat Trapp in seiner dem eilften Bande der allgemeinen Revision einverleibten Abhandlung über den Unterricht in Sprachen angeführt. Ich habe nun, glaube ich, gehalten, was ich oben versprach; ich habe

nämlich gezeigt, daß viele große, verständige und sehr gelehrte Männer in Ansehung des Sprachstudiums überhaupt, und in der Lateinischen Sprache insbesondere, gerade eben das behauptet und empfohlen haben, was in den beiden letztverflossenen Decennien verschiedene sogenannte neuere Erzieher zu behaupten oder vielmehr nur zu wiederholen gleichfalls wagten, und wofür man sie oft so unfreundlich angelassen hat. Auctoritäten beweisen für die Wahrheit einer Behauptung freilich — nichts: allein für diese sollen sie auch nichts beweisen, wenigstens hier nicht. Alles, was sie beweisen können und hier wirklich nur beweisen sollen, ist: 1) daß die Behauptungen unserer Erzieher so ganz abgeschmackt, widersinnig und erzdumm doch wohl nicht seyn müssen, weil so viele große und einsichtsvolle Männer eben dieselbe Behauptung, wie ich gezeigt habe, auch zu den ihrigen machten; 2) daß der angebliche Widerwille gegen alle gründliche Gelehrsamkeit überhaupt und gegen das philologische Studium insbesondere, den man den gedachten Erziehern, weil man ihre Meinung nicht zu verstehen beliebte, anzudichten für gut fand, aus obigen Behauptungen wenigstens nicht gefolgert werden könne, weil die gründlichsten Gelehrten und die größten Philologen, welche Deutschland je gehabt hat, diesen unverdienten Vorwurf sonst mit ihnen theilen müßten. Nur diese beiden Folgen muß man anerkennen, mit den Behauptungen selbst mag man es dann halten, wie man will. Wir geben sie Preis und können es gern geschehen lassen, daß die Primaner unserer Zeit (denn auch durch diese hat man die neuern Erzieher schon fleißig in Schulreden widerlegen lassen) um vieles einsichtsvoller als Leibnitz und gelehrter als Gesner sind.

Nachdem, was uns Campe hier über die neuere Erziehungstheorie, das Sprachstudium betreffend, mittheilt, und was ältere Gelehrte und Erzieher, die er in seinem Aufsatze als Gewährsmänner für seine Erlernungsart der Sprachen aufstellt, schon darüber gedacht, ausgeführt und mitgetheilt haben, möchte man wohl für Deutschland das annehmen, was Jean

Paul sagt: „Man braucht in Deutschland allemal drei Jahrhunderte, um einen Mißbrauch aufzuheben, eins um seinen Nachtheil zu fühlen, eins um sein Unrecht einzusehen, und eins um ihn abzuschaffen.“ Und wenn wir diese Aeußerung Jean Pauls auch nicht für alle Misbräuche auf einen solchen Zeitraum ausdehnen können, so sind doch wenigstens hundert Jahre nöthig, ehe irgend eine vorgeschlagene Reform in Ausführung kommt, wenigstens beweiset die Reform der Erziehungsmethode in Hinsicht der Spracherlernung und der Beförderung der Wissenschaften dieses hinlänglich; denn diese Reform wurde von Leibnitz, Gesner und Anderen als dringend nöthig zum Aufblühen der Wissenschaften, Künste und Gewerbe erachtet. Basedow, Wolke, Campe und Andere nahmen die von den genannten Gelehrten gemachten und zum Theil schon ausgeführten Vorschläge wieder auf und bewiesen, wie nöthig es sey, eine andere Erziehungsmethode einzuführen, indem sie selbst rüstig an das Werk gingen; allein es geschah immer noch nichts Bedeutendes im Allgemeinen für diese Reform, wenn auch insbesondere in den kleinen Staaten, wie in Dessau, Weimar, Hamburg ꝛc., Manches geschah, was Licht über die so oft seit beinahe einem Jahrhunderte bis zu Campes Zeiten in Anregung gebrachte Erziehungsmethode verbreitete. Nur erst als die Engländer und Franzosen in diesen schon früher von den Deutschen entworfenen Erziehungsplan auch eingingen und uns rasch voranschritten, besonders als die Franzosen mit ihrer polytechnischen Schule, mit ihren Artillerie-, Ingenieur-, Militair-, Geographischen ꝛc. Schulen auftraten, da regte sich bei uns, den Deutschen, auch wieder der Sinn für die Reformen im Erziehungsfache. Fischer trat im Jahre 1806 in Berlin mit einem Werke über die zweckmäßige Einrichtung der Lehranstalten für die gebildeten Stände

auf; s. unter Schule, Th. 149, S. 163 u. f., und bewies darin, wie nöthig es sey, Real-Gymnasien zu errichten, um dadurch den Schülern, die sich nicht den Facultätswissenschaften, sondern den andern Fächern des Wissens, der Oekonomie, Handlung, Kriegskunst, dem Bergbaue, den Fabriken und Manufakturen, den bildenden Künsten, überhaupt der Kunst, wozu auch die Schauspielkunst gehört, ꝛc. widmen wollen Gelegenheit zur vollkommenen Ausbildung für diese Fächer des Wissens zu geben, und dadurch das eigentliche Sprachstudium oder das Studium der alten Sprachen, von dem der neuern und den besonderen Wissenschaften zu trennen; also Sprach- und Real-Gymnasien zu errichten, damit das Studium der alten Sprachen und den damit verwandten Wissenschaften, nicht dem der neuern und den allgemeinen Wissenschaften, schade. Diese vortreffliche Schrift scheint anfangs wenig beachtet worden zu seyn, wozu vielleicht der Krieg 1806 und dann die Invasion der Franzosen beigetragen haben mag; nur erst nach dem Befreiungskriege, in den 1820ger Jahren, fing man an, den von Fischer durchdachten und so zweckmäßig entworfenen Plan von Real-Gymnasien und Gewerbeschulen in Berlin auszuführen, obgleich eine schon früher angelegte, und mit dem Königl. Friedrich Wilhelms Gymnasium verbundene Realschule daselbst besteht, die aber anfangs nicht ganz den Zweck einer höheren Elementarschule hatte, die aber auch jetzt dem eigentlichen Zwecke einer höheren Bürgerschule, auch für Kinder aus den gebildeten Ständen, näher gebracht worden ist; s. Schule (Real-), Th. 149, S. 419 u. f. Man hatte zwar schon früher angefangen, für einzelne Zweige des Wissens in verschiedenen Orten Deutschlands Privat-Institute anzulegen, wie z. B. für die Handlungswissenschaften in Hamburg, Magdeburg, Berlin ꝛc., um darin auch die neueren Sprachen, be-

sonders Französisch und Englisch, zu lernen; allein diese Institute erschienen und verschwanden auch wieder, je nachdem der Besuch stark oder nur geringe war, so daß sich das Institut nicht halten konnte. Da nun dergleichen Institute selten vom Staate unterstützt wurden, sondern nur, wie schon erwähnt, Privat-Unternehmungen waren, so war auch ihre Existenz nie gesichert. Eben so erschienen auch Oekonomische oder Kameralistische Institute hier und da; da sie aber auf einen eben so unsicheren Grund gebauet worden, wie die Handlungs-Institute, so hatten sie mit diesen auch ein gleiches Schicksal; sie gingen beim Mangel der Schüler wieder ein; denn man konnte sich noch nicht von dem Gedanken trennen, daß man, ohne auf einem Gymnasium, wenn auch nur bis Quinta, Quarta, gewesen zu seyn, nichts recht wissen und fortkommen könne. Nur erst als Engländer und Franzosen, besonders die Letzteren, uns mit ihren wissenschaftlichen Instituten vorangingen, und wir aus denselben geschickte Mathematiker, Geographen, Architekten, Künstler, Oekonomen ꝛc. hervorgehen sahen, da fielen uns erst die Schuppen von den Augen, daß man auch in anderen Instituten, außer den Sprachgymnasien, ja selbst ohne Latein, zu den Wissenschaften gelangen könne, und dieses nicht allein der Schlüssel zu diesem Heiligthume sey. Wenn also Deutschland schon längst die Mittel in seinem Schooße hatte, schon längst von allen Seiten dazu von mehreren seiner Söhne durch Lehre und durch Anlegung von ähnlichen Instituten, wie in England und Frankreich, und weit früher als diese, aufgemuntert wurde, so konnte es sich doch nicht eher davon überzeugen, als bis das Ausland ihm den Beweis von der Möglichkeit gegeben hatte. So wenig Vertrauen hat von jeher Deutschland in seine eigenen Kräfte gesetzt, daß es immer erst von Fremden Lehren annehmen mußte, die Fremden erst von ihm

nahmen, um ihm durch seine eigenen Mittel die Beweise zu führen. — Genug davon, kehren wir wieder nach diesem kleinen Seitensprunge zur Hauptsache, zur Spracherlernung zurück. Man hat nun, wie wir oben gesehen haben, Real-Gymnasien und Gewerbeschulen für die nicht zu den alten Sprachen gehörenden Wissenschaften constituirt, und damit die Erlernung der neuern Sprachen verbunden. Wenn nun gleich diese Trennung als höchst zweckmäßig und dem Zeitgeiste gemäß gefunden worden, so befolgt man doch noch auf den meisten Sprachgymnasien die alte Methode in der Erlernung der Lateinischen Sprache, indem man dazu als Grund angiebt, daß das mechanische Erlernen der Grammatik der Jugend nicht nur als eine Uebung zum Auswendiglernen gereiche, sondern daß sich auch die Regeln, Deklinationen und Conjugationen weit besser dem jugendlichen Gedächtnisse durch das Auswendiglernen einschärften, und so leicht nicht wieder verloren gingen, um sie dann späterhin beim Uebersetzen der Autoren nach ihrer wahren Bedeutung in Anwendung bringen zu können. Denn wenn gleich das Auswendiglernen der Grammatik bei dem Knaben anfangs nur gleichsam mechanisch geschehe, so habe es doch den Nutzen, daß er die Regeln wisse, im Kopfe habe, um sie nachher beim Lesen eines Autors praktisch anwenden zu können, indem sie dann von dem Lehrer bloß erklärt zu werden dürfen; weit schwerer halte es aber, Deklinationen und Conjugationen erst durch den Gebrauch zu erlernen, besonders bei einer todten Sprache; denn hier würde öfters selbst der Lehrer ins Stecken gerathen; denn auch ihm würde die Uebung, Latein zu sprechen, abgehen, und es besonders so zu sprechen, wie es im gewöhnlichen Leben erfordert wird, das heißt, in Worten und Ausdrücken des Alltagslebens. Denn die Lehrer auf Gymnasien sind wohl mit den klassischen Autoren der Römer be-

kannt, die gewöhnlich auf Schulen gelesen werden, nicht aber mit allen den Ausdrücken, die in der Naturgeschichte, Oekonomie, Technologie, überhaupt im Reiche der Natur und in den Künsten und Gewerben vorkommen, mithin wird sich hier dem Knaben, überhaupt dem Lateinlernenden, Manches schwer erklären lassen, weil es dem Lehrer selbst nicht vorgekommen ist; er auch dergleichen Werke über Kunst und Gewerbe in Lateinischer Sprache nicht gelesen hat, weil sie nicht zu seinem Fache so eigentlich gehören, und doch läßt sich nur auf diese Weise eine Sprache durch den Gebrauch erlernen, um nachher, wenn man sie erst so weit inne hat, daß man sich darin ausdrücken kann, auch die Regeln oder die Grammatik darauf anzuwenden. So ganz unrichtig ist dieser Einwand wohl nicht; denn Alles, was man in der frühen Jugend erlernt, prägt sich dem Gedächtnisse fester ein, als wenn es später geschieht, wo schon der Geist mehr Zerstreuung hat, von einem Gegenstande zu dem andern übergeht. Zeitraubender ist allerdings das mechanische Erlernen der Grammatik, und auch selbst für den Lernenden schwer, indem er sich als Knabe selbst die Erklärungen des Gelernten schuldig bleiben muß, und sie ihm erst beim Uebersetzen, also in der Anwendung gegeben werden. Er lernt also mechanisch seine Deklination und Conjugation, und quält sich dabei ab, weil ihm alle die Benennungen, Nominativ, Genitiv ꝛc., Indikativ, Imperativ, Conjunctiv, Infinitiv ꝛc., Präsens, Imperfectum, Perfectum, Plusquamperfectum, Futurum ꝛc. ganz unbekannt sind, und dabei so viele Aehnlichkeiten in dem Dekliniren, hauptsächlich aber bei dem Conjugiren der Wörter selbst vorkommen, die ihn anfangs verwirren, da er sie doch unterscheiden muß. Der Erwachsene, der Latein oder eine andere todte Sprache lernt, ist nicht viel besser daran, wenn der Lehrer mit ihm den alten Weg einschlägt, daß er erst

nahmen, um ihm durch seine eigenen Mittel die Beweise zu führen. — Genug davon, kehren wir wieder nach diesem kleinen Seitensprunge zur Hauptsache, zur Spracherlernung zurück. Man hat nun, wie wir oben gesehen haben, Real-Gymnasien und Gewerbeschulen für die nicht zu den alten Sprachen gehörenden Wissenschaften constituirt, und damit die Erlernung der neuern Sprachen verbunden. Wenn nun gleich diese Trennung als höchst zweckmäßig und dem Zeitgeiste gemäß gefunden worden, so befolgt man doch noch auf den meisten Sprachgymnasien die alte Methode in der Erlernung der Lateinischen Sprache, indem man dazu als Grund angiebt, daß das mechanische Erlernen der Grammatik der Jugend nicht nur als eine Uebung zum Auswendiglernen gereiche, sondern daß sich auch die Regeln, Deklinationen und Conjugationen weit besser dem jugendlichen Gedächtnisse durch das Auswendiglernen einschärften, und so leicht nicht wieder verloren gingen, um sie dann späterhin beim Uebersetzen der Autoren nach ihrer wahren Bedeutung in Anwendung bringen zu können. Denn wenn gleich das Auswendiglernen der Grammatik bei dem Knaben anfangs nur gleichsam mechanisch geschehe, so habe es doch den Nutzen, daß er die Regeln wisse, im Kopfe habe, um sie nachher beim Lesen eines Autors praktisch anwenden zu können, indem sie dann von dem Lehrer bloß erklärt zu werden dürfen; weit schwerer halte es aber, Deklinationen und Conjugationen erst durch den Gebrauch zu erlernen, besonders bei einer todten Sprache; denn hier würde öfters selbst der Lehrer ins Stecken gerathen; denn auch ihm würde die Uebung, Latein zu sprechen, abgehen, und es besonders so zu sprechen, wie es im gewöhnlichen Leben erfordert wird, das heißt, in Worten und Ausdrücken des Alltagslebens. Denn die Lehrer auf Gymnasien sind wohl mit den klassischen Autoren der Römer be-

kannt, die gewöhnlich auf Schulen gelesen werden, nicht aber mit allen den Ausdrücken, die in der Naturgeschichte, Oekonomie, Technologie, überhaupt im Reiche der Natur und in den Künsten und Gewerben vorkommen, mithin wird sich hier dem Knaben, überhaupt dem Lateinlernenden, Manches schwer erklären lassen, weil es dem Lehrer selbst nicht vorgekommen ist; er auch dergleichen Werke über Kunst und Gewerbe in Lateinischer Sprache nicht gelesen hat, weil sie nicht zu seinem Fache so eigentlich gehören, und doch läßt sich nur auf diese Weise eine Sprache durch den Gebrauch erlernen, um nachher, wenn man sie erst so weit inne hat, daß man sich darin ausdrücken kann, auch die Regeln oder die Grammatik darauf anzuwenden. So ganz unrichtig ist dieser Einwand wohl nicht; denn Alles, was man in der frühen Jugend erlernt, prägt sich dem Gedächtnisse fester ein, als wenn es später geschieht, wo schon der Geist mehr Zerstreuung hat, von einem Gegenstande zu dem andern übergeht. Zeitraubender ist allerdings das mechanische Erlernen der Grammatik, und auch selbst für den Lernenden schwer, indem er sich als Knabe selbst die Erklärungen des Gelernten schuldig bleiben muß, und sie ihm erst beim Uebersetzen, also in der Anwendung gegeben werden. Er lernt also mechanisch seine Deklination und Conjugation, und quält sich dabei ab, weil ihm alle die Benennungen, Nominativ, Genitiv ꝛc., Indikativ, Imperativ, Conjunctiv, Infinitiv ꝛc., Präsens, Imperfectum, Perfectum, Plusquamperfectum, Futurum ꝛc. ganz unbekannt sind, und dabei so viele Aehnlichkeiten in dem Dekliniren, hauptsächlich aber bei dem Conjugiren der Wörter selbst vorkommen, die ihn anfangs verwirren, da er sie doch unterscheiden muß. Der Erwachsene, der Latein oder eine andere todte Sprache lernt, ist nicht viel besser daran, wenn der Lehrer mit ihm den alten Weg einschlägt, daß er erst

die Deklinationen, Conjugationen und die vielen Abweichungen, besonders bei den Zeitwörtern nach der Grammatik, auswendig lernen muß; er wird, wenn er nicht besondere Liebe zum Studium der erwählten Sprache mitbringt, bald zurückschrecken und sein Eifer erkalten, mit dem er anfangs das Studium begonnen hat; denn es giebt wohl kein ärgeres Stoppelfeld zu überschreiten, als dasjenige der Grammatik. Dieses ist nicht bloß bei todten Sprachen der Fall, sondern auch bei den lebenden. Daher hat die Erlernung einer Sprache durch den Gebrauch, wie wir unsere Muttersprache erlernen, unstreitig große Vorzüge vor der Erlernung derselben durch die Grammatik und das Uebersetzen eines Schriftstellers; denn man lernt sie nach jener Methode zugleich sprechen, welches aber bei der Letzteren nicht der Fall ist; denn wenn ich gleich noch so gut einen Autor der Lateinischen Sprache übersetzen kann, so kann ich darum doch noch nicht Latein sprechen, wenn ich auch eine in Lateinischer Sprache gehaltene Rede gründlich verstehe. Man ist also noch genöthiget, wenn man es bis zum Sprechen bringen will, sich noch besonders darin zu üben und einen neuen Sprachcursus zu eröffnen, welches bei dem Erlernen einer Sprache durch den Gebrauch nicht nöthig ist. Stellt man nun beide Methoden gegen einander, so möchte diejenige, eine Fremdsprache durch den Gebrauch zu erlernen, wohl den Vorzug vor derjenigen verdienen, sie durch die Grammatik zu erlernen; wenn gleich bei jener die Sprachlehre auch nicht entbehrt wird, nur treten ihre Regeln erst später ein, wenn sie bei dieser, der letzteren Methode, vorangehen. Das Einzige, wodurch das Studium der Grammatik auf Schulen noch befördert wird, ist der öffentliche Unterricht; denn bei dem Privat- und Selbstunterrichte ist dieses Studium langweilig und trocken, und der Hofrath Jung hat daher in dem ersten Bande der Deut-

schen Monatschrift sehr Recht, wenn er sagt: „Der öffentliche Unterricht ist weit lebendiger und angenehmer, er erhält Lust und Liebe zum Lernen, und der Schüler hat oft mehr Nutzen vom bloßen Zuhören, als er einsam und eingeschlossen in seinem Zimmer auf dem bisherigen ungebahnten, weit umführenden, abschreckenden Wege des Selbstunterrichts bei viel größerer Anstrengung nicht finden würde. Der Umgang mit jungen Leuten seines Alters ist ihm überdies in anderer Rücksicht ungemein heilsam zur Stärke und Gewandheit des Körpers, zur Gegenwart des Geistes, zur Erwicklung seines ganzen Wesens, zur Gleichschätzung seiner selbst mit andern Knaben, die über und unter seinem Stande sind, folglich zur Gründung eines für die ganze übrige Lebenszeit wohlthätigen Gefühls von männlichem Stolze und männlicher Bescheidenheit. Wo also die öffentlichen Schulen ihrer Bestimmung entsprechen, wo der Lehrer Kenntnisse, Willen, Rechtschaffenheit und eine zweckmäßige Methode besitzt, wo zwar noch wilde Knabenstreiche verübt werden, wo nur keine Laster, besonders keine heimlichen im Schwange sind, da lasse man den Knaben sich holen, was er daselbst zu holen vermag; eben keine Gelehrsamkeit; denn das kann er nicht und soll er nicht, aber immer die erste Grundlage dazu.“ — Wenn also das mechanische Auswendiglernen der Grammatik von Nutzen seyn soll, so muß es auf öffentlichen Schulen betrieben werden, wo der Knabe immer wieder dazwischen eine Art von Erholung genießt, indem er mit seinen Gefährten umgeht und darüber die Anstrengung und Schwierigkeit der Lection vergißt, und immer wieder von neuem an das Werk geht, ohne sich zu fragen, oder daran zu denken: warum er alle diese Regeln mechanisch zu erlernen gezwungen wird? Genug er lernt und empfindet weniger die Quaal beim Lernen, weil seine Gefährten sie mit ihm theilen. Nicht so ist

es mit dem Privatunterrichte; hier tritt das mechanische Auswendiglernen in seiner ganzen Schwere vor den Lernenden hin, und zeigt ihm alle Schwierigkeiten, die ganze Last, womit er sein Gedächtniß beladen soll, ohne ihm gleich die Vortheile zu bieten, die er davon haben kann. Seine Erholung besteht hier im Schwitzen und sich Abqälen, um Regeln zu erlernen, die er nicht begreift, so sehr er sich auch dabei anstrengt sie zu begreifen, und von denen ihm oft die Erklärungen des Lehrers nicht genügen, indem sie seiner Wißbegierde Schranken setzen; denn der einmal eingeführte Gebrauch nnd die Gewohnheit es so und nicht anders zu machen, ist eine Chinesische Mauer, bei der man zufrieden seyn muß, bis dahin gelangt zu seyn und sie gesehen zu haben. Bei der Erlernung der neueren Fremdsprachen, der Französischen, Englischen, Italienischen ꝛc., wirkt zwar auch dieselbe Schwierigkeit auf Schulen bei den Knaben ein, daß sie die Regeln der Grammatik ꝛc. auswendig lernen müssen; allein hier hebt sich diese Schwierigkeit, durch die Aussicht recht bald eine dieser Sprachen reden zu können; die Anstrengung ist hier schon lohnender; auch kommt der Ehrgeiz mit ins Spiel, der hier der Sporn ist, alle Hindernisse zu beseitigen, um es den Gefährten, die schon eine Fremdsprache sprechen, recht bald nachthun zu können. Dieses ist aber nicht der Fall mit einer todten Sprache, von der er weiter keinen Nutzen kennt oder lernt, als die klassischen Autoren der Römer in ihrer Sprache zu lesen, und weil sie zum Studium, zur Betreibung irgend einer Facultätswissenschaft für nothwendig erachtet wird, obgleich jetzt selten ein Werk noch in Lateinischer Sprache geschrieben wird; denn jede Natiou schreibt in ihrer Muttersprache oder in einer überall verbreiteten lebenden Sprache, wie z. B. die Französische Sprache, in welcher viele Werke von Fremden geschrieben worden sind. In Lateinischer Sprache

werden jetzt nur noch einige mediciniſche, philoſophiſche und philologiſche Werke geſchrieben, die nur bloß für Gelehrte beſtimmt worden, und entweder zu Unterſuchungen in irgend einem Fache dieſer Wiſſenſchaften oder zu Vorleſungen auf Univerſitäten gebraucht werden; alle anderen Schriften, die für das große Publikum gehören, werden in den Volksſprachen ꝛc. abgefaßt; mithin würde die Lateiniſche Sprache auch nur von großem Nutzen für diejenigen grammatikaliſch zu erlernen ſeyn, welche ſich den Facultätswiſſenſchaften widmen. Da aber die Lateiniſche Sprache auch in den andern Wiſſenſchaften und in den Künſten zu wiſſen von Nutzen iſt, das heißt, ſo viel, um Wörter und Redensarten, die in dieſer Sprache häufig in wiſſenſchaftlichen Schriften, und in Werken über die Künſte vorkommen, ſo muß man ſie hier mehr durch den Gebrauch, durch fleißiges Ueberſetzen und Memoriren der Wörter erlernen; denn bei dieſer Methode wird man ſo viel Latein erlernen, als man zum Verſtehen einzelner Wörter und Redeſätze braucht. Die Grammatik kann bei dieſem Unterrichte wegfallen; denn wer nicht ſelbſt in Lateiniſcher Sprache ſchreiben u. ſprechen will, der braucht auch die Regeln der Grammatik nicht zu wiſſen, wenigſtens nicht in dem Grade, als wie der Facultätswiſſenſchafter, daher ſind die gewöhnlichen Regeln hier ausreichend, die gleich beim Ueberſetzen gegeben werden. Selbſt die Conſtruktions-Ordnung iſt hier nicht einmal zu erklären nöthig, weil ſie ſich beim häufigen Ueberſetzen von ſelbſt findet, indem der Sinn des Satzes auch die Stellung der Wörter giebt. Dieſe Methode iſt nicht nur auf Schulen von Nutzen, ſondern auch beim Privat- und beim Selbſtunterricht. Beim Unterrichte in den neuern Sprachen tritt derſelbe Fall ein; auch ſie werden beſſer, wie auch ſchon oben angeführt worden, durch den Gebrauch und durchs Ueberſetzen erlernt, als durch die Grammatik, indem man die De-

klinationen, Conjugationen und auch die nothwendigsten Regeln dabei erläutert. Der schon oben erwähnte Hofrath Jung macht an dem daselbst angeführten Orte einen Vorschlag zur zweckmäßigen Erleichterung des Selbstunterrichts in Sprachen, besonders der Lateinischen, und hierin sagt er unter andern, indem er von der Verbesserung des Schulwesens spricht:

Wenn unsere meisten Väter des Vaterlandes für Alles, was zu ihrer sogenannten Erholung dient, Geld genug haben, so haben sie überall keins für die dringendsten Angelegenheiten und Bedürfnisse der Menschheit, keins also für die Unterstützungen des so ärmlichen Schulstandes, keins für die besseren Einrichtungen der Schulen selbst. In so vielen größeren und kleineren Städten, wo sich nur schlechte Anstalten dieser Art befinden, hauptsächlich in den kleinen Landstädtchen und Dörfern, wäre es oft besser, gar keine Schulen, als solche, die gar nichts taugen, und eher eine begonnene Erziehung verderben, als sie in die Höhe bringen. Die Lateinische Sprache ist bis jetzt noch für jeden, der studieren will, höchst wichtig. Der Knabe muß also Latein lernen. Wie fängt man es nun an, wenn man dazu gar keine, oder doch nur eine in Absicht für Geist und Körper äußerst gefährliche Gelegenheit dazu hat? Dem Vater fehlt es, um seinen Sohn selbst zu unterrichten, oft an Wissenschaft, oft an Muße, oft an Willen, oft an Geduld; man muß daher dem Knaben einen Erzieher halten. Wie viele Unbequemlichkeiten hat dieses nicht; wie drückend kostbar ist dieses auf alle Fälle für die meisten Eltern. Können sie dieses nicht, so müssen sie ihren Sohn, wenn er einmal studieren soll, gänzlich von sich entfernen. Dieses streitet oft wider alles elterliche Gefühl, gegen alle elterliche Bestimmung, besonders wenn sie ihn auf ein entlegenes Gymnasium schicken und daselbst in Kost geben müssen. Häusliche, elterliche Bildung ist und bleibt immer diejenige, welche die Natur verordnet, eingeleitet und gewiß auch auf alle mögliche Weise erleichtert hat. Und diese Bildung soll der Knabe zu seinem unersetzlichen Schaden ent-

behren, bloß weil er eine Sprache, und noch dazu eine todte, lernen soll. Kann denn dieses die nothwendigste, die einzige Bestimmung seines Alters seyn, welcher man alle andere Rücksichten, auch die wichtigsten und heiligsten, aufopfern muß? Und gäbe es denn durchaus kein Mittel, beide Zwecke mit einander zu vereinigen? Kein Mittel, das Eine zu thun und das Andere nicht zu lassen? Wer nur einigermaßen auf die Geschichte seines Lernens gemerkt, der wird gefunden haben, daß er im Grunde wenig gelernt, worin er nicht sein eigener Lehrer gewesen. Jeder Andere, und wäre er auch der Geschickteste und Gewissenhafteste, konnte nichts anders thun, als Winke und Anleitung geben, um die Wißbegierde zu wecken und zu unterhalten, und dann das Uebrige dem eigenen Fleisse und dem eigenen Scharfsinne zu überlassen. Sobald ein Knabe das eilfte oder zwölfte Jahr erreicht hat, und von der Natur und der Erziehung nicht ganz verwahrloset worden, so regt es sich in ihm, seine Kenntnisse zu erweitern; die bis dahin ganz planlose, kindische Geschäftigkeit lenkt sich nun auf wesentlichere Gegenstände, und erhebt sich bis zur Thätigkeit. In die Welt, in welche er jetzt erst wirklich tritt, bringt er jungen frischen Muth, Gesundheit, Kraft, Wißbegierde und ein reges Gedächtniß. Sechs volle Jahre kann er nun sammeln, um zur künftigen Geschicklichkeit und Berufsfähigkeit den Grund zu legen. Er wird sich daher, da bei ihm noch keine anderen den Geist beschäftigenden Leidenschaften Eingang gefunden haben, gern beschäftigen, er wird also auch gern Latein lernen, wenn man ihn nicht durch eine verkehrte oder tyrannische Methode davon abschreckt. Einen Weg mußte man daher entdecken und einschlagen, auf welchem sorgsame Eltern, und wenn sie selbst keine gelehrte Bildung bekommen hätten, dennoch ihren Sohn, sobald er gegen das eilfte, zwölfte, dreizehnte Jahr Lust und Trieb zum Lateinlernen fühlt, dahin bringen könnten, daß er unter ihrer Aufsicht und Anfeuerung ganz von selbst das Nothwendigste der Lateinischen Sprache sich eigen machte, so daß keine verkehrte und verhaßte Lehrart den jungen Menschen auf sein ganz

zes Leben gegen diese Sprache mit Ekel erfüllte, sondern daß er Schrittweise, muthig in derselben, wie in andern Zweigen des ihm nothwendigen Wissens bis zu einem gewissen Grade sich empor hülfe, und eben dadurch seinen Fleiß und sein Selbstvertrauen stärkte, spornte und belohnte. Zu einer Zeit, da einer meiner Freunde nicht die geringste Kenntniß der Englischen Sprache besaß, fiel ihm von ungefähr das neue Testament, Englisch und Französisch gegeneinander übergedruckt, in die Hände, der Inhalt war ihm natürlicherweise bekannt; er konnte also das Englische sehr bald verstehen, und wo er es nicht verstand, da zog er das Französische zu Rathe. Als er mehrmals hörte, daß die neue Cyropädie von Ramsay ebenfalls Englisch und Französisch gegen einander über abgedruckt sey, verschaffte er sich diese, und las wieder das Englische auf die nämliche Weise. Die Grammatik machte er sich unter der Hand gleichfalls bekannt. Dadurch erhielt er denn bald eine solche Grundlage im Englischen, daß er sich viel leichter und schneller hätte selbst forthelfen können, wenn er andere und stufenweise schwerere Bücher, aber eben so mit gegenüberstehender Uebersetzung gefunden hätte. Auf diese Erfahrung meines Freundes gründet sich nun nachstehender Vorschlag zu einem allgemeinen Lehrbuche der Lateinischen Sprache zum Selbstunterrichte junger Leute. *) Bei diesem Lehrbuche denke ich mir folgende Einrichtung: Im ersten Bande das nothwendigste der Grammatik; also überhaupt ein Begriff der Sprache; von der Lateinischen und ihrer Oekonomie insbesondere. Deklinationen, Conjugationen, Regeln, Abweichungen. Alles kurz, zweckmäßig geordnet, klar, faßlich. In mehreren folgenden Bänden eine ganz zweckmäßige Chrestomathie aus klassischen Schriftstellern der Römer, um die jungen Leute nicht allein gleich

*) Dergleichen Anleitungen zum Selbstunterrichte ꝛc. im Lateinischen, haben uns Fr. W. Döring, Fr. Jacobs, J. Uebelein und Andere geliefert, zwar nicht in der Art, wie sie der Hofrath Jung vorschlägt, das heißt, mit einer Deutschen wörtlichen Uebersetzung gegenüber, jedoch so eingerichtet, daß man bei einer geringen Anleitung sich leicht selbst in der genannten Sprache forthelfen kann. Kth.

mit dem wahrsten Latein, sondern auch zur Erhebung ihres Selbstgefühls unmittelbar mit großen und berühmten Schriftstellern dieses großen Volkes näher bekannt zu machen. Größtentheils prosaische Stücke, zuletzt auch poetische, anfangs ganz leichte; dann immer schwerere, möglichster Zusammenhang beträchtlicher Stücke; Bemerkung der Quantität in jedem Falle, wo die jungen Leser zweifeln könnten. Gegenüber dem Lateinischen Text eine so wörtliche Uebersetzung, daß sie genau die nämliche, und zwar anfangs, wie jene, bezifferte Wortfolge beobachtet, um die Abweichung dieser Letzteren und überhaupt den ganzen Genius der beiden Sprachen — das schwerste in jeder! — desto anhaltend fühlbarer und anschaulicher zu machen. Verweisung auf die merkwürdigsten Regeln und Abweichungen von denselben. Im vorletzten Bande, eine elegante, jedoch so viel, als möglich, treue Uebersetzung, theils um im Nothfalle sie wörtlich zu verstehen, theils und hauptsächlich auch, um sich mit dem guten Deutschen Style bekannt zu machen, indem man mit ihr die seinige jedesmal vergleicht. Im letzten Bande ein zweckmäßiges Wörterbuch, worin aber jedesmal die Bedeutungen der Wörter ganz so folgen, wie sie logisch aus einander entstehen, damit der junge Mensch den Zusammenhang der so verschiedenen Bedeutungen leicht einsehen, und sie sich um so viel besser merken könne. Diejenigen, welche in der Chrestomathie selbst vorkommen, werden theils durch eine andere Schrift, theils auch durch Hinweisung auf die Stellen selbst bemerkbar gemacht. Als nothwendig trennbarer Anhang, eine kurze und leicht zu fassende, leicht zu befolgende Anleitung für Eltern ꝛc., was sie bei dem Selbstunterrichte des jungen Menschen zu beobachten haben. Mit diesen Hülfsmitteln ausgerüstet kann es unmöglich schwer fallen Lateinisch zu lernen, wenn man dazu täglich einige bestimmte Stunden im Selbstunterrichte anwendet; besonders wenn der Vater oder die Mutter diejenigen Mittel gebrauchen, die so sehr in ihrer Gewalt stehen, ihn zu ermuntern und zu stärken. Wenn er so, vom Leichteren immer zum Schweren übergehend, wirkliche Fortschritte macht, und sich ihrer bewußt ist, wächst auch sein Muth und sein

Selbstvertrauen. Interessirt ihn nun vollends Sprache und Inhalt — und deswegen sollte man sich nur höchst selten vor dem zwölften Jahre mit ihr beschäftigen — so wird er sich bald in den Stand setzen, den Text fertig herunter zu lesen, und nur noch höchst selten die gegenüberstehende wörtliche oder die Deutsche Uebersetzung zu Rathe zu ziehen. Wenn sich der Knabe dadurch gewöhnt, sich allein und gern zu beschäftigen, so ist es der sicherste Weg zum dereinstigen wahren Studieren. Die jungen Leute sind gewöhnlich wißbegierig genug; allein anhaltendes Sitzen und anhaltendes Arbeiten ist wenigstens ihrer ganzen Natur und Neigung entgegen. Sie müssen also nicht allein bis zum nöthigen Grade durch Inhalt, Methode und Fortschritte dazu gereizt und gestärkt werden, sie müssen auch zu gleicher Zeit Freiheit behalten, ihrer sonstigen übersprudelnden Lebensfülle und Geschäftigkeit, die unendlich wohlthätiger und nützlicher sind, als mancher Stubengelehrte meint, nach Wohlgefallen und Bedürfniß Luft zu machen. Dem Knaben, welcher so seine bestimmten Stunden dem Latein und seinen anderen Studien gewidmet hat, bleibt dann noch Zeit genug übrig, um noch mit anderen Knaben Knabe zu seyn und sich weidlich im Freien herum zu tummeln, um so auch den Körper zu stärken, zu kräftigen, damit dieser wieder gewinne, was er beim Lernen verlor. Hat nun der junge Mensch auf diese Weise das vierzehnte oder funfzehnte Jahr erreicht, hat er schon einen diesem Alter angemessenen Vorrath von Kenntnissen gesammelt, hat er seinen Geschmack an Wissenschaften dadurch geweckt und gereizt zur höheren Ausbildung; dann findet sich wohl in seinem Wohnorte, oder doch nicht fern davon, ein geschickter und wohlwollender Mann, der sichs nun zur Freude macht, ihn weiter fortzuhelfen, damit er seine Zeit bis zur Universität — er muß sie lieber drei Jahre zu spät beziehen, als eins zu früh — so nützlich ausfüllen und verwenden könne, daß er genau in dem Verhältnisse einen desto reiferen und reicheren Kopf wieder daher zurückbringe, je reifer und reicher er ihn mit dahin genommen. Man wird mir aber hier einwenden, wenn dieses nun auch bei einem jungen Men-

schen angeht, der wirklich Lust und Trieb zum Lernen hat, was fängt man denn an, wenn einem Andern das Lernen gänzlich verhaßt ist? Hierauf läßt sich antworten: Verhaßt ist das Lernen wohl keinem Menschen von gesunden Sinnen, wenn man ihn nur nicht zur Unzeit und nach einer schlechten Methode dazu zwingt; folglich werden dergleichen Fälle von entschiedener Abneigung äußerst selten seyn. Wo sie aber wirklich eintreten, da ist ohnehin jede Mühe verloren, da ist es weit vernünftiger und menschlicher, den Knaben nicht zu dieser Beschäftigungsart zu zwingen, sobald er keine Neigung und Fähigkeit dazu hat, sondern ihn lediglich bei dem zu lassen, wozu ihn der Schöpfer organisirt und bestimmt hat. Wer hierin entgegengesetzter Meinung ist, der gebrauche alle die tyrannischen Mittel, die ihm die Natur, aber nicht die Vernunft in seine Gewalt gegeben, er zerarbeite sich, den armen Zögling zu etwas zu machen, was er doch niemals werden kann; er vergifte ihm so die schönsten Blüthen des Lebens und jede künftige Erinnerung an sie; ich kann den Marterer wie den Gemarterten nur bedauern. —

Wenn man über die Spracherlernung nachdenkt und geht dabei von der eigenen Erlernung der Muttersprache aus, so findet man, daß die Erlernung einer Fremdsprache keine so goßen Schwierigkeiten darbietet, als man gewöhnlich glaubt, wenn man nur die rechte Methode anwendet. Die älteren Sprachlehrer waren schon auf einem richtigen Wege, indem sie viele Wörter auswendig lernen oder memoriren ließen; denn wenn man erst einen Vorrath von Wörtern von einer Fremdsprache im Gedächtnisse gesammelt hat, so ist man auch im Stande, sich bald darin auszudrücken, wenn es nämlich eine lebende Sprache ist, und wenn es eine todte ist, bald zu übersetzen. Vor allen Dingen sind also bei jeder Sprache erst Wörter nöthig, wie wir dieses bei dem Kinde in der Muttersprache gewahren, welchem erst alle Gegenstände nach und nach genannt werden, worauf es mit seinen Fin-

gern hinweiset oder mit seinem Händchen danach langt; nach und nach fängt es an die Wörter, die es gelernt hat, zu Sätzen zu verbinden, wobei es ihm jedoch immer noch an den Bindewörtern und an der richtigen Stellung der Bei- und Zeitwörter fehlt, welches es erst nach und nach lernt; dann erst stufenweise, wenn man genau darauf gemerkt hat, geht es zu Sätzen und dann zur Rede, das heißt, zu zusammenhängenden Sätzen über. Dasselbe findet auch Statt, wenn man eine Fremdsprache erlernt, man hat mit denselben Schwierigkeiten in Zusammensetzung der Wörter zu Sätzen und zur Rede zu kämpfen, wie das Kind beim Erlernen seiner Muttersprache; daher muß man auch hier dieselben Vorschriften befolgen, welche die Natur an die Hand giebt. Nicht unrichtig sind daher in vielen Sprachlehren der neueren Sprachen die Unterredungen oder Gespräche über verschiedene Zweige des bürgerlichen Lebens, besonders was in der Haushaltung und im Geschäftsleben vorgeht, wobei auf der einen Spalte die Fremdsprache und dieser gegenüber auf der andern die Muttersprache steht. — Hat man nun einen Vorrath von Wörtern aus diesen Gesprächen gesammelt und studiert, bringt hier nun diese Wörter in Verbindung zu Sätzen und geht dann zur Rede in den Gesprächen über, wobei man die Uebersetzung in der Muttersprache zu Rathe zieht, so kann es gar nicht fehlen, daß man einen guten Grund in einer Sprache legen muß; denn auf dieselbe Weise fängt auch das Kind erst mit den Gegenständen an, die es in dem häuslichen Zirkel umgeben, und wir gewahren, wie schnell seine Fortschritte in der Muttersprache sind, wenn es dann mit seinen Gespielen umgeht oder es sich zu Gespielen, zu anderen Kindern gesellt. Kinder von drei bis vier Jahren sprechen dann schon, nachdem nämlich die Leitung von Seiten der Eltern und der Hausgenossen gewesen ist, ganz gut ihre Muttersprache.

Hier giebt nun die Natur den Fingerzeig, warum befolgen wir ihn nicht bei Erlernung der Fremdsprachen, und umgehen ihn, indem wir mit dem Schwierigsten in der Sprache, mit der Grammatik anfangen; da doch dem Kinde beim Erlernen seiner Muttersprache, solche auch eine Fremdsprache war, die es nur durch den Gebrauch erlernte. Auch gewahren wir dieses beim Erlernen der Orientalischen Sprachen, daß man erst einen Vorrath von Wörtern zu erlernen sucht, ehe man tiefer in diese Sprachen eingehet; auch erlernt man auf diese Weise die Sprachen der unkultivirten Nationen, die gar keine Sprachlehren besitzen. — Die Grammatik soll in jeder Sprache eigentlich den Beschluß machen; denn erst das richtige Sprechen und Schreiben in der Muttersprache nach den Regeln der Sprachlehre, kommt erst lange nachher, nachdem die praktische Uebung vorangegangen ist. Man kann nun, wenn man mit den Gesprächen als eine Art praktischer Uebung angefangen hat, mit dem Uebersetzen leichter und interessanter Stücke aus irgend einem beliebten Schriftsteller derjenigen Sprache, die man zu lernen wünscht, oder vielmehr den begonnenen Unterricht darin fortsetzen, wobei diejenige Methode, der sich einige Sprachlehrer bedienen, wohl die beste zu seyn scheint, indem sie erst ein Stück mit dem Schüler überlesen, dann dasselbe mit ihm übersetzen, wobei der Lernende die ihm unbekannten Wörter mit der Uebersetzung davon zur Seite aufschreibt, und dann der Lehrer dieses Stück in der folgenden Stunde noch einmal übersetzen läßt, nachdem sich der Schüler vorher zur zweiten Uebersetzung durch Hülfe der ihm dictirten Wörter vorbereitet hat, wobei ihm dann das Nöthige der Grammatik erklärt wird, sowohl was die Wortfügung, als Wortforschung anbetrifft. Auf diese Weise wird man leicht eine lebende Sprache lernen, da sich immer zur Uebung im Sprechen, besonders in

großen Städten Gelegenheit findet, besonders jetzt in der Französischen, Englischen und Italienischen Sprache. Bei den lebenden Sprachen ist unter den Lernenden noch der Unterschied zwischen jungen, noch unerwachsenen Leuten und erwachsenen zu machen, und bei den Letzteren wieder, ob sie, außer ihrer Muttersprache, schon eine Fremdsprache kennen, schon im Besitz derselben sind, und ob diese Fremdsprache mit der Muttersprache übereinkommt, oder mit der Lateinischen, zu deren Sprachstamme gehört; denn auch dieses trägt sehr viel zur Erlernung einer dritten Sprache bei, indem der Lehrer dann ganz anders im Unterrichten verfahren kann. Jeder Sprachlehrer, dem es um die Sache zu thun ist, nicht bloß ums Geld, sollte sich genau davon unterrichten, indem dadurch das Erlernen einer Fremdsprache noch mehr erleichtert wird. Er darf dann nur auf die Abweichungen der einen von der andern Sprache aufmerksam machen, wodurch für den Lernenden schon viel gewonnen ist. Es versteht sich übrigens, daß hier nur von solchen Lernenden die Rede ist, die auch schon einige Kenntniß der Grammatik in einer Sprache besitzen, schon wissen, was die Sprachlehre besagt, weil dieses wenigstens manche Erklärungen bei den Deklinationen und Zeitwörtern erleichtert, die hier bei den Vergleichungen zweier verwandten Sprachen nothwendig sind; sonst würde erst diese vorangehen müssen. Mit den Kindern kann man auch mit den Gesprächen anfangen, oder mit sonst leichten für den kindlichen Geist passenden Uebungsstücken, die aber immer etwas Interessantes aus der Kinderwelt enthalten müssen, wozu sich Fabeln, kleine Erzählungen ꝛc. am besten eignen, weil hierbei das Kind ganz Ohr ist, und auch leichter die Wörter dazu memorirt, damit es die Fabel oder Erzählung verstehen lerne. Im Französischen würde der von Campe herausgegebene Robinson gute Dienste leisten, den

man den Kindern im Auszuge, sobald sie schreiben können, in die Feder Französisch diktirt, und die diktirten Stücke übersetzen läßt. Das Diktiren hält zwar auf, hat aber den Vortheil, daß sie die Wörter im Französischen richtig schreiben lernen, so wie in jeder Sprache, wobei man diese Methode befolgt, welches beim bloßen Lesen und Uebersetzen aus gedruckten Büchern nicht so der Fall ist. Der Unterricht geht zwar auf diese Weise etwas langsamer, aber der Gewinn für den Lernenden ist auch um so größer. Dabei muß nun der Lehrer so viel, als möglich, mit den Kindern in der Fremdsprache sprechen, und ihnen jedes Wort, das er spricht, in die Muttersprache gleich dabei übertragen; dann aber immer nur in der Fremdsprache den ganzen Unterricht halten, so wird dadurch schon viel bei den Kindern von Fremdwörtern sitzen bleiben und den Unterricht erleichtern. Fängt man mit Kindern oder überhaupt mit jungen Leuten eine Fremdsprache an, so ist es am besten, sie mit allen Gegenständen der Haushaltung und des gewöhnlichen Lebens, wie auch schon oben angeführt worden, darin bekannt zu machen. Sie müssen Alles, was sie im Zimmer umgiebt, darin kennen lernen, dann womit sie umgehen, was sie betreiben, kurz mit Allem müssen sie in der Fremdsprache bekannt gemacht werden. Alle Körpertheile, alles Hausgeräth, alle Handarbeiten müssen ihnen darin erklärt werden, wodurch sie denjenigen Grund darin legen, den sie auch in der Muttersprache legten, als sie zu sprechen anfingen. Man fährt damit stufenweise fort, und fängt dann mit ihnen, wenn sie auf die vorbenannte Weise einen hinlänglichen Vorrath von Wörtern gesammelt und das Lesen erlernt haben, leichte Stücke zu übersetzen an, jedoch ohne alle Anwendung der Regeln der Grammatik. Höchstens kann man nur die Deklinationen, und von den Conjugationen die wichtigsten Zeiten ihnen bekannt machen, damit sie

auf keine Weise verwirrt werden, und dann die Lust und Liebe zum Lernen verlieren. Die wichtigsten Regeln der Grammatik müssen erst dann angewendet werden, wenn man eine Sprache praktisch gehörig inne hat, und man die Klassiker einer Nation, überhaupt Dichter zu lesen anfängt, in dem reiferen Jünglingsalter, wo der geweckte und regere Geist die Erklärungen, die hier gegeben werden müssen, gehörig erfaßt; sie früher geben, erschwert das Erlernen einer Sprache um Vieles, ja schreckt oft Erwachsene davon ganz zurück. Auch muß der Lehrer bei demjenigen, der eine Sprache erlernen will, immer die Fähigkeiten desselben berücksichtigen, hauptsächlich aber sein Gedächtniß prüfen, und nicht verlangen, daß eine Sprache, die ihm vielleicht selbst im Erlernen leicht geworden ist, auch Anderen leicht werden soll; denn es kommen oft sehr viele Umstände zusammen, die Jemanden das Erlernen einer Sprache erleichtern, die einem Andern doch so schwer zu erlernen wird, wozu der Hauptumstand gehört: von der Natur gleichsam mit einem Sprachgenie beglückt oder ausgestattet worden zu seyn; denn es giebt Leute, denen jede Sprache leicht zu erlernen ist, sie fassen sie gleich auf und bringen es in lebenden Sprachen sehr bald zur Fertigkeit im Sprechen; dagegen Andere mit vieler Mühe zu kämpfen haben, ja sich abquälen, um nur so viel zu erlernen, daß sie zur Noth einen leichten Schriftsteller übersetzen, aber im Sprechen nie zu einiger Fertigkeit gelangen können. Hiernach muß nun der Lehrer seine Unterrichtsmethode einrichten, und Letzteren die zu erlernende Sprache auf jede nur mögliche Weise zu erleichtern suchen; er muß also bei diesen so wenig Regeln, als möglich, anwenden, sondern mit dem Unterrichte ganz praktisch verfahren, so daß er die Sprache mehr durch den Gebrauch, als vermittelst der Grammatik und der Wörterbücher erlernt. Bei demjenigen hingegen, der

einen offenen Kopf, einen empfänglichen Geist für die Sprache zeigt, kann man die nothwendigsten Regeln schon gleich beim Uebersetzen anbringen, sie werden ihn im Lernen nicht stören und seine Wißbegierde unterdrücken. — Diese Reform im Schulwesen, in Beziehung auf das Sprachstudium, ist übrigens keine Neuerung, keine gefährliche dem Schulwesen den Untergang drohende Revolution, sondern eine längst schon hier und da angewandte Methode, ja sie ist diejenige Methode, wozu uns die Natur selbst die Anleitung giebt, und die also älter ist, als alle Theorien, alle Grammatiken oder Sprachlehren. Es ist der natürliche Weg eine Sprache zu erlernen, sich also eine Fremdsprache anzueignen. Auch beweiset sie den in der neuesten theoretischen Zeit so oft wieder in Anregung gebrachten Satz, daß die Praktik das Fundament alles Wissens ist und sich nur darauf die Theorie gründet. Man wird nie aus den Lehrsätzen in den Schulen über den Ackerbau ein tüchtiger Landwirth oder Ackerbauer werden, wenn man den Ackerbau nicht praktisch erlernt hat, und ihn nur nach den darüber aufgestellten Lehrsätzen betreiben wollte; man würde hier, um zum Ziele zu gelangen, Zeit und Vermögen opfern. Dieses macht aber darum nicht die Schulen und Institute zur Bildung der Oekonomen, Kaufleute, Architekten ꝛc. unnütz; denn auf ihnen soll man auch nur diejenigen Wissenschaften erlernen, welche die Betreibung eines Gewerbes erleichtern und Aufschluß über manche Zweifel geben, wie die Mathematik in allen ihren Zweigen, die Geographie, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Sprachen, das Zeichen ꝛc. ꝛc. Wer aber den Glauben hegen wollte, daß er durch diese Vorkenntnisse, auch im Stande sei, gleich praktisch ein Gewerbe, wie die Baukunst, der Ackerbau, die Handlung ꝛc., zu betreiben, der würde sehr irren, weil dazu noch ein wesentliches Wissen gehört, das zu er-

klären hier nicht der Ort ist. — Wie übrigens der Lehrer seine Unterrichtsmethode einzurichten habe, um im Uebersetzen die Regeln der Grammatik gleich anzuwenden, und wie er selbst stufenweise mit diesen Regeln verfahren müsse, kann hier nicht angeführt werden, weil dieses nicht hieher gehört, sondern unter Unterricht, in U; denn hier sollte nur angeführt werden, auf welchem Wege es möglich ist, eine Sprache todte oder lebende, auf die möglichst leichte und zweckmäßigste Weise zu erlernen, und dabei die befolgten Methoden der alten, wie der neueren Erzieher und Sprachlehrer zu zeigen, welches oben an verschiedenen Orten zur Genüge geschehen seyn wird.

Sprachfehler, Sprachschnitzer, ein Fehler wider die Regeln einer Sprache, ein grammatischer oder grammatikalischer Fehler. Ein Schriftsteller, Pütter in Göttingen, sagt im neuen Hannöverschen Magazine, Jahrg. 1, St. 71, S. 1133. u. f., bei der Berichtigung eines sehr gemein gewordenen Sprachfehlers: „Unsere Deutsche Sprache hat so viele genaue Bestimmungen ihrer Richtigkeit, daß man sich nicht wundern darf, wenn selbst die besten Schriftsteller noch Fehler darin begehen, und wenn dadurch solche Fehler beinahe allgemein werden; weil nichts trockner ist, als mit vollständigen Abhandlungen aller Sprachregeln sich zu beschäftigen; aber auch kaum zu erwarten ist, daß ein jeder Schriftsteller sich die Zeit und Geduld nehme, über jeden einzelnen Fall so genau nachzudenken, daß er sich für jeden Fehler gesichert halten könne. Es ist daher zur Beförderung der Richtigkeit der Sprache vielleicht eines der zweckmäßigsten Mittel, einzelne Bemerkungen darüber in periodischen Schriften, die viele Leser haben, bekannt zu machen, wie es auch schon zum Theil in vielen öffentlichen wissenschaftlichen Blättern mit Nutzen geschehen ist. Eine von solchen Bemerkungen, die bisher noch man-

chem unserer besten Schriftsteller entgangen seyn mag, besteht darin, daß zum Unterschiede eines bloß leidenden oder thätigen Verhältnisses einerlei Stammwort oft nur mit geringen Veränderungen gebraucht wird. So weiß z. B. ein Jeder, daß es ganz etwas anders ist, Bäume fallen oder fällen sehen. Nur ein leidendes Verhältniß ist es, wenn Bäume fallen, aber ein thätiges, wenn Leute Holz fällen. Eben so gewiß sind es zwei ganz verschiedene Dinge, Jemanden anhangen oder Jemanden etwas anhängen, oder von zwei Sachen zu sagen, daß sie zusammenhangen oder daß man sie zusammenhänge. Und doch findet man seit einiger Zeit fast durchgängig, auch in den Werken unserer besten Schriftsteller, zusammenhängend geschrieben, was sicher zusammenhangend heißen sollte. Ueber die Quelle dieses beinahe allgemein gewordenen Sprachfehlers noch folgende Bemerkung. In unseren Wortänderungen nach Verschiedenheit der Zeitverhältnisse zeigt sich der Hauptunterschied, daß nach einer Ableitung, die man die regelmäßige nennen kann, in der vergangenen Zeit am Ende ein t gebraucht wird, z. B. ich habe gesagt, oder es ist gesagt worden; da hingegen nach einer andern von jener Regel abweichenden Ableitung anstatt des t die zwei Buchstaben en gebraucht werden, z. B. ich habe getragen oder ich bin getragen worden. So wird sicher Niemand sagen: die Bäume sind gefallet, sondern gefallen; aber auch sicher Niemand das Holz hat man gefällen, sondern man hat es gefällt. Eben so auch nicht: er hat ihm angehanget, sondern angehangen, wohl aber, er hat ihm eines angehängt, nicht angehangen. Davon hängt nun noch ferner ab, daß in Anreden einer zweiten Person, oder auch wenn von einer dritten Person die Rede ist, in der regelmäßigen Ableitung der selbstlautende Buchstab unverändert bleibt, anstatt daß

er in der andern aus a in å verwandelt wird; z. B. in jenem Falle, ich sage, du sageſt, er sagt; in Letzterem ich trage, du trägſt, er trägt. Es fügt sich nun hier freilich, daß fallen und hangen nicht zur regelmäßigen Ableitung gehört, weil es in der vergangenen Zeit nicht heißt, gefallet, gehanget, sondern gefallen, gehangen; folglich auch nicht: ich falle, du falleſt, er fallet; und ich hange, du hangeſt, er hanget, sondern ich falle, du fällſt, er fällt; ich hange, du hängſt, er hängt. Wenn hingegen im thätigen Verhältniſſe gesagt wird, daß ich Holz fälle, oder einem etwas anhänge oder zweierlei Sachen aneinander hänge, so heißt es in der vergangenen Zeit: ich habe Holz gefällt, ich habe ihm etwas angehängt oder zusammen gehängt, folglich bleibt auch der selbſtlautende Buchstab in der zweiten und dritten Person in der gegenwärtigen Zeit unverändert, indem ich sage: daß du Holz fälleſt, dem etwas anhängeſt, oder das und das zusammenhängeſt. Dieſes iſt aber dann nur zufällig, daß nur in dieſem Falle die an sich ganz verſchiedenen Worte eine gleiche Wendung nehmen. Wenn es also gleich da übereinzutreffen scheint, daß gesagt wird: der Baum fällt oder der Mann fällt das Holz, der hängt seinem Freunde an, oder er hängt ihm etwas an, so darf doch darin nicht in allen andern Verhältniſſen fallen und fällen, hangen und hängen verwechſelt werden, wie doch Letzteres sowohl im Sprechen, als in Schriften häufig geſchieht.“ — In allen kultivirten Sprachen werden Fehler und Verſtöße gegen die Grammatik oder Sprachlehre gemacht, aber wohl in keiner, wie man glaubt, mehr, als in der Deutſchen, wenn man nämlich alles dasjenige als Sprachfehler annehmen will, worüber die Sprachgelehrten oft ſelbſt nicht einig ſind, und wo ſich eben ſo viel für, als wider die Richtigkeit ſagen läßt. Es verſteht ſich, daß hier nicht von Eigenthümlichkeiten, die in dieſer oder

jener Mundart oder in dieser oder jener Provinz Deutschlands das Bürgerrecht gewonnen haben, die Rede seyn kann, wohl aber von solchen, die in unrichtiger Aussprache der Wörter, in Verwechselung der Geschlechter und in unrichtiger Anwendung der Verben auf die Nennwörter, das heißt in den Regimen; dann der Vorwörter oder Präpositionen ꝛc. bestehen. So sehr unsere Sprache auch schon durch die Bemühungen so vieler wackerer Männer, eines Adelung, Campe, Moritz, Heinsius, Vollbeding, Eberhardt und Anderer herausgebildet worden ist, so werden doch immer noch in der Conversation oder Unterhaltung, selbst unter den kultivirtesten Deutschen, Fehler gemacht. Selbst in Norddeutschland, in Preußen, Sachsen ꝛc., spricht man immer noch sehr falsch. So z. B. es ist in die Kirche gelitten worden; ich bin schon um sieben aufgestiegen, nämlich aus dem Bette; ich habe Sie's ja schon gesagt. Dergleichen Verstöße gegen die Sprache hört man in guten Gesellschaften oft von Gebildeten, ja selbst von Wissenschaftern und Gelehrten. Dieses liegt jedoch nicht immer in dem Nichtwissen, sondern bloß in der Gewohnheit; man hat sich gewöhnt, es so zu sprechen und achtet in Gesellschaften auch nicht auf diese Fehler, wie ganz natürlich, da in Gesellschaften keine Steifheit und Aengstlichkeit im Sprechen und in der Sprache Statt finden darf, weil dieses die Geselligkeit stören würde. Ein Schriftsteller sagt: „Die Conversationssprache kann nie ganz die Sprache des Buches werden; denn wir können in einem schriftlichen Aufsatze vorher ändern, zusetzen, wegstreichen, ehe er gedruckt wird; aber es ist doch immer ein gewaltig großer Unterschied zwischen Fehlern des Gedächtnisses, der Ueberraschung und der Laune, und zwischen wirklichen Irrthümern; und Letztere sind in der Conversation eben so wenig zu dulden, als auf dem Papiere." — Es versteht sich,

daß hier nur von der Sprache in guten Gesellschaften die Rede ist, nicht von derjenigen, die man im Volke hört, und wo Verstöße und Fehler über Fehler gegen den Sprachgebrauch gemacht werden; denn Fehler, wie: Julchen, wenn Du hojahnest, mußt Du die Hand vor den Mund halten, und wenn Jemand prustet, mußt Du hübsch Dein Kompliment machen, gehören nicht hierher, wenn man sie auch gleich von Leuten aus den gebildeten Ständen hört. Eben so wenig kann hier von der Aussprache, die in diesem oder jenem Theile Deutschlands gehört wird, die Rede seyn; denn wenn z. B. der Obersachse statt sprechen, spielen, stehen, schprechen, schpielen, schtehen; der Niedersachse statt schlimm, schlecht, schlafen, slimm, slecht, slafen; der Westphälinger statt scharmante Fische, schöne Schinken, frische Wäsche, scharmante Fische, schöne S—chinken, frische Wäsche ꝛc. sagt, so kann man dieses als keine Fehler rechnen; denn was die eine Parthei zu viel zischt, das zischt die andere zu wenig, also ließe sich dieses schon dadurch heben; eben so wenig kann hier die provinzielle Volkssprache in Betrachtung kommen; denn daß der Tyroler sagt: i hah'n k' sia; der Thüringer: ech hann'n k' senn; der Niedersachse: eck hev'n seyn, ist hier gleichgültig; denn sie berühren die Conversation weiter nicht; sie sprechen weder über Dichter, noch über's Theater, noch über Moden, kurz über keinen Zweig der Belletristik und der Toilette, mithin stört ihre Art sich auszudrücken auch die feine Welt nicht; aber Alles, was in der Sprache störend diese berührt, ist ein Gegenstand dieses Artikels, das heißt, der Sprachfehler. Zuerst kommen häufige Verwechselungen des Geschlechtes vor, so daß männliche Gegenstände sehr oft mit weiblichen und sächlichen verwechselt werden. So hört man sehr oft der Tuch, der Band, der Oel, statt das Tuch, das

Band, das Oel: denn diese Gegenstände sind ungewissen, also sächlichen Geschlechts. Man will zwar beides, das Tuch und der Tuch, dadurch unterscheiden, daß das Erstere von wollenem Zeuge und das Letztere von einem baumwollenen oder leinenen Gewebe, zum Schneutzen oder Putzen der Nase, Taschentuch, gebraucht werden soll; allein dieses ist fehlerhaft, in beiden Fällen ist Tuch ungewissen Geschlechts. Eben so ist es mit Band; eine jede Sache, womit man bindet, vereiniget und fesselt, z. B. das Halsband, das Knieband, das Bruchband, das Faßband, das seidene, wollene u. baumwollene Band, das Kopfband, in der Mehrzahl die Bänder, wie Kopf-, Hals-, Knie- ꝛc. Bänder. Im figürlichen Sinne heißt Band in der Mehrheit nicht die Bänder, sondern die Banden, z. B. das Band der Liebe, der Ehe, die Banden der Liebe, der Ehe ꝛc. Es ist das gleichbedeutende Wort von Fessel, was wir Banden nennen, und ist in der einfachen Zahl nicht gebräuchlich. Wenn man aber mit Band die Schale oder den Deckel eines Buches bezeichnen will, so muß es heißen der Band und in der Mehrzahl die Bände; es ist dann männlichen Geschlechts. Eben so fehlerhaft sagt man auch: das Flachs, das Zucker, das Spieß, das Speck, das Stahl, das Zunder, das Monat, das Strick, das Sarg ꝛc.; denn diese Wörter sind männlichen Geschlechts und es muß daher heißen: der Flachs, der Zucker, der Spieß, der Speck ꝛc. Diese Fehler sind um so leichter zu begehen und werden auch sehr häufig begangen, da sich das Ohr leicht daran gewöhnt; obgleich bei einem genauen Aufmerken schon das richtige Geschlechtswort vorlaute; denn wie klingt der und das Tuch, wie der und das Oel, wie das und der Zucker, das und der Speck; das und der Puder. Einige haben dagegen einen gleichen Klang oder das

unrichtige Geschlechtswort übertrifft noch das richtige im Klange, wie das und der Sarg, das und der Spieß, das und der Strick ꝛc. Gewohnlich springen dergleichen Fehler stärker ins Gehör, wenn sie in Verbindung mit andern Sprachfehlern treten. Man findet ein Verzeichniß dergleichen Wörter, welche in verschiedenen Deutschen Provinzen verschiedenen Geschlechtes sind, mit ihrem üblichsten Geschlechte im Hochdeutschen in Adelungs Deutscher Sprachlehre. Sehr groß ist die Zahl der Haupt- oder Stammwörter, die entweder falsch ausgesprochen werden, oder wohl gar völlig undeutsch, wenigstens nicht Sprachdeutsch sind, und nicht in die gute Conversation gehören, wie z. B. die Oehse, das Oehr, Haken und Oehsen, Hefte und Schlingen; der Schapp, der Schrank; die Ratze, die Ratte; die Bärme, Gäsche, Gohre, Hefen; der Handschen, Handschuh; der Kartun, Kattun; die Schlippe oder Slippe, der Schooß; der Knüppel, Knüttel, Prügel; die Kuhle oder Kuthe, Grube; der Qualm, Dampf, Rauch, daher qualmen, dampfen, rauchen; die Hacke, Ferse; die Pose, die Federspule; die Scharrn, die Fleischerbank; der Schauer, Schober, die Remise, das Schirmdach; der Wocken, Rocken; der Ständer, die Säule, der Stiel; der Brägen, das Gehirn; die Kalitte, der Schmetterling; der Schwitz, Schweiß; die Kiepe, der Tragkorb ꝛc. — Eine Anzahl Fehler entstehen durch verstümmelte Fremdwörter, die in die Unterhaltungssprache gekommen sind, z. B. der Tambauer, Tambour, Trommelschläger; der Gerurgus, Chirurgus; der Tractör, Traiteur; die Restration, Restauration; die Carbenada, Carbonnade; der Lujed'or, Louisd'or; die Muschkatennuß, Muskatnuß; die Peterzille, Petersilie; der Zafran, Safran; Zekkertär, Secretair; der Perplü, Persoll, Parapluie, Parasol, Regen- und

Sonnenschirm; der Injänjör, Ingenieur; das Plaißier, Plaisir; die Kristange, Kastanie; der Ingefer, Ingber, Ingwer; der Muschketier, Musketier; der Szerschant, Sergeant; die Penschon, Cautschon, Pension, Caution; Rajolen, Riolen ꝛc. ꝛc. — Wenn diese Fehler bei den Hauptwörtern begangen werden, so findet man sie auch häufig in den Neben- und Beiwörtern, z. B. heil, ganz, unbeschädigt; schummerich, dämmernd; wenn es schummerig wird, mit Anfang der Dämmerung; patzig, keck; aufgedunsen, aufgeschwollen; schmächtig, schlank; schlimm, strenge, scharf; nachgerade, allmählig, nach und nach; mang, darunter, unter, zwischen; glitscherig, schlüpfrig; duselig, schwindelnd; bedämelt, betäubt, der Kopf ist eingenommen; die ganzen Rathsherren waren da, alle Rathsherren; dagegen ist die ganze Gesellschaft richtig; ꝛc. ꝛc. — Auch bei den Zeitwörtern werden viele Fehler begangen. Folgende hört man sehr häufig: Sitzen gehen, für sich setzen; tuten, auf dem Horne blasen; pusten, blasen; ein- oder instippen; eintauchen; sich verfärben, blaß werden, die Farbe verlieren; lernen für lehren; er lernt mir das Schreiben, statt er lehrt mich das Schreiben; lernen heißt Unterricht empfangen und lehren heißt Unterricht geben; auflegen, aufbewahren; nippen, kosten; bähren oder böhren, heben, nämlich eine Last; lungern, faulenzen, nichts thun, müßig gehen; purren, anpurren, antreiben, Jemanden zusetzen; trampen, tappen, trappen, stark zu treten, stark mit den Füßen auftreten; simuliren, nachdenken; schwimeln, schwanken; es hille haben, sehr beschäftiget seyn; verhöddern, verwirren, nämlich vom Garne, Zwirne; munden, behagen, schmecken; glupen, von unten herauf oder von der Seite sehen; schrapen oder schrappen,

schaben, kratzen; klauen, kratzen; verquackeln, verthun, verbringen; krabbeln, mit der Hand herumfühlen an einem Körper, einen Körper betasten; bläuen, durchprügeln; klappen, klatschen, ballern, gleichbedeutend mit schlagen gegen einen Körper, sey es nun mit der Hand oder mit einer Peitsche; bölken, blöcken, auch brüllen; kören, schwatzen, reden; quackeln, bald so, bald anders reden; verquattern, versprützen; dröhnen, erschüttern; schneen, schneien. Die Verwechselung mit stechen und stecken; nieseln, durch die Nase reden; schnüffeln, schnobern, schnoppern, herum spüren. Stecken und stechen wird, wie so eben bemerkt worden, am häufigsten verwechselt, und dieses selbst von Wissenschaftern und Gelehrten. Auch Adelung zieht keine besondere Grenzlinie zwischen diesen beiden Wörtern, wenigstens führt er keine bestimmten Merkmale an, in wiefern sich diese beiden Zeitwörter genau unterscheiden oder welches die eigentliche Grenzlinie zwischen beiden ist, und es kommt hier wirklich mehr auf den Gebrauch und die Gewohnheit an, als sich wahre Regeln aufstellen lassen, außer den beiden Fällen, wo stechen wirklich eine Wunde machen und stecken etwas in einen geöffneten Körper thun bedeutet. Zum Beispiel: ein Geschwüre aufstechen, das Messer dem Thiere in die Kehle stechen, mit der Nadel, mit dem Dolche, mit dem Degen stechen; die Wespe, die Schlange sticht; und — den Schlüssel in die Thür, das Schnupftuch in die Tasche, die Nadel an das Kleid und den Nagel in die Wand stecken. So auch in den Fällen, wo stechen theilen, oder trennen bedeutet, ist der Unterschied noch sicher zwischen stechen und stecken; z. B. die Butter in der Tonne anstechen, auch abstechen; ein Schiff in See stechen lassen, weil es nämlich das Wasser theilt, indem es in die See sticht; und so bei stecken —

sich hinter etwas begeben oder verbergen; z. B. sich in der Tonne od. hinter die Thür verstecken. Ein Mädchen ins Kloster, einen Verbrecher ins Gefängniß stecken. Auch an irgend einem Orte fest bleiben; z. B. im Kothe stecken bleiben; in Schulden stecken ꝛc. Nur Fälle wie diese: Eine Karte sticht die andere, das Daus sticht den König und der König die Dame ꝛc., so sticht der Landmann auf dem Felde seinen Acker ab, und der Ingenieur steckt bei dem Dorfe ein Lager ab; so wird ein Geburtstagskuchen mit Blumen besteckt, und der Kundschafter oder Spion mit Geld bestochen; so steckt der Weinküfer das Faß, die Feinde das Dorf, der Gast das Licht u. die Pfeife, der Kranke den Gesunden an. und der Feind die weiße Fahne auf ꝛc.; das sticht ihn in die Nase, in die Augen; es sticht mich in den Nieren ꝛc., lassen einiges Bedenken. So ist auch das Wort Mahlen und Malen einem Mißbrauche unterworfen. Man hört nämlich sehr häufig gemahlen statt gemalt; z. B. das Bild ist fein gemahlen, statt gemalt, wohl aber sagt man: das Getraide ist fein gemahlen, auf der Mühle, statt jenes mit dem Pinsel geschieht. Dann sagt man milchen statt melken, und wieder melken statt milchen. Milchen heißt nämlich, Milch geben, und melken, die Milch dem milchenden Thiere nehmen. Eine melkende Kuh und eine milchende Viehmagd wären also ein Paar grobe Sprachfehler. Eben so falsch ist der Ausdruck eine milche Kuh, eine milche Eselin, und wieder falsch ist: eine melke Kuh, eine melke Eselin; es muß hier milchend allemal heißen. Dann sagt man auch sehr häufig: ich frug, statt ich fragte, und ich jug, statt ich jagte. Es wird hier vielleicht nicht am unrechten

Orte seyn, zu zeigen, wie ein Fehler, wie ich frug ꝛc. vermieden werden kann. Unsere Deutschen Zeitwörter haben ein doppeltes Supinum; das eine davon endiget sich in t, z. B. geliebt, geweint, geschlachtet, gebracht, geopfert ꝛc., das andere endiget sich aber in n, z. B. geschlagen, gerieben, geblasen, geflogen ꝛc. Endiget sich nun das Supinum in t, so ist das Zeitwort allemal ein reguläres, endiget sich aber das Supinum in en, so ist das Zeitwort irregulär oder uncegelmäßig. Ein solches Deutsches unregelmäßiges Zeitwort unterscheidet sich nun von dem regelmäßigen unter anderen Kennzeichen durch sein Imperfectum. Es endigt sich nämlich — die Regel ist ganz kurz — allemal das Imperfectum eines regelmäßigen Zeitwortes, ohne die mindeste Ausnahme, in te. Also plagen ist regelmäßig, weil das Supinum sich in t, geplagt, endiget, mithin heißt das Imperfectum; ich plagte; sagen durch gesagt, Imperf. ich sagte; klagen, geklagt, ich klagte; behagen, behaget, ich behagte; nagen, genaget, ich nagte; vorragen, vorgeraget, ich ragte hervor; wagen, gewaget, ich wagte; zagen, gezaget, ich zagte; so nun auch fragen, gefraget, ich fragte, und jagen, gegaget, ich jagte. Diese Regel hat gar keine Ausnahme. Die Imperfecta eines unregelmäßigen Zeitwortes endigen sich dagegen niemals in te, können aber im Allgemeinen nach keiner einzelnen Regel geformt oder gebildet, sondern müssen durch die Uebung erlernt werden, weil ihre Endungen sehr abwechselnd sind, und deshalb auch dem Ausländer das Erlernen der Deutschen Sprache sehr schwer machen. Die unregelmäßigen Zeitwörter, die sich z. B. in agen endigen, bilden das Imperfectum in ug, also ich trage, ich trug, schlagen, geschlagen, ich schlug. Eben daher kommt es auch, daß man so

häufig sagt: ich frug: ich jug; indem man sich durch trug, schlug verleiten ließ. Schon Luther, dieser große Kenner der Deutschen Sprache, schrieb nicht: ich frug, jug, sondern fragte, jagte. Matt. 20, 18. Sie fragten Gott ꝛc., und V. 23. Sie fragten die Medianiter; und in den Evangelisten steht faßt auf jedem Blatte: da fragten ihn seine Jünger. Fehler, wie ich frug, findet man im Sprechen und Schreiben noch mehrere, z. B. ich loff, statt ich lief. Dagegen machen saufen u. traufen, weil sie ehemals mit dem ff, sauffen, traufen geschrieben wurden, das Imperf. in off, ich soff, ich troff. Ferner er gung, er hung, ist gleichfalls sehr falsch, und es muß heißen er ging, er hing, er fing. Der Müller mahlte das Mehl ist falsch, er muhl muß es heißen; denn mahlen ist ein unregelmäßiges Zeitwort, weil das Supinum gemahlen heißt. Dagegen ist mahlen oder malen mit dem Pinsel regelmäßig. Man sagt ferner der Bäcker backte, es muß heißen buk; der Koch bratete, statt briet; die Köchin siedete, statt sott; der Jäger ladete, statt lud; der Frosch berstete, statt borst; denn alle diese genannten Zeitwörter endigen sich im Supinum nicht in t, sondern in en, gemahlen, gebacken, gebraten, gesotten, geladen, geborsten. So ist es ferner falsch, wenn man sagt, der Goldschmidt schmolz Silber, er schmelzte muß es heißen; dagegen ist es falsch: der Goldschmidt schmelzte bei starkem Feuer vor Hitze; denn hier muß es schmolz heißen, weil schmelzen, als Neutrum, unregelmäßig, und schmelzen, als Aktivum, dagegen regelmäßig ist; das Letztere heißt ich schmelze, geschmelzt, ich schmelzte; das Erstere ich schmelze, geschmolzen, ich schmolz. Auch muß man bei diesem Zeitworte die dritte Person des Präsens im Aktivum und Neutrum berücksichtigen. So ist in dem Ersteren die dritte Per-

son schmelzt, z. B. die Sonne schmelzt den Schnee; es ist daher ein Fehler hier schmilzt zu sagen, welches das Neutrum ist, z. B. der Schnee schmilzt, das ist, er zerrinnt von der Wirkung der Sonne: Schwellen und schwillen ist auch in der Anwendung verschieden; denn Ersteres ist das Aktivum und Letzteres das Neutrum. Man muß daher sagen: der Regen schwillt die Bäche; eine edle That schwillt die Brust, nicht schwellt; denn die Bäche schwellen vom Regen, u. die Brust schwillt, erweitert sich. So auch: der Regen hat die Bäche geschwellet und die Bäche sind von seiner Wirkung geschwollen. — Auslöschen, verlöschen, erlöschen. Das Erstere ist das Aktivum, und die beiden Anderen sind das Neutrum. So erlischt die Lampe, und das Feuer verlöscht; der Wind aber löscht die Funken aus. Verderben ist ein Neutroactivum. Das stehende Wasser verdirbt. Ein verdorbener Mensch. Zu große Nachsicht verderbet die Jugend. Die Blüten hat der Frost verderbet. Das häufige verderben in dieser Verbindung, wie man es findet, ist nicht genau, weil dieses auf die leidenden Blüten, jenes sich dagegen auf die Wirkung des Frostes bezieht. — Begleiten und bekleiden wird eben so oft unrichtig verwechselt. So findet man oft: ein Amt begleiten, statt bekleiden; denn er begleitet das Amt giebt keinen richtigen Sinn, statt er bekleidet das Amt ganz richtig ist. So sagt man auch der Rock kleidet ihm gut, wovon wahrscheinlich auch der Ausdruck hergenommen ist: das Amt kleidet ihm gut. Dieses hat bildlich genommen einen ganz richtigen Sinn; allein das Amt begleitet ihn oder er begleitet das Amt sowohl im eigentlichen, als bildlichen Verstande nicht zu erklären ist; es ist eine wahre Ungereimtheit; denn das Amt begleiten heißt mit

dem Amte gehen, ihm zur Seite seyn, also mit demselben selbst nichts zu thun haben, — statt daß ein Amt bekleiden, es mit seinen Fähigkeiten, seinen Kenntnissen versehen, den richtigsten Sinn giebt. — Erschrecken wird auch oft sehr unrichtig gebraucht. Hier die richtige Anwendung dieses Zeitwortes. Er erschreckt mich mit der Nachricht von dem Unglücke meines Mannes. Ich erschrak vor dem Anblicke dieses Elendes. Er erschrickt, wenn man ihn an seine Sünden erinnert. — Erschreckt durch eine solche Botschaft sank ich in Ohnmacht. Erschrocken, das ist bestürzt, lief sie umher. Das Zeitwort ist ein Neutroactivum. — Einladen, laden, geladen. Er lädt, nicht ladet mich ein, obgleich das Letztere besser klingt; denn der Wohlklang darf nicht der Regel und dem Gebrauch der Sprache nachtheilig seyn; denn er giebt wohl dem Dichter, aber nicht dem Sprachforscher Freiheiten. — Auch bei der Anwendung der Präpositionen oder Vorwörter werden oft Fehler begangen, besonders bei Anwendung der beiden Vorwörter zu und nach. Man gebraucht nämlich zu, wenn die Rede von der Bewegung zu einer Person, und nach, wenn die Rede von der Bewegung nach einem Orte ist; es ist daher falsch, wenn man sagt: ich will zu Hause gehen, statt nach Hause; es ist ferner falsch, wenn man sagt: ich will nach meinem Vater gehen; weil es hier zu heißen muß. Fehler, die oft zwischen dem mir und mich, dir und dich, sie und ihnen gemacht werden, sind zu bekannt, aber oft sehr auffallend, wenn sie die Person selbst zum Stichblatte machen. — So verbindet man oft mit einigen Wörtern einen Sinn, den sie aber nicht haben, und der daher nur zu oft Widersinn ist. So z. B. hört man oft sagen: wohlschlafende Nacht, wohlruhende Nacht; man wünscht also hier der Nacht, daß sie wohlschlafen, wohlru-

hen mag. Das ist meine Nothdurft, statt das ist mir Nothdurft; weil Nothdurft im ersten Falle einen üblen Doppelsinn veranlaßt, nämlich den: zu Stuhle gegangen zu seyn oder sich eines natürlichen Leibesbedürfnisses entlediget zu haben. So verwechselt man oft verwegen seyn, mit trotzig seyn, großmüthig, mit hochmüthig ꝛc. ꝛc. — Hier ist nun zum Beschlusse noch zu rügen, daß man oft so häufig Glocke statt Klocke schreibt, eben so Glucke statt Klucke, eine Bruthenne, ein Bruthuhn. Das Wort Klocke ist das alte Deutsche Wort, eben so Klucke, warum nun Glocke und Glucke. Es läßt sich hier für die Umwandlung des K in G gar keinen Grund angeben. Wahrscheinlich ist hier die Liebe zur Ausnahme von der Regel, die Mancher für etwas Gelehrtes hält, Schuld daran; oder auch die Obersächsische, Rheinländische ꝛc. Mundart und Aussprache. Die wenigsten Deutschen, außer den Niedersachsen, sagt ein Schriftsteller, sind im Stande: G und K, D und T, J und Ue in der Aussprache zu unterscheiden. Es ist ihnen daher völlig gleich, vorzüglich den Obersachsen, ob sie klauben, daß ein Kott ist, oder glauben, daß ein Gott ist, ob sie Glockenglank oder Klockenklang hören; ob sie in die Girche, Gürche oder Kirche gehen, und hier auf Stielen oder Stühlen sitzen, ein Klas Pier oder ein Glas Bier trinken, alles das wissen sie in der Aussprache nicht recht gut zu unterscheiden. Der Ton und die Bildung und Anstrengung der Sprachorgane, werden bei denselben immer einerlei seyn. Nicht so bei den Niedersachsen, die alle diese Unterschiede in den Buchstaben auch sehr deutlich in der Aussprache unterscheiden. — Da nun die Niedersachsen, überhaupt die Norddeutschen die andern Deutschen Wörter, wie Klocke, mit Kl aussprechen; z. B. Klage, Klang, Klee, Klippe, Kloß, Klugheit, und nicht

Glage, Glang, Glee, Glip'pe ꝛc. sprechen und schreiben, so ist gar nicht zu begreifen, wie sie Glocke und Glucke schreiben können. Auch Adelung, der es in seinem großen kritischen Wörterbuche unter Glocke angeführt hat, weiß in der Anmerkung dazu keinen hinreichenden Grund anzugeben, als daß es mit dem Geschlechte der Wörter locken und Glucke verwandt sei; nun ist aber Glucke eben so unrichtig; denn dieses Wort kommt von dem alten klucken her, sich zusammen kauern, an einem Orte fest oder stille sitzen, wie es auch die Bruthenne, die Klucke thut, also ist die Schreibart Klucke und Klocke ganz richtig. Das letztere Wort muß man von klopfen herleiten, weil der in der Mitte der Klocke hangende Klöppel gleichsam an dieselbe klopfet oder schlägt. — Es könnten nun hier noch mehrere dergleichen Fehler und Verstöße gegen die Hochdeutsche, die Conversations- oder Bücherspräche angeführt werden; allein es wird an diesen wenigen genug seyn zu zeigen, daß man sich in guten Gesellschaften vor dergleichen Fehler hüten müsse; nicht daß man bei vielen derselben gerade unverständlich, oder daß die Unterhaltung dadurch gestört wird, sondern weil es oft mehrere Späher und Krittler giebt, die auf jedes Wort merken, was gesprochen wird, und es dann schnell, wenn es nicht sprachgemäß ist, gleich den beschnittenen Dukaten, auf die Goldwage werfen, um seinen Werth oder Unwerth festzustellen; ja es giebt dergleichen Individuen, die ihre Wichtigkeit in Gesellschaften nur durch den kritischen Dreifuß zu bewähren suchen, und wohl die Worte hecheln, aber dabei den Inhalt der Rede überhören, welches doch der Zweck und die Würze einer jeden Unterhaltung ist; allein ihnen gilt ein einziges unrichtiges Wort, ein Verstoß gegen die Grammatik mehr, als ein Dutzend der wichtigsten Tagesbegebenheiten, weil sie nicht daran ihr kritisches Messer legen, weil sie nicht

kritteln können. Abgesehen von diesen Krittlern, die sich nur durch ihre Sprachkenntnisse in Gesellschaften wichtig zu machen suchen, ist es doch nöthig, sich in der Muttersprache in guten Gesellschaften so richtig als möglich auszudrücken, und sich keiner plebejischen Ausdrücke, Barbarismen, Verwechslungen, u. anderer auffallender Verstöße und Fehler gegen dieselbe zu Schulden kommen zu lassen; denn je reiner man eine Sprache spricht, je mehr wird sie bei jedem Vortrage, jeder Erzählung darin, diese anziehend machen; es geht mit derselben, wie mit der Einfassung oder dem Rahmen eines Gemäldes, der, gut gewählt, auch ein weniger schönes Gemälde ansprechend macht, und dessen Fehler beschleiert. — Mehrere der oben angeführten Bemerkungen über die Sprachfehler, gehören dem Herrn Conrector Fröbing in Hannover an, aus dessen Aufsatze: Ueber die in Niedersachsen gewöhnlichen Sprachfehler, im 28sten Jahrgange des Hannöverschen Magazins, ich sie genommen habe, weil sie auch bei uns oft vorkommen.

Sprachfenster, Sprachgitter, in katholischen Ländern in den Nonnenklöstern das Fenster in dem Sprachzimmer, wodurch die Nonnen gewöhnlich mit den Fremden sprechen. Da diese Fenster häufig mit einem Gitter versehen sind, so nennt man sie auch Sprachgitter; s. auch den Artikel Kloster, Th. 40, S. 667.

Sprachfertigkeit, die Fertigkeit, eine Sprache richtig zu reden und zu schreiben; auch die Geläufigkeit im Aussprechen der Wörter einer Sprache, im richtigen Artikuliren derselben. Was das Erste betrifft, so beruhet dieses auf der genauen Kenntniß der Grammatik; denn nur durch Fertigkeit in der Sprachlehre, durch die richtige Anwendung der Regeln derselben auf die Sprache, die sie lehrt, wird man sich auch eine Fertigkeit in jeder Sprache, sowohl im Reden, als im

Schreiben erwerben. In der Letzteren hängt die Fertigkeit von einem, von der Natur gut gebildeten Sprachorgane, gesunden Sprachwerkzeugen und vielen Redeübungen ab, die eine fließende, rein tönende Sprache geben. S. auch den Art. Sprache und Sprachkunst, Th. 159 u. 160.

Sprachforscher, derjenige, der aus den Wurzeln oder Stammsylben, dem Baue und anderen Merkmalen den Ursprung und die Fortbildung einer Sprache zu entdecken sucht. Bei den untergegangenen oder ausgestorbenen Ursprachen geschieht solches durch Untersuchung der Buchstaben oder Schriftzeichen, Charaktere; und Erforschung des Sinnes der Worte durch andere Sprachähnlichkeiten auf alten Münzen, in Fragmenten von Inschriften, und was von Ueberbleibseln einer todten Sprache noch aufgefunden werden kann. Die Sprachforschung ist ein sehr schwieriges Studium, indem dazu, bei vielen antiquarischen und Sprachkenntnissen, auch viel Geduld in Entzifferung alter Sprachdenkmäler gehört. Aber nicht bloß todte Sprachen werden erforscht, sondern auch lebende, indem man durch Vergleichungen derselben unter einander ihr Alter, ihre Abkunft oder Abstammung, und ihre Verzweigungen erforscht. So ist dieses mit der Aegyptischen oder Koptischen, mit der Aethiopischen, Arabischen, Chinesischen, Japanischen, Indischen, Persischen, Tatarischen und anderen ihnen verwandten lebenden Sprachen in Afrika und Asien geschehen. Bei uns in Europa mit der Nordischen, Deutschen, mit den die Lateinische und Celtische zum Sprachstamme habenden Westeuropäischen Sprachen, mit der Slavischen und anderen neueren oder lebenden Sprachen. An todten Sprachen geschehen Forschungen mit der Hebräischen, Phönizischen und den ihnen verwandten Sprachen, mit der Sama-

ritanischen (wahrscheinlich mit der Phönizischen eine und dieselbe Sprache), Syrischen, Chaldäischen ꝛc., mit dem Samskrit, Zend, Pehlwi; der Griechischen und Lateinischen, der Celtischen, Scytischen, Gothischen und andern ausgestorbenen nur noch in Schriften und andern alten Denkmälern uns aufbehaltenen Sprachen. Gelehrte, die sich mit der Sprachforschung, der Erforschung alter und neuer Sprachen beschäftiget haben und auch noch beschäftigen, giebt es eine große Anzahl. Hier ein Verzeichniß der Namen dieser Schriftsteller zu geben, von denen mehrere schon Th. 160 und oben im Register der Sprachen unter jeder Sprache insbesondere angeführt worden sind, würde zwecklos seyn, um so mehr, da man die berühmtesten an den oben angeführten Orten aufgezeichnet findet.

Sprachforschung, s. den vorhergehenden Artikel.

Sprachgebrauch, was in einer Sprache üblich ist, oder die entworfenen Regeln einer Sprache, nach welchen beim Sprechen und Schreiben verfahren wird. In noch weiterer Ausdehnung versteht man darunter auch jede bei einem Volke zum Gesetze gewordene Art sich in der Muttersprache auszudrücken, ohne die Regeln der Sprachlehre zu befolgen. Jeder Ausdruck in einer Sprache, der durch den Gebrauch geheiliget worden, durch den Gebrauch das Sprachrecht erhalten hat, wenn er gleich oft gegen die Regelnder Sprachlehre stößt. Ein Mehreres über den Sprachgebrauch, s. unter Sprache und Sprachkunst, Th. 160, S. 56 u. f.

Sprachgleichheit, Sprachähnlichkeit, Analogie der Sprache, Analogia linguae, nach Adelung die Aehnlichkeit in der Bildung und Veränderung der Wörter einer und eben derselben Sprache, das ist, der Zusammenhang der sämmtlichen Sprachlehren sowohl untereinander, als mit ihrem gemeinschaftlichen Endzwecke, nebst dem daraus entstehenden

Verhältnisse. Eine etwas schwerfällige, ja selbst unverständliche Erklärung. — Sprachähnlichkeit oder Analogie heißt in einer Sprache nichts weiter, als bei Wörtern von gleicher Bedeutung, aber ungleicher Schreibart, durch Vergleichungen mit anderen Wörtern ähnlicher Art, die richtige zu finden; s. auch unter Sprache und Sprachkunst, Th. 160, S. 58 und 59. Aus den Vergleichungen der Wörter mit einander wird nicht bloß die Schreibart bestimmt, sondern auch die richtige Bedeutung des Wortes. Gewöhnlich geschehen dergleichen Vergleichungen, wenn in einer Sprache mehrere einander widersprechende Arten der Aehnlichkeit zusammentreffen, von welchen doch nur eine befolgt werden kann. Man sucht oft bei Wörtern die frühere Aehnlichkeit mit einander wieder auf, welche durch die Ausbildung der Sprache sich verloren hatte, und bei den Bestimmungen derselben in den Sprachlehren und Wörterbüchern die richtige Schreibart aufstellen. Verschieden von dieser Sprachähnlichkeit ist die Vergleichung der Wörter der eigenen Sprache mit fremden, z. B. unserer, der Deutschen Sprache, mit der Griechischen, Lateinischen und Persischen, um eine Verwandtschaft herauszubringen oder sie von einem gemeinschaftlichen Sprachstamme abzuleiten; z. B. Deutsch, Acker, Griech., ἀγρὸς, Lateinisch, ager; Butter, βουτυρον, butyrum; Engel, ἄγγελος, Angelus; Füllen, πῶλος, pullus; Fuß, πὲς, pes; Gaumen, γεῦμα, gustus; Garten, χόρτος, hortus; Historie, ἱστορια, historia; Kukuk, κοκκυξ, cuculus; Lecken, λείχειν, lambo; Mönch, μὸναχ, monachus; Mutter, μήτης, mater; Nebel, νεφέλη, nebula; nun, νῦν, nunc; Priester, πρισβυτες, presbyter; Schatz, γαζὰ, gaza; Teufel, διάβολος, diabolus; Vater, πατὴρ, pater; Wein, ϝοῖνος, vinum etc. Die meiste Aehnlichkeit mit der Deutschen Sprache hat die Griechische, und viele ältere

Schriftsteller haben dieserhalb schon Vergleichungen mit diesen beiden Sprachen angestellt und wollen in beiden einen Sprachstamm finden, nämlich die Celtische Sprache; nur ist dabei nicht ermittelt worden, welches Sprachforschern obliegt, ob die Griechische Sprache oder die Germanische die älteste Tochter dieses Stammes ist. Nach dem Gorop, Becanus genannt, soll die Germanische als die älteste Tochter angesehen werden, aus der die Griechische zum Theil mit entsprungen sey; dieser Meinung tritt auch Fr. Reimann und J. G. W. Dunkel bei, welcher Letzterer sich die meiste Mühe gegeben hat, den Deutschen Ursprung der Griechischen Sprache zu bestätigen. Er hat die meisten ähnlichen Wörter in beiden Sprachen gesammelt, um seiner Behauptung dadurch ein Gewicht zu geben; allein Lipsius, Muhlius, A. Mekerch, H. von der Hardt, (alles alte wenig mehr bekannte und genannte Namen), wollen dieses jedoch nicht zugeben, indem sie der Griechischen Sprache ein weit höheres Alter geben, als der alten Germanischen. Der zuletzt genannte Schriftsteller hält die Griechische Sprache für die älteste unter allen. Wenn man nun nach der Aehnlichkeit der Wörter auf die Verwandtschaft beider Sprachen und auf einen gemeinschaftlichen Sprachstamm schließen müßte, so hätte nach Hardt die Deutsche ihren Ursprung aus der Griechischen genommen, und die Aehnlichkeiten müßten nicht aus der Deutschen, sondern aus der Griechischen, als der Stammsprache, gesucht werden. Indessen tritt eine dritte Parthei auf, die zwar eine Art von Vermischung beider Sprachen durch die vielen sich darin findenden Aehnlichkeiten nicht verkennen, aber gar nicht zugeben will, daß die eine aus der andern entstanden sey. Zu diesen gehören nun alle neueren Sprachgelehrten, Sprachforscher. Wie aber diese Vermischung geschehen, oder wie die Wörter aus

der einen in die andere Sprache gekommen sind, läßt sich schwer ermitteln. Daß aber auch hier gleich Gelehrte bei der Hand waren, die einen Ausweg fanden, um diese Möglichkeit darzuthun, beweiset M. Bernegger, der Griechische Kolonien auf dem Deutschen Boden entdeckte oder entdeckt haben will, wodurch unsere Sprache mit Griechischen Wörtern vermischt worden seyn soll; und A. Rechenberg fand solches so wahrscheinlich, daß er eben dasselbe aus Griechischen Inschriften, die man vormals in Deutschland gefunden haben will, noch mehr zu erweisen suchte. Indessen, wie es nun auch sey, so ist es doch merkwürdig, so viele Deutsche Wörter in der Griechischen Sprache zu finden. Um die Aehnlichkeiten zu finden, muß man freilich bei vielen Wörtern halbverlorene und bereits ungewöhnliche Stammwörter, und wo andere fehlen, bald die Griechischen, bald die Deutschen zu Hülfe nehmen; denn Erstere kommen nicht immer mit der Hochdeutschen überein, wohl aber mit der Plattdeutschen. Hier noch einige Griechische Wörter zu der oben angeführten kleinen Sammlung: ἐννεμω, annehmen; ατμος, Athem; αὐγὴ, Auge (lux); ἄξων, Axe; βίκος, Becken; βύρσα, Börse; βρέμω, brummen; ἔρα, Erde; γεραιος, Greis; μῦς, Maus; μύλη, Mühle; ὄνομα, Name; νέος, neues, ꝛc. ꝛc. Wer noch mehrere dergleichen ähnliche Wörter zu wissen wünscht, der findet ein Verzeichniß davon in dem Hannöverschen gelehrten Anzeigen vom Jahre 1750, St. 51, S. 239, und vom Jahre 1751, St. 59, S. 587. Nach dem Trithemius soll dessen Lehrmeister J. Camerar. Dalburg einige tausend Griechische Wörter und Redensarten, die im Deutschen einerlei Bedeutung gehabt, gesammelt haben. Auch Joh. Aventinus, Andreas Althammer und Sigismund Gelenius haben eine große Anzahl solcher Wörtter in beiden Sprachen mit einander verglichen.

Nach dem Magister Münter, von dem das oben angeführte Verzeichniß der Griechischen Wörter herrührt, bedarf es nur einer mäßigen Einbildungskraft, um der Aehnlichkeit der Deutschen mit der Griechischen Sprache die weitesten Grenzen zu setzen; aber ein unpartheiisches Urtheil muß nothwendig dem Ursprunge, welchen die eine von der andern genommen haben soll, widersprechen; denn es bleibt immer zwischen diesen beiden Sprachen ein sehr großer und wesentlicher Unterschied. — Uebrigens scheint es, als wenn die Uebereinstimmung der Griechischen und Deutschen Sprache eine ursprüngliche Verwandtschaft zum Grunde hat, und ist dieses der Fall, so erstreckt sich 1) diese Ableitung nicht weiter, als auf solche Wörter, die ohne allen Zwang übereinkommen; denn Wörter, die nur eine entfernte Aehnlichkeit haben, und deren Aehnlichkeit wohl nur in der Einbildungskraft liegt, können hier nicht hergerechnet werden; denn auf diese Weise würde die Deutsche Sprache mit allen Sprachen in der Welt verwandt und überall Aehnlichkeiten zu finden seyn. Wenn man aber die Griechischen mit den Deutschen übereinkommenden Wörter genau betrachtet, und rechnet diejenigen ab, die nur durch ein Quälen des Sprachtons sich zu Aehnlichkeiten zwingen lassen, sonst aber in den Buchstaben sehr davon abgehen, so bleibt nur ein kleiner Theil von Wörtern übrig, die wirklich Aehnlichkeit mit einander haben. Dann ist 2) das Wesen der beiden Sprachen weit von einander unterschieden. Die Veränderungen ihrer Wörter in manchen Fällen, Zahlen, Personen, Zeiten ꝛc. gehen ganz von einander ab; selbst diejenigen sind davon nicht ausgenommen, welche die größte Aehnlichkeit zusammen haben. Die Lateinische Sprache hat mit der Griechischen, außer den Namen der Kräuter, Krankheiten, Wissenschaften ꝛc., welche offenbar Griechisch sind, gleichfalls Vieles ge-

mein; allein es wird Niemanden einfallen, sie darum als eine Tochter der Griechischen anzusehen. Und angenommen, die Verwandtschaft unserer Muttersprache sey richtig, wenn sie auch gleich nicht erwiesen werden kann, weil die Wortähnlichkeit in dem Grade, wie wir sie finden, sie dazu nicht stempeln kann; so entsteht hier immer die auch schon oben angeführte Frage: Haben die Griechen ihre Sprache aus der Deutschen, oder die Deutschen die ihrige aus der Griechischen bekommen? und hier möchte man das Letztere annehmen, wodurch aber für die Untersuchung der Wörter, in Hinsicht des gemeinschaftlichen Sprachstammes, also der Verwandtschaft, wieder nichts gewonnen wird. — Die Lateinische Sprache hat zwar auch unter ihren Wörtern mehrere, welche mit der Deutschen Aehnlichkeit haben, allein die Anzahl ist doch nicht so bedeutend, als diejenige der Griechischen und Persischen mit der Deutschen. Von der Letzteren findet man ein Verzeichniß, oben, unter Sprache (Türkische), S. 397.

So findet man auch Aehnlichkeiten zwischen der Hindostanischen, Zigeunerischen und Deutschen Sprache. Hier einige Wörter, um dieses zu beweisen: Hindost., Meina, Zigeun., Manet, Deutsch, der Monat; Diwe, Diw, der Tag; Chas, Gas, das Gras; Tovadei, Tubbuter, die Taube; Manusch, Manusch, der Mensch; Aok, Awk, das Auge; Nâk, Nakk, die Nase; Mui, Mu, der Mund; Dant, Dant, der Zahn; Naja, Nau, der Nagel am Finger; Nao, Nom, der Name ꝛc. ꝛc. Wenn man gleich einige Aehnlichkeit in mehreren Wörtern der genannten Sprachen mit der Deutschen bemerkt, wie solches die eben angeführten Beispiele beweisen, so sind sie doch nur sehr fern, und man gewahrt, daß sie von dem Germanischen Sprachstamme weit abweichen; denn die wenigen oben angeführten Wörter sind unter hundert und

funfzig herausgesucht worden, und unter Wörtern, die schon eine Aehnlichkeit mit einander beweisen sollten, nämlich zwischen der Hindostanischen und Zigeuner-Sprache, sonst sind sie gewiß noch seltener unter einer gleichen Anzahl Wörter zu finden; denn diejenigen Wörter von Körpertheilen, Naturerscheinungen ꝛc., welche in den meisten Sprachen übereinkommen, weichen hier ganz ab, und so auch die oben Angeführten zeigen nur eine geringe Verwandtschaft, wenn man sie genauer betrachtet. Ein Mehreres über die Vergleichungen anderer Asiatischen und Europäischen Sprachen mit der Deutschen kann hier nicht angeführt werden, weil dieses die Tendenz dieses Artikels nicht erlaubt, der sich eigentlich nur mit der Sprachähnlichkeit im Allgemeinen beschäftiget, nicht aber in das Detail einzelner Sprachen gehen und hier Vergleichungen mit deren Wörter unter einander, um Aehnlichkeiten zu beweisen, anstellen soll. Diese hier angeführten Beispiele sind nur ein Fingerzeig, wie man Vergleichungen anzustellen habe, nicht nur um Aehnlichkeiten zu finden, sondern auch um die Stämme der Sprachen und deren Verwandtschaft unter einander kennen zu lernen.

Sprachgelehrter, Grammaticus, derjenige Gelehrte, welcher das Sprachstudium zu seiner Hauptbeschäftigung gemacht hat, und nicht nur eine Sprache lehrt oder darin unterrichtet, sondern auch über die Methode des Unterrichts und über die Regeln derselben schreibt, und Sprachlehren, Wörterbücher, Chrestomatien, Lesebücher und andere Sprachschriften verfaßt und herausgiebt. Ein Sprachgelehrter beschäftiget sich nicht bloß mit dem Studium von einer Sprache, sondern von mehreren. Betreibt er das Studium der alten Sprachen neben seiner Muttersprache, und edirt er dabei alte klassische Schriftsteller, wie Gesner, Fischer, Schneider, Schütz, Beck, Wolf, Heusinger, Ernesti, Herrmann, Heyne,

Meinicke, Döring, Heindorf und Andere, so wird er ein Philologe, wofür Einige auch Humanist gebrauchen, und das Studium selbst die Philologie oder die Humaniora genannt. Diese letzte Benennung gehört aber so eigentlich nicht für dieses Fach, weil man darunter das Studium der schönen Wissenschaften versteht. Die Römer rechneten hierher: die Grammatik, Philosophie und die Mathematik; und da sie zur Grammatik, außer der eigentlichen Sprachlehre, auch die Rede- und Dichtkunst, die Geschichte und die Alterthümer zählten, und da bei den Neueren auch die genaue Kenntniß der alten klassischen Autoren zur Philologie gehört, so hat man die Philologen auch mit dem Namen der Humanisten belegt, der ihnen eigentlich nicht zukommt, weil das Studium der Humaniora sehr ausgedehnt ist, und die Philologie selbst mit in seinen Kreis zieht; versteht man aber darunter bloß die Schulwissenschaften oder Schulstudien, dann kann man die Humaniora auch hierin gelten lassen. — Der Sprachgelehrte muß daher eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten haben, und die Sprache auch wissenschaftlich vorzutragen verstehen, von allen Veränderungen in derselben, kurz von Allem, was die Sprachlehre angeht, einen Grund anzugeben wissen, bei der Erklärung derselben im Unterrichte kritisch zu Werke gehen, so daß die Lehre keinen mechanischen, sondern einen wissenschaftlichen Gang nimmt. Hierdurch unterscheidet sich der Sprachgelehrte von dem bloßen Sprachlehrer, der nur in einer Sprache mechanisch unterrichtet, wie er sie erlernt hat, oder sie ihn gelehrt worden ist, buchstäblich nach der Grammatik, ohne über den höheren Zweck derselben nachzudenken, ohne kritische Forschung, wie eine große Anzahl Sprachlehrer in den neueren Sprachen unterrichten, ohne Methode und Plan; denn selbst wenn der Lehrer die Sprache dem Schüler durch den Ge-

brauch beizubringen sucht, so muß auch dabei eine gewisse Methode befolgt werden, und Erklärungen in Vergleichung der Wörter einer Fremdsprache mit der der Muttersprache dürfen hier um so weniger fehlen, weil sie den Unterricht erleichtern; so wie auch das zweckmäßige Ueberschreiten von einem Gegenstande zum andern, und die Wahl der Gegenstände selbst, um den Unterricht lehrreich, angenehm und nicht langweilig zu machen, berücksichtiget werden muß. Auch der Sprachkundige oder Sprachkenner, der eine Sprache weiß, ihr inneres Wesen nach der Grammatik ganz kennt und sich eine klare Vorstellung von allen ihren Regeln und sonstigen Eigenschaften machen kann, ist von dem Sprachgelehrten verschieden. Wenn daher der Sprachgelehrte methodisch beim Lehren einer Sprache zu Werke geht, selbst Regeln entwirft, und die vorhandenen mit kritischer Genauigkeit untersucht und erklärt, so lehrt dagegen der bloße Sprachlehrer nur nach der Vorschrift, ohne eigene Methode, Plan und Kritik.

Sprachgewölbe, in der Mathematik, ein elliptisches Gewölbe, wo der Schall, welcher sich aus einem Brennpunkte gegen die Ellipse bewegt, nach dem andern Brennpunkte geworfen wird, daher derjenige, welcher in dem einen Brennpunkte steht, den in dem andern Brennpunkte Stehenden sprechen hört, wenn gleich Andere davon nichts vernehmen.

Sprachgitter, s. Sprachfenster.

Sprachgrübler, derjenige, welcher in einer Sprache nach kleinen, unerheblichen Umständen forscht, sich mit Gegenständen der Sprache beschäftiget, die derselben, wenn sie wirklich ergrübelt werden, gar keinen Gewinn bringen, sondern wobei nur die Zeit zu bedauern ist, die man darauf verwendet hat.

Sprachgymnasium, s. unter Schule (gelehrte), Th. 149, S. 306 u. f.

Sprachkenner, s. unter Sprachgelehrter.

Sprachkenntniß, die klare und deutliche Vorstellung von dem Wesen einer Sprache, sowohl nach ihrem Ursprunge und der praktischen Auffassung derselben durch das Gehör und der Artikulation der Töne vermöge der Sprachwerkzeuge, als auch nach den Elementen der Sprachlehre, nach der Sprachtheorie in Verbindung mit der Praktik. Wer in den Geist einer Sprache gedrungen und mit ihren Regeln genau vertraut ist, der hat die Sprache ergriffen und besitzt die Kenntniß nicht nur darin zu lehren, sondern auch zu schreiben. Denn wer lehren und schreiben in einer Sprache will, muß dieselbe auch gründlich kennen; denn ohne genaue Kenntniß der Muttersprache, in ihrem Reichthume an Wörtern, ihren Ausdrücken und Wendungen, ihren grammatikalischen Feinheiten, wird man nie ein guter Stylist werden; denn Alles dieses ist durchaus nöthig, um mit Eleganz zu schreiben. Man kommt zur Noth beim Vortrage einer Wissenschaft mit jedem Style fort, wenn nur die Ausdrücke der Sprachweise gemäß sind und der Vortrag klar und deutlich ist; allein Frische und Lebendigkeit, Mannigfaltigkeit in den Auedrücken und Wendungen, Fluß in der Stellung der Wörter, wird der Kenner bald vermissen, die jeden schönwissenschaftlichen Aufsatz zieren und den Beweis von Sprachkenntniß geben. Der Geschichtschreiber und der Bellettrist müssen die Sprache in ihrer Gewalt haben, sie bedürfen der ausgezeichnetsten Sprachkenntnisse, wenn dasjenige, was sie schreiben, den Leser anziehen und festhalten soll.

Sprachkunde, ist mit Sprachkenntniß ziemlich gleichbedeutend, nur will Sprachkunde so viel sagen, als den Umfang aller Sprachkenntnisse; das Studium einer Sprache in ihrem ganzen Umfange. Auch setzt die Sprachkunde nicht bloß eine Sprache, sondern mehrere zu wissen voraus; sie umfaßt die alten und

die neueren Sprachen; jedoch können beide getrennt den Inbegriff der Sprachkunde ausmachen. Zu den alten Sprachen wird hier nur die Griechische und Lateinische gezählt, zu den neuern, die Deutsche, Englische, Italienische, Französische, Spanische ꝛc. Die Sprachkunde wird auch mehr aus der Lectüre, als aus dem trockenen Studium der Sprachlehre geschöpft, wenigstens ist diese nur Mittel, nicht Zweck. Die Sprachkunde kann ferner nur aus den Originalen geschöpft werden. Uebersetzungen, wenn sie auch noch so treu sind, geben nur immer schwache Abdrücke des Originals, und nur wenig von den Eigenthümlichkeiten desselben, weil diese sich in der Uebersetzung verlieren, die nie das Original erreicht, selbst unter den Händen der gelehrtesten, geschicktesten und geübtesten Meister, weil oft in einem Worte, in einer feinen Wendung desselben eine charakteristische Bedeutung, die sich gar nicht in der Uebertragung in ein fremdes Idiom ausdrücken läßt, und so auch unzählige Züge und Schattirungen; und hierin liegt eben die ganze Sprachkunde, daher genügen nur die Originale, woraus man diesen für die Sprachkunde so wichtigen Schatz schöpfen kann. Die Sprachkunde ist die Wissenschaft des Sprachforschers, so wie eines jeden Gelehrten, der Religion, Sitten und Gebräuche einer Nation kennen lernen will, hauptsächlich aber ist sie dem Geschichtsforcher wichtig, sie ist ihm der Schlüssel zu allen alten Denkmälern in seinem Fache, zu allen Urkunden ꝛc. Aus der Sprachkunde erhält man Aufschluß über die Verwandtschaft der Sprachen untereinander. Man lernt erkennen, daß Sprachen, die verschiedene Stammlaute haben, wie die Deutsche und Finnische, mehr oder weniger verschiedene Sprachen sind, und daß Sprachen, die zwar einerlei Stammwörter, aber beträchtlich verschiedene Ableitungs- und Beugungslaute haben, mehr oder weniger ver-

wandte Sprachen sind, wie die Griechische, Germanische und Slavische. Man lernt ferner daraus erkennen, daß Sprachen, die nur durch die Aussprache in einzelnen Zusätzen oder Auslassungen oder in einzelnen Sylben und Wörtern verschieden sind, Dialekte oder Mundarten genannt werden, wie die Deutsche, Dänische, Holländische und Schwedische; die Finnländische und Esthische, die Dorische und Jonische bei der Griechischen Sprache; dann daß Sprachen, die einen eigenthümlichen Charakter besitzen, rein und unverfälscht dastehen, — Stammsprachen sind, im Gegensatze der gemischten, die aus mehreren Sprachen zusammen gesetzt worden sind, wie z. B. die Englische, Spanische, Französische ꝛc. Man lernt ferner daraus die verwandten Sprachen und Mundarten, die Töchtersprachen kennen. Man lernt aus der Sprachkunde die Herkunft, Verwandtschaft und die Kultur der Völker, so wie deren Fortschritte kennen. Nach dem Bodinus kann man aus der Aehnlichkeit der Sprachen auf die Verwandtschaft der Völker schließen. Leibnitz entwickelt dieses noch deutlicher, indem er sagt: „Nihil majorem ad antiquas populorum origines indagandas lucem praebet, quam collatio linguarum (Felleri otium Hannov. 49). Außer einer eigenen Abhandlung: De cognitione gentium ex linguis eruenda (in den Miscellan. Berol. Tom. 1. p. 1 — 15.), hat er sehr schätzbare Beiträge in seinen Briefen und den collectaneis etymologicis geliefert. Seitdem sind mehrere Deutsche Gelehrte, wie Gatterer, Schlözer, Fischer, Adelung, Campe ꝛc., auf diesem Wege fortgegangen. Auch Französische und Englische Gelehrte haben ihn nicht unbeachtet gelassen. Dieses Alles sind die Schätze, die uns die Sprachkunde gewährt. — Von der Sprachkunde stammen auch die Wörter ab:

Sprachkundig, ein Sprachkundiger, sprachkundiger Leser, Sprachkundigkeit, ꝛc.

Sprachkunst, s. den Art. Sprache und Sprachkunst, Th. 159 und 160.

Sprachlehre, Grammatik, Grammatica, . unter Sprache und Sprachkunst, Th. 160.

Sprachlehrer, derjenige, welcher Andere in einer Sprache unterrichtet, und der dieserhalb, oder vielmehr wegen seiner Fertigkeit im Unterrichten einer Sprache, auch der Sprachmeister genannt wird; s. auch den Art. Sprachgelehrter.

Sprachlos, Bei- und Nebenwort, des Vermögens zu sprechen beraubt. Man gebraucht dieses Wort jedoch nur von der zufälligen Beraubung einer Sprache, die nur auf kurze Zeit dauert, und woher auch die Redensarten kommen: Sprachlos lag er da; sprachlos sank sie in seine Arme; ein sprachloser Kranker ꝛc. Man darf daher in diesem Sinne nicht sprachlos mit stumm verwechseln. Hiervon ist das Hauptwort die Sprachlosigkeit abgeleitet. Etwas über den sprachlosen Zustand wird unter stumm vorkommen.

Sprachmeister, s. Sprachlehrer. Man gebraucht eigentlich das Wort Sprachmeister von denjenigen, welche in einer lebenden Sprache unterrichten, und dann nur im gewöhnlichen Leben, weil man in der anständigeren Sprechart der Sprachlehrer sagt. Man gebraucht es eigentlich auch nur von denjenigen Personen, welche von dem Unterrichte ein Gewerbe machen, sich bloß davon nähren, und zu den Leuten in die Häuser gehen, um sie in einer Sprache zu unterrichten; und dieserhalb verbindet man auch mit Sprachmeister einen niedrigeren Begriff, als mit Sprachlehrer, weil Letzterer auch eine Sprache in den Schulen lehrt. Dieses ist jedoch willkührlich in Hinsicht des Wortes, und das Wort Sprachmeister hat

auch nur in der neuesten Zeit einen so verächtlichen Nebenbegriff erhalten, weil sich mit dem Unterrichte auch viele Individuen beschäftigten, die oft selbst wenig von einer Sprache verstanden, und man überhaupt daraus einen Broderwerb machte, besonders im Unterrichte der Französischen Sprache, womit sich ein Jeder abgab, der nur etwas Französisch sprechen und übersetzen konnte, ohne sonstige Kunde der Sprache. Hierdurch wurde der Sprachunterricht außer dem Hause und außer der Schule herabgewürdiget. Man nannte nun einen Jeden, der in einer lebenden Sprache außer dem Hause unterrichtete, einen Sprachmeister, maître de langue. Diese Benennung hat sich aber in der neuesten Zeit wieder verloren, und Sprachlehrer ist an dessen Stelle getreten.

Sprachmenger, eine Person, welche Wörter verschiedener Sprachen ohne Noth unter einander mischt oder mengt, oder vielmehr, welche in ihre Muttersprache Wörter fremder Sprachen mischt, um sich dadurch ein Ansehen von Gelehrtheit zu geben, und um ihre Sprachkunde zu beweisen. Die Sprachmengung war besonders im siebzehnten und auch noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland sehr Mode, indem man Lateinische, Französische, Italienische und andere Fremdwörter in die Deutsche Sprache mischte, deren Ueberbleibsel auch jetzt noch sehr sichtbar darin sind, wenn gleich durch die Sprachreinigung, Sprachfegung in diesem Jahrhunderte sehr viel von diesem Sprachballaste ausgemerzt worden ist. Was noch darin ist, das hat sich mit unserer Muttersprache verfeinert, und ist derselben analoger gemacht worden; daher hört man jetzt: melodiös, sentenziös capriziös, odiös, merveilliös, preciös, couragiös, maliciös ꝛc.; menagiren, confrontiren, consumiren, copuliren, serviren, registriren, charmiren, portraitiren, decoriren, parfümiren, expediren, effectuiren, brilliren,

nobilitiren, personificiren, honoriren, prätendiren, raffiniren, vexiren, controlliren, speculiren, proscribiren ꝛc. Auch für alle diese Fremdwörter hat man sehr gute und dasselbe sagende Deutsche Wörter, wie z. B. gesangreich, spruchreich, launenhaft, verhaßt, bewunderungswürdig, geziert, muthig ꝛc.; man kann sich aber von den Fremdwörtern noch nicht trennen und glaubt, wenn sie auch nicht mehr besagen, daß sie doch angenehmer klingen. So weit kann die Verwöhnung gehen; denn diese ist es doch nur, die diese Fremdwörter festhält, und sie wiederholt auch in den besten Deutschen Schriften der neueren Zeit uns auffinden läßt. Wenn wir unseren Vorrath an Wörtern in der Hoch-, Ober- und Niederdeutschen Sprache durchgehen, so werden wir finden, daß wir die Sprachmengung am allerwenigsten nöthig haben, ja daß noch ein großer Schatz von sinnreichen und wohlklingenden Wörtern in der Ober- und Niederdeutschen Sprache ungenutzt, so zu sagen in alten Schriften vergraben liegt. — Wenn uns noch manche Fremdwörter in Sprache und Schrift durchschlüpfen, so liegt dieses in der Gewohnheit; wenn man sie aber absichtlich in Schriften anbringt, um gleichsam damit zu glänzen, wie wir dieses auch noch jetzt in so vielen schönwissenschaftlichen Schriften finden, besonders in den Zeitschriften, Tagesblättern ꝛc., so ist solches nicht zu verzeihen, und beweiset nur, daß man gleichsam mit der Sprache tändelt und sich zieren will. Es ist eine Sprachziererey, die man gegen den gesunden Geschmack begeht, und die einen größeren Nachtheil hat, als man glaubt; denn nicht nur hält man unsere Sprache für arm, sondern man lernt sie auch schwerer, und dieses war auch lange die Ursache, daß andere Völker vor deren Erlernung zurückschreckten, weil sie die dabei obwaltenden Schwierigkeiten nicht zu besiegen glaubten.

Sprachmaschine, Maschinen, die durch einen eigenthümlichen Mechanismus Sprachtöne von sich geben, welcher Mechanismus sich auf die Thiertöne und Menschensprache gründet. Der Herr Wolfgang von Kempelen, Kaiserlich-Königlicher Hofrath in Wien, theilt bei der Beschreibung seiner sprechenden Maschine (Wien, 1791) über die Thierlaute und den Mechanismus der menschlichen Sprache auch eine Abhandlung mit, wodurch er auf den Mechanismus bei seiner Maschine geleitet worden ist. Hier Folgendes davon im Auszuge. Die Thiersprache ist gegen die Menschensprache nur in geringem Umfange. Sie besteht im Geschrei, Blöken, Gewinsel, Pfeifen, Kreischen, Girren, Gebrülle, Grunzen, Bellen, Zischen, Geheule, Gachern und dergleichen Tönen, und wenn die Vögel nicht ganze Geschlechtsmelodien sängen, so würde sich ihre Leidenschaft der Liebe, des Grimmes und des Schmerzes bloß durch eine einfache Tondehnung einander verständlich machen. Sie verbinden mit ihrer Tonsprache zugleich pantomimische Glieder- und Gesichtsbewegungen, wie der Mensch die Sprache der Leidenschaft durch Geberden ausdrückt. Unter den Hausthieren ist uns der Hund am nächsten, und wir bemerken bei seinem Bellen, die verschiedenen in ihm vorgehenden Regungen seiner Seele. Er hat für jeden Grad seines körperlichen Schmerzes ein eigenes Gewinsel. Vor Hunger bellt er anders, als wenn man ihm die Thür öffnen soll; anders bellt er an der Kette, anders wenn er frei ist; und sein Anschlag in Gegenwart des Jägers, wenn er Wild sieht, ist gleichsam ein Freudenruf: Komm und siehe! Dann sein steigendes Gewinsel, wenn man ihn eingesperrt hat, seine Freudentöne, wenn ihn der Herr zum Spaziergange mitnimmt, wenn er seinen Beleidiger verklagt oder einen Dieb in der Nacht anzeigt. Eben so äußert der Haushahn eine verschiedene Sprache,

wenn er die Morgenröthe ankündiget, das Huhn aus dem Schlafe weckt, einen Kern findet, ein Stoßvogel vorüberfliegt, oder wenn man ihm ein Huhn entführt. So girrt oder kurret der Täuber verschiedentlich aus Liebe, Eifersucht, Ungeduld oder aus Furcht. Er ruft die Taube zu Neste, lockt die Jungen durch seine Töne an, um sie zu füttern ꝛc. Diese Natursprache der Thiere pflanzt sich eben so durch Laute und Geberden fort, wie sich unsere Muttersprache und Pantomimen durch Nachahmung fortpflanzen. Die Taubstummen gewöhnen sich ebenfalls an die Geberdensprache und verstehen sich und Andere, und die Musik ist in der ganzen Welt gleich verständlich; denn was der Italiener in Noten setzt oder schreibt, singt der Russe; es versteht sich, wenn er die Noten kennt. Die Stimmsprache des Menschen erklärt der Herr von Kempelen für ein Vermögen unserer Empfindungen und Gedanken durch verschiedentlich zusammengesetzte oder auf einander folgende Laute der Kehle Anderen bekannt zu machen, welche Laute man Buchstaben, Sylben und Wörter nennt. Die Stimme wird durch ein wenig Luft aus der Lunge, durch die enge Spalte des Luftröhrenkopfes herausgedrückt. — Verschiedene Hindernisse, welche dieser Luft bei ihrem Ausgange vermittelst der Zunge, der Zähne und der Lippen im Wege stehen, geben die verschiedenen Laute, deren jeder seine bestimmte oder conventionelle Bedeutung hat. Der Sprachorgane oder Stimmwerkzeuge sind folgende sechs: die Stimmritze (Spalte am Luftröhrenkopfe), die Nase, der Mund, die Zunge, die Zähne, die Lippen. Die Stimme ist nach Einigen keine Sprache, sondern bloß ein durch steigende und fallende Töne ausgedehnter Ton; denn man kann die ganze Tonleiter auf einem Selbstlaut mittelst der Stimme laut und rein durchlaufen, ohne eine einzige Sylbe dabei auszusprechen. Die Stimme wird bloß gebraucht, um in einiger Ent-

fernung gehört zu werden. In der Nähe können sich Menschen von gutem Gehör auch leise unterreden, oder mit bloßem Winde sprechen. Da nun hier immer von der lauten, tönenden Sprache die Rede ist, so muß man auch jederzeit auf die tönende Stimme oder auf die durch gewisse Toninstrumente zum Zittern gebracht Luft Rücksicht nehmen. Zur Hervorbringung der Stimme vereiniget sich die Lunge, die Luftröhre, der Luftröhrenkopf und die Stimmritze. Von den beiden Lungenlappen ist der rechte jederzeit der größte. Beide haben die Gestalt eines unregelmäßigen, oben etwas stumpfen Kegels von häutigem Gewebe, und aus lauter Bläschen oder Zellen bestehend. Folglich sind sie geschickt wie ein Balg oder Gebläse Luft zu schöpfen. Werden nun diese Blasebälge vom Zwergfelle und den Rippen zusammengedrängt, so fährt die in ihnen zusammengepreßte Luft heraus, und weil hier auch der Rippendruck nachläßt, indem zugleich das Zwergfell herabsinkt, so drängt die äußere Luft vermöge ihrer Schwere wieder in die zwei Blasebälge hinein, welches Ausathmen und Einathmen oder schlecht weg Athemholen heißt. Zwischen beiden Zügen erfolgt eine kleine Pause; die Lunge ist daher eine längere Zeit leer und welk, als mit Luft aufgeblasen, und man athmet langsamer ein, als man die Luft herausstößt. Spricht man dagegen, so erfolgt das Gegentheil. In den Redeabschnitten wird geschwinder geathmet, und wenn die Lunge einmal gefüllt ist, so wird die Luft, welche sich in eine Stimme verwandelt, u. sich durch verschiedene Hindernisse hindurchdrängen muß, nur langsam herausgelassen, folglich bleibt die Lunge längere Zeit mit Luft angefüllt, als ausgelert. Leute, die geschwinde und lange Zeit, sonderlich aber mit leidenschaftlicher Heftigkeit sprechen, müssen hernach schnell athmen, um ihr Spannungsgleichgewicht wieder herzustellen und eine kühlere Luft zur

Blutabkühlung hereinzuführen. Diese gewaltsame Lungenerhitzung erfahren Prediger, Schullehrer, Sänger, Schauspieler, Vorleser und Andere mehr. Das Athem ist periodisch; denn man kann schneller oder langsamer athmen; allein auch nicht ganz willkührlich, weil man es nicht ganz und gar unterlassen kann. Jedes kleine Geschäft ändert den periodischen Taktgang in unserm Athemholen, am gleichförmigsten ist es aber wohl in einem ruhigen sanften Schlafe. Mit dem Erwachen schöpfen wir aber zuerst tiefen Athem, um uns zur Thätigkeit vorzubereiten, indem das Lungengebläse nun aus der Horizontallage in die senkrechte Lage übergeht. Eben so vermindert sich das Athemholen im Erschrecken, Furcht, Zorn, Freude, Mitleid, Liebe; alle Leidenschaften heben die Lunge anders und oft steht schon das Athemholen stille, wenn die Seele ihre Aufmerksamkeit auf eine Kleinigkeit, auf einen Sandkorn, auf eine Mücke richtet, um durch keinen Körperreiz die Aufmerksamkeit zu unterbrechen. — Die Luftröhre oder Lungenröhre ist aus knorpligen, hinterwärts nicht ganz geschlossenen Ringen und Fleischfasern zusammengesetzt. Diese Röhre läßt sich durch Zusammenschieben wie ein Fernrohr etwas verkürzen und durch Auseinanderziehen verlängern. Ihr Oberende ist der Luftröhrenkopf, ihr Unterende aber eine Knorpelgabel, welche sich an die beiden Lungen anschließt. Aus der Untersuchung weiß man, daß sie bloß ein Lungenkanal ist, der die Luft aus der Lunge dem Stimmhäutchen zuführt, zum Zittern der Luft aber nichts beiträgt, sondern bloß zu der Absicht dient, wie die Windlade an der Orgel; denn das Luftzittern wird nicht durch das Zittern der Luftröhre, sondern umgekehrt, das Luftröhrenzittern, welches man durch den Finger im Reden oberhalb dem Brustbeine fühlt, durch die Luftbebungen verursacht. — Der Luftröhrenkopf besteht aus Bändern, Knorpeln, Muskeln

und Membranen, und ist seiner Länge nach offen oder gespalten, eigentlich aber eine Büchse, deren vordere Vorragung der schildförmige Knorpel, Adamsapfel, genannt, ist. Dieser Luftröhrenkopf ist bewegbar, und steigt im Sprechen, Singen und Schlucken bald hinauf, bald hinab, hinab im Baßsingen, da sich die Spalte zu mehr Luft erweitert, aufwärts im Discantsingen, wegen der Luftpressung und Verengerung der Stimmspalte. Dieses schätzbare Stimmgefäß, die Spalte des Luftröhrenkopfes, hat die Natur vor tausend Anfällen dadurch bewahrt, daß sie über dieses nöthige Werkzeug einen beweglichen Kehldeckel (epiglottis) aufgestellt, der als organischer Wächter alle fremde Körper in diese sehr enge Stimmritze hinab zu fallen verhindert, damit sie solche nicht verstopfen können. Wenn diese Stimmspalte in der Mitte dem kleinen Durchmesser nach um den zwölften, höchstens zehnten Theil eines Zolles offen steht, so hört die Stimme auf, weil nun dir Luft ohne Anstoß frei hindurch strömen kann und keine Reibung an den zwei kleinen Halbtrommeln mehr Statt findet. Je enger sich diese Membranen schließen, das ist, je mehr sich ihre Ränder der geraden Linie nähern, desto feiner wird der Ton. So wird eine recht gerade gespannte Saite immer feiner und eben so vervielfältigen sich die Zitterungsschläge an dem gespannten, oder ausgedehnten Häutchen, und diese schnellen Luftschläge machen den Ton hoch und fein. Von dieser bald welken, erschlaffenden Spaltenhaut entsteht der grobe Ton. Die Luft reibt den Schnitt der Haut, so daß dieselbe bald langsam, bald geschwinde bebt, je nachdem der Wille diese Haut ausdehnt oder zusammensinken läßt, und von dieser Seite betrachtet, gehört unsere Stimme zu den Saiten-Instrumenten des Ferrein. Dodart vergleicht hingegen die Stimme mit unsern Blase-Instrumenten. Beider Meinungen werden verträglich; denn die Stimmspalte kann nicht

weiter oder enger werden, ihre Ränder müßten sich denn spannen oder nachlassen. Daher ist jederzeit Spannen mit Engermachen, so wie Welken und Weiterwerden unter sich verbunden. Folglich ist das Spannungssystem des Ferreins und das Dodartsche Oeffnen unzertrennlich mit einander verbunden, und bald ist die Lungenluft der Geigenbogen, bald der Flöthenathem; das eine ist zur Stimme so unentbehrlich, als das andere. Jederzeit steht das Oeffnen der Stimmspalte mit der Randspannung im genauen Verhältnisse. Spannt die Natur die Ränder straffer, so erlangen sie, in so fern sie zum Zittern gebracht werden sollen, eine stärkere Strömung der Luft an der Schleusenschärfe. Dieser stärkere Grad des Luftströmens wird dadurch erreicht, wenn das Loch, wodurch die Luft ziehen muß, verengert wird. Da sich nun die Luft durch eine enge Spalte fortwälzt, so reibt sie diese Spaltenränder, welche, wie jede Haut, elastisch sind, und von dem ewigen Durchgange der Luft ausgedörrt und zugleich von den warmen Mund- und Lungendünsten eben so oft wieder angefeuchtet, oder welker und breiter werden, dergestalt, daß diese Hautklappen in Bebung gerathen müssen. Von dem Steigen und Fallen der Stimme giebt das Trompetenblasen den angemessensten Begriff. Unser Mund zeichnet die Stimmspalte, das Mundstück der Trompete ist der Luftröhrenkopf, die Lippen sind die zwei Fallklappen der Stimmhäutchen, die den Laut angeben, während der übrige Bau der Trompete, so wie unser sprechende Mund dienet den Schall zu drängen, und so zu reden, zu artikuliren. Je mehr man die Lippen zusammendrückt, desto gewaltsamer, aber auch feiner wird der Ton. Bei den übrigen Blase-Instrumenten mit Rohrmundstücken ist es umgekehrt, alle hat man aber doch nach der anatomischen Organisation des Menschen einzurichten gesucht. Diese kleine Oeffnung der Stimmspalte, welche kaum

ein Zehntheil eines Zolles beträgt, kann sich nach unglaublichen kleinen Maaßen modificiren. Es wird angenommen, daß eine gute Stimme den Zwischenraum von einem Tone zum andern nach hundert Graden abtheilen kann. Ist dieses wahr, so wird bei einer gemeinen Stimme, welche gewöhnlich zwölf Töne hat, der Durchmesser der Stimmspalte, oder ein Zehntheil Zoll in tausend zweihundert Theile, und da jedes der zwei Stimmhäutchen ihre eigene Abänderung leidet, in zweitausend vierhundert Theile eingeschränkt werden können; ein ganzer Zoll aber vier und zwanzig Theilchen bekommen. Gemeiniglich haben Weiber und Kinder eine feine, Männer hingegen eine grobe Stimme, weil bei den Ersteren der Luftröhrenkopf viel kleiner, die Stimmhäutchen kürzer und das ganze Stimmorgan zärter gebauet ist. Je kürzer eine gespannte Saite ist, desto feiner wird der Ton, weil ihre Schwingungen kürzer, folglich auch in kürzerer Zeit, das ist, geschwinder erfolgen; und wollte man eine längere Saite zu eben dem Tone stimmen, so müßte man sie nach dem Verhältnisse desto stärker spannen. — Die Stimme stehet still und schweigt, wenn die Stimmspalte zu weit geöffnet ist; wenn sie sich zu enge anschließt; wenn der Lungendruck unterbrochen wird; wenn die Lunge von der Luft ganz ausgeleert ist; wenn Mund und Nase geschlossen sind, und wenn der Kehlendeckel als Klappe zufällt und die Stimmspalte bedeckt. — So viel nun hier über die Stimmwerkzeuge, als Einleitung zu der Sprachmaschiene, weil die Untersuchung derselben die Veranlassung zu dem Mechanismus dieser Maschine gegeben oder sich vielmehr dieser darauf gründet. Ein Mehreres über die Stimme, siehe diesen Artikel. Jetzt nun zu den Sprachmaschinen.

Schon zu der Zeit (1769), als der Herr von Kempelen an seinem Schachspieler (s. unter

Schach, Th. 138, S. 349 u. f.) arbeitete, fing er schon an verschiedene musikalische Instrumente in der Absicht zu untersuchen, um irgend eins zu finden, welches der menschlichen Stimme am nächsten käme. Alles, was einen Ton und Schall giebt, sogar Trompete, Waldhorn, Brummeisen oder Maultrommel, ward untersucht und verglichen, um daraus für die Stimme und Sprache etwas zu ziehen. Es war ihm bekannt, daß die Mundstücke an der Hautbois, der Klarinette, dem Fagot ꝛc., der Menschenstimme noch am nächsten kommen, weil sie die menschliche Stimmritze nachahmen. Er wußte, daß man seit langer Zeit in Frankreich die Menschenstimme, welche aus dergleichen größeren u. kleineren Klarinettenmundstücken besteht, in den Kirchenorgeln angebracht, ob sie gleich die Gesangstimme des Menschen nur sehr unvollkommen ausdrückt und als Schnarrwerk ein unangenehmes Getöse macht. Auch diese Menschenstimme gab ihm wenig Hoffnung zu dem Fortschritte, um die Idee einer redenden Maschine möglich zu glauben, und noch viel weniger ein entferntes Ideal jemals realisiren zu können. Endlich führte ihn der Zufall, dieses gewöhnliche Orakel der Erfindungen, auf das Land zu einer Dorfschenke, vor welcher sich einige Bauern mit dem Tanze belustigten. Die Musik machte eben Pause, der Musikant stimmte sein Instrument und der Herr von Kempelen schien in einiger Entfernung ein Kind singen zu hören, welches immer mit den nämlichen zwei bis drei Tönen abwechselte. Wer sang denn nun? Als er näher kam, fand er eine Sackpfeife oder einen Dudelsack. Er war außer sich vor Freude, endlich einmal einen der wahren Menschenstimme am nächsten kommenden Kunstton angetroffen zu haben. Das Instrument kaufen, war das Erste, was er thun konnte; allein vergebens war der Antrag dem Sackpfeifer, ihm das Werkzeug auf der Stelle abzukaufen, kaum erhielt er

von ihm ein kleines aus Rohr gemachtes Schnarrpfeifchen, welches in die Röhre, worauf man bläst, hineingesteckt wird. Jetzt wurde in der Stadt sogleich der Versuch damit angestellt. Er steckte in einen gewöhnlichen ledernen Küchenblasebalg das Pfeifchen in dessen eisernen Schnabel. Es machte durch den Druck des Gebläses ein Geschrei. Man steckte das eiserne Rohr mit der Pfeife in eine Querflöte, welcher man den Stöpsel vorher abnahm. Zugleich wurden alle Oeffnungen des Rohrs mit Tüchern und nasser Ochsenblase verbunden, damit keine Seitenluft herausdringen konnte. Man erhielt aber bloß höhere und tiefere Flötentöne. Es wurde nun das untere weite Trichterstück einer Hautbois, zur Vorstellung des Mundes, an die Stelle der Flöte, an den Blasebalg angebunden und die Trichteröffnung mit der linken Hand ganz oder halb bedeckt, mit der rechten aber der Blasebalg gedrückt, und nun ließen sich schon einige verschiedene Selbstlaute hören, nachdem man die linke Hand mehr oder weniger öffnete, doch erst nach verschiedenen Bewegungen mit der Hand u. den Fingern, welche geschwinde geschahen. Eine jede Handlage, sie mochte seyn, welche sie wollte, länger angehalten, gab immer nur ein a. Hieraus folgerte der Herr von Kempelen, daß Sprachlaute bloß durch das Verhältniß, welches sie unter sich haben, deutlich, und dann erst recht deutlich in der Verbindung mit ganzen Wörtern und Redensarten werden. Schon ließen sich einige Selbstlaute und sogar Mitlaute in diesem Versuche hören, aber doch nicht willkührlich machen, wenn man wollte, als am folgenden Morgen seine Frau und Kinder aus dem dritten Zimmer mit der Frage herbeieilten, wer bei ihm so laut und eifrig bete? ohne sagen zu können, in welcher Sprache das Gebet geschehen sey. Diese häusliche Aufmunterung war der erste Wink zur Grundlage des künftigen Sprachgebäudes, welches durch den Fleiß unverdrosse-

ner Nachfolger vollkommner werden kann. Um nun die Menschensprache der Natur gemäß nachzuahmen, mußte der Herr von Kempelen die Sprachorgane und ihre Theilnahme an der Rede selbst studieren, und zugleich durch analogische Körper zu mechanisiren anfangen. Beide Parallel-Fortschritte dienten einer dem andern zum Führer. Die ersten Grundschlüsse waren: Die Menschensprache besteht, wie die Musik aller Instrumente, in Lufterschütterungen, wie alles Hörbare. Die Luft wird im Sprechen von der Lunge eingezogen und wieder ausgehaucht; diese wird durch das Stimmhäutchen der Stimmritze, wie vom Rohrpfeifchen erschüttert oder zum Tone gemacht, den Mund oder Zunge bei jedem Laute bewegt und abändert. Die Tonluft trifft daher unterweges und bei ihrer Ausfahrt verschiedene Hinderniſſe an, das heißt, bald weite, bald enge Gänge und Ausgänge von allerlei Oeffnungsgestalten; und wenn man dieses Alles zusammennimmt, so wird man folgenden Satz aufstellen können: Sprache oder Tonartikulation ist eine, durch verschiedene Oeffnungen hindurchgeführte Stimme. Herr von Kempelen ging nun zu einem Orgelbauer und wurde hier mit der sogenaunten singenden Menschenstimme, einer kleinen Orgelstimme, bekannt. Noch waren keine Tasten zum Fingerspiele angebracht, man konnte aber die Luftventile herabziehen, den Blasebalg niederdrücken und die Töne einzeln dadurch angeben; allein die hohen und tiefen Pfeifen schnarrten trompetenhaft, die mittleren hatten dagegen nur einen Mittelton. Herr von Kempelen kaufte das noch unvollendete Werk, so aus einem Vierfaltenbalge mit dem Luftschöpfer, einer Windlade, in welche, statt der Orgelpfeifen dreizehn von Holz verfertigte und mit elfenbeinernen Zungen versehene Mundstücke, eins immer etwas größer, als das andere, horizontal eingepaßt waren. In dem Glauben, daß Höhe und Tiefe zu einem Selbstlaute

viel beitragen müsse, so mußten doch wohl unter den dreizehn Pfeifen ein Paar vollkommene Selbstlaute erzeugt werden; allein dieses war nicht der Fall, und jede große oder kleine Pfeife gab nur immer ein höheres oder tieferes a an, und dieses nach dem Verhältnisse der Pfeifengröße. Mit anhaltender Geduld wollte sich nun das a zu keinem andern Uebergange, zu keinem andern Selbstlaute bringen lassen; denn eine jede Pfeife stellt einen offenen Mund vor, und a bedarf eines offenen Mundes, folglich konnte das Werk nur ein a anstimmen, und die Pfeifen mußten zum Theil, wie am Hautboistrichter erinnert worden, verdeckt geblasen werden. Allein hier half auch keine Hand- oder Kartenbedeckung; denn das a blieb nur der einzige Selbstlaut, der erschien; denn wer nur immer einen Laut ohne im Gefolge von andern hört, hat kein Vergleichungsmaaß für sein Gehör. Daher giebt ein Peitschenknall keinen Ton, jedoch mehrere nach einander. Eine Saite wiederholt aber ihre Schwingungen und dieses ist die Ursache ihres Tones. Es wurden nun Tasten für die Finger untergelegt, um Töne geschwinde nach einander angeben zu können. Der Blasebalg wurde zum Treten eingerichtet, vier oder fünf der Mittelpfeifen wurden gleichtönig gestimmt, um das springende Bedecken der Pfeifen mit der linken Hand zu ersparen, war in jedes weiteste Pfeifenende ein Schiebebrettchen eingelassen, um den Tonausgang mehr oder weniger zu sperren. Die Oeffnung und Pfeifenpyramide war vierseitig, also war es auch lange keine menschliche Mundfigur, damit die Stimme an ein nachgeahmtes Gaumengewölbe abprallen möchte. Es wurden nun aus Holz länglichrunde Büchschen gedrehet, und nach ihrer Länge zerschnitten, welche Hälften zwei Kinnbacken vorstellten. Der Unterkiefer wurde am Hinterende mit einem Lederſäckchen festgemacht, so daß es mit seinem Vorderende auf- und absteigen

konnte, wie unsere Unterkinnbacken; und damit man diese Mnndöffnung schnell erweitern und verengern konnte, so zog man unten mitten durch den Unterkiefer eine Darmsaite so durch die Mitte des Oberkiefers im engen, sich sperrenden Loche ging; dadurch ließ sich der Unterkiefer heraufziehen. Dieses Mittel brachte bald die Selbstlaute a, o und u, und auch ein undeutliches e hervor; da die Darmsaite mit Nachdruck angezogen ward und im Zuge stehen blieb. Aber von i, dem schwersten Selbstlaute von allen, erschien nicht der geringste Scheinton. Man fing nun das Buchstabiren an, dachte auf Mitlaute zu a, o, u, und p, m und l waren die ersten, welche endlich nach zwei Jahren recht glückten. So entstanden nun die Wörter Mamma, Papa, mappa, aula, mola, poma etc. Jeder Buchstab hatte seine Taste, die man niederdrückte und den Buchstab angab. Hieraus erwuchsen aber wieder zwei Unbequemlichkeiten. Der erste Buchstab mußte jederzeit aufhören, ehe der andere anfing, und diese Pause ward dem Gehöre lästig oder es flossen beide Töne ineinander. Außerdem öffnete sich das Buchstabenventil mit einem Windstoße in das Stimmrohr, so daß der Anfang des Lautes einen fremden Zusatz vom schwachen k bekam. So wurde das p immer aushauchend, z. B. Papa wie Ph—a—pha ausgesprochen. Herr von Kempelen sah nun ein, daß sich zwar einzelne Buchstaben erfinden, aber nicht auf die bisherige Art zu Sylben an einander reihen ließen, und daß man durchaus der Natur auf dem Fuße folgen müsse, welche nur eine Stimmspalte und nur einen Mund hat, zu welchem alle Laute herausfahren und in dessen Gewölbe sie sich eben mit einander zu Wörtern verbinden müssen, also waren alle Anstrengungen und die darauf verwandten Kosten vergebens, und Probemaschinen wurden erfunden und wieder

verworfen, bis endlich nach vielen Versuchen eine Sprachmaschine zu Stande kam.

Die Haupttheile dieser Sprachmaschine sind: 1) Das Mundstück oder Stimmrohr, welches die menschliche Stimmspalte vorstellt; 2) die Windlade mit ihren Klappen; 3) der Blasebalg oder die Lunge; 4) der Mund mit seinen Nebentheilen, und 5) die Nasenlöcher. Das Stimmrohr, Fig. 8886 ist genau, von der natürlichen Größe, wie an des Erfinders Maschine von Holz, aus einem Ganzen gemacht und paßt genau in die Oeffnung der Windlade, in welche es bis an den Absatz a, b, c hineingeschoben wird. d, e ist eine Rinne mit einem etwa $\frac{1}{2}$ Linie breiten Rande. Dieser Rand hat bei dem Würfel einen breiteren Absatz, damit die Zunge daselbst eine gute Auflage bekomme. Die Zunge besteht aus einem ganz dünnen, ungefähr bis zur Dicke einer Spielkarte geschabten Elfenbeinplättchen, f, g. Dieses muß nur so breit seyn, daß wenn es auf die in der Figur offene Rinne gelegt wird, es die Ränder derselben genau bedeckt. Es ist aber nicht nöthig, dasselbe etwas länger zu machen, damit es mit ihrem Hintertheile in die Würfelöffnung bei h, i eingeschoben, eingeleimt und mit kleinen hölzernen Keilen befestiget werden kann. Um nun diesem Stimmrohre seine Rauhigkeit und das hölzerne Schnarren zu benehmen, dagegen aber einen weicheren und angenehmeren Ton zu geben, so überzieht man sowohl die Rinnenränder, als auch das Elfenbeinplättchen oder die Zunge an der untern Seite mit einem dünnen weißen Handschuhleder. Es wird nämlich ohne viele Umstände ein Stück Leder mit feinem Leim aufgeleimt, jedoch so, daß die glatte Lederseite auswendig kommt. Dann wird das Vorragende genau an der Kante des Elfenbeins weggeschnitten. Das Ueberziehen der Rinnenränder erfordert schon mehr Mühe und Genauigkeit. Man überstreicht die Ränder mit Leim und legt ein Stück Leder über die

ganze Rinne, mit der rauhen Seite einwärts gekehrt, beschwert es, und wenn es trocken ist, so schneidet man mit einem kleinen, sehr scharfen Federmesser das innere Stück Leder genau an den Rändern heraus, so wird die Rinne inwendig wieder ganz offen. Dann legt man sie umgekehrt auf ein flaches Brett, und so schneidet man auch das vorstehende Leder von aussen weg. Auf diese Weise bleibt der ganze Rand mit Leder bedeckt. Dann befestiget man, wie schon oben angeführt worden ist, auch die Zunge, und dann sieht das ganze Stimmrohr aus, wie Figur 8887. Um dieses Rohr stimmen zu können, wird ein kleines Loch, Fig. 8887 a, b, durch das Holz gebohrt, und durch dasselbe einen Eisen- oder Messingdraht gesteckt, welcher der Zeichnung gemäß so gebogen ist, das sein äußerstes Ende genau über der Zunge liegt, welches dann auf die Rinne fester oder loser angedrückt wird. Je weiter man diesen Draht gegen das Ende c verschiebt, desto kürzer wird dasjenige Zungenstück, welches sich beim Einblasen des Windes bewegen und die Vibrationen abschnellen muß. Je kürzer dieses Stück ist, desto schneller geschehen die Vibrationen, je schneller elastische Körperschwankungen zum Beispiel von einer kurzen Saite, geschehen, desto feiner ist der Ton. Der Erfinder äußert hierbei in einer Note den Wunsch, ein genaueres Instrument erfinden zu können, um diese Sprachtöne zu verlängern oder zu verkürzen, um das Steigen und Fallen des Tones nach Willkühr zu bewirken, wenn gleich zu keinem melodischen Gesange zu gelangen, wenigstens doch beim Sprechen die Stimmhöhe etwas abzuändern, welches einer Sprachmaschiene, die alles in einerlei Tonhöhe noch gar zu machanisch ausspricht, viel Annehmlichkeit und Grazie verschaffen würde. Dieses ließ sich schon durch das Verschieben des Stimmdrahtes während des Sprechens mit Vergnügen bemerken. Man trifft aber im Verschie-

bepunkte nicht jederzeit den rechten Ort, und daher geräth der beabsichtigte Ton selten und nur zufällig. Dieser Wink kann von Liebhabern der Mechanik weiter verfolgt werden. Nach berechneten Graden will er nicht gelingen, aber wohl durch das mechanische Gradesuchen, weil man das Elfenbeinplättchen nie gleichförmig, und zwar an allen Stellen genau gleich dünn beschaben kann, sondern die Gradabtheilung bald enger, bald weiter abgegrenzt werden muß. Die elfenbeinerne Zunge muß ferner vorn bei e nie ganz aufliegen, sondern sie muß nur ein sehr Weniges aufgebogen seyn, damit die Luft in die Rinne oder in den Stimmenkanal hineindringen kann; denn sonst würde die Atmosphäre die Zunge noch besser auf die Ränder andrücken und so könnte kein Ton, keine Vibration am Elfenbeine erfolgen. Wenn diese Zunge durch den Draht in d fest aufgedrückt wird, so krümmt sich ihr äußerstes Ende c mehrentheils von selbst ein wenig in die Höhe, und sie behält diese Lippenerhebung beständig bei. Man kann auch bisweilen ihre stumpfe Spitze mit den Fingern etwas in die Höhe biegen, so bleibt die Lippe etwas geöffnet oder aufgeworfen. Fig. 8888 zeigt das andere Ende des Rohres. — Die Windlade, Fig. 8889, ist ein vierseitiges Kästchen, inwendig $3\frac{1}{2}$ Zoll lang, $2\frac{1}{2}$ Zoll weit, und $1\frac{1}{2}$ Zoll hoch. Sie ist hier im Kleinen und bei abgehobenem Deckel vorgestellt. In das viereckige Loch der Vorderwand a wird das in der nächstvorhergehenden Figur, 8887, beschriebene Stimmrohr hineingeschoben; damit aber sein äußerer Absatz fester anliege, so wird um das Loch a herum, ein nach der Seite des Absatzes zugeschnittenes Stück Leder aufgeleimt. Die Hinterwand b ist $1\frac{1}{2}$ Zoll dick und hat bei e ein rundes Loch, in welches der eiserne Schnabel des Blasebalges von außen hineingesteckt wird. Die Wand ist aus dem Grunde so dick, weil das ganze Kästchen bloß vermittelst dieses

Loches an den Blasebalg befestiget werden, übrigens aber ganz frei stehen muß. In dieses Kästchen werden nun zwei andere kleine Kästchen, Fig. 8890, hineingesetzt, so, daß das eine an die rechte Windladenwand, das andere an die linke Wand genau anliegt, und das Stimmrohr, wenn es in das Loch a gesteckt wird, zwischen beiden in der Mitte zu stehen kommt. Diese zwei kleinen Behälter sind jedes aus einem Stücke Holz gemacht. Von oben ist ein längliches, bis über die Mitte hinabgestemmtes Loch a, in welches von der äußern Vorderwand ein anderes rundes Loch b hineingebohrt wird, damit die Luft durchstreichen kann. Ueber das obere längliche Loch a wird ein Deckel oder eine Klappe c gemacht, die vermittelst des Drahtes d aufgehoben und durch die Drahtfeder e wieder zugedrückt wird. Das Leder womit die Klappe unten überzogen wird, läßt man rückwärts etwas vorstehen, und leimt es bei f auf, damit es von selbst ein Gelenke abgeben möge. Eines dieser kleinen Kästchen hat, wie schon oben gesagt worden, sein rundes Löchchen bei b, bei dem andern aber ist der Mund dieses Loches wieder verleimt, und dafür ein anderes von der Seite bei g eingebohrt. Wenn nun diese kleinen Kästchen in das große, Fig. 8889, eingesetzt und befestiget worden, so müssen sie an dessen Vorderwand ganz angerückt werden, damit ihre Löcher b und g, mit den Löchern des größeren Kästchens d und e genau zusammentreffen. Hierauf wird in das Loch des größeren d das Messingrohr der Fig. 8891 a hineingesteckt, auf das Loch e aber das hölzerne Rohr, Fig. 8892, mit seiner Mündung m aufgeleimt. Unten werden die zwei Stücke, Fig. 8891 und 8892, in ihrer wahren Größe und Gebrauche zur besseren Einsicht noch einmal vorkommen. Sie dienen nämlich zu den sausenden Zischlauten; nämlich Fig. 8891 zum s und z, und Fig. 8892 zum sch und j. Dieses ist nun die innere Einrichtung der Windlade. Man

lege nun den Deckel auf sie und man bemerke nun, was für Werkzeuge am Kästchen von Außen angebracht worden sind.

Fig. 8893 ist die Windlade von außen. Bei a steckt der vorige in Fig. 8891 angedeutete hölzerne Trichter in seinem Loche, und das andere Rohr der Fig. 8892 in m ist bei b aufgeleimt, c, d und e f sind zwei aus Messing gemachte Hebel, oder Tasten, an deren äußerstes Ende d und f die Klappen von zwei oben beschriebenen im Innern der Windlade beschriebenen kleinen Kästchen, die mit einem dünnen, durch den Deckel hindurch gezogenen Draht befestiget sind. Drückt man den einen Tast bei c nieder, so hebt er mit seinem andern Ende d inwendig den Deckel oder die Klappe des verborgenen Kästchens auf, durch welches der Wind in das trichterförmige Gefäß g eindringt und das s angiebt. Dasselbe gilt auch vom andern Hebel e f, der zum Rohre b gehört, zu dem Buchstaben r dient aber der Hebel i k. Fig. 8894 a, b, c, d ist der Deckel der Windlade in seiner natürlichen Größe, von vorn gesehen. Auf demselben ist ein aufrecht stehendes Stück Messing e f angeschroben, welches in f einen Kloben hat, in welchen der Hebel f g eingelegt ist, der sich auf dem durchgeschobenen Stifte auf und nieder bewegt; n ist eine Stahlfeder, welche den Hebel beständig in der Höhe hält, i k ist ein aus Draht gemachter Bogen, welcher den Hebel nicht weiter hinauf läßt. Bei l geht durch den Hebel ein Draht von der Dicke einer Mittelstecknadel durch, auf dessen oberes Ende ein kleines, dünnes, rundes Messingplättchen m aufgenietet ist, damit er nicht durchfalle. Die ganze Länge des Draths ist von m bis n durchgeführt. Bei o geht er durch ein Loch, welches aber nicht zu enge seyn, sondern für ihn etwas Spielraum lassen muß; p ist ein kleines, auf dem Hebel mit Schrauben befestigtes Stück Holz, welches hin-

dert, daß der Draht l n nie höher heraufspringen kann. Dieses Stück ist mit Vorbedacht aus Holz angefertiget. Q ist ein hölzerner Klotz, der das eine Ende des Hebels nicht tiefer herabdrücken läßt. S das Stimmrohr im Durchschnitte, welches man sich schon als in der Windlade befindlich vorstellen muß, und welches, von der Seite betrachtet, unter dem Drahte, wenn er herabgedrückt ist, wie Fig. 8896 zu stehen kommt. Wenn der Messinghebel g bis auf den Klotz q niedergedrückt wird, so läßt er auch den Draht l n auf die elfenbeinerne Zunge des Stimmrohrs niedersinken. Wird nun der Hebel mit den Fingern so niedergedrückt gehalten, so steht das Oberende des Drahtes, nämlich sein Plättchen m zwischen der Hebelstange und dem hölzernen Sattel p in der Mitte, wie Fig. 8895 zeigt. Wenn nun bei dieser Lage der Wind in das Stimmrohr gedrückt wird, und derselbe die Elfenbeinzunge zum Zittern bringt, so schnellt diese Zunge den auf ihr ruhenden Draht durch ihre Vibration in die Höhe bis an das quer darüber liegende Holz p, von dem es wieder zurück prallt und so schnell hin und her geschaukelt wird. Dieses verursacht ein Gepraſſel oder Schnarren, welches dem Zittern, so man mit der Zunge macht wo nicht ganz gleich, doch aber ziemlich nahe kommt, und wenigstens dasjenige r ist, welches man mit dem weichen Gaumen macht. Die Buchstaben nach dem Alphabetsrange hier tönend auftreten zu lassen, würde viel Unterbrechungen und Wiederholungen veranlassen. In den Figuren 8891 und 8892 gewahrt man die zu s und sch gehörigen Instrumente im Kleinen, um zu zeigen, wo sie in der Windlade angebracht werden müssen. Jetzt erscheinen sie auf Fig. 8897 in ihrer natürlichen Größe. Fig. 8897 ist demnach eine hölzerne, runde, hinten, trichterförmige, am Boden mit einem blechernen, etwas abgebogenen Rohre versehene Büchse. Den Deckel, mit dem die Vorder-

öffnung bedeckt ist, zeigt Fig. 8898 deutlicher. Dieser Deckel muß ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll dick seyn und in der Mitte ein viereckiges Loch haben. Ueber dieses Loch wird nach der Richtung dieser punktirten Linie ein Stück Kartenpapier geleimt, jedoch so, daß das Loch nicht ganz bedeckt wird, sondern eine längliche Oeffnung von einer halben Linie bleibt. Fig. 8897 bei a und b ist dieses auf der äußeren Seite geschehen, so wendet man den Deckel um, und thut das Nämliche auch an der inneren Seite, jedoch so, daß die zwei länglichen Oeffnungen einander geradeüber zu stehen kommen. Dann legt man diesen Deckel auf das Fig. 8897 beschriebene Gefäß, und nachdem man Leder dazwischen gelegt hat, so schraubt man ihn mit Holzschrauben an. — Um das Sausende des S auszudrücken, so lehrten mancherlei Versuche, daß die zwei einander gegenüberstehenden Pfeifenöffnungen länglich seyn und nur einen schneidenden Rand haben, der nämlich durch die Schärfe des Kartenpapieres c, d entsteht, und daß die andere Schneide a, b eine Wand seyn müsse, die in der Dicke des Holzes besteht, und von welcher die Luft, wenigstens auf einer Seite, in gerader Linie von einer Oeffnung zur andern geführt wird, auf der andern aber gleich beim Eintritte in den zwischen den beiden Karten befindlichen Raum sich über den Rand der Karte umbiegen und divergiren kann. Dadurch entsteht nur ein halbes Pfeifen, das ist, ein Sausen, ganz so, wie es die Aussprache des S verlangt. Wenn daher in Fig. 8893 der Hebel c niedergedrückt wird, so hebt er mit seinem andern Ende d die in der Windlade befindliche und zu g gehörige Klappe auf; dadurch dringt der Wind in das eben jetzt beschriebene Instrument und giebt ein vollkommenes S an. Zum sch, welches tiefer lautet, als s, diente eine kleine Kinderflöte, deren Kopf allein gebraucht ward, s. Fig. 8899, deren Kern etwas herausgezogen

und abgeschnitten wird. Dieser Flötenkopf steht in der Windlade, Fig. 8893, bei b, wo der Hebel e, f, wenn er in e niedergedrückt wird, das sch hervorbringt. Die Buchstaben z und j werden wie s und sch hervorgebracht, nur daß bei z und j der Mund nicht so fest geschlossen wird, damit etwas von der Stimme mittönen könne.

Der Blasebalg, den Fig. 8900 zeigt, hat folgende Zusammensetzung und Gestalt. Die Bretter desselben sind hinten 10 Zoll, vorn 4 Zoll breit und 1 Fuß $6\frac{1}{2}$ Zoll lang. Er hat drei ganze und zwei halbe Falten. Das untere Brett hat ein Ventil oder eine Windklappe, wie alle Blasebälge, durch welche die Luft eingezogen, aber nicht mehr herausgelassen wird. Nach der Natur sollte billig dieses Ventil ganz wegbleiben, und die Luft, wie beim Menschen, durch die nämliche Stimmspalte ein und wieder ausgehen; es ist aber die Spalte, welche die elfenbeinerne Zunge dem Stimmrohre öffnet, viel zu klein, um so viel Luft in so kurzen Augenblicken durchzulassen, als zur Anfüllung des Blasebalges nöthig ist. Das Stimmhäutchen beim Menschen kann sich dagegen willkührlich aufthun, und die Lunge mit Luft laden. In dem damaligen Zustande erforderte die Kempelensche Sprachmaschine sechsmal mehr Luft, als ein sprechender Mensch. Das Gestell des Blasebalges besteht aus zwei langen horizontal über einander liegenden Tafeln a und b, welche durch die Säulen c mit einander verbunden werden, um die Maschine auf einen Tisch zu stellen, damit man sich nicht zu tief bücken dürfe, wenn man sie ihre Rolle spielen läßt; d und e sind zwei Säulen, oben durch einen Bogen verbunden. An diesem Bogen hängt ein kleines Klobenrädchen f, über welches die Schnur g, f, h läuft und woran das Gewicht i befestiget ist. Dieses Gewicht dient, das Oberbrett des Blasebalges, wenn es niedergedrückt ist, wieder in die

Höhe zu ziehen. Es besteht aus einer blechernen, mit Bleykugeln und Schrot gefüllten Flasche, und kann also schwerer oder leichter gefüllt werden; das untere Brett des Balges hat eben solche Vorragung, wie das obere bei g, so auf dem Boden angeschroben wird. Vorn bei k ruhet der Balg auf einer Unterlage, damit das Rohr i etwas erhaben liege und die Windlade bequem daran gesteckt werden könne. — Der Kasten, Fig. 8901, ist auf den Boden a so aufgesetzt, daß seine hintere Oeffnung m gegen das Rohr l gekehrt steht, und er die Windlade, wenn sie da angesteckt ist, ganz in sich schließt. Seine Stifte n, welche in die Löcher p eintreffen, halten ihn fest, damit er sich nicht verschieben könne. Sein Oberboden ist aus Taffet gemacht und hat mehrere Löcher, welche der Verzierung wegen mit elfenbeinernen Ringen eingefaßt sind. Er hat auch noch einen anderen hölzernen Deckel, womit dieser Oberboden bedeckt werden kann. Die beiden großen Löcher m und n sind mit Tuch behängt. Dieser Kasten ist zur Sprache nicht nöthig, sondern zugesetzt, theils von der innern Einrichtung den Staub abzuhalten, theils damit sich die Stimme nicht so sehr zerstreue, sondern gezwungen werde ihren Ausgang nur durch eine Wand, das ist, durch den durchlöcherten oberen Boden zu nehmen. Wenn nun der Blasebalg so zubereitet, die Windlade an das Rohr angesteckt, und der Kasten darüber gestellt worden ist, so tritt der Erfinder vor die Maschine, legt den rechten Arm dergestalt auf den Blasebalg, daß der Ellbogen etwa bei r zu liegen kommt; die Hand aber bis über den Knöchel in das Loch m reicht und so über der Windlade schwebt. Mit der linken Hand greift er ins Loch o hinein, und so spielt derselbe mit beiden Händen auf den verschiedenen Löchern und Tasten. So wie derselbe mit dem rechten Ellbogen das Oberbrett des Blasebalges niederdrückt, so spricht

die Stimme an, und so wie er mit dem Drucke nachläßt, so schweigt sie still, weil das Gewicht i den Balg aufzieht. Der Mund, dieser sonst wichtigste Theil der Maschine, war damals noch der unvollkommenste; denn er hatte weder Zähne, noch Zunge, noch einen weichen Gaumen. Daher sprach die Maschine manche Worte oder Buchstaben noch undeutlich an. Dieses waren jedoch nur vier, die übrigen sprach sie gut. — Bei Figur 8902 ist A ein Theil der Windlade mit dem schon darin steckenden Stimmrohre, dessen Absatz a, b sammt dem Stimmdrahte c hervorragt. Figur 8903 ist ein rundgedrehtes Stück Holz B, mit einer Schraube d, e. Die Punktirlinien deuten an, wie es inwendig durchlöchert ist. f, g ist eine viereckig ausgestämmte Vertiefung, in die der Absatz der nächst vorhergehenden Figur a, b hineinpaßt. h ist eins der beiden von oben hineingebohrten Löcher, die zur Nase gehören. i ist das Loch zum folgenden Blasebalge. — In Fig. 8904 ist c ein Stück einer aus elastischem Gummi verfertigten gewöhnlichen Flasche, von der die untere Hälfte und der engere Theil des Halses weggeschnitten ist. Dieses wird mit seinem engeren Ende k, l auf die Schraube d, e der vorigen Figur aufgeschroben, das ist, es läßt sich das nachgebende Gummi, obgleich seine Oeffnung enger ist, doch über das erste Schraubengewinde heraufzwingen, und so läßt es sich fortschrauben, bis es bei m, n ganz anliegt und keine Luft durchläßt; auch wenn es der Fall erfordert, leicht wieder abgenommen werden kann. Dieses Gummi bleibt in mäßig warmer Luft immer weich und biegsam, und es schlägt die Stimme jederzeit, wie beim Menschen, an weiche Wände an. Wenn die Stücke A, B, C in einander geschoben sind, so ist ihre Gestalt, wie Fig. 8905 zeigt, da manche Buchstaben eine Explosion der Luft erfordern, wie P, T, K. Die Natur erhält dieses dadurch, daß man die Stimmspalte erwei-

tert, durch sie häufige Luft in den Mund drückt und diese Luft mit einmal hervorplatzen läßt. Dieses vertrug die Maschine nicht; denn ihre Stimmritze oder ihr Stimmrohr behält immer die nämliche Oeffnung und kann während des Sprechens nicht dergestalt erweitert werden, daß eine Menge Luft frei und ohne Vibration hindurch gehen kann. Um also den Mund beständig mit Luft erfüllt zu erhalten, nahm der Erfinder eine kleine messingene Röhre a, b (ein Stück Federkiel soll eben diese Dienste thun) und machte in die Windlade A ein Loch bei c, und ein anderes gegenüber in die elastische Flasche c bei a. Weil aber die Scheibe B im Wege stand, so mußte er die Furche w, x darin machen. Hierauf steckte er die Röhre in die gedachten Löcher und so verband er den Mund unmittelbar mit der Windlade. Daraus erwachsen zwei Vortheile: wenn er den Mund oder die Oeffnung der elastischen Flasche e, f mit der Hand zuhielt und den Blasebalg drückte, so konnte man die Luft stark spannen oder zusammendrücken, und wenn er die Hand abzog, jedoch geschwinde, so fuhr die Luft mit einmal heraus, wodurch sogleich ein förmliches P entstand. Der zweite Vortheil aus dieser Erfindung war, daß der Erfinder die Stimme bei jenen Buchstaben, wozu sie nicht gebraucht werden muß, zum Schweigen bringt, nämlich bei den Windmitlauten f, s, sch. Diese Stimmhemmung geschieht auf folgende Art. Wenn die Mundöffnung mit der Hand bedeckt und der Wind hineingedrückt wird, so strebt dieser durch die Hintermündung des Stimmrohres in die Windlade wieder einzudringen. Weil aber durch den nämlichen Druck des Blasebalges auch Luft ins Stimmrohr von innen hineingedrückt wird, so begegnen sich beide Windströmungen einander und zwar mit gleichem Widerstande, so daß ihr Gleichgewicht hergestellt wird, und so kann die Elfenbeinzunge des Stimm-

rohrs nicht zum Zittern gebracht werden, weil bereits erwiesen worden, daß das Fortströmen der Luft zur Stimme schlechterdings nothwendig sei. Bliebe das Rohr a, b hier weg, so würde das Stimmrohr auch bei geschlossenem Munde immer noch eine Weile nachtönen und die ganze Sprache verderben. So viel leistet hier ein kleines unbedeutend scheinendes Röhrchen, und es läßt sich nicht begreifen, wie ohne dasselbe eine andere Kommunikation zwischen dem Munde und der Windlade einer Maschinensprache Statt haben können. Um bei den stummen Mitlauten die Explosion zu verstärken, wird noch an das Stück B unten ein kleiner Blasebalg g, h, i angebracht, welcher aus zwei viereckigen $2\frac{1}{2}$ Zoll breiten Brettchen besteht, die mit bloßem Handschuhleder k mit einander verbunden sind. Dieser Blasebalg hat keine andere Oeffnung, als die punktirte m, n, die in das Hauptstimmloch einfällt, wie die folgende Figur, als Durchschnitt der vorigen, nach der Punktirlinie l, m, g, o andeutet. Wenn nun Mund und Nase geschlossen ist, und der große Blasebalg gedrückt wird, so bläßt die gepreßte Luft diesen kleinen Blasebalg mit auf. Weil dann die Hand die den Mund verschlossen hält, schnell davon abgerückt wird, so stößt der kleine Blasebalg, der durch die an der Windlade befestigten Drahtfeder p, q zusamsammengedrückt wird, die Luft schnell von sich, wodurch die Explosion zum Munde hinaus nothwendig stärker wird. So entsteht das P in seiner Vollkommenheit. Die Maschinennase ist höchst einfach. In Fig. 8906 als dem Durchschnitte sind zwei Löcher durch die Scheibe B von oben hinein bis in das Hauptstimmloch gebohrt; nämlich u, w und x, y. In diese sind oben zwei messingene, mit einer Klappe versehene Röhren l und s eingesteckt, die man mit zwei Fingern bedecken kann. Sind nun diese Röhren bei geschlossenem Munde offen, so geht die ganze Stimme durch

sie heraus und macht ein vollkommenes M, wie beim Menschen, bedeckt man aber nur eine derselben, so bekommt man das N. In der Maschine wird freilich die Nase von außen, im Menschen aber von innen durch das Gaumensegel geschlossen. Doch die Ausübung macht den Unterschied nicht auffallend. Diese zwei Kanäle dienen zu nichts weiter, als zum M und N. Bei allen andern Selbstlauten und Mitlauten bleiben sie immer bedeckt.

Fig. 8907 zeigt die ganze Sprachmaschine nach dem verjüngten Maaßstabe, von oben anzusehen, nebst der Art, wie sie gespielt wird, und dem Zollstabe. Man legt die rechte Hand über die Windlade A dergestalt hin, daß die zwei Finger, nämlich der Zeige- und Mittelfinger auf die zwei Röhrchen m, n zu liegen kommen, und ihre Oeffnung bedecken; mit der linken flachen Hand bedeckt man die Oeffnung b, c des elastischen Trichters C, und wenn man bei dieser Lage auf den Blasebalg x drückt, dessen Vordertheil in der Zeichnung noch zu sehen ist, so bleibt, weil die Stimme nirgends einen Ausgang findet, noch alles still und stumm. Alle Selbstlaute werden nur durch die Lage der linken Hand gebildet, das ist, die kleinere oder größere Entfernung der Hand vom Trichterrande bestimmt die Selbstlaute. Alle Entfernungsgrade, wie die Hand vor- und rückwärts rückt, bestimmt bloß die praktische Uebung und die Weite der elastischen Flasche. Der Rang der Selbstlaute ist ungefähr folgender. Bei A, dem Grundton der Stimme, ist die Hand von der Mundöffnung ganz entfernt, damit die Stimme einen freien Ausgang gewinnt. Bei E wird die Hand etwas hohl gemacht, und an den Unterrand des Mundes ganz angelegt, vom Oberrande steht sie aber 1 Zoll ab. Bei O wird die hohle Hand um die Hälfte mehr an den Oberrand des Mundes angedrückt. Bei U wird sie flach und ganz nahe vor die Mundöffnung,

doch so hingehalten, daß sie solche nicht ganz verschließt, sondern die Stimme noch hindurch tönen kann. Bei i wird die flache Hand fest um den ganzen Mundrand angedrückt und nur der Zeigefinger so weit entfernt, daß bei seinem untersten Gelenke eine kleine Oeffnung entsteht, zu der die Stimme mit etwas mehr Gewalt, als bei den andern Selbstlauten hinausgedrückt werden muß; die übrigen ae, oe, ue und e liegen zwischen den Distanzen der Hauptselbstlaute und sind durch Uebung abzutheilen. Von den Mitlauten sind bereits p, r, s, sch, m und n angegeben worden. D, G, K, T, sind in der Maschine noch nicht recht ausgebildet, und an ihrer Stelle wird mehrentheils das p gebraucht, nebst einem langsamen oder geschwinderen Abziehen der Hand, so wie es die Kindersprache der Maschine schon entschuldiget, und man versteht auch das Wort eines Lallenden auch bei einem mangelhaften Buchstaben. Zur Vervollkommnung dieser vier Defecte thut der Erfinder folgende Vorschläge: B ist, wie in der Natur, vom p bloß dadurch unterschieden, daß die Stimme zugleich mittönt. Also verschließt man den Maschienenmund nicht so genau, wie bei dem P, so lautet die Stimme etwas mit, und wenn man die Hand abzieht, oder sie in die Lage des folgenden Selbstlautes bringt, so läßt sich ein ba, be, bi, etc. hören. F wird, wenn Alles geschlossen ist, mit einem etwas stärkeren Druck des Blasebalges angegeben. V wie f, nur daß bei etwas Oeffnung der linken Hand die Stimme dazu mittönt. Bei W tönt weniger Wind und mehr Stimme ein, die Lage bleibt immer noch wie bei dem f. H und ch bedürfen keiner desondern Einrichtung, und wenn man nur den Blasebalg sanfter, das ist, nicht stark genug drückt, die Elfenbeinzunge des Stimmrohrs zum Zittern zu bringen, so geht sowohl durch das Stimmrohr, als auch durch das Windrohr a b Luft heraus, wie ein Hauchlaut, schwach gedrückt,

wie h, etwas stärker, wie ch. L, einer der einfachsten Buchstaben. Da sich in der Natur die aufgerichtete Zunge der kommenden Stimme entgegenstellt, sie in zwei Theile zerspaltet, und auf beiden Seiten vorbeistreichen läßt, so darf man zum Kunst — L weiter nichts thun, als den Daumen der linken Hand in den Mund, bis an den Boden niedergesenkt hineinzustekken, woraus ein reines L entsteht.

Nach folgender Vorschrift werden nun die Buchstaben auf der Maschine nach alphabetischer Ordnung zu finden seyn. Man lege die Zeichnung der Sprachmaschine, Fig. 8907 so vor sich hin, wie sie in der Figur vorgestellt worden. Zum Spiele selbst wird die rechte Hand über die Windlade A hingestreckt, dergestalt, daß der Zeige- und Mittelfinger die beiden Nasenlöcher m, n eben bedeckt. Der Daumen kommt über den Hebel oder die Taste sch, der kleine Finger oben über S zu stehen. Mit der linken flachen Hand wird die Oeffnung des Mundes b, c bedeckt. Wenn nun ein Buchstab ansprechen soll, so muß der Blasebalg mit dem rechten Ellbogen, der beständig auf ihm ruht, bald stärker, bald schwächer gedrückt werden. Dieser Druck muß so lange fortdauern, bis das Wort, welches ausgesprochen wird, vollendet ist, sonst fließen die Buchstaben und Sylben nicht gehörig in einander, die Stimme schweigt, so wie man den Ellbogen aufhebt. Bei allen Buchstaben bleibt die Nase geschlossen, nur bei m und n nicht. Bei allen stummen und allen Windmitlauten ist der Mund geschlossen. Bei allen Wind- und zugleich Stimmlauten muß der Mund nicht genau schließen, sondern so viel Oeffnung übrig lassen, daß die Stimme etwas mittönen kann. Wenn daher bei einem Buchstaben gesagt werden wird, daß die Stimme mittönt, so muß man immer dabei denken, daß der Mund nicht wie bei einem Selbstlaute, offen, sondern nur so schwach

geschlossen seyn darf, daß sich die Stimme so eben hören läßt. A, die linke Hand vom Munde ganz entfernt. — B, der Mund schwach geschlossen, so daß die Stimme mittönt. — D, eben so, wie bei B beim Handabzuge Geschwindigkeit, beim Balge ein gewisser Nachdruck, aus der Uebung zu erlernen. — E, die hohle Hand unten an den Mundrand angehalten, oben 1 Zoll Distanz. — F, alles zugeschlossen den Balgdruck etwas stärker. G wie bei D. H, der Blasebalg beim offenen Munde gelinde zugedrückt. — Ch, der Balgdruck noch etwas stärker. — I, Alles geschlossen, nur bei dem dritten Gelenke des linken Zeigefingers eine kleine Oeffnung, der Druck auf den Blasebalg stark. — K, unvollkommen, wie bei D. — L, der Daumen der linken Hand mitten in den Mund gesteckt. — M, Mund geschlossen, beide Nasenlöcher offen. — N, Mund geschlossen, ein Naseloch offen. — O, alles geschlossen und schnell die Hand vom Munde abgezogen und in die Richtung gebracht, welche der folgende Sebstlaut erfordert. — R, der Mund zum folgenden Selblaute schon offen; die Taste r mit dem Daumen niedergedrückt. — S, die Taste s mit dem kleinen Finger niedergedrückt, sonst alles geschlossen. — Sch, der Mund geschlossen die Taste sch mit dem Daumen niedergedrück. J, wie sch, nur tönt die Stimme mit. T, unvollkommen, wie D. U, die linke Hand weniger, als bei I, und mehr als bei O an den Mund geschlossen, die Distanz lehrt die Erfahrung. V wie F, doch lautet die Stimme mit etwas mehr Druck auf den Balg. W wie V, nur weniger Wind, aber mehr Stimme. Z, die Taste s mit dem kleinen Finger niedergedrückt, und etwas Stimme dazu. —

In einer Zeit von drei Wochen läßt sich eine bewundrungswürdige Fertigkeit im Spiele erlangen, besonders in der Lateinischen, Französischen und Italienischen Sprache; denn das Deutsche hat oft zusam-

mentretende Mitlaute, und am Ende oft stumme Buchstaben. Herr von Kempelen ließ jedes vorgesagte Französische oder Italienische Wort auf der Stelle nachsprechen. Aber Deutsche, etwas lange Wörter, kosteten ihn mehr Mühe und es fällt selten recht deutlich aus. Da der Blasebalg nicht groß genug ist, so kann die Maschine nur kurze Redensarten nachplaudern, weil dazu viel Wind erfordert wird; z. B. Vous êtes mon ami. Je vous aime de tout mon coeur. Im Lateinischen. Leopoldus secundus, Romanorum Imperator, Semper Augustus etc. Der Erfinder hält sich überzeugt, daß die Maschine, ohne besondere Kunst, mit Tasten wie ein Klavier oder eine Orgel dergestalt einzurichten wäre, daß das Spiel viel leichter würde. In dieser Gestalt zeigte sich nun diese Maschine den Kunstkennern. Es war bis dahin das höchste Automat, welches kein Jahrhundert bis zu dieser Zeit hat liefern können. Diese Maschine ist aber noch einer weit größeren Ausbildung fähig; und wenn gleich Herr von Kempelen hier als Erfinder oder Schöpfer auftritt, so läßt er der weitern Ausbildung noch Raum genug für andere Mechaniker oder mechanische Künstler, und wenn diese Maschine auch nichts weiter bezweckte, als einige Taubstumme und Personen von falscher Aussprache zu unterrichten, und nebenbei den Beschauer und Hörer zu vergnügen oder zu belustigen, so hat auch dieses schon viel Lohnendes für die Erfindung einer solchen Maschine; ungeachtet sie noch weit mehr Vortheile darbietet, besonders für Mechaniker, um diese erforschte Maschine noch zu anderen Zwecken zu benutzen. S. z. B. meint ein Schriftsteller, daß man dadurch ein wirklich im Säugertone angeordnetes Gesangklavir zu construiren oder zu bauen im Stande wäre, da die bis jetzt in den Orgeln vorhandene sogenannte Menschenstimme noch so unvollkommen ist. Nach der Versicherung des

Verfertigers dieser Sprachmaschine sollen darauf ohne Ausnahme alle Lateinische, Französische und Italienische Wörter, selbst lange nicht ausgeschlossen, ausgesprochen werden können, z. B. Constantinopel, Missisippi; Astrachan, Astronomie ꝛc.

Eine gute Maschine dieser Art ist der sprechende Papagey, den ein Niederländer auf seinen Reisen sehen ließ. Dieser Papagey war von Holz, inwendig durchaus hohl, mit silberfarbenen Federn bedeckt und mit einem rothen Schwanze versehen. Der Schnabel bewegte sich in einem Gewinde; durch den rechten Fuß ging das Sprachrohr, welches bis an den Schnabel reichte. Der Vogel stand auf einem Zweige, welcher auf einem Stative befestiget war. Das Sprachrohr lief durch den Zweig in das Stativ. Wenn ihn der Besitzer sehen ließ, so stellte er ihn mit dem Stative auf den Tisch, welcher einen geheimen Schieber hatte. Vorher zeigt er den Zuschauern den Tisch, daß derselbe keine Oeffnung habe; dann schob er den Schieber auf, und richtete die geheime verborgene Röhre in die Maschine des Stativs. Diese Röhre lief durch einen antiken Tischfuß, durch die Erde in ein zweites Zimmer, worin sich ein Mädchen befand, welches das Sprachwerk dirigirte. Ein feiner Draht lief von der Röhre des unteren Zimmers in die Stativröhre, und der Draht vom Schenkel bis an die Tischröhre, welche beide Drähte der Mann mit der äußersten Geschwindigkeit durch zwei kleine 8 einzuhängen und zusammen zu hängen wußte, ohne daß es Jemand merken konnte. Mit eben dieser Geschwindigkeit konnte er, ohne von Jemanden bemerkt zu werden, auf jedesmaliges Verlangen den Papagey wegnehmen und wieder auseinandersetzen. Sprach der Vogel, so zog das Mädchen den Draht, so schloß und öffnete sich jedes. Der Schnabel, die Oeffnung der Kehlenröhre des Vogels war $\frac{1}{4}$ Zoll weit, gleichwohl verstand das dazu abge-

richtete Mädchen jedes Wort, welches im oberen Zimmer gesprochen wurde, im untern Zimmer, wenn der Schnabel geöffnet war. Das Mädchen und der Mann, vielleicht dessen Vater, erklärten durch den Vogel Karten, Farben, Geld, Würfel und Uhren zur allgemeinen Bewunderung aller Anwesenden. Das Mädchen hatte auf ihrem Zimmer zum Beistande eine Frau, welche viele Leute kannte. Wollte sich Jemand seine Nativität stellen lassen, und die Frau kannte die Person, so unterrichtete sie das Mädchen, daß solches Manchem viele Wahrheiten vorschwatzte, daß sie darüber in Erstaunen geriethen; und so wurden Gelehrte und Ungelehrte getäuscht. Der Vogel wurde dadurch in Ruf und Ansehen gebracht, bewundert, angestaunt und als ein übernatürliches Ding von den Unwissenden, und als ein magisches Kunstwerk von den Unterrichteten geschätzt. Der Niederländer verdiente damit viel Geld und war das Wunder der Volkssage fünf Jahre lang, ohne daß der Betrug seines hölzernen Papageys enträthselt wurde.

Die kleine Engländerin, welche die Nativität stellt. Diese Figur war von der Größe eines zweijährigen Kindes; sie saß auf einem Sessel, welcher auf einem, mit einem Teppiche bedeckten Tische stand. Wenn nun Jemand von ihr etwas zu wissen verlangte, so wurde sie aus dem Sessel herausgehoben und auf den Arm genommen. Man fragte nun dieselbe, was man von ihr wissen wollte. Diese Frage geschah in das Ohr der kleinen Figur dergestalt, daß es nicht Jedermann, welcher nicht ganz nahe bei ihr stand, vernehmen konnte. War die Frage geschehen, so wurde der Mund der Figur an das Ohr des neugierigen Fremden gehalten, und dann hörte man eine der passendsten Antworten auf die gemachte Frage, welche man sich nur immer denken konnte. Das Bemerkungswürdigste dabei war, daß wenn man die Figur auf dem

Arme hielt, man damit im Zimmer, nach welcher Gegend man wollte, umhergehen konnte. Das Zimmer war aber schon so eingerichtet, daß der Künstler dabei seinen Zweck nicht verfehlen konnte. Dieser täuschte durch seine Blaseinstrumente, die er blies, alle seine Zuschauer; denn er bließ bald das Waldhorn, bald die Trompete, bald die Posaune oder andere Blaseinstrumente. Mehr als zwölf Instrumente hingen an den Wänden des Zimmers herum, und Jedermann bildete sich ein, es wären die Instrumente, welche dieser spielte; allein sie waren nichts weniger als sein Orchester. Es waren Schallhörner, welche mit einem Sprachrohre in Verbindung standen. Niemand konnte aus dem ganzen Geheimnisse klug werden, und doch wollte sich Niemand befriedigen, ohne den Grund von dieser Sprachkunst einzusehen. Die Sache war zu täuschend, als daß magische Nichtkenner das Geheimniß zu entziffern im Stande gewesen wären. Diese Engländerin machte sehr viel Aufsehen beim Volke, bei den Gebildeten, wie bei den unteren Klassen des Volkes. Man konnte das Geheimniß nicht ergrübeln, nicht errathen, alle zerbrachen sich die Köpfe, bis endlich des Grübelns und der vielen Anstrengungen müde ganz unvermuthet bei dem Künstler in der Stadt Mannheim, nicht etwa in einem Gasthofe dieses Namens, sondern in der ehemaligen Residenzstadt des Churfürsten von der Pfalz, der Polizeirath, dessen Amtmann und sein Diener erschienen und auf ausdrücklichen Befehl der Regierung die innere Einrichtung der Figur zu sehen verlangten. Der Künstler wollte sich zwar anfangs dazu nicht verstehen, da ihm aber von dem Rathe angedeutet wurde, daß wenn er die Maschine zu öffnen sich weigerte, er dieselbe auf der Stelle einpacken und Stadt und Land räumen müßte. Der Künstler sah sich daher genöthiget, in diesen Befehl einzuwilligen. Er schrob also die an der Wand hängenden Instru-

mente los, nnd zeigte hinter den Tapeten den Rohrgang des Sprachwerkes, wie diese Röhren sämmtlich gegen die Höhe in ein vielfach abgetheiltes Sprachrohr zusammenliefen. Man begab sich nun in das andere Zimmer, wo man das Mädchen antraf, welches mit dem Mundbecher nahe an dem Sprachrohre saß, und noch einen Bürger neben ihr, welchen man gewöhnlich die Stadtposaune zu nennen pflegte. Man stieg hierauf wieder in das untere Zimmer und ließ das Mädchen durch alle Röhren sprechen. Dieses machte den Herren die Sache des Geheimnisses schon oberflächlich erklärbar. Jetzt wurden die Hörner und die übrigen Instrumente an die Röhre befestiget, man ließ das Mädchen Wörter hindurch sprechen, welche sie selbst wählten und von dem Mädchen verlangten. Man ging nun wechselweise in das Oberzimmer, und zwei unterredeten sich mit einander und erforschten, wie leise man mit einander sprechen müßte, wenn man es im oberen Zimmer vernehmlich hören wollte. Man nahm nun die kleine Engländerin vor, welche gänzlich entkleidet werden mußte. Ihr ganzer Untertheil war von Holz, der obere Theil des Leibes durchaus hohl, und hinten am Rücken befanden sich fünf Schallöcher von verschiedener Größe angebracht, wodurch der Schall des Sprachwerkes bis in den Mund ging. Der Kopf war ganz hohl und mit dünnem Messing ausgeblecht, welches den Klang der Sprachtöne vermehrte. Die Figur wurde wieder angekleidet. Nun hob der Polizeyrath solche in den Arm und fragte sie: wie sich sein Streit mit dem Justizrath endigen würde? Die Figur erzählte den Ursprung dieses Streites und fügte noch hinzu, wenn er sich nicht durch einen Advokaten mit dem Justizrath aussöhne, so werde seine Rechtssache, welche sehr verwickelt sey, nicht zu seinem Besten ausfallen. Der Polizeyrath drang darauf und verlangte auf der Strlle zu wissen, woher die Einsprecherin in

das Rohr der Figur dieses Alles wisse. Er wisse gar wohl, daß der Justizrath bei der Regierung mehr als er durchzusetzen vermögend sey; allein seine Sache stehe doch so schlecht nicht, gleichwohl sey ihm an der Freundschaft des Herrn Justizraths sehr viel gelegen, um sich vermittelst eines Rechtskundigen mit ihm aussöhnen zu lassen. Der Künstler versprach ihm, daß er auch dieses Geheimniß erfahren sollte, nur wollte er vorher wissen, ob auch die beiden anderen Herren der Figur etwas anzuvertrauen hätten. Der Polizeyamtmann welcher noch unverheirathet war, eine Hofrathstochter liebte, mit welcher er an einem dritten Orte zusammen kam, wovon die Eltern nichts wissen durften, weil in Mannheim zu der Zeit ein Polizeyamtmann eben kein ausgezeichnetes Ansehen hatte, wenig geschätzt, und in den öffentlichen Gesellschaften nicht einmal gern gesehen wurde, weil man in der Gegenwart eines solchen Mannes mit dem Tone der Unterhaltung behutsamer verfahren mußte, als wenn er nicht zugegen war, der Hofrath aber seine Tochter noch ehrenvoller anzubringen hoffte. Der Amtmann that daher folgende Frage an die Figur: Ob er die Person, welche er sich zu seiner künftigen Gefährtin erkoren, bekommen werde? Die Figur antwortete ihm mit — Nein. Jetzt gab nun der Künstler Aufschluß über das Orakel der Stadt. Er rief in die Höhe: Sußchen! lasse mir den Panak herunter kommen. Dieser Mann wurde von der ganzen Stadt die Stadtposaune genannt; denn sein Beruf brachte ihn in viele Häuser; er kannte alle Hausangelegenheiten, weil er sich um alles bekümmerte; die Kinder, Dienstboten, kurz alle Hausgenossen, mit denen er sich unterhalten konnte, mußten ihm Beiträge zu seinen Klatschereien geben, mußten ihn mit den Familien-Angelegenheiten bekannt machen. Dieser Klätscher wurde nun dem Künstler zu einem ausgezeichneten Unterhändler in seinem Orakelgewerbe empfohlen.

Er nahm ihn daher zu seinen zu offenbarenden Geheimnissen an, und er wurde Director der weissagenden Engländerin. Sobald nun Jemand die Maschine besuchte, so kannte er schon dessen Anliegen, weil er hauptsächlich mit denjenigen bekannt war, die einiges Aufsehen erregten, oder die in diesem oder jenem Viertel der Stadt Stadtgespräch waren. Wer sich daher die Nativität stellen lassen wollte, dem konnte er sie stellen, und wenn auch dieser und jener vor das Orakel trat, dessen Angelegenheiten er nicht kannte, so wurden die Antworten so zweideutig gestellt, daß die Angelegenheit oder das Anliegen wohl in Erfüllung gehen, aber auch scheitern konnte. Auch wurde der Ausspruch auf die nächste Zusammenkunft verschoben, wenn er glaubte, sich noch in Kenntniß von den Lebensumständen der Person, die das Orakel befragte, zu setzen. Als nun der Gerufene ins Zimmer trat, sagte der Künstler: Panak, Sie wissen, daß ich auf den Befehl der Regierung meine räthselhafte Figur habe entkleiden müssen. Ich habe dadurch diese Herren überzeugt, daß meine Figur an den gemachten Vorwürfen ganz schuldlos und von keinem Satan oder sonst einem Kobolte besessen ist; es fehlt ihnen nur noch das Geheimniß des Nativitätstellens zu wissen. Da nun dieses Ihre Sache ist, welche Sie meinem Mädchen in das Rohr zu sprechen vorsagen, so haben sich diese hier anwesenden Herren Regierungsbevollmächtigten durch die Figur etwas sagen lassen, davon sie vermutheten, daß Niemand als sie etwas davon wissen könnte. Sie staunten folglich sowohl mich, als die Figur an, und wunderten sich, daß die Figur so gut davon unterrichtet war. Da nun dieses Ihnen eine bekannte Sache ist, so wünschen auch diese Herren darüber Aufschluß zu haben, und dieses Wunderbare aus Ihrem eigenen Munde zu hören. Das eigentliche Orakel gab nun den Bevollmächtigten die nöthige Aufklärung, aus welcher Klatsch-

quelle er das Gesagte wisse, und daß sie wohl in dem Wahne seyn könnten, Niemand wisse von ihren Geheimnissen etwas, während sie der ganzen Stadt bekannt sind, und sie von Mund zu Mund in allen Gesellschaften, und in allen Wirthshäusern und Bierstuben erzählt würden. Die Herren staunten darüber, und waren mit der Aufklärung zufrieden: daß es schwer sey, Geheimnisse zu bewahren, wovon noch eine Person unterrichtet sey, besonders Frauen, weil diese gar zu gern noch einer guten Freundin ihre Herzensangelegenheit oder sonst einen Umstand ihres Hauses mittheilen, und diese unter dem Siegel der Verschwiegenheit wieder einer Freundin, bis die Angelegenheit zum Stadtgeklätsch geworden ist. Es geschehen also alle Weissagungen und Nativitätsstellungen auf diese Art? Und dieses ist die Mechanik der Begeisterung und der Schicksalsprophezeihungen? fragte der Polizeyrath. Diese Frage beantwortete der Künstler mit einem siegenden Ja. Jetzt statteten die Bevollmächtigten ihren Dank für die gehabten Bemühungen ab und luden den Künstler im Gasthause auf ein Paar Flaschen Wein ein. Dieser schlug aber diese Einladung mit vieler Höflichkeit aus, und ersuchte dagegen die Herren Regierungs-Bevollmächtigten: seine redende Figur ferner für geheimnißvoll und vielwissend auszugeben, und die Neugierigen zu überreden, daß er sein Kunstwerk nur noch drei Tage ausstellen dürfe, wofür er sich ihnen erkenntlich bezeigen wolle. Man willigte sehr gern ein, und diese Nachricht wurde von den Bedienten des Gasthofes, worein der Künstler mit seinem Orakel eingekehrt war, auch sogleich unter das Volk gebracht. Von nun an fing eine lebhafte Bestürmung von allen Stadtgegenden auf den Gasthof an; man drängte sich zu dem Orakel, und Vornehme und Geringe, Arme und Reiche warfen ihm ihr Scherflein zu, um ihr künftiges Schicksal aus dem Doppelmunde der Stadtposaune zu ver-

nehmen. Unterdessen wurde der Landesregierung der officielle Bericht über den Gang der Sache abgestattet, und nun flüsterte man sich vom Hofe aus die authentische Post, im Ein- und Auslande, und das durch jeden Mund anders ausgeblasene Geheimniß überall zu. Man klatschte der Figur in allen Gesprächen Beifall zu, sie bildete die Unterhaltung in jeder Gesellschaft, und Mannheims immer höher gespannte Neugierde nahm die Richtung gegen das Quartier des Orakels. Der Künstler hielt sich noch vierzehn Tage daselbst auf, und erwarb sich ein ansehnliches Kapital. Er packte dann sein Brittisches Orakelchen ein, equipirte sich prachtvoll, und reisete mit vieler Zufriedenheit und Dankbarkeit gegen die Regierung, die ihn so großmüthig wider Willen in seiner Beschäftigung unterstützt hatte, nach Worms ab. Seit dieser Zeit hat man weder von diesem herumreisenden Künstler, noch von seinem Orakel etwas gehört. — Ein nicht so günstiges Schicksal hatte der Hofuhrmacher Meville in Frankreich mit seiner Schalluhr, die in so weit auch zu den Sprachmaschinen gehört, da sie nur durch die Sprache in Bewegung gesetzt werden konnte.

Meville war nämlich Hofuhrmacher unter König Ludwig dem Funfzehnten von Frankreich, und hatte eine Repetiruhr verfertiget, die in einem großen Saale hing. Am Eingange des Saales saß eine Figur auf einem Lehnstuhle, einen alten schlafenden Mann vorstellend. Verlangte man nun, daß die Uhr von selbst repetiren sollte, so mußte man dem Schlafenden Etwas ins Ohr rufen, z. B.: Repetire! Was ist die Zeit der Uhr? ꝛc. Dadurch schien die Figur aus dem Schlafe gleichsam aufzufahren, sie nickte mit dem Kopfe gegen die Uhr, und diese fing sodann für sich selbst an zu repetiren. Blieb sie ohne abgelaufen zu seyn stehen, so wurde sie auf diese Art wieder in den Gang gebracht. Meville überreichte davon dem Könige den Riß und Plan, und wünschte, daß er sie kaufen möchte. Der König legte denselben

bei der Tafel einigen Ministern vor, und diese beredeten den Monarchen, den Uhrmacher zu besuchen. Man sah und bewunderte die Uhr, und überredete den König sie zu kaufen, um damit dem Könige von Spanien ein Geschenk zu machen. Dieses veranstaltete nun derjenige Minister, der sich einige Jahre als Gesandter zu Madrid aufgehalten hatte und die Inquisitionsräthe daselbst sehr genau kannte, wie man sagte, aus intriganter Absicht gegen die Geistlichen in der Umgebung des Königs. Ludwig der Funfzehnte kaufte daher die Uhr, unter der Bedingung, daß der Uhrmacher damit nach Madrid reisen sollte, um sie daselbst nach der ihm zukommenden Weisung aufzustellen. Die Uhr wurde also abgenommen, eingepackt und fortgebracht. Meville kam damit glücklich zu Madrid an, wurde dem Könige vorgestellt, und überreichte demselben das eigenhändige Schreiben seines Monarchen. Der König von Spanien bezeigte nicht nur ein lebhaftes Wohlgefallen darüber, sondern ließ sogleich in seinem Pallaste einen Saal räumen, um darin die Uhr aufzustellen. Die herbeigeschafften Kisten wurden nun geöffnet, das Kunstwerk herausgenommen, und in drei Tagen, während welcher Zeit sich der Künstler in dem Saale eingeschlossen hielt, war die Uhr völlig aufgestellt. Kaum war Meville mit der Uhr fertig und solches dem Monarchen berichtet worden, so trat derselbe mit einigen Räthen in den Saal. Wie gehts? fragte der Monarch den Künstler in Französischer Sprache. Ich bin damit fertig, Ihre Majestät, antwortete der Künstler. Die Uhr steht, sagte der König. Das macht, erwiederte Meville, weil der Mann, auf die sitzende Figur deutend, schläft. Soll ich ihn aufwecken? sprach der König. Wenn es Ew. Majestät gefällig ist. Der König näherte sich der Uhr und rief der Figur ins Ohr: Prenez garde! Die Figur hob den Kopf in die Höhe, sich umsehend, wie ein Mensch, der aus dem Schlafe geweckt wird, nickte mit dem Kopfe gegen die Uhr, und sogleich fing die Uhr zu repetiren an. Der König und die beiden Räthe bezeigten eine nicht geringe Freude über diese Erscheinung, bewunderten die Geschicklichkeit des Künstlers, und der König verließ ihn mit den Worten:

Wir sprechen uns wieder. Meville verwunderte sich, daß der König die geheimen Gänge und Einrichtungen der Uhr in der Figur weder zu sehen, noch zu wissen verlangte; indessen ließ er es hingehen, weil er wußte, daß der Forschungsgeist über Künste und Wissenschaften noch nicht überall in Spanien seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Er kehrte also, nachdem ihn der König verlassen hatte, in seine Wohnung zum goldenen Reh, worin er bei seiner Ankunft in Madrid abgestiegen war, zurück. Die Uhr ging nun einen Monat ohne aufgezogen zu werden, gehörig fort, und machte ihre Verrichtungen, wie auch die Figur that; daher behielt der Künstler die Schlüssel zum Werke bei sich. Die Uhr kam bald in den allgemeinen Ruf, und sie wurde jedem, der zur Hofdienerschaft gehörte, gezeigt, und dieser zeigte sie wieder seinen Bekannten. Ein Hofbedienter bekam die Aufsicht darüber und man stellte der Figur eine besondere Wache zur Seite. Allein vom ersten Staatsminister an bis herab zum niedrigsten Bedienten konnte keiner begreifen, daß die Verbindung der Uhr mit der Figur oder der Zusammenhang der Figur mit der Uhr ein ganz natürlicher Mechanismus sey. Man sprach bei Hofe, in ganz Madrid, in geistlichen und geheimen Gesellschaften nur von dieser Uhr, und sie war lange der Text der Residenz- und Provinzial-Volkssage. Kurz man konnte keine Möglichkeit einer Kunst einsehen. Daß der Monarch sich nicht davon unterrichten ließ, schien den Franzosen wirklich Königlich zu seyn; denn sie sagten: Er will es nicht wissen, er glaubt, die geheime Verbindung könne leicht in einer Kleinigkeit bestehen, und diese zu wissen, könnte die ganze Freude an der Uhr rauben. Dieser Gedanke war wirklich erhaben; allein damit wurde die Wißbegierde der neugierigen Hofleute nicht befriediget. Der gesammte geistliche und weltliche Rath wurde von den Neugierigen aufgefordert, entweder mit der Güte oder mit Gewalt das Geheimniß zu entdecken. Die ehemalige Macht der Spanischen Inquisition, welche sich sogar über das Königliche Ansehen erstreckte, ist bekannt genug, um hier mehr zu sagen, als zur Sache gehört. Sie bemächtigten sich daher des Ausspruchsrechtes über die Erklärung die-

ser Maschine. — Dem Künstler, welcher die Uhr nicht ganz aufgezogen hatte, und täglich dem Befehle des Königs entgegen sahe, wurde die Zeit ziemlich lang. Er ging daher zuweilen in ein Weinhaus, um ein Glas Wein zu trinken und etwas Neues zu hören; allein wie erschrak derselbe, als ein Mann hereintrat, welcher von der Uhr etwas gehört hatte, die von dem lebhaften Teufel getrieben werde. Sie sey, hieß es, vom Könige von Frankreich gesandt worden, weil derselbe den Künstler mit seinem Werke aus seinem Staate los seyn wolle; denn Ersterer sey ein Erzzauberer, dem selbst der Teufel folgen und thun müsse, was er haben wolle. Wenn er von der heiligen Inquisition ergriffen wird, wird er gewiß öffentlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Hier wurde Meville siedend heiß; er fühlte bereits die Wirkung des Flammenfeuers in der Ahnung, bezahlte seinen Wein, und lief auf glühenden Sohlen nach Hause. Als er zu seinem Wirthe kam, erzählte er ihm den Vortrag des Mannes in dem Weinhause, worauf ihm der Wirth erwiederte: Lieber Freund, die ganze Stadt ist von Ihrer Uhr in Bewegung, ich mag Ihnen nicht sagen, was man von Ihnen und der Uhr spricht. Wenn Sie sich nur bei der heiligen Inquisition darüber nicht verantwortlich gemacht haben. — Meville forschte den Wirth auf eine feine Art aus, und erfuhr von ihm so schauderhafte Nachrichten, daß er sich auf der Stelle entschloß, noch an demselben Tage seine Sachen einzupacken, sich nach einem Französischen Schiffe umzusehen, welches nach Frankreich absegeln würde, um in geheim mit demselben der eisernen Hand der Inquisition auszuweichen und nach Frankreich zu entfliehen, gleichviel, ob es dem Monarchen angenehm sey oder nicht. Den Uhrschlüssel beschloß er zurückzulassen, wenn man sich etwa danach erkundigen sollte. Er ging nun auf sein Zimmer, packte seine Sachen zusammen, um seinen Entwurf am folgenden Tage in aller Stille auszuführen, und mit diesem Gedanken legte er sich nieder. Kaum war derselbe eingeschlafen, als der Wirth ins Zimmer trat und ihm zurief: Monsieur Meville, stehen Sie auf! die heilige Inquisition nimmt Sie in ihren Schutz.

Meville sprang ärgerlich aus dem Bette und verwünschte diesen Schutz, so daß ihn der Wirth mit seiner Beredsamkeit beim Ankleiden kaum zum Schweigen bringen konnte; als zwei Mann Wache und ein Geistlicher mit dem Venerabile ins Zimmer traten. Meville bekam sogleich den geistlichen Segen, nach welchem ihn der Geistliche um seinen Namen befragte. Ich heiße Franz Joseph Meville und bin Seiner Majestät des Königs von Frankreich, Ludwigs des Funfzehnten, erster Hofuhrmacher. Gut! sagte der Geistliche, deshalb nehmen wir Sie auch in unsern heiligen Schutz. Der Geistliche wandte sich um, ging zur Thür hinaus und der Künstler zwischen der Wache hinterher. Als er auf die Straße kam, wurde er sogleich mit Windlichtern und unter dem Gesange in die großen und prächtigen Gebäude der Inquisition gebracht. Man führte ihn in eine einsame Zelle und gab ihm einen Bruder zur Bedienung. Hier brachte derselbe drei Tage in dieser Einsamkeit zu, wobei jedoch der ihn bedienende Bruder das Geheimniß von ihm zu entlocken suchte; allein Meville that, als ob er seine Sprache nicht verstände, obgleich er sie vollkommen erlernt hatte. Während dieser Zeit war die Uhr abgelaufen, und den Tag darauf wollte sie der König einem vornehmen Portugiesen zeigen. Der Portugiese schrie der Figur ins Ohr; allein diese wollte nicht erwachen. Der König schickte sogleich seinen Kammerdiener nach dem Uhrmacher und ließ denselben benachrichtigen, daß die Uhr abgelaufen sey, mit dem Befehle, er möchte nach Hofe kommen und sie wieder aufziehen. Als sich der Kammerdiener bei dem Wirthe nach dem Künstler erkundiget hatte, so erhielt derselbe den Bescheid, daß er bereits vor drei Tagen von der heiligen Inquisition abgeholt und verhaftet worden sey. Als der König die Nachricht von des Künstlers Verhaftung erhielt, erschrak derselbe und wurde dadurch äußerst aufgebracht. Er befahl sogleich anzuspannen und seinen Beichtvater, den Pater Querewicke, der Prior und erster Inquisitionsrath war, auf allerhöchsten Befehl nach Hofe zu bringen. Dieser erschien, und beim Entritt in des Königs Zimmer fragte ihn dieser sogleich mit Heftigkeit: Was er mit dem Königl. Französi-

schen Uhrmacher in Inquisitionssachen zu schaffen habe? Der Beichtvater entschuldigte sich damit, daß es wegen der persönlichen Sicherheit des Künstlers geschehen sey, indem man in der Stadt von dieser geheimnißvollen Uhr überall mit Bedenklichkeit spreche und dabei den Künstler für einen Erzzauberer und Bösewicht verschreie; in der Figur selbst hause der lebhafte Teufel und was dergleichen Reden mehr waren; und dann erklärte er dem Monarchen, daß so lange er und der König nicht das Geheimniß wüßten, könne der Künstler nicht in Freiheit gesetzt werden. Der König fing darüber laut zu lachen an und rief: O Eitelkeit! o Einfalt! und sagte dann im Zorne: Ich versichere Sie, Querewicke, daß diese Handlung dem Verstande der Spanier und der geistlichen Würde wenig Ehre bringen wird. Doch ich verstehe Sie, Sie möchten gern das Geheimniß der Uhr wissen, und das sollen Sie. Ist dieses aber auch nicht ein Wunder, daß, seitdem der Künstler sich Ihrer Gewalt unterwerfen mußte, die Figur aus Laune eingeschlafen und nicht wieder zu erwecken ist? Der Geistliche zuckte die Achseln und antwortete: Bei uns wohl nicht, doch vielleicht bei dem Volke um desto mehr. O Schande! sagte der König, was werden die Franzosen dazu sagen, daß die Spanier so lange Zeit die Sklavenketten der Vorurtheile und der Dummheit schleppen müssen. Ich befehle Ihnen hiermit, den Verhafteten sogleich frei zu lassen, und so lange, bis derselbe frei ist, bleiben Sie in meiner Gewalt. Dieses schlug den Beichtvater nicht wenig darnieder. Er setzte sich und schrieb ein Billett, welches der Kammerdiener dem Pater Schloßverwahrer überbringen mußte. — Sobald der Pater Querewicke abgefordert wurde, ahnete derselbe schon nichts Gutes. Er gab daher Befehl, den Uhrmacher zu verhören. Zu diesem kamen in seine Zelle zwei Geistliche mit dem Venerabile in der Hand, nachdem das Zimmer, der Ketzerey wegen, vorher wohl ausgeräuchert und durch den Wind wohl gereiniget worden war. Als sie sich nun niedergelassen hatten, fragte sogleich der Eine nach dem Namen des Künstlers und nach verschiedenen anderen Gegenständen, wobei der Andere die Fragen und Antworten protokollirte.

Als dieses Verhör als Einleitung geendiget war, nahm der Geistliche das Hochwürdige in die rechte Hand, und sagte zu Meville: „Nun schwöre Er mir bei dem allmächtigen Gotte, von Allem, worüber ich Ihn befragen werde, die Wahrheit zu sagen.“ Bis auf das Geheimniß der Uhr, sagte Meville, darüber habe ich meinem Könige geschworen, außer seiner Königlichen Spanischen Majestät Niemanden davon Etwas zu entdecken. — Hier setzte der Geistliche das Hochwürdige wieder hin und unterredete sich mit dem anderen Bruder in einer Geheimsprache. Indessen kam der Schloßverwahrer und legte das Billett auf den Tisch. Sobald sie dasselbe erbrochen und gelesen hatten, riefen sie die Wache herbei, und Meville wurde nach dem Königlichen Schlosse abgeführt. Während der Zeit, da dieses vorging, schickte der König seinen Kammerdiener in die Seeexpedition, und ließ sich erkundigen, wenn das Packetboot nach Barzelona abgehen würde. Dieser kam mit der Antwort: In zwei Stunden! zurück. Das ist mir lieb, sagte der König. Indessen langte der kummervolle Kunstinquisit auf dem Schlosse an, wo man ihn dem Könige vorstellte. Der Monarch bewillkommnete ihn freundschaftlich, und sagte: Es ist mir des Vorganges wegen leid; entschuldigen Sie meine Person. Wenn Sie auch die ganze Spanische Nation in Frankreich bei Ihrer Zurückkunft lächerlich machen müßten, so verdiente sie es eigentlich wirklich, setzte er noch hinzu. Von diesem Königlichen Komplimente war auch der Beichtvater Zeuge. Der König fuhr nun fort: Die Uhr ist abgelaufen und der Befehlshaber schläft seit dieser Zeit, da Sie nicht frei waren. Sollte das nicht Zauberey seyn! rief der König mit einer lächelnden Miene. — Der König befahl nun, daß die Wache abmarschiren sollte, indem jetzt Meville unter Königlichem Schutze stände, und folglich wären auch Se. Hochwürden wieder frei. Jetzt traten Beide, der König und der Künstler, in den Saal, worin die Uhr aufgestellt worden. Der König fragte nun den Künstler: Ob es viel Zeit erfordere, die Verbindung der Uhr mit dem Manne einzusehen? Keine Viertelstunde, erwiederte der Künstler, und fing sogleich an

den Kopf der Figur zu öffnen. — Beschreibung der horchenden oder Schalluhr. Der Kopf war hohl, die beiden Ohren bestanden aus Schallröhren mit einer Haarfeder. Im Halse befand sich ein Schneckenrad mit zwei Springfedern und einem Abschlagsrade, an welchem ein starker Draht hinter einer Gardine in die Uhr an das Repetirrad ging, welches mit den Perpendikelrädern in Verbindung stand, daß wenn solche stehen bliebe, derselbe wieder in Gang gebracht ward. Wenn also der Figur ins Ohr geschrieen wurde, so hing sich die Haarfeder aus, und brachte dadurch das Schneckenrad in Bewegung, wodurch die beiden Springfedern den Kopf aufhoben und ihn einige Male hin und her, so wie die Augen, bewegten. Nach Endigung dieser Bewegung, erhielt der Kopf vermittelst des Abschlagrades einen Schlag, welcher das Signal zur Repetirung anzeigte. Durch diesen Schlag hing sich der hinter der Gardine verborgene und an das Repetirrad befestigte Draht der Feder aus. Dieses veranlaßte die Uhr zum Repetiren, und setzte den Perpendikel in Gang. Wenn die Feder wieder einschnappt, so zieht dieselbe den Draht an, und dadurch fällt der Kopf wieder vorwärts, als wenn die Figur einschliefe, und die Uhr lief wieder ihren gewöhnlichen Gang fort. Dieses ist das ganze Geheimniß der Schalluhr, worüber man so sehr in Madrid in Sorge war, daß Zauberey und welche teuflische Künste damit in Verbindung standen.

Als nun der König den Mechanismus eingesehen und das ganze Geheimniß bewundert hatte, sagte derselbe: Wie fange ich es nun an, daß es Niemand erfährt? Wenn Ew. Majestät meinen Rath anzuhören geruhen, so will Ihnen solchen entdecken. Dies will ich gern thun, antwortete der König. Nun so stellen Sich Ew. Majestät ein Paar Tage lang unpäßlich und lassen Niemanden vor sich; dann beichten Sie das Geheimniß der Uhr Höchstdero Beichtvater. — Die Beichte muß derselbe schlechterdings verschweigen. — Gut, sagte der König, das will ich thun. Es wäre aber für Sie gut, wenn Sie Sich zur Abreise fertig machten; denn in zwei Stunden geht das Packetboot nach Barzelona. Der Wind ist Ihnen

günstig, und in drei Tagen können Sie daselbst eintreffen. Ich kann alle Augenblicke abreisen versetzte Meville. Nun das ist gut, erwiederte der Monarch, mein Kammerdiener soll Ihnen helfen, Ihre Sachen auf das Boot zu schaffen, und in einer Stunde kommen Sie wieder. Hierauf überreichte der Künstler dem Könige die Schlüssel. Der König ging nun nach dem Zimmer, wo sich die Königin, der Kronprinz und der Pater Querewicke befanden, und sagte: Nun ist die Uhr aufgezogen, bis morgen wollen wir das Geheimniß dieser Teufelsbannerey erfahren. Der König trat nun in sein geheimes Kabinet und schrieb an den König von Frankreich ein Danksagungsschreiben wegen der zum Geschenke erhaltenen Uhr; überging aber den weiteren Vorgang der ganzen Sache, wohl wissend, daß Meville nicht schweigen werde. Während dieser Zeit hatte Meville und der Kammerdiener das Reisegepäck auf das Boot geschafft und kehrten nach dem Pallaste des Monarchen zurück, Ersterer ließ sich bei dem Könige melden, und wurde in das Kabinet desselben geführt. Der König händigte ihm den Brief an den König von Frankreich ein, welchem er ein ansehnliches Geschenk für Meville beifügte, mit dem Ersuchen, sich in Paris wegen des verdrießlichen Vorfalls nichts merken zu lassen, welches dieser auch versprach. Meville nahm von dem Könige unterthänigst Abschied, und wurde von dessen Kammerdiener bis an das Boot begleitet, welcher so lange bei ihm blieb, bis es abfuhr und er das Boot nicht mehr sehen konnte. Der König hatte indessen dem Hofbedienten, welcher die Aufsicht über die Uhr führte, den gemessensten Befehl ertheilt, dieselbe einem Jeden, wer sie zu sehen verlangen würde, zu zeigen, welches einen noch größern Lärm in der Stadt verursachte, als es vorher geschehen war. Der König hielt indessen sein einmal gegebenes Königliches Wort pünktlich und war den zweiten und dritten Tag vorgegebener Unpäßlichkeit wegen nicht zu sprechen; den vierten Tag, als er glaubte, daß Meville nicht mehr weit von Barzelona entfernt seyn würde, um ihn einholen zu können, schickte er nach seinem Beichtvater, welcher sogleich herbei kam und erfuhr, daß

der König in seiner Kapelle sey. Als er hier eintrat, sagte der König, daß er ihm etwas zu beichten habe. Der Geistliche setzte sich nun in seinen Beichtstuhl mit gespannter, horchender Miene, und der König erzählte ihm das Geheimniß der Französischen Uhr, mit dem ernstlichen Bedeuten, daß wenn er das Geringste davon Jemanden entdecken würde, er denselben öffentlich aus dem Königreiche verbannen lassen würde. Pater Querewicke wollte den Bericht als keine förmliche Beichte annehmen, versprach aber doch dem Könige Verschwiegenheit bei der Würde seines heiligen Amtes und der Schlüssel, wenn er das Geheimniß eingesehen und von der Richtigkeit des Geständnisses überzeugt seyn wurde, welches ihm auch der König seinerseits zusagte. Der König nahm nun seinen Beichtvater mit in den Speisesaal, wohin auch der Königliche Leibarzt und mehrere hohe Offizianten eingeladen waren, welche der König sämmtlich mit zur Tafel zog. Man leitete nun das Tischgespräch auf die kritische Uhr, und der König erzählte, daß er bereits das Geheimniß der Uhr gebeichtet und nach aufgehobener Tafel solches auch Ihro Hochwürden zeigen werde. Alle Anwesenden wünschten mit elektrischen Blicken davon Augenzeugen zu seyn, der König schlug es aber allen Uebrigen ab. Ein verstohlener geheimer Wink des Beichtvaters Querewicke gab indessen den Abgewiesenen zu verstehen, daß wenn er nur einmal erst das Geheimniß erfahren hätte, sie es auch schon bei schicklicher Gelegenheit erfahren sollten; allein ein ganz außerordentlicher Zufall mischte sich unerwartet in diese Gewissenssache mit ein und vereitelte das Unternehmen auf der Stelle. Es traf sich nämlich, daß Fische auf die Tafel kamen, wovon sich der Beichtvater Querewicke auch ein Stück nahm, und da er gerade, als er über etwas heftig lachen mußte, einen großen Bissen davon zu sich nahm, sich eine darin verborgene Gräte im Schlunde einspießte, welches ihn zu einem gewaltsamen Husten zwang. Während des Krampfes von dem Würgen der eingespießten Gräte floß dem außer sich gebrachten Geistlichen häufiges Blut aus dem Munde. Wegen seiner körperlichen Wohlbeleibtheit, Schwere und Länge, da er

über sechs Fuß groß war; vermochte man ihn nicht zu bewegen, und er bekam so heftige Convulsionen, daß er plötzlich in den Armen des Königlichen Leibarztes zur Erde niedersank und mitten in den Verzuckungen starb. Alle Anwesenden geriethen in die äußerste Verwirrung; die Königin war fast untröstlich; nur der König blieb, vermuthlich auch des Uhrgeheimnisses wegen, gleichgültig, und entfernte sich von der tragischen Scene. Man schickte gleich Jemanden nach dem Pater Präses. Dieser kam auch sogleich mit der ganzen Klosterprozession, um den Verunglückten die letzte Oelung zu geben; allein es war zu spät, denn man fand den Verschiedenen bereits kalt. Er sollte nun in das Kloster gebracht werden; allein der König gab es nicht zu. Die Leichenprozession sollte vom Königlichen Schlosse aus geschehen. Darüber gab es nun viele geistliche und weltliche Debatten; da sich die Leiche aber einmal im Königlichen Schlosse befand, so erhielt auch der Königliche Ausspruch das höchste Entscheidungsrecht, und man veranstaltete den dritten Tag darauf einen prachtvollen Leichenzug, welchem der König in höchster Person selbst mit beiwohnte. An demselben Tage erfuhren auch die geistlichen Inquisitionsräthe, daß das Geheimniß des Verblichenen von der Uhr mitbeerdiget werden sollte. Sie sannen also darauf, sich des Künstlers unter der Hand noch einmal zu bemächtigen, und noch dieselbe Nacht beschloß man, ihn wieder abzuholen. Der Wirth lag schon im Bette, als die Boten der heiligen Inquisition in den Gasthof eindrangen. Er wurde aus dem Schlafe geweckt. Als er die Thür öffnete, erschrak er nicht wenig Bediente der Inquisition zu erblicken, und glaubte, daß man ihn abholen wollte. Auf seine Frage, was zu Befehl stehe? erhielt er die Antwort, daß man gekommen sey, um den Französischen Uhrmacher abzuholen. Der Wirth benachrichtigte sie nun, daß der Uhrmacher von dem Königlichen Kammerdiener bis zum Wasser begleitet schon vor vier Tagen auf dem Packetboote nach Barzelona abgegangen, woselbst er schon eingetroffen, und vielleicht bei dem günstigen Winde schon auf der Französischen Küste ausgestiegen sey. Die Bedienten der Inquisition zogen sich nun

in aller Stille zurück. Da das Volk durch Aufwiegelung von neuem die Uhrgeschichte zur Sprache brachte und darüber murrte. So ließ der König, als er es erfuhr, sogleich den Saal, worin das Kunstwerk stand, sperren, während man das Gerücht verbreiten mußte, die Uhr sey verdorben.

Kehren wir nun einen Augenblick zu Meville zurück. Dieser war glücklich in Paris angelangt. Sein erster Gang geschah zu dem Minister, durch welchen der Kauf veranstaltet worden war; diesem legte er nun Bericht von dem ganzen Vorgange mit der Uhr ab, indem er ihm dabei den Brief des Königs von Spanien an seinen Monarchen einhändigte. Der Minister verfügte sich sogleich zum Könige, überreichte ihm den Brief des Spanischen Monarchen, wobei er zugleich den ganzen Vorgang mit der Uhr in Madrid, wie er ihn von Meville gehört hatte, erzählte. Bald darauf wurde der Spanische Gesandte, der sich damals in Paris befand, von dem Könige zur Tafel geladen, wozu auch der Künstler gezogen wurde. Der Monarch suchte nun das Gespräch auf die magische Uhr zu lenken, deren Abentheuer nach dem chronologischen Gange der ganzen Scene, der Künstler der Gesellschaft zu erzählen von dem Monarchen den Befehl erhielt. Nach der Endigung des Berichtes zog sich der Spanische Gesandte mit schlauer Umsicht aus dieser kritischen Angelegenheit, weil der König bei der Sache mit so vieler politischer Klugheit verfahren hatte. Er äußerte nur, daß die Königliche Spanische Hoheit unter der Kirchengewalt der Inquisition stehe, dieses sey Landesgerichtsbarkeit. Um von dieser eingeschränkt zu werden, müsse der König bei Antretung seiner Regierung bei der Krone schwören, dabei unverbrüchlich zu verbleiben. Er nehme also nicht die geringste Notiz davon. Um des begangenen Fehlers der Inquisition bekümmere er sich nicht, und er sehe es auch nicht ein, daß die höchste Würde des Königs von Frankreich dadurch beleidiget worden sey. Man erklärte aber diese Angelegenheit dem Könige von einer ganz anderen Seite, und dieser gab dem Minister den Auftrag, dem Könige von Spanien und der Inquisition sein Mißfallen wegen der dem Uhrmacher ange-

thanen Beleidigung zu erkennen zu geben, um sich zu rechtfertigen. Dieses war dem Minister willkommen. — Man wußte von dem Tode des Inquisitionsraths Querewicke noch nichts; der Minister schrieb daher an den König von Spanien und an die heilige Inquisition; allein die Briefe blieben unbeantwortet. Er ließ also diese Briefe ins Spanische übersetzen und abdrucken, und sandte sie an die Franzosen in Barzelona, Kadix und Madrid, welche dieselben weiter ausstreuen mußten. Dieses that die gewünschte Wirkung, daß der König die sämmtlichen Landstände zusammenrufen ließ, wodurch er denn bei der Berathung die erste Stimme im weltlichen und geistlichen Gerichte bei der Inquisition erhielt, wodurch seine Person in Königlichen Familien-Angelegenheiten gedeckt wird. — So weit die tragischen Begebenheiten über ein schuldloses Kunstwerk, die Schalluhr. —

Die Sprachorgel oder die Husarentrompete. Zu Ende des verwichenen Jahrhunderts befand sich ein Mann aus Bayern zu Augsburg (diese Stadt war, wie bekannt, damals noch Freireichsstadt) welcher eine dergleichen Orgel vorzeigte. Man konnte die ganze innere Einrichtung des Werkes sehen. Das Instrument hatte Röhren,, Blasebalg, Walze und an beiden Seiten ein Räderwerk, welches aufgezogen wurde. Vorne sahe man die Claves, unten die Tritte des Pedals. Die Claves hatten Drähte, welche an das Räderwerk gespannt waren. Wenn man diese Orgel vorzeigte, so wurden die Claves gespielt. So wie nun die Claves nach dem Takte gegriffen wurden, so sprach auch taktweise der Trompeter aus der Trompete. Es glaubten viele Uhr- und Orgelmacher, so auch Mechaniker, die Kenntnisse von dergleichen Kunstwerken hatten, daß die Orgel durchaus durch Kunst dirigirt werde. Der Trompeter, welcher als ein Ungarischer Husar gekleidet und drei Fuß hoch war, hatte die Stimme eines erwachsenen Knaben oder vielmehr eine Tenorstimme. Er sprach zwar auf Verlangen der

Zuschauer und bei Berührung der Claves Diskant und Baß, aber man bemerkte doch, daß diese Stimmen erzwungen waren, und dennoch achtete man wenig auf diesen Fehler, sondern glaubte vielmehr, die Kunst lasse sich nicht höher zwingen. So lange als diese Orgel von Kunstkennern nach der Regel beurtheilt wurde, so lange behielt sie einen außerordentlichen Werth, als aber Leute, welche an der Kunst keinen Geschmack fanden und von der Maschine etwas mehr als natürliche Kunst verlangten, so verlor dieselbe nicht nur viel von ihrem Werthe, sondern die Kenner und Kunstbewunderer bemerkten auch die Täuschung, und daher kam sie auch von Seiten der Künstler selbst in Verachtung. Es war zwar nicht die Absicht des Besitzers der Orgel, sie bloß Kennern vorzuzeigen; denn diese brachten seiner Kasse nicht viel ein, sondern dem großen Publikum, besonders aber den unteren Klassen des Volkes, weil der gemeine Mann viel nach der Kunst frägt und sich um die geheimen Kanäle und Gänge einer Maschine nicht kümmert, wenn er nur das hört, was er zu wissen wünscht, dazu etwas, was über seinen Verstandes-Horizont hinausgeht, ihm unbegreiflich ist, dann ist er zufrieden, ja er wird dann ergriffen und staunt. Der Inhaber der Orgel brauchte bei seinen Vorstellungen weder Farben, Geld, Würfel, Karten, noch andere dergleichen Gegenstände, wohl aber gab er am Anfange Räthsel auf, welche auf Kartenblättern aufgezogen waren. Diese theilte er unter die Anwesenden herum und sagte: Wer das Räthsel nicht auflösen kann, der lege es nur auf die Orgelclaves und der Trompeter wird es schon auflösen. Nun wurde das Räthsel an den angewiesenen Ort hingelegt. Der Trompeter hatte gewöhnlich den rechten Arm mit der Trompete herabhängen lassen. Ueber dem Klaviertische lief nun eine seidene Schnur hervor; diese wurde von dem Manne angezogen, worauf der Trompeter allmählig den Arm

in die Höhe hob und die Trompete an den Mund setzte, welches durch das Schnurren eines Rades veranlaßt wurde, und nun sprach die Trompete die Auflösung in Worten aus. Das Räthsel hieß: Ich fresse Feuer und lebe doch nicht davon; ich diene, wer mich nimmt, und Jedem ohne Lohn. Die Auflösung war die Lichtscheere. — Nachdem die Räthsel beendiget waren, zog man das Lotto von neunzig Nummern hervor. Die Nummern waren sämmtlich auf Karten geschrieben und jede hatte einen Seidenfaden. Die Zuschauer wählten sich Nummern, welche am Ende des Seidenfadens genommen und dann vor die Trompete gehalten wurden. Diejenigen, welche heraus kommen sollten, bließ der Trompeter weg, welche aber nicht herauskommen sollten, ließ er unangeblasen. In der damaligen Zeit der Lotteriespekulationen, besonders in der Zahlenlotterie von 90 Nummern, stürzte das Volk von allen Seiten hinzu, um sein Glück zu machen. Hierauf wurde der Name der Personen, ihr Alter, ihr Gewerbe angezeigt, jedoch nur von denen, welche man kannte. Fragte eine dem Glückstrompeter unbekannte Person denselben, wie sie heiße, von welchem Alter sie sey, so lachte die Figur durch die Trompete, und dieses war die Antwort. Einigen Personen, von denen man etwas Gewisses wußte, weissagte die Figur ihr Schicksal. Den Personen hingegen, von deren Begebenheiten man nichts in Erfahrung bringen konnte, lachte die Figur ins Ohr, oder sie sagte ihnen, daß sie das Geheimniß nicht entdecken dürfte. Der Klaviertisch stand auf vier Füßen. Ein Fuß derselben war hohl, durch welchen das Sprachrohr lief. Im untern Zimmer befand sich eine Person, die das Sprachwerk dirigirte. Aus dem beigefügten geometrischen Risse der Fig. 8908 läßt sich das Sprachwerk besser erklären, als beschreiben. a ist der Mund der Figur; b ist der Fuß der Figur; c das Sprachrohr, welches vom Munde a an bis an

das Mundloch c e geht; d ist die Abscheidung zwischen dem oberen und unteren Zimmer. Wenn nun durch den Mundbecher in e e gesprochen wird, so läuft ein deutlicher Schall bis in das obere Zimmer an das Mundloch der Figur a. Das Tischblatt mit vier Füßen e; durch den Fuß e e geht das Sprachrohr von a bis c c. In dem untern Zimmer ist die Person, welche durch den Mundbecher spricht. Sobald diese hineinspricht, so hält man den Becher an das Ohr, um vernehmlich zu hören, was im oberen Zimmer gefragt wird. Ein Mehreres hiervon kommt bei dem folgenden Brahminen vor.

Der Brahmine, Brahmane oder das sprechende Orakel. Alles, was bei den drei vorhergehenden Sprachmaschinen beschrieben worden, vereiniget sich in dieser. Ein Schweizer, welcher mit solcher Maschine herumreisete, die er als einen alten Schweizer in Nürnberg sehen ließ, fand wenig Beifall, bis er endlich mit einer andern Sprachmaschine, die als ein Brahmine gekleidet war, welcher unter einem Baldachin saß, mehr Glück machte. Der Baldachin blieb immer in seiner Stellung stehen, die Figur konnte aber von einem Orte des Zimmers zum andern getragen werden. Das Sprachrohr erstreckte sich vom oberen ins untere Zimmer, bis in den befestigten Baldachin. Der Inhaber dieser Maschine hielt sich lange in der Stadt auf; allein Niemand achterete viel auf den Brahminen, bis die Leute des Wirthshauses das Gerücht in der Stadt verbreiteten, daß der Brahmine den Leuten übernatürliche Dinge sagen und weissagen könne. Dieses ausgebreitete Gerücht lockte bald eine Menge Neugieriger herbei, ja in kurzer Zeit strömte Alles, Große und Kleine, Alte und Junge, Arme und Reiche, Gelehrte und Layen zu dem Brahminen, um ihn zu sehen und seine Orakelsprüche mit anzuhören. Anfangs als die Leute nur einzeln herbei kamen, weil das Ora-

kel noch nicht im Rufe war, ließ er Würfel, Karten, Farben, Geld und die Uhr anzeigen; dann fing er an, die Namen der Personen, ihr Alter, Gewerbe und sonstige Beschäftigungen herzusagen, und nachher wagte man es, Kleinigkeiten zu prognostisiren und astrologische Deutungen mitzutheilen. Da endlich der Andrang von Städtern und Landleuten immer größer wurde, so vervielfachten sich auch die Texte der Fragen. Kunstverwandte empfahlen ihm nun einen Mann, den seine Geschäfte in vornehme und niedrige Häuser führten, der mit jedem Dienenden Bekanntschaft und Vertraulichkeit unterhielt, kurz ein zweiter Mannheimer Panak, und wie oben angeführt worden, besaß er auch dessen Talent der Schwatzhaftigkeit, dieselbe Gabe des Ausforschens u. Aushorchens der Hausangelegenheiten. Dieser Mann befand sich bei ihm in geheim, und konnte im oberen Zimmer durch eine kleine Oeffnung in dem unteren Zimmer in einen geheim angebrachten Spiegel sehen, wo der Frager der Figur stand und sich sein Schicksal prophezeihen ließ. Kannte er eine Person, so wußte er auch etwas von ihren Heimlichkeiten, es mochte eine vergangene, gegenwärtige oder auf die Zukunft passende Sache betreffen. Wem er günstig war, dem schmeichelte er mit einer günstigen Nativität; auf welchen er aber einen geheimen Groll hatte, dem weissagte er ein ungünstiges Schicksal. So wurde nun der Brahmine oft angestaunt, Sachen zu wissen, welche der Befrager glaubte, daß sie Niemand außer seinem Hause wissen könnte. Die witzigen Zusätze, welche er auf die Zukunft bei manchen Fragen machte, brachten die Leute in Verwirrung, welche man durch hinzugefügte neue Lügen bei den Stadtgesprächen bis zum Kolossalen vergrößerte. Durch diesen Lärm der unruhigen Volsmenge wurden viele Fremde herbeigezogen, wodurch die Menge immer größer wurde, weil man auf die Fremden, sobald sie sich wegbegaben, und nicht

mehr befragt werden konnten, neue Lügen zu erdenken anfing, welche Niemand mehr widerlegen konnte. Trat nun der Fall ein, daß der Orakelsprecher in Verlegenheit gerieth und nichts zu antworten wußte, wenn man ihm Fragen vorlegte, so half sich derselbe damit aus, daß er einige astrologische Deutungen dem Frager ins Ohr vormurmelte oder er blies ihm ins Ohr, worüber die Leute erschraken und davonliefen, ohne weiter etwas wissen zu wollen. Da der Fragen so viele waren, und oft auf Dinge hinausliefen, die in das bürgerliche Leben störend einwirkten, besonders bei Liebes- und ehelichen Verbindungen, so entstanden viele Klagen bei der Obrigkeit, so daß diese sich endlich genöthiget sah, dem Brahminen das Prophetengewerbe zu verbieten, wodurch er mehr als sechstausend Menschen in einigen Wochen unglücklich gemacht hatte, indem man der Figur Glauben schenkte und dadurch der häusliche Frieden vieler Familien gestört wurde, ohne der vielen Eifersuchtsqualen ꝛc. einzelner Personen hier zu gedenken. —

Die Chinesischen Sprachwerke. Schon seit undenklichen Jahren täuscht der redende Brahmine den gemeinen Mann in China, nnd noch immer sinnen die Götzendiener dieses Landes auf neue wunderbare Sprachmaschinen, weil sowohl der Laye, als der Gelehrte Alles, was er sieht oder hört, durchaus für wirkliche und für unbegreifliche Thatsache erklärt, ohne sich die Mühe zu geben, das Unbegreifliche von allen Seiten her anzublicken und durch Gründe der Vernunft auseinander zu setzen. Durch diese Kirchen- und Staatsmechanik erhält der Chinesische Staat und die Chinesische Kirche das Volk im Zaume. Nachdem in neueren Zeiten die Europäer auf ihren Handelsreisen nach China dem Volke über den Betrug der Sprachmaschinen geheime Winke gegeben hatten, so wurde dasselbe auf die kleinen hölzernen Brahminen aufmerksa-

mer gemacht. Es fing schon an, an den übernatürlichen Weissagungen zu zweifeln, und das sich ausbreitende Volksgemurmel steckte einen Kanton nach dem andern an, um den allgemeinen Nebel, sagt ein Schriftsteller, der den Orient der Erdkugel so viele tausend Jahre verdunkelte, zu zerstreuen. Es wurde daher auf Anstiften der Chinesischen Priester eine Art neuer Moscheen erbauet, welche auf einem Gewölbe stehen, Hinten an die Moschee schließt sich eine Sakristey an. in welcher sich der Priester in geheim aufhält, und in der Mitte der Moschee befindet sich eine Art von Opferaltar. Aus der Sakristey geht ein unterirdischer Gang bis zu dem Opferaltare und auf diesem befindet sich eine eiserne Kiste, welche mit Schlössern versehen ist. Wenn nun Jemand auf den Altar tritt, und dem Götzen Metreo ein Opfer bringt dabei denselben um etwas frägt, welches er zu wissen wünscht, so giebt ihm der Gott Antwort. Der Götze Metreo ist eigentlich eine sitzende, zwei Fuß große Figur. Kopf und Hals machen die Figur eines Hahnes, der Oberleib eines Affen, die beiden Arme und Hände stellen die Vorderfüße eines Löwen vor; die Schenkel und Füße sind von einem Lamme. Diese Figur sitzt auf einem Postamente, welches eine Art von Sessel ist. Den Kopf kann der Götze rechts und links und so auch den rechten Arm bewegen. Das Gewerbe vom Kopfe geht durch das Postament hindurch bis unten in das Gewölbe herab, wodurch der Priester Kopf und Arme in Bewegung setzen kann. Bringt Jemand dem Metreo ein Opfer und verlangt dafür etwas Geheimes zu wissen, so schlägt er mit einem kleinen Stäbchen, welches der Götze zwischen seinen Klauen hält, auf die eiserne Kiste, und in dem Augenblicke springen die Schlösser ab und die Kiste öffnet sich. Ungeachtet die Kiste nicht länger als zwei Fuß, einen breit und einen Fuß hoch ist, so steigt doch eine mehr als fünf Fuß

lange Figur aus der Kiste herauf. In einer jeden neuen Moschee befindet sich eine dergleichen Kiste, und in jeder Kiste eine andere Figur, welche Figuren sämmtlich durch Hülfe der Kunst sprechen; sie sagen zukünftige Begebenheiten und Schicksale, heilen Wunden und Krankheiten, und prophezeyen Leben und Tod, Glück und Unglück. Kurz, ihre Orakelsprüche haben den wichtigsten Einfluß auf das Herz, auf alle Stände, und leiten die Regierung. Ein Engländer, welcher eine Reise nach China machte, und sich als Kunstliebhaber genau von allen magischen Künsten, ihren Einrichtungen, Wirkungen und ihrem Einflusse auf den Volksglauben belehren ließ, zeichnete und schrieb Alles mit Sorgfalt auf. Er beschrieb diese Chinesischen Künsteleyen nach der systematischen Ordnung, und doch vermochte er lange nicht, hinter die Geheimnisse des Metreo zu kommen. Es war ein Glück für ihn, daß er der Chinesischen Sprache kundig war, welches ihm die Bekanntschaft mit einem Tareten, das heißt, mit einem Thürbewahrer einer Moschee verschaffte, der ein geiziger Mann war, und sich folglich leicht bestechen ließ. Ungeachtet nur der Brahmane und sein Taret das Geheimniß des kirchlichen Orakels, Einer so gut, als der Andere verstand, und beide verschworene Betrieger waren, welche unter sich die dargebrachten Opfer theilten, so ließen sie sich doch von dem Gelde des freigebigen Britten bestechen, und enthüllten ihm das Geheimniß ihrer Götzenfigur. Sie kamen unter einander in geheim zusammen, und der Fremde zeichnete alles genau ab und beschrieb den ganzen Zusammenhang des neueren Chineserorakels auf das vollständigste. Da er nun bei seiner Zurückkunft in England eintraf, so übergab er die Chinesischen Risse und deren Beschreibung einem Künstler, von dessen Geschicklichkeit er überzeugt war, eine dergleichen Maschine zusammen zu setzen, ohne solche öffentlich auszustellen. Um nun

nach den Rissen eine solche Maschine aufzustellen, ließ der Künstler im Zimmer ein ziemlich hohes Theater bauen, um darunter die Maschine desto bequemer zu dirigiren. Er verfertigete zuerst einen gewöhnlichen Mannskopf, den Kopf eines Greises vorstellend, mit einem zehn Zoll langem Halse, welcher bis in den Mund hohl war. Jetzt ward ein Kleid mit Ermeln besorgt, an deren Enden überall eine Hand befestiget war. Um das Kleid herum wurde inwendig ein Draht, welcher einen Schneckengang bildete, eingenähet. Hierauf ließ er eine Scheere von Stahl verfertigen, deren jedes Glied mit einem Zapfen zusammengenietet war. Oben an der Scheere befand sich ein Fallkloben auf der einen Seite fest gemacht, welcher sich, wenn die Scheere aufgeschoben wurde, an die andere Seite anschließen mußte. Oben an dem Fallkloben war eine Spitze angeschweißt, welche oben wie eine Schnecke oder ein Nadelbohrer gebildet war, woran man den Kopf befestigen konnte. Wenn die Scheere zusammen gelegt und der Kopf darauf befestiget ist, so mißt man die Höhe vom Kopfe und der ganzen Scheere. Nach dieser Höhe wird von einem Tischler ein Kästchen angefertiget, das aber des Kleides und des Drahtes wegen, noch einmal so lang, als hoch, und eben so breit, als hoch gemacht wird. Unten an dem Kästchen wird ein Einschnitt, einen Zoll breit und so lang gemacht, als zur Herausziehung der Scheere nöthig ist. In das Bodenholz wird eine Falze eingeschnitten, in welche ein verborgener Schieber eingelassen wird. Am natürlichsten geräth die Täuschung, wenn man einen Koffer bekommen kann, welcher gerade die Höhe, Breite und Länge der Maschine hat. Ein wenig länger und etwas kürzer, beides bedeutet nicht viel. Wenn nun die Figur und der Koffer so weit fertig ist, so wird der Ersteren das Kleid angezogen. Ein Türkenkopf mit einem Türkischen Bunde wäre noch bes-

ser, dieser könnte dann mit Roßhaaren gefüttert werden, wodurch er sich im Kästchen leicht zusammendrücken läßt, und bei dem Aufstehen wieder mit Bequemlichkeit in die Höhe steigt. Das Kleid ist von rothem Taffet, wie ein Schlafrock zugeschnitten, welches aber hinten wie ein Schnürleib zusammengeschnürt werden kann, damit wenn an der Maschine irgend wo ein Fehler entstehen sollte, man solche sogleich öffnen und die fehlerhafte Stelle verbessern könne. Auch die Ermel werden unten geschnürt. Auf diese Art war die Maschine des Engländers nach der Chinesischen eingerichtet. Das Theater selbst oder die Schaubühne, worauf die Figur ihr Wesen treiben soll, kann, wie jedes andere mit Koulissen versehen werden. Der hier erwähnte Englische Künstler ließ nun auf seiner Schaubühne in der Mitte derselben, eine Fuge ausschneiden, welche zwei Fuß lang und vier Zoll breit war, um unter dem Theater mit allen erforderlichen Vortheilen die Maschine dirigiren, mit der Scheere die Figur langsam heben und wieder herabziehen zu können. Verschiedene Personen, denen man eine Beschreibung dieser Einrichtung mittheilte, vermutheten, daß wenn eine starke Darmsaite am Holze der Figur durch eine Schraube befestiget wäre, solche vermittelst eines starken Drahtes ohnehin aufspringen würde, und dadurch langsam ausgelassen und eingezogen werden könnte. Als Maschine zur bloßen Spielerey und für Liebhaber, konnte ein solcher Versuch wohl die Neugierde befriedigen. Zur theatralischen Aufstellung aber konnte unter der Direktion die Schnur oder Darmsaite demjenigen, welcher sie leitete, aus der Hand gleiten, und dann würde die Figur auf einmal in die Höhe springen, wodurch sie sich wieder leicht losreißen und umfallen könnte, welches unter den Zuschauern theils ein Gelächter, theils Unwillen verursachen würde. Ueberhaupt hat man bei allen Maschinen zur öffentlichen

Darstellung mehr auf die Festigkeit und Dauer, als auf Dekoration zu sehen. So elegant und dauerhaft verfertigte der Engländer auch seine Maschine. Sein Koffer war wie ein gewöhnlicher Reisekoffer, mit einer Seehundshaut überzogen, stark beschlagen, und mit vier Schlössern versehen, welche derselbe selbst erfunden und die mit Aufsprengung des Deckels alle mit einmal wegfielen, so fest sie auch geschlossen zu seyn schienen. Als die Maschine ganz fertig war, so ließ der Künstler den Reisenden zu sich bitten und zeigte ihm dieselbe nach allen ihren Verrichtungen. Nun sollte sie auch der Künstler sprechen lassen. Da stutzte der Mechaniker; er suchte den Riß hervor und fand auf demselben nicht die geringste Anzeige von dem Sprachwerke. Der Fremde gewahrte nun, daß er von dem Tareten, trotz aller Aufmerksamkeit, die er auf dessen Erklärung von der Chinesischen Sprachmaschine verwandt hatte, dennoch hintergangen worden sey, und er mußte die Kunst, in England ein Chinesisches Götterspachwerk zu naturalisiren, dem forschenden Erfindungsgeiste des Künstlers überlassen. Nun forschte der Künstler den Fremden genau aus, weil derselbe geäußert, daß er auch das unterirdische Gewölbe in Augenschein genommen hätte, worin sich der Priester oder der Tarete aufhielt, ob er nichts gesehen, welches einem Sprachwerke ähnlich gewesen wäre. Hierbei war nun das Schlimste, daß dem Fremden noch nie in seinem ganzen Leben eine Art von Sprachwerk zu Gesicht gekommen war. Endlich erinnerte er sich doch, daß ein Rohr, nebst einer Art von Trichter von oben in das Gewölbe heruntergelaufen, durch welches, allem Vermuthen nach, die Sprache in die Höhe geleitet worden; wohin aber die Sprache ihren Ausweg genommen? dieses blieb eine Frage, welche der Auflösung bedurfte. Die wiederholten Erzählungen und Berichte von dem Chinesischen Gotte Metreo, welcher an seinem Postamente eine

Säule von der Höhe hatte, die dem Kopfe des aufstehenden Bildes gleich war, worauf oben eine Kugel mit vielen Löchern, gleich einem Durchseiher, lag, gab dem Mechaniker Stoff genug zur weiteren Nachforschung und der Ausmittelung der Sache. Er verließ daher den Fremden, mit der Versicherung, über ein hier anzubringendes Sprachwerk noch weiter nachdenken zu wollen, und sobald er solches herausgebracht, werde er ihn wieder zu sich bitten lassen. Sobald der Fremde fort war, überdachte der Künstler sein mechanisches Ideal. Er ließ sich von einem Tischler zwei Säulen mit einem Bogen verfertigen. Die eine der Säulen wurde hohl gemacht, und die andere blieb voll. Die Hälfte des Bogens war ebenfalls hohl. Auf jeder Seite war eine volle Kugel angebracht, und auf der Mitte des Bogens eine hohle, welche eine dreiviertelzöllige runde Oeffnung hatte, mit einem Flore überdeckt, und die mit der Farbe, wie die Säulen und der Bogen, angestrichen war, folglich ließ sich auch bei einer nur kurzen Entfernung nicht das Geringste von dem Flore entdecken. Hierauf ließ er sich ein Sprachrohr in gebrochenen Theilen verfertigen, welche er durch die hohlen Säulen und durch den Bogen bis an die hohle Kugel einschob, und das Sprachwerk mit dem Mundbecher erstreckte sich unterhalb des Theaters. Die hohle Kugel auf dem Säulenbogen stellte hier den Schallbecher vor. Jetzt wurde die ganze Maschine fertig. Der Koffer bekam inwendig an der einen Seite eine starke Feder, welche sich in eine bewegliche Angel anhing, und unten ein kleines Loch hatte, welches gerade unter der Angel war. Mit einem dünnen eisernen Säbchen wurde hierauf an die Angel gestoßen, und sogleich hob sich die Feder heraus, und warf den Kofferdeckel hinter sich. Die blinden Schlösser, welche jeder Künstler nach eigenem Geschmacke anfertigen kann, und davon hier weiter keine Beschrei-

bung gemacht wird, fallen von selbst weg, und die Figur kommt langsam aus dem Koffer herausgestiegen. Als der Künstler mit allen Erfordernissen fertig zu seyn glaubte, richtete derselbe eine Person dazu ab, welche die Sprache leitete. In dem Falle, wenn die Figur eine Mannsperson vorstellen soll, so spricht eine Mannsperson durch das Sprachwerk, stellt sie aber eine Frauensperson vor, so wird ein Frauenzimmer dazu angelernt. Jetzt ließ er den Fremden zu sich einladen, und stellte ihn in einer nicht zu weiten Entfernung vor das Theater. Er nahm den Koffer und zeigte, daß derselbe unten ganz geschlossen war, als dann stellte er ihn zwischen die zwei Säulen unter den Bogen, wo derselbe gerade auf den Einschnitt des Theaterbodens zu stehen kam. Die Figur selbst nannte er Avanoto, wie man in China die zeichendeuterischen Figuren der privilegirten Wahrsager benennt, die sich in ihren Buden, wie bei uns die Krämer in den Glücksbuden ꝛc., aufhalten u. wozu sich das Volk drängt um sich von diesen Leuten die Nativität stellen zu lassen. Er hielt eine Art des Zauberstabes in der Hand, womit derselbe in einiger Entfernung und mit fingirten Kommandoworten den Koffer berührte, welcher sogleich aufsprang, und es stieg der Avanoto langsam und mit einer majestätischen Würde aus demselben heraus. Hierauf befragte er die Figur wegen ihres Namens, Geschlechts, wer sie angefertiget, wie lange man bei ihrer Verfertigung zugebracht, was sie zu leisten vermögend sei ꝛc., und sie beantwortete Alles nach den Fragen. Der Fremde war mit dieser Hervorbringung ungemein zufrieden, versicherte, daß die Maschine besser und schöner gerathen sei, als die neueste Chinesische. Der Name des Englischen Künstlers, der diese Maschine nach der Zeichnung des Fremden anfertigte, ihre Sprachfertigkeit aber allein hinzu erfand, war Wadon. Figur 8909 stellt diese Figur vor. A ist

der Koffer, sowohl mit der Figur, wie solche, nachdem sie daraus emporgestiegen ist, in demselben steht, als auch wie er sich, wenn die Figur darin eingeschlossen, also derselbe geschlossen ist, zeigt. B die Springfeder; C die Stahlscheere; D der Fallkloben; E der Springdraht in dem Kleide des Automaten; F der Kopf; G das Kleid; H der Säulenbogen; I das Sprachrohr mit dem Mundbecher K; L die hohle Kugel, welche den Schalltrichter vorstellt; M die Oeffnung der ganzen ausgehöhlten Kugel; N die ganze automatische Figur. Diese Maschine wurde auch verkleinert und in Nürnberg zu verschiedenen Preisen verfertiget. Ein kleiner 2 Fuß hoher Automat kostete vier Louis'dor, ein 3 Fuß hoher sechs Louis'dor, ein 4 Fuß hoher acht und ein 5 Fuß hoher zehn Louis'dor. Bei der Höhe über 5 Fuß, kostet der Zoll einen Thaler mehr. Diese Maschienen sind so verfertiget, daß sie auf einem Theater vorgestellt werden können.

Man hat nun auch noch Zimmersprachwerke, vermöge welcher man von einem Zimmer in das andere, nebenbei, unten oder an welchem Orte man sie anbringen will, das Gesprochene hören kann oder hineinspricht. So wurde in einem Bedientenzimmer ein Schallrohr in einem Winkel desselben angebracht, wo der Tisch der Dienerschaft stand, an welchem diese speisete und sich die Zeit mit Plaudern verkürzte. Die Röhre lief durch das zweite in das dritte Zimmer, wo der Herr an seinem Schreibtische öfters saß. Das Mundrohr stieß mit dem Mundbecher nahe bei dem Schreibtische an; und so konnte der Herr nicht nur alle Worte seiner Dienerschaft hören, welche in dem Domestikenzimmer gesprochen wurden, sondern er hatte auch die Bequemlichkeit, jeden Bedienten bei seinem Namen herbei zu rufen. Auch konnten zwei Personen in einer solchen oder noch größeren Entfernung mit einander sprechen. Bei dem Vexirsprach-

werke wurde die Röhre auf einer hölzernen Scheere befestiget, deren jedes Glied $1\frac{1}{2}$ Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ Zoll breit im Streife seyn muß. Zwölf Glieder geben in der Ausdehnung 18 Fuß, die im Zusammenlegen $1\frac{1}{2}$ Fuß in der Breite ausmachen, wodurch es die Form eines Buches erhält. Wenn die zwei letzten Theile zusammengedrückt werden, so springt die Scheere 18 Fuß hoch in die Höhe. Hat man nun unten einen Mund- und oben einen Schallbecher vorgesteckt, so kann man von einem Fensterstocke zum andern zu Jemanden hineinsprechen, als ob man an dem Fenster stände. Kommt nun Jemand, und will am Fenster sehen, woher die Sprache kommt, so tritt man auf die Seite; denn die Maschine ist im Augenblicke auf einen Druck wieder zusammen. So machte ein Spaßvogel folgenden Scherz. Eine alte siebzigjährige Frau hatte eine alte sechzigjährige Magd in Diensten; jede von den Beiden hatte einen Bruder, und jede hieß Marie. Sie wohnten in einem Hause zwei Stock hoch. Der Spaßvogel, welcher eine solche Springscheere hatte, vermittelst deren man höher als 40 Fuß sprechen konnte, begab sich an dieses Haus, welches gerade ein Eckgebäude war, dessen eine Seite durch ein enges Gäßchen führte, richtete dieselbe in die Höhe, und sprach folgende Worte hinein: Marie! Gott wird bald Deine Seele von Dir abfordern; bedenke Deinen Bruder! Da nun der Schieber des Fensters offen stand, so war der Schall seiner Worte so natürlich, als ob eine Person sie im Zimmer gesprochen hätte. Beide schrien: Ach! wem soll dieses gelten? indem sie verzweiflungsvoll von ihren Sitzen in die Höhe sprangen. Wem soll dieses andeuten? schrie die Matrone, mich oder Dich? Ich glaube Dich, weil Du schon seit ein Paar Tagen an Kopfschmerzen leidest. Ei, bewahre der Himmel! versetzte die Magd, der Kopf thut mir nicht wehe; Sie können

Alters wegen eher sterben. Das Sprichwort sagt: Der Junge kann, der Alte muß. Gehe und rufe mir in Eile den Notarius B., er wohnt gleich neben uns im Gäßchen. Noch in derselben Nacht wurde das Testament oder vielmehr die Testamente ausgefertiget; denn Frau und Magd, jede ließ ihren letzten Willen niederschreiben, und jede bedachte so viel, als möglich, ihren Bruder, welchen sie sonst, ohne die vernommene Stimme, aus Streitsucht und Rechthaberey, wodurch sie die Brüder schon entfernt hatten, enterbt haben würden. Nun harreten sie in Bangigkeit der Todesstunde entgegen; allein Beide lebten noch viele Jahre bei einander, ja überlebten noch den Notar, der das Testament aufgesetzt hatte, ehe der Tod kam und sie aus diesem Leben abrief. — Man kann diese Maschine auch so einrichten, daß man von einem hohen Thurme herab oder über einen Stadtgraben mit einander sprechen kann. — Auf eine ähnliche Weise beunruhigten ein Paar Studenten auch einen alten grämlichen Professor, der über ihnen wohnte, indem sie seine Gespräche mit seinem Bedienten und auch mit anderen Personen, die ihn besuchten, vermittelst eines Schallrohres erlauschten, und ihm dann diejenigen Personen oder Waaren schon vorher in das Haus schickten, die er wollte holen lassen; so daß es ihm unbegreiflich war, daß wenn er z. B. zu seinem Bedienten sagte: daß er doch zu dem Schneider und Schuhmacher gehen und sie zu ihm kommen heißen sollte, solche schon vorher erschienen. Eben so verschiedene Waaren, welche von Hausirern herumgetragen werden, wenn sie ihm sein Bediente holen sollte, die Hausirer schon vorher mit diesen Waaren bei ihm erschienen, und dergleichen Streiche mehr. Um dieses besser bewerkstelligen zu können, so hatten sie eine Aufwärterin von ihm durch verschiedene kleine Geschenke, und daß sie solche auch in ihren Dienst auf einige Zeit zum Einholen verschiedener

Sachen und reinigen der Kleider nahmen, dahin vermocht, daß sie sich taub stellen mußte, wodurch der Professor gezwungen ward, stark zu schreien, wenn er mit ihr etwas zu sprechen hatte, und wobei er sich das laute Reden angewöhnte, und sie also um so sicherer hinter seinen Gesprächen mit Fremden kommen und ihm heimlich manchen Streich spielen konnten. — Auf diese Art hat man die Zimmersprachwerke zu benutzen gesucht, und benutzt sie auch noch jetzt hin und wieder zu mancherlei Spähungen und Erspähungen; und um Kurzweil zu treiben. — Man hat, außer den oben erwähnten Sprachmaschinen, noch mehrere andere Maschinen; da sie aber im Baue und in der Anwendung auf eins mit den schon oben abgehandelten Sprachmaschinen hinauslaufen, so übergehe ich hier ihre Beschreibung. Hier nur noch die Beschreibung der Figur 8910, welche die oben, S. 605 u. f., beschriebene Engländerin erläutert. A ist das obere Zimmer; B, der Einsprecher; C, der Nativitätssteller; D, der Spiegel, womit die Personen, welche vor dem Baldachin stehen, erkannt werden; E, der Mundbecher; F, das Sprachrohr; G, der Schallbecher; H, der Schalltrichter, oben in einem Zimmer, dessen Röhren 50 Fuß lang geführt werden können, um die Worte vernehmlich zu hören; I, eine Springscheere mit einem Sprachrohre; K, der Schallbecher der Springscheere; L, der Mundbecher der Springscheere. — Diese Sprachmaschinen haben nun bis zum ersten Lüstre dieses Jahrhunders in Deutschland Aufsehen erregt; sind dann aber ganz verschwunden, so daß man seit beinahe dreißig Jahren nichts mehr von denselben hört. Theils haben wahrscheinlich die vielen Unannehmlichkeiten, die in manchen Orten, besonders des südlichen Deutschlands durch das Nativitätstellen, Wahrsagen ꝛc. entstanden sind; theils auch die steigende Aufklärung und die Fortschritte in den Natur-

wissenschaften in diesem Jahrhunderte diese Kunstwerke außer Cours gesetzt, indem man die Täuschung jetzt leichter gewahrt; sie mußten daher bei den Unterrichteten ihren Werth verlieren. — Die Kempelensche Sprachmaschine, die auf wissenschaftlichem Grunde beruhete, und mit der die Absicht verbunden war, das Gebiet der Mechanik durch Erfindung der Menschenstimme und Artikulation der Töne ansehnlich zu erweitern, scheint auch ins Stecken gerathen zu seyn; denn man hat in neuester Zeit nichts mehr davon gehört; indessen ist diese Erfindung gewiß von Wichtigkeit, und es wäre daher sehr zu wünschen, wenn Mechaniker dieser von Herrn von Kempelen schon bis zu einem gewissen Grade der Sprachkunst gebrachten Maschine ihre Aufmerksamkeit von neuem widmen wollten; denn nur eine solche Maschine, die nicht auf Täuschung beruht, und wobei der Verfertiger nicht bloß die Absicht hat, im Ausstellen derselben damit Geld zu verdienen, sondern sie auch der Wissenschaften wegen construirte, und hauptsächlich seinen Lohn in der Anerkennung und dem Beifalle der Kenner und Männer vom Fache sucht, hat wirklichen Werth, und ist als Kunstwerk hochzuschätzen, nicht aber dergleichen Maschinen, wie die oben beschriebenen, die bloß das Publikum zu täuschen und mit dieser Täuschung ihm das Geld abzulocken suchen. Diese letzteren Maschinen hat man schon vor mehr denn sechzig Jahren in Deutschland gezeigt; aber auch schon damals den Betrug entdeckt. So zeigte man im Jahre 1767 eine sprechende Maschine in Hannover, die auf alle Fragen antwortete, und verschiedene Kunststücke machte. Der Berichterstatter von dieser Maschine sagt im 5ten Jahrgange des Hannöverschen Magazins darüber: „Dieses Kunststück gehört zu den elenden Taschenspieler-Erfindungen, deren sich die Mechanik schämet; sie hat mit den Figuren eines Vaucanson

nichts gemein. Einem Scharfsichtigen kann das gerühmte Geheimniß nicht entgehen, welches folgendes ist: Die menschliche Figur trägt bei der ganzen Maschine und zur Hervorbringung der Bewegungen und der Stimme nichts bei, sondern das Kunststück steckt in dem Baue des Tisches, vor welchem sie sitzt. Das Tischblatt hat nämlich einen hohlen Kanal, der mit dem Kasten und dem darauf liegenden Sprachrohre Gemeinschaft hat. Es ist zugleich an der Wand eines Nebenzimmers befestiget, und das Hauptkunststück besteht darin, mit des Eigenthümers Genehmigung oder ohne dessen Wissen die Wand zu durchlöchern, die Röhre, welche mit dem Sprachrohre Gemeinschaft hat, wie auch einige Züge von Bindfaden und Draht, die nach dem Kasten, den Augen und dem Barte der Figur gehen, dadurch zu leiten, und Jemanden in das Nebenzimmer zu stellen, der Geduld genug hat, auf alle Fragen vor einem Loche der Wand, welches bis an den Tisch durchgebohrt ist, Acht zu geben und darauf durch die Röhre unvernehmlich zu antworten. Die ganze Maschine ist dazu eingerichtet, daß sie nach den Löchern, welche durch die Wand des Nebenzimmers an jedem Orte gebohrt werden, und die mithin nach Beschaffenheit der Riegel oder Steine, bald hoch, bald niedrig ausfallen, gestellt werden kann. Unter dem Tischblatte stehen Säulen mit einer Schraube, wodurch man dasselbe hoch und niedrig schrauben kann. Die Figur hatte hier an den Beinen Untersätze, weil das Loch der Wand sehr hoch ausgefallen war; deswegen mußte sie mit äußerst langen krüppligen Beinen erscheinen, und auf einem, unter den Stuhl gelegten Kissen sitzen. Das Umdrehen der Kurbel an dem Kasten wird gleichfalls durch die Person im Nebenzimmer vermittelst einer verborgenen Schnur regiert, und die Bewegungen der Augen und des Bartes geschehen auf gleiche Weise durch eine einfache Schnur, da sie ein Gegengewicht

haben. Die Kunststücke mit den Karten und Würfeln beschränken sich auf einige geringe Taschenspielergriffe und auf abgeredete Zeichen, welche die Person macht, die bei der Figur steht, und die von derjenigen im Nebenzimmer bemerkt worden. Das Geld, welches in den Kasten geworfen wird, zieht die Person im Nebenzimmer mit einem Drahte und einer Schaufel zu sich, und dann ist das Errathen nicht schwer, so wie auch das Herausmahlen aus der Maschine, wenn das Geld wieder hineingeschoben ist. Das Geldstück, das von mir hineingeworfen wurde, hatte einen üblen Geruch nach Talg bekommen, welches vermuthlich daher rührt, daß die Züge und Drähte mit Talg geschmiert worden, um das Reiben und Geräusch zu verhüten. Es ist überflüssig, sich bei diesen elenden Kunststücken länger aufzuhalten. Dasjenige, welches ein Franzose vor etwa einem Jahre auf dem Rathhause zeigte, war von eben diesem Schlage. Es bestand aus Figuren, nämlich aus einem Türken, welcher mit einem Hammer auf eine Klocke schlug, einer Eule und einem Gewürzkrämer in einem Kasten. Dieser Franzose hatte noch größeres Zutrauen zu der Dummheit der Deutschen. Unter dem Tische, worauf die Figuren standen, hatte derselbe in der Voraussetzung, daß keiner darauf achten würde, sogar ein $\frac{1}{2}$ Fuß hohes Gerüst von Brettern machen lassen und auf diesem stand neben dem Tische, etwa 5 Fuß davon, ein großer Kasten, worin ein Knabe Platz genug hatte, um die Züge, die unter dem Gerüste nach dem Tische und durch dessen Fuß gingen, zu regieren. Wer also nach dem Kasten und Gerüste nicht sah, dem schien die Bewegung der Figuren auf dem Tische sehr künstlich. Mir fielen zum Unglücke jene zuerst in die Augen, und ich bewunderte deswegen bloß die Dreistigkeit dieses elenden Künstlers, das Publikum so handgreiflich äffen zu wollen. Ein gewisser Fürst hat sich das zuerst erwähnte Kunststück

gegen eine Belohnung zeigen lassen, der Erfolg davon war aber, daß dem Eigenthümer der Figur die Vergünstigung, das Publikum ums Geld bringen zu dürfen, sofort genommen wurde, und derselbe sein Glück an andern Orten suchen mußte." —

Ausführliche Beschreibung der Sprachmaschinen oder sprechenden Figuren mit unterhaltenden Erzählungen und Geschichten erläutert, von F. M. B., mit zwei Kupfertafeln. Nürnberg, bei Johann Eberhard Zeiz, 1798.

Sprachmeister und Sprachmenger sind aus Versehen vor Sprachmaschine gestellt und abgehandelt worden.

Sprachorden, s. Sprachverein.

Sprachorgel, s. oben unter Sprachmaschine.

Sprachregel, die Regeln oder Ausübungsgesetze, nach welchen eine Sprache gesprochen und geschrieben werden muß. Sie sind der wichtigste Theil der Grammatik. S. auch unter Sprache und Sprachkunst, Th. 160.

Sprachrichtigkeit, die Richtigkeit einer Sprache nach der Wortforschung, sowohl im Sprechen, als im Schreiben. Wenn man auch über Gottsched zu seiner Zeit noch so sehr herzog, und ihm das Verdienst der Verbesserung und Reinigung der Deutschen Sprache rauben wollte; so sind die Nachkommen doch gerechter gegen ihn geworden, und räumen ihm das Verdienst ein, mit der Gründer einer neuen Epoche der Deutschen Sprache gewesen zu seyn. Man hat seit dieser neuen Epoche, die man von Gottsched an datirt, sich mehr wie ehemals der Richtigkeit in unserer Sprache befleißiget. Man hat sie auch zu bereichern gesucht, und ist darin, wenn auch nicht immer, doch oft glücklich gewesen. Auch hat man zu diesem Zwecke Wörter aus fremden Sprachen auf Deutschen Boden verpflanzt, obgleich schon eine Menge aus der vorhergehenden

Epoche noch darin steckten. Indessen geschah diese letztere Uebertragung der Fremdwörter nicht aus Modesucht, oder Gelehrsamkeitsdünkel, sondern bloß bei Ausdrücken, die sich in unserer Sprache, ohne breit darin zu werden, nicht gut geben lassen, wohl aber durch kurze die Sache bezeichnende Fremdwörter, indem man sie zugleich germanisirte oder ihnen einen Deutschen Klang gab, und dieses ist oft mit Beifall geschehen. Indessen sind die gemachten Neuerungen nicht immer als wirkliche Verbesserungen zu betrachten, und es wird auch noch jetzt manches Deutsche Wort nicht richtig genug gesetzt. So wie man überhaupt bei den Verbesserungen nicht kritisch genug zu Werke gegangen ist. Hier nur einige Beispiele von dem so eben Gesagten. Wenn von Rache die Rede ist, kann man nicht sprechen oder schreiben gerochen oder ungerochen, wie man es noch jetzt mitunter bei guten Schriftstellern findet, sondern gerächet und ungerächet; denn jene Wörter werden nur dann richtig gebraucht, wenn die Rede vom Geruche ist. — Bediente werden jetzt diejenigen Diener genannt, die man sonst mit einem Fremdworte Laquayen, Domestiken, welches letztere Wort auch noch jetzt häufig gebraucht wird, nannte oder hieß. Nach dem richtigen Sinne des Wortes ist aber ein Bedienter derjenige, der von Andern bedient wird; da indessen die Herrschaften sich ihrer Diener bedienen, so können in dieser Hinsicht diese Diener auch Bediente heißen. Ein Diener bedient zwar auch seinen Herren; aber in diesem Akte ist er ein Bedienter und der Herr ist der Bediente. Diener war hier das beste Deutsche Wort, das Alles, ganz dem Verstande gemäß, sagt, das heißt, so sagt, daß man es deutlich, ohne Nebenbegriffe versteht, welche doch die andern zu lassen; indessen wird es selten mehr gehört; denn Bediente ist das gangbare Wort dafür. Es komnt nur noch in dem Worte

Kammerdiener und in einigen wenigen anderen vor. Die ehemaligen Kammerhusaren gehören zwar auch hierher, standen aber dem Kammerdiener zur Seite, löschten also dieses Wort nicht, und Kammerjäger sind Leute, die einen ganz andern Wirkungskreis haben, als zu bedienen oder aufzuwarten, oder wenn sie dieses auch für Geld thun, so sind es doch ganz andere Gerichte, die sie uns für ganz andere Gäste auftischen. Sie gehören also zu der Dienerschaft einer Herrschaft nicht. — Das edle Deutsche Wort Jungfer, ist nur noch bei Kammerjungfern, Hausjungfern, Ladenjungfern gebräuchlich; die übrigen Deutschen Jungfern, außer den alten, wobei das Wort Jungfer noch gebräuchlich ist, jedoch in einem mehr spöttischen, man möchte sagen, verächtlichen Sinne, sind längst in Mamsellen oder Mamselles, Demoisellen oder Demoiselles verwandelt worden; von Kammermamsellen, Haus- und Ladenmamsellen hört man aber nichts, und gebraucht man es, sagt man z. B. Ladenmamsell, so geschieht es hier mehr im spöttischen oder verächtlichen Sinne, wie alte Jungfer. Die Benennung Papa und Mamma, für Vater und Mutter, womit jetzt Familienglieder die Aeltesten in einer Familie benennen, zu denen man sich hingezogen fühlt, und für die man eine große Zärtlichkeit und Achtung hat, die aber ehemals unter Gebildeten für das Deutsche Vater und Mutter sehr üblich waren, hat man jetzt wieder mit der letzteren Benennung vertauscht, und Kinder aus höheren Ständen sagen jetzt nicht mehr Papa und Mamma, sondern Vater und Mutter; nur mit der Ausnahme, wenn die Kinder selbst schon ein gewisses Alter erreicht haben, wo sie dann zu ihren hochbetagten Eltern Papa und Mamma sagen, aus den oben angeführten Gründen. — Wenn man sich bei einem Vorfalle so oder so verhält,

so heißt solches jetzt sich benehmen, welches Wort als ein Zeitwort und als ein Hauptwort stark umläuft. Früher brauchte man dafür das einfache nehmen; sich nehmen; wir wollen sehen wie er sich bei der Sache nimmt. Man hat aber an dem bloßen Nehmen nicht genug gehabt, sondern ist zur Komposition geschritten, indem man überdachte, nehmen klinge doch nur einfach, man müsse be zu setzen, und daraus benehmen machen, und so nimmt man sich nicht mehr gut, sondern benimmt sich gut. Uebrigens hat der Gebrauch beiden Wörtern ein Recht zur Benennung einer Sache gegeben, die darin nicht liegt; denn: Wie kann doch ein Mensch sich nehmen? und: einer Sache, einem Menschen etwas benehmen, geben einen ganz anderen Sinn. — Das Wort Isoliren, welches bei uns als Fremdwort das Bürgerrecht erhalten hat, und ehemals nur in der Electricitätswissenschaft vorkam, wird jetzt fast bei allen Vorträgen gebraucht; überall isolirt man Gegenstände, und Schriftsteller suchen auch in ihren Schriften hier und da zu isoliren. Es macht Jemand bei dem Worte Isoliren die Frage: Ob dieses Wort wohl für alle Leser ganz verständlich Deutsch sey? und ob ein Leser schuldig sey, dieses Wort zu verstehen? Wäre letzteres der Fall, dann auch wohl jeder Hörer? Dann möchten wohl die Prediger, die doch so isolirt auf der Kanzel stehen, bei einem Vortrage von der Verleugnung von isolirten Christen sprechen, und zeigen, wie sich ein Christ in dieser verführerischen Welt isoliren müsse. Sich orientiren soll Mendelssohn zuerst gebraucht haben, und was der damals gab, das wurde von seinen Verehrern mit Begeisterung aufgenommen. Und jetzt ist dieses Wort allgemein geworden; denn überall fängt man jetzt in den Wissenschaften und Künsten an sich zu orientiren. Als Mendelssohn dieses Wort gebrauchte, wurde den Juden in

der christlichen bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland noch zum Theil mit großer Verachtung begegnet; der Philosoph versetzte sich daher gewiß öfters in Gedanken ins Morgenland zu seinen glücklichen Urvätern, und so versinnlichte er diesen Lieblingsgedanken dadurch, daß er den Orient aus dem Lateinischen Zeitworte orior und dessen Mittelwort oder Participium in ein Deutsches Zeitwort verwandelte, welches so viel heißen soll: sich in die Lage, in den Grund der Sache recht hineindenken, oder auch auf den ersten Erkenntnißgrund zurückgehen. Da man aber bei orientiren sich gleich den Orient denkt, so würden sich für das geschaffene Zeitwort, wenn man sich einmal eines Fremdwortes hierzu bedienen will, die Zeitwörter: sich origeniren oder localisiren besser eignen, die Sache richtiger ausdrücken. — Das Wort entsprechen, fand anfangs viel Widerspruch, der zum Theil Grund hatte, jetzt hat man es, ohne sich lange über dessen Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu befehden, angenommen. — Unter Engeln und Engländern ist kein kleiner Unterschied, und eben so unter Englisch und Engländisch, und doch nennen wir noch bis jetzt, trotz der öftern Rüge von Sprachlehrern, besonders von Hartung in seiner kleinen Deutschen Sprachlehre, der wiederholt darauf aufmerksam macht, das Englisch, was Engländisch heißen soll. Das Wort empfindsam, welches im dritten Theile der Geschichte der Pompadour vom Jahre 1765, S. 21, zum ersten Male als ein neugeschaffenes Wort vorkommen soll, fand einen so großen Beifall, daß alle Schriftsteller darüber herfielen, es sich zueigneten, und es, wie und wo es nur gehen wollte, anbrachten. Man schrieb empfindsame Romane, empfindsame Briefe, empfindsame Reisen, man war empfindsam in Gedichten, was Wunder, daß man nicht auch im Leben, in der Wirklichkeit, empfindsam wurde, und mit

dieser Empfindsamkeit trat eine so große Abgespanntheit ein, daß das wirklich edle Wort zuletzt seinen Werth und seinen Ruf unverschuldet verlor, wie die Empfindung selbst, die es bezeichnete, so daß Niemand mehr davon etwas wissen wollte, ja, das bloße Wort machte wieder in demselben Grade, wie die Begeisterung dafür war, daß bloß eine Menge von Schriften diesem Worte ihr Daseyn verdankte, eine entgegensetzte Wirkung, so daß man bei Neñung desselben gleichsam zusammenfuhr, als werde man von einem Fieber ergriffen, welches von der Uebersättigung herkam, weil man uns davon zuviel in Schriften vorgeleiert hatte. Es blieb lange Zeit außer Gebrauch, besonders während der Epoche der Ritter- u. Räuberromane u. hat erst in neuester Zeit wieder einige Verehrer erhalten. Es wird aber noch immer mehr spöttisch, als aufrichtig in seinem vielbedeutenden Sinne genoñen. Sonderbar genug, daß die meisten Wörter neuerer Schöpfung, die bei ihrem Erscheinen mit wahrem Heißhunger verschlungen worden, späterhin, als die Begierde nachgelassen, sich verloren hatte, dem Spotte zur Aushülfe dienen mußten. Dieses widerfuhr den passendsten und zweckmäßigst ersonnenen neuen Deutschen Wörtern. — So gebrauchen wir noch immer das Wort Rendez-vous sowohl im Sprechen, als in Schriften, wenn wir von einer verabredeten Zusammenkunft in Liebesangelegenheiten an einem dritten Ort reden, und doch haben wir das dazu sich so zweckmäßig eignende Wort: Stelldichein. Sich ein Stelldichein geben, welches den Begriff in der Muttersprache besser bezeichnet, als das Französische Wort Rendez-vous, welches noch mehrere Nebenbegriffe, wenigstens in der Sprache, woraus es genommen worden ist, hat, und nur die Gewöhnung daran in unserer Sprache, läßt uns das darin finden, wozu wir es so häufig gebrauchen. — Ich bitte um Verzeihung,

oder verzeihen Sie, eine Höflichkeitsformel unter Gebildeten für das schlichte Nein. Wenn nun diese Ausdrücke auch auf einige Fälle passen, so passen sie doch nicht überall, wo man sie anbringt. Ein Schriftsteller giebt darüber seine Meinung, wie man diese Ausdrücke, ohne sie zu mißbrauchen oder zur Unzeit anzubringen, am besten gebraucht. „Wenn ein Höherer, oder eine Person, welcher man Achtung schuldig ist, etwas sagt, wozu man durch ja seinen Beifall geben sollte, und man doch nein sagen will, so benimmt man billig diesem Worte das Behauptende, Widersprechende, durch: ich bitte um Verzeihung. Es wird z. B. gefragt: Wie gefällt Ihnen dieses Kleid? oder: Herr N. ist wohl ein sehr angenehmer Mann in Gesellschaften: so sagt man, statt des erwarteten Ja, nicht geradezu das Gegentheil nein, sondern braucht den obigen Ausdruck, welcher eigentlich so viel sagen will, als: ich bitte um Verzeihung, daß ich es nicht so finde, daß ich anderer Meinung bin, daß ich sagen muß — das Kleid gefällt mir nicht ꝛc. Auf diese Weise ist man beides, aufrichtig und doch bescheiden. Man giebt zu verstehen, wie man denkt, aber auf eine unvorgreifliche Art. Fragt aber eine Person, der wir Ehre und Achtung schuldig sind, uns um unser Urtheil, ohne ihr Vorurtheil hinzuzufügen, so paßt das: ich bitte um Verzeihung, schon nicht mehr, weil gar keine Beleidigung darin liegen kann, hierauf aufrichtig zu antworten, wenn es nur mit gehöriger Bescheidenheit geschieht, sondern man kann, wenn man mehr, als gerade ja oder nein sagen will, erlauben Sie, davor setzen. Zum Beispiel: Hat Ihnen die heutige Predigt gefallen? Erlauben Sie, nein. Halten Sie den Mann für so geschickt, als er beschrieben wird? Erlauben Sie, ja. Man muß sich aber hüten, weder ich bitte um Verzeihung, noch erlauben Sie, oft hinter einander zu sagen, weil

einmal schon für mehrere Antworten höflich genug ist, und zu viel höfliche Worte eben die Wirkung thun, wie zu viel höfliche Geberden, das heißt, Verbeugungen, Kratzfüße, Kußfinger, Umarmungen ꝛc. Es ist ungereimt, auf alle Fragen, wobei es weder auf ein Widersprechen, noch ein Urtheil ankommt, wo man bloß, so zu sagen, von einer Sache Bericht geben soll, das Nein mit Umschweif hervor zu bringen, oder es in dem unbestimmten: ich bitte um Verzeihung, zu verbergen. Man beantworte nur folgende und ähnliche Fragen mit: ich bitte um Verzeihung, wie es doch täglich geschieht, und sehe, wie solches lautet, wenn man durch das oben Gesagte aufmerksam gemacht worden ist; z. B. Wat Madame N. zu Hause? Regnet es? Sind Sie gestern in der Kirche gewesen? Haben Sie die heutige Zeitung gelesen? ꝛc. Auf solche Fragen ist das befriedigende Ja oder Nein die beste zweckmäßigste Antwort und alle weitere Umschweife sind abgeschmackt.“—Dasselbe findet auch Statt bei: Ich bitte um Entschuldigung, oder entschuldigen Sie. Man darf also die Ausdrücke: ich bitte um Verzeihung, oder entschuldigen Sie, nie da anbringen, wo eine solche Bitte oder Entschuldigung gar nicht Statt findet; denn wo ich mich entschuldige, oder zu entschuldigen nöthig glaube, da muß auch ein Grund dazu vorhanden seyn, und wenn es auch nur eine bloße Höflichkeitsformel ist, so muß doch dieselbe mit dem übereinstimmen, worauf sie angewendet wird. Wenn z. B. Jemand, den man Achtung schuldig ist, behauptet, er habe im Theater einen Schauspieler eine Rolle machen sehen, die er aber nicht gemacht hat, sondern ein Anderer, so sagt man ganz richtig: Entschuldigen Sie, es war nicht der genannte Schauspieler, sondern ein anderer, welches nämlich heißt, daß er den verneinenden

Einwurf entschuldigen möge. Wenn aber Jemand, dem ich gleiche Achtung, wie dem Ersten, schuldig bin, frägt: Was meinen Sie? Herr N. wird die Parthie im Schach verlieren; und ich antworte: Entschuldigen Sie, es scheint mir nicht so; so ist die Antwort mit der Entschuldigung unrichtig, ohne dieselbe aber richtig; denn es war eine an mich gerichtete Frage, die ich bloß nach meiner Ansicht von dem Zustande des Spiels zu beantworten hatte, also ohne mich hier zu entschuldigen, welches selbst, als ganz unpassend, komisch klingt. — Auch das Wort hoffen wird oft sehr unrichtig da gebraucht, wo man von fürchten sprechen müßte. Zum Beispiel: Wir wollen nicht hoffen, daß Theuerung komme; ich hoffe nicht, daß das Feuer weiter um sich greifen wird ꝛc. Hier muß es also heißen: Ich fürchte, daß Theurung komme; ich fürchte, daß das Feuer weiter um sich greifen wird. Das Hoffen hat mit diesen Sprachsätzen gar nichts zu thun; denn dasselbe ist immer mit etwas verknüpft, was man verlangt, oder wonach man Verlangen trägt, wenn es gleich manchmal auf etwas Unangenehmes hinauszulaufen scheint; wie z. B. das Hoffen auf den Tod, daß dieser komme und uns abhole, da doch der Trieb zum Leben von dem Schöpfer in jedes Individuum, selbst in das unbedeutendste, wenigstens uns so erscheinende, Insekt gelegt worden ist. — Er schlägt einen guten Stock; spielt ein gutes Fortepiano; spielt eine gute Flöte. In diesem Ausdrucke gehört das Wort gut, nicht zu Stock, Fortepiano und Flöte, sondern zu schlagen und spielen; denn man will nicht von der Güte des Stocks und der Instrumente sprechen, sondern vom guten Schlagen und Spielen; auch ist das Spielen der Flöte falsch; es muß Blasen heißen; denn wenn man gleich mit den Fingern auf den Löchern

der Flöte spielt, so ist doch das Blasen auf dem Hauptloche die Hauptsache; auch gebraucht man spielen nur von allen Instrumenten, deren Töne man mit den Fingern, mit Stecken oder auf sonst eine Weise mit den Händen hervorbringt; blasen dagegen von denjenigen Instrumenten, worauf oder woraus man die Töne durch den Mund, durch das Einblasen der Luft hervorbringt. Einzelne Ausnahmen, wie z. B. bei dem Brummeisen oder der Maultrommel, wo man schlagen oder spielen gebraucht, z. B. er spielt oder schlägt die Maultrommel, können hier den aufgestellten Satz nicht ändern. Auch wird die Maultrommel mehr gespielt oder geschlagen, als geblasen, obgleich die Töne nur durch das leise Anhauchen hervorgebracht werden. — Ich habe einen Fluß in der Schulter, ist ganz unrichtig gesprochen; denn hier ist Fluß gerade das Gegentheil von dem, was man sagen will; es muß heißen eine Stopfung; denn wenn alle Flüssigkeiten im menschlichen Körper in gehöriger Bewegung sind, so ist der Mensch gesund. Es kann aber auch Fluß richtig seyn, wenn man dieses Wort hier figürlich nimmt, und darunter das Ziehen eines Schmerzes von einem Orte zum andern hin versteht, wie z. B. bei Zahnschmerzen, wenn nicht ein hohler Zahn schmerzt, sondern der Schmerz sich gleichsam im ganzen Munde verbreitet, scheinbar alle Zähne ergreift oder durchzieht, so daß man nicht genau angeben kann, an welcher Stelle eigentlich der Schmerz ist, welcher Zahn eigentlich schmerzt. Diese Art Flüsse rühren gewöhnlich von Erkältung, sey es nun durch Zugluft oder schnelle Abkühlung bei der Erhitzung des Körpers, oder durch große Nässe, her, und scheinen in der Bewegung der dadurch gereizten Nerven zu bestehen, die gleichsam heftig erschüttert worden. Wenn gleich die Kennzeichen dieses Uebels nach der Angabe der Kranken da sind, so auch dessen Entstehung, so ist doch die

Wirkung auf die Nerven selbst noch nicht genau ermittelt, ja wohl gar noch nicht recht erkannt worden. — Das Fremdwort Chirurgus, für Wundarzt, ist gleichfalls als Sprachunrichtig zu erkennen, und das Letztere dafür allgemein einzuführen; denn Chirurgus heißt auf Deutsch ein Handwerker. Das früher gebrauchte höchst unpassende Wort Feldscheerer, für Wundarzt, ist aus der Hochdeutschen Sprache mit Recht verdrängt worden; denn hier würde der Wundarzt mit dem Barbier oder Bartscheerer auf gleicher Arbeitslinie stehen, da doch die wissenschaftliche und kunstvolle Beschäftigung des Ersteren, von der mechanischen und gewerbsmäßigen des Letzteren sehr verschieden ist. Woher die Benennung Feldscheerer eigentlich gekommen, ist schwer zu ermitteln, da der Feldwundarzt nie den Bart des Soldaten abgenommen, noch beschoren oder beschnitten hat, wenigstens findet man in älteren militairischen Schriften davon nichts aufgezeichnet. Die Benennung rührt wahrscheinlich daher, weil früher die Wundärzte in den Städten mit ihrer Kunst eine Barbierstube verbanden und man auch zu Unter-Feldwundärzten die jungen Barbiergesellen nahm, wenn sie nur einen Verband anlegen konnten, überhaupt die Anfangsgründe der Wundarzneikunst verstanden. — Daß Theater-Vorstellungen gegeben werden, sagt ein Schriftsteller, ist etwas seltenes, denn man muß ja dafür bezahlen. Es kann aber doch seyn, daß ihre Liebhaber auch nach geschehener Zahlung glauben, daß sie eine Gabe erhalten haben. — So findet man, daß Schriften, die gut bezahlt werden müssen, in Recensionen als Geschenke genannt werden, die der Herausgeber oder Verfertiger den Gelehrten oder gar dem Publikum damit mache. Man kann aber dieses nur gelten lassen, wenn die Schriften von außerordentlicher Wichtigkeit und Brauchbarkeit gefunden würden, und mehr werth

sind, als sie kosten, welches aber nicht oft der Fall ist. — Hier muß man aber hinzufügen, daß der Autor oft mit seiner Schrift dem Publikum ein Geschenk macht; denn sein Honorar war bei der Mühe und Arbeit, die ihm das Werk machte, nur geringe; allein der Verleger steigerte den Preis desselben zu einer Höhe, welche die Anschaffung desselben erschwerte und es uns daher zu keinem Geschenke werden läßt. Auch wird oft ein Schriftsteller durch den schnellen Ruf, den er erlangt hat, überschätzt, und wir müssen dann auch viele seiner nur mittelmäßigen Produkte als Geschenke annehmen, die sich der Verleger theuer bezahlen läßt. Doch dieses war in einer etwas früheren Zeit, in der gegenwärtigen, wo ein ganz anderes Handelssystem bei dem Buchhandel eingetreten ist, kommen uns so kostbare Ausgaben, wie diejenigen unserer klassischen Autoren, eines Wieland, Göthe, Schiller ꝛc. nicht mehr vor. — Die Wörter Naturgeschichte oder Naturhistorie u. Naturlehre werden oft sehr unrichtig gebraucht. So gebraucht man das Erstere oft da, wo gar keine Geschichte ist, sondern bloß Naturkunde u. Naturbeschreibung. Alle bekannte Naturgeschichte ist zwar auch Naturkunde, aber alle Naturkunde und Naturbeschreibung ist doch nicht auch zugleich Naturgeschichte. Naturlehre oder Physik, welche uns die Weltkörper und die mannigfaltigen Natur-Erscheinungen darin erklärt, ist von Naturgeschichte u. Naturbeschreibung gleichfalls verschieden, wenn auch gleich die Letztere mit dabei angewendet wird. — Der Titel Stadt- und Landphysicus, den man Aerzten giebt, ist sehr unpassend; denn die Aerzte sind es ja nicht allein, welche die Physik verstehen oder ausschließlich im Besitz haben und davon Profession machen; sie macht bei ihrer Kunst nur einen Nebentheil aus, und doch führen sie darnach den Titel; da doch unsere Sprache reich genug ist, alles bestimmter zu sagen, und nicht oft Titel und Benen-

nungen zu wählen, die der Sache, dem Amte ganz entgegen sind. So heißt ein Arzt, der innerliche Krankheiten heilt, Doctor, warum nicht Arzt oder Medicus? Denn man hat ja auch Doctoren der Theologie, der Rechte, der Philosophie, und jetzt auch der Musik Doctor Luther ist sehr bekannt; allein bei vielen Leuten, besonders in den Provinzialstädten, hat man Mühe, sie zu belehren, daß er kein Arzt gewesen sey; und so will man Doctoren von anderen Facultäten, nicht von der Arzneikunst, mit Gewalt zu Aerzten machen und ihnen Kuren gleichsam aufzwingen. Dieses kommt von dem zu engen Begriffe bei dem Gebrauche des Wortes Doctor her. — Es gab eine Zeit, wo die Frauen der Pastoren oder Prediger lieber Madame heißen wollten, als Frau Pastorin oder Predigerin, da denn der Mann dem würdigen Pastorentitel entsagen und sich Herr N. nennen mußte, damit seine Frau Madame N. genannt werden konnte. Die Frauen der Pastoren, so wie alle diejenigen, deren Männer einen Titel führen, haben jetzt Madame fahren lassen, und sind zu den Titeln ihrer Männer zurückgekehrt, aber bloß aus Liebe zu den Titeln, nicht um das Deutsche Wort Frau aus der Fluth von Madames zu retten, sondern um Frau Pastorin, Professorin, Räthin, Geheimräthin, Staatsräthin ꝛc. zu heißen; andere Frauen, deren Männer keinen Titel führen, tauschen das Fremdwort Madame für das Deutsche Frau nicht um, sie wollen vor wie nach Madame heißen. — Gleich nach dem Befreiungskriege Deutschlands vom fremden Joche fing die Verdeutschungsperiode der Fremdwörter an; man sah nun alle Fremdwörter als Feinde der Muttersprache an, und dieses erstreckte sich nicht bloß über die Fremdwörter aus den neueren Sprachen, sondern auch über diejenigen aus den alten Sprachen, kurz auch über Wörter, die schon seit Jahrhunderten das Bürgerrecht gewonnen hatten, ja, bei

denen es sogar zweifelhaft war, ob sie dem Deutschen ursprünglich angehören und uns von Fremden abgenommen worden sind, oder umgekehrt, daß wir sie von anderen Nationen genommen haben. So z. B. wollte man das uralte Wort Nase, außer den Augen, der zierlichste Theil des Gesichts, als von dem Lateinischen „nasus" herkommend oder abstammend, nicht mehr gelten lassen, und schlug dafür Gesichtserker vor, weil dieser Gesichtstheil, als hervorstehend, Aehnlichkeit mit dem Erker oder Aerker eines Gebäudes habe, und man doch den Kopf als das Hauptgeschoß des menschlichen Gebäudes betrachten müsse, von dem die Nase das Frontispice sey. Freilich, nach dieser Erklärung würde die Benennung Gesichtserker sich besser schicken, weil sie diesen Theil wirklich erklärt, als Nase, wobei man sich weiter nichts denkt, als daß damit der genannte Gesichtstheil bezeichnet werden soll und man ihn unter dieser Benennung versteht. Wenn man aber die Erklärung einer jeden Materie, eines jeden Körpers und Gegenstandes aus seiner Benennung oder seinem Namen schöpfen oder nehmen, und dieses als das Fundament der Wortforschung betrachtet wissen will, um das Erklären der Körper ꝛc. zu erleichtern; dann müßte nicht allein unsere, sondern auch alle Fremdsprachen eine gänzlichen Umwandlung erleiden; denn viele, ja, die meisten Wörter haben eine zufällige Benennung erhalten, die sich gar nicht aus ihrem Wesen, aus ihrer Gestalt, ihren Gliedern, ihrer Farbe, kurz aus dem ganzen Körperzustande erklären läßt, wie Mensch, Thier, Baum, Blume, Tisch, Stuhl ꝛc., u. so auch in anderen Sprachen; denn aus den genannten Benennungen läßt sich der Gegenstand, den sie bezeichnen, nicht erklären. So z. B. steht Mensch mit unserem ganzen Körper, mit allen Theilen desselben, allen Eigenschaften, allen Fähigkeiten der Seele oder des Geistes in gar keine Verbindung, berührt auch nicht den klein-

sten Theil; indessen sind wir mit dieser Benennung zufrieden, indem wir dasjenige darunter verstehen, wofür sie uns gegeben worden ist, so auch mit allen übrigen. Dieserhalb hat auch Nase unsern Beifall behalten und das Wort Gesichtserker ist weiter nicht beachtet worden. Auch ist es sehr ungewiß, ob das Wort Nase, Niederdeutsch Näse, wirklich Lateinischen Ursprungs ist, so wie das Wort Soldat, Sold ꝛc., oder ob die Römer es bei ihren Kriegen in Deutschland aus dem Germanischen, oder früher aus dem Celtischen genommen haben, so daß beide es von einem Stamme abgeleitet haben. Wenn man mit allen Wörtern, die Aehnlichkeit mit denen in anderen Sprachen haben, eine Reform vornehmen wollte, so würde in unserer Sprache eine Generalrevolution und daraus eine Generalconfusion entstehen, so daß man am Ende gar nicht wüßte, wie man wieder herauskommen sollte. Fremdwörter, die einmal das Bürgerrecht in unserer Sprache gewonnen und ihr so viel, als möglich, in der äußeren Dekoration (Deklination und Conjugation) ähnlich gemacht worden, und wofür wir keine guten Deutschen Wörter haben, die mögen immer darin bleiben, sie stören die Harmonie unserer Sprache nicht, nur diejenigen Fremdwörter, die man bloß der Mode wegen hineingebracht hat, und dadurch gute, mehr besagende, einheimische verdrängte, müssen wieder herausgebracht werden, weil sie den Charakter unserer Sprache verderben und die Erlernung derselben erschweren, da sie zu viele Doppelbenennungen erzeugen, indem beide Wörter, das ursprüngliche Deutsche und das Fremdwort, sowohl in der Unterhaltung, als auch in der Schrift gebraucht werden. So z. B. werden nur von Kunstwörtern doppelt gebraucht: Accompagnement und Begleitung; Akteur und Schauspieler; Action und Vortrag, Spiel; Arkade und Bogenstellung; Attitüde und Stellung; Base und Fuß, Burleske und

komisch, possirlich; Cäsur und Abschnitt; Kapitäl und Knauf; Carnation u. Fleischfarbe; Clairobscüre u. Helldunkel; Komponist und Tonsetzer; Komposition und Zusammenstellung oder Satz; Console und Kragstein; Contour und Umriß; Contrast und Gegensatz; Deklamation und Vortrag; Dekoration und Verzierung; Dialogue und Gespräch; Drapperie und Gewand; Enthusiasmus u. Begeisterung; Phantasie u. Einbildungskraft; Etage und Geschoß; Fiction und Erdichtung; Frontispice, Fronton und Giebel ꝛc. ꝛc.; dagegen giebt es mehrere Fremdwörter, für die man keine eben das besagende Deutsche Wörter finden kann, wenigstens scheint uns der Ausdruck nicht darin zu liegen, finden wir ihn nicht darin, wie Grazie, Basrelief, Feston (man hat zwar Fruchtschnur, allein dieses drückt dasjenige nicht vollkommen aus, was Feston sagt), Kostüme, Kolorit, Kolorist (Farbengebung und Farbengeber drücken es nicht ganz deutlich aus, wenigstens nicht verständlich genug; denn die Farbe ist schon gegeben worden; dagegen kann Kolorirung durch Färbung eher gegeben werden), Original, Kopie, Karton, Kartusche, Karrikatur (Zerrbild, welches nicht deutlich genug dasjenige ausdrückt, was das Fremdwort sagt) Torso, Terrasse ꝛc. ꝛc. Sprachrichtig bleibt es hier, wenn man diese Wörter beibehält, und sie nicht mit weniger verständlichen Deutschen vertauscht. Nur bei den zuerst angeführten Doppelwörtern wähle man die eben dasselbe sagende Deutsche Benennungen. — Dann ist es auch richtiger für mehrsylbige Deutsche Wörter, lieber die kürzeren Fremdwörter zu gebrauchen. So z. B. lieber Perrücke zu sagen, als Haarschedelkappe oder Glatzenbedeckung; dagegen ist Glimmstengel für Zigarre ein sehr gut erfundenes Deutsches Wort. Ich könnte hier noch eine große Anzahl neu erfundener Deutscher Wörter für Fremdwörter anführen, da aber die wenigsten davon das

Bürgerrecht erhalten haben, so übergehe ich sie hier. Die mehrsten Verdeutschungen gehören dem Militairwesen an, weil die Kriegskunst noch die meisten Fremdwörter enthält; da aber viele dieser Wörter uns mit der Sache überkommen sind, so haben wir uns schon an diese Fremdwörter gewöhnt, sind sie bei uns schon so heimisch geworden, daß wir sie uns nicht gern wieder entreissen lassen, besonders diejenigen Wörter, die wir fast täglich hören. Auch haben die Verdeutschungen dieser Wörter und Ausdrücke wenig Beifall gefunden, weil sie nicht im Sinne der Sache waren, sondern diese nur umschrieben. Auch besitzen wir schon in der Oberdeutschen Mundart eine Menge Deutscher Kriegswörter, die wir uns recht gut in der Hochdeutschen Sprache bedienen können, indem sie den Gegenstand, den sie ausdrücken sollen, vollkommen bezeichnen. Auch ist schon öfter der Vorschlag gemacht worden, diejenigen zu wählen, die den Gegenstand passend bezeichnen und dafür die Fremdwörter fahren zu lassen; allein man hat auf diese Vorschläge nicht gehört oder sie überhört, und so sind die meisten Kunstwörter und auch andere im Kriegeswesen noch aus der Fremdsprache beibehalten worden. Auch hat sich jetzt die Sucht, alle Fremdwörter zu verdeutschen, gelegt, und der große Anlauf, den man nahm, um Alles zu germanisiren und zu reformiren, hat sich nur auf eine kurze Distanz beschränkt; der Eifer ist bald erkaltet; und wenn auch dann und wann, wie es noch in diesem Jahre geschehen ist, Einer mit neuen Verdeutschungen auftritt, so nimmt man davon nicht recht Notiz, wahrscheinlich ist man durch die vielen unzweckmäßigen Verdeutschungen übersättiget worden, und findet nicht mehr Geschmack an einer Kost, die nur Hartleibigkeit verursacht; denn zum Erfinden von neuen Wörtern gehört Nachdenken und viel Sprachkenntniß, doch wenigstens, außer der Lateinischen,

ein guter Ueberblick der neueren Sprachen, nicht um von ihnen zu borgen oder zu entlehnen, sondern um sie zu vergleichen, und dadurch die Verdeutschung zu prüfen; und dann hauptsächlich eine genaue Kenntniß der Muttersprache selbst, nicht bloß der Hochdeutschen, sondern auch der Nieder- oder Plattdeutschen, der Ober- oder Süddeutschen, und der andern Dialekte, weil man hier oft dasjenige findet, was man sucht. Man muß erst die eigene Vorrathskammer genau durchsuchen, ehe man zum Nachbar geht und borgt, und so muß man nicht erst schaffen wollen, ohne vorher zu untersuchen, ob das, was man schaffen will, nicht schon geschaffen worden und nur außer Gebrauch gekommen ist; wie es mit so vielen Sachen geht, die unsere Väter benutzt haben, die wir aber nicht mehr kennen, auch mitunter nicht kennen wollen, weil wir die Arbeit des Unter- und Durchsuchens scheuen. —

Die Sprachrichtigkeit ist in jeder Sprache in so fern von Wichtigkeit, weil sie etwas Bestimmtes festsetzt, eine gewisse Stütze giebt, woran sich ein Jeder, der seine Sprache nach den Regeln studieren, sie grammatikalisch sprechen und schreiben will, halten kann; allein leider sind die meisten lebenden Europäischen Sprachen, und darunter selbst die kultivirtesten, noch nicht dahin gelangt, diese Stütze dem Lernenden zu bieten; am allerwenigsten aber unsere Muttersprache, die Deutsche; denn immer giebt es noch so viele Ausnahmen von der Regel, sowohl in den Sprachlehren, als auch in den Wörterbüchern, daß man bei dem besten Willen nur einen Weg einzuschlagen, um darauf fortzuwandeln, immer wieder auf Nebenwege getrieben wird, wo man sich selbst überlassen ist, und forschen muß, um wieder auf den rechten zu kommen. Gebraucht man ein Zeitwort mit dem Dativ oder dritten Beugungsfall, so kann man dasselbe Zeitwort auch mit dem Genitiv oder zweiten Beugungsfall gebrauchen.

Gebraucht man ein anderes mit dem zweiten Fall, so findet man, daß es auch mit dem Accusativ oder vierten Beugungsfall gebraucht wird. Man findet Zeitwörter mit doppelten Accusativen oder zweimal mit dem vierten Fall, bei denen in den Wörterbüchern angeführt wird, daß man sie auch mit dem dritten Fall der Person und dem vierten der Sache gebrauchen kann, und sie selbst richtiger gebrauchen soll, weil es der Deutschen Sprache angemessener ist, als wenn wir hier dem Lateiner folgen, der sie mit doppeltem Accusativ gebraucht. Gebraucht man sie nun, wie es eigentlich unsere Deutsche Sprache fordert, so schreien die eleganten Schriftsteller: welcher Schnitzer! wie unästhetisch! ich lehre Dir die Sprache; das kostet mir zehn Thaler ꝛc. ꝛc. Man muß also der Eleganz folgen, und Dich und wieder Dich sagen. Schon Bürger sagt in der ersten Ausgabe seiner Gedichte (Göttingen, 1789) in der Vorrede des zweiten Theils: „Wegen des schwankenden Schreibegebrauches in manchen Wörtern kann es wohl kommen, daß auch ein Schriftsteller, der seine Sprache und die Genauigkeit bis auf den Buchstaben liebt, aus Mangel an Aufmerksamkeit in Ungleichheiten verfällt (Er führt nun hier mehrere Wörter an, die er im Texte anders geschrieben haben will, als sie vorgekommen sind, und fährt dann fort). Im ersten Theile, S. 196, ist in dem Verse: Und aller Wesen Kraft ihm lehrt, das ihm weder ein Sprach- noch Druckfehler, sondern ein durch unsern großen Sprachkenner Adelung authorisirter Versuch, dem Zeitworte lehren seinen Dativ der Person wieder zu geben, den ihm unwissende Lateinische Sprachpedanterey, einer der vernünftigsten und weitreichendsten Analogien, sowohl unserer, als jeder anderen Sprache zuwider, seit Jahrhunderten entrissen und vorenthalten hat; denn hundert Jahre Unrecht ist nicht eine Stunde Recht. Zwar ist es kaum der

Mühe werth mit demjenigen zu hadern, der dennoch steif und fest auf seinem: lehre mich diesen Kunstgriff, das heißt, richtig übersetzt: belehre mich, der ich dieser Kunstgriff bin, zu halten geneigt bleibt. Es ist indessen schon genug, wenn diese Anmerkung nur so viel bewirkt, daß die unwissende Weisheit künftig kein Hohngeschrey darüber erhebt, wenn ein ächter Deutscher, stärker von der allgemeinen vernünftigen Analogie, als von der grundlosen Ausnahme angezogen, auch lehre mir diesen Kunstgriff spricht und schreibt. Der Zug hierher ist und bleibt, trotz Allem, was uns die Schulmeister hierüber einschärften, immer so mächtig, daß, wenn nur diesen erst das Maul gestopft ist, vielleicht in der nächsten Generation kein Mensch mehr, als höchstens ein Poet um des Reimes willen, noch „lehre mich" sagen wird. — So weit Bürger, der sich aber doch geirrt hat; denn die nächste Generation ist vorübergegangen und wir schreiben und sprechen immer noch: ich lehre Dich eine Sprache. Man muß hier wieder auf die oben, S. 521, angeführte Aeußerung Jean Pauls verweisen. — Seit dem Streite oder Kampfe den Gottsched, der gleichsam dictatorisch auftrat und mit Machtsprüchen die Deutsche Sprache reformiren wollte, mit seinen vielen Gegnern hatte, wagt es kein Sprachgelehrter mehr, dictatorisch aufzutreten. Selbst Adelung, der uns zuerst in Hochdeutscher Mundart mit einem großen kritischen Wörterbuche beschenkte, äußert darin nur sehr bescheiden seine Meinung über den unrichtigen Gebrauch von diesem oder jenem Zeitworte, und führt dabei Stellen aus denjenigen Schriftstellern seiner Zeit an, die es so gebrauchten; allein nie äußert er, daß man dieses oder jenes Wort auf sein ausdrückliches Gutachten so gebrauchen müsse, und sein Wörterbuch wurde mtt Beifall aufgenommen; er hatte dieserhalb keine Fehden, wie Gottsched, der Alles nach seinem

Sinne haben wollte, zu bestehen, und wenn auch gleich hier und da Einer auftrat, der sich über die Einrichtung, über so Manches in seinem Wörterbuche äußerte, so waren dieses bloß gutgemeinte Rügen, ohne in Zänkereyen auszuarten. Der Deutsche will einmal sein Recht in der Gelehrtenrepublik behaupten, etwas Aufgedrungenes nicht anzunehmen. So wollte Kaiser Sigismund zur Tilgung eines von ihm gemachten Sprachfehlers, eines Verstoßes gegen die Grammatik, das Wort Schisma durch einen Machtspruch zum Femininum machen, allein man achtete nicht darauf. Friedrich der Große mischte sich nie in die Angelegenheiten der Gelehrten, besonders der Sprachgelehrten. Er machte so viele Verstöße gegen die Deutsche Grammatik, allein nie ist es ihm eingefallen, durch ein Machtwort seine Fehler zu Sprachrichtigkeiten zu erheben. So eigensinnig die durch den allgemein herkömmlichen Brauch festgestellte Grammatik ist, so schleicht sich doch zuweilen unvermerkt eine Versündigung dagegen ein; so wurde z. B. lange das Wort Urtheil, Urthel, als Femininum gebraucht, bis es einmal einem Gelehrten einfiel, darauf aufmerksam zu machen, und so änderte man das Geschlecht. Wie viel Streit hat nicht der von dem Herren v. Archenholz zuerst gemachte Unterschied zwischen ahnen und ahnden gemacht, und dieser Unterschied wird bis jetzt noch nicht genau beobachtet, und man spricht und schreibt noch häufig ahnden, strafen, für ahnen, eine dunkle Vorempfindung haben. Einige wollen zwischen diesen beiden Wörtern gar keinen Unterschied finden, indem man voraussetzen muß, daß beide Wörter ursprünglich nur ein Wort sind, welches sich aus den ältesten Schriften und dem allgemein herrschenden Sprachgebrauche ergiebt, und nur, gleich vielen andern Wörtern, eine Verfälschung in der Rechtschreibung erlitten habe. „Es lassen sich auch beide Ideen:

Vorempfinden und Strafen (divinare und punire) sagt ein Schriftsteller, ganz gut in einem und demselben Worte vereinigen. Die erste Bedeutung des Wortes ist merken, sehen, durch die Denkkraft wahrnehmen, woraus sehr leicht die Bedeutung, das zukünftige Vorempfinden, hat entstehen können. Diese Bedeutung des Zeitwortes ahnen oder ahnden kommt von dem Altdeutschen Worte Ahn oder Anher, welches so viel als Geist ist. Aus dieser ursprünglichen Bedeutung konnte sehr leicht die zweite, strafen, entstehen. Wer strafen will, muß erst bemerkt, gesehen, wahrgenommen haben. Daß dieses keine willkührliche Erklärung ist, läßt sich aufs deutlichste aus einer andern Deutschen Redensart erweisen. Man sagt z. B. ein Einsehen in eine Sache haben, welches offenbar beide Ideen, das Bemerken und das Bestrafen, in sich schließt, und ganz correspondirend ist hier das Lateinische animadvertere; das heißt zuerst bemerken, (animum vertere in aliquam rem) Achtung geben, recht genau zusehen; es heißt aber auch strafen. Und wenn man weiß, wie Sprachen sich bilden, und in der Bildung fortgehen, so wird man aus dem Gesagten auch so viel entnehmen können, daß, wie wenig die beiden Bedeutungen der Wörter ahnen und ahnden dem ersten Anblick nach verwandt zu seyn scheinen, doch eine aus der andern fließt, und beide Ideen sich ganz gut in einem Worte vereinigen lassen. Gesetzt aber auch, beide Bedeutungen wären so heterogen, daß eine aus der andern gar nicht abgeleitet werden könnte, so würde daraus noch gar nicht folgen, daß nicht ein und dasselbe Wort beide noch so heterogene Begriffe bezeichnen könnte. Die meisten Zeitwörter in allen den bekannten kultivirten Sprachen bezeichnen mehrere und oft die heterogensten Begriffe, die entweder gar nicht aus einander zu fließen scheinen, oder deren Verwandtschaft nur durch sehr entfernte

Aehnlichkeiten ausgemittelt werden kann. Welche unzählige Sprachschwierigkeiten würden nicht entstehen, und um wie viel tausend Wörter würde nicht die Sprache unnöthiger Weise vermehrt werden, wenn man für jeden Begriff ein eigentliches Wort haben wollte. Wer die Sprache, in welcher mit ihm geredet wird, kennt, der wird auch allemal aus dem Zusammenhange der Rede denjenigen Begriff eines Zeitwortes, der ihm dadurch bezeichnet werden soll, erkennen, und dieses um so leichter, je enger die verschiedenen Bedeutungen des Worts mit einander verwandt zu seyn scheinen. Es ist unmöglich, die beiden Bedeutungen der Wörter ahnen und ahnden mit einander zu verwechseln, und doch will man die Wörter durch einen Buchstaben unterscheiden, wozu weder die Natur der Sprache, noch auch die Auctorität älterer Schriftsteller berechtiget; oder man müßte auch andere Wörter, die verschiedenartige Bedeutungen haben, in jeder Bedeutung durch die Orthographie auszeichnen, welches eine ganz neue Sprachlehre und eine buntschäckige Orthographie geben würde. Wie würde dann z. B. das Zeitwort vergeben nach seinen verschiedenen Bedeutungen aussehen. Es heißt, um die Verschiedenartigkeit seiner Begriffe recht bemerkbar zu machen, auf Französisch bald pardonner, bald conférer une charge, bald mal donner les cartes, bald empoisonner. Wenn also der Schluß richtig ist: weil Vorempfinden und Strafen so verschiedene Ideen sind, so können diese Ideen auch nicht mit einem Worte bezeichnet werden, so müßten mit dem Zeitworte vergeben etwa folgende Veränderungen vorgehen: pardonner, vergeben; conférer une charge, eine Stelle vergäben; mal donner les cartes, die Karten vergehben; empoisonner, mit Gift vergähben, und das müßten dann nach der Schreibart vier verschiedene Zeitwörter seyn. Dieses sehe zwar

willkührlich aus, aber doch nicht willkührlicher, als die Behauptung, daß Ahnen von Ahnden aus dem Grunde verschieden sey, weil die Begriffe Vorempfinden u. Strafen schon von einander verschieden sind." — Dergleichen Aufsätze, bloß die Sprachrichtigkeit der Wörter ahnen und ahnden betreffend, sind zu Ende des verwichenen und am Anfange dieses Jahrhunderts mehrere erschienen, ja man hielt in einigen Aufsätzen die Verwechselung dieser Wörter in Schriften von ausgezeichneten Schriftstellern für ganz unverzeihlich; in anderen wird vorgeschlagen, den richtigen Gebrauch dieser Wörter aus den landesherrlichen Verordnungen und Gesetzen herzunehmen, wobei sich wieder Andere entgegensetzten und diese Verordnungen und Gesetze für keine Auctorität in Sprachangelegenheiten, überhaupt in gelehrten Sachen erkennen wollten; und so stritt man sich um diese beiden Wörter lange Zeit. Der Streit darüber in öffentlichen Blättern hat längst aufgehört, wenigstens seit zwanzig Jahren; allein der Gebrauch der Wörter ist dadurch nicht entschieden worden, man gebraucht noch eben so wohl ahnden für ahnen, als früher, und so geht es mit einer Menge von andern, sowohl Nenn- als Zeitwörtern. Auch die Ausdrücke: Aus der Hand und unter der Hand verkaufen, die man oft in gerichtlichen Aufsätzen und Ediktalladungen, in Auctionsanzeigen ꝛc. findet, werden oft sehr sprachunrichtig gebraucht; denn beide Ausdrücke sind wesentlich verschieden. Aus der Hand verkaufen, heißt, Jemanden eine Sache mittelst Privatcontractes verkaufen, ohne daß es gerichtlich oder mittelst öffentlicher Auction, sub hasta, geschieht; es will hier so viel sagen, als von einer Hand in die andere, gleichsam freundschaftlich durch Uebereinkunft, gehen; daher auch der Ausdruck Hand muß Hand gewähren, weil die Hand von jeher bei den Griechen, Römern und bei unsern Vorfahren als

ein Symbol der Treue betrachtet wurde; denn bei unsern Vorfahren, den alten Deutschen, galt der Handschlag als Zeichen des Ernstes und der Vollständigkeit des Handels, und noch jetzt wird er bei den Landleuten und Kleinstädtern als solches betrachtet, obgleich zur Gültigkeit des Handels nicht wesentlich erfordert. Daher entstand wahrscheinlich der Ausdruck: aus der Hand, das heißt, mittelst Handschlages verkaufen. Unter der Hand verkaufen heißt, etwas heimlich verkaufen, gleichsam mit bedeckter Hand. Und ein Schriftsteller bemerkt hier sehr richtig, daß es so viel bedeute, daß Niemand von dem Handel Wissenschaft habe, als die Contrahirenden, die dabei ihre Gründe um ihn zu verheimlichen haben. Die Italiener gebrauchen sotto mano auf gleiche Weise für segretamente; auch die Franzosen sous main für secrétement, und so gebraucht man es auch im Deutschen. Daher sagt man: Sich unter der Hand nach einer Sache erkundigen, sich in geheim erkundigen; sich unter der Hand die Wahrheit sagen, in geheim, unter vier Augen. Es ist also ganz der Wortbedeutung, so wie der Sache entgegen, wenn es in einer Vorladung heißt: Alle diejenigen ꝛc., die an dem, N. N. unter der Hand verkauften sub No. catastrirten Wohnhause Ansprüche zu machen haben, werden auf Ansuchen des Käufers N. (der doch heimlich gekauft haben will) vorgeladen, sich zu melden und ihre Ansprüche geltend zu machen. — So giebt es nun eine Menge von Sprachunrichtigkeiten in unserer Sprache, die, ohne daß man darüber weiter nachdenkt, für richtig passiren, und dagegen wieder viele Sprachrichtigkeiten, die für Unrichtigkeiten gehalten werden, weil sie der einmal eingeführte Gebrauch anders zu stellen beliebt hat. Ueberhaupt sind die Gewohnheit und das Herkommen dem Deutschen ein Gesetz, von welchem er sich nicht gern entfernt. Wenn

daher ein Wort, ein Ausdruck in der Sprache einmal angenommen und zur Gewohnheit geworden ist, so hat er auch das Bürgerrecht erhalten, und ist so leicht durch alle Beweise der Unrichtigkeit nicht wieder daraus zu verdrängen, wenigstens doch sehr schwer; man wird immer noch Wiederholungen bei diesem oder jenem Schriftsteller finden, und dieses bloß, weil er einmal daran gewöhnt ist und sich von dieser Gewohnheit nicht losmachen kann. Es geht daher jeder Schriftsteller im Deutschen, wenn er auch die Grammatik im Allgemeinen berücksichtiget, seinen eigenen Weg; dieserhalb findet man auch die große Verschiedenheit in der Orthographie oder Rechtschreibung bei den Deutschen; daher wird ein Wort bald mit aa, ee, h, i, ck, ll ꝛc. geschrieben, bald nur mit einem a, e, ohne h, y, k, c, l ꝛc., wie man es gerade für gut findet. Man schreibt also Haase und Hase, Scheere und Schere, Gluth, Fluth, und Glut, Flut, sein und seyn, Polizei und Polizey, Taback und Tabak, Kontrakt und Contract, Schall und Schal, Ball und Bal, schwül und schwüll ꝛc., und so wie man hier in der Rechtschreibung willkührlich verfährt und keine Regel achtet, so verfährt man auch bei der Wortforschung und Wortfügung; man nimmt die Grammatik zum Grunde, geht aber seinen eigenen Weg.

Sprachrohr, Tuba stentorea s. stentorophonica, ein Rohr, vermöge welches man die Stimme verstärken, oder wodurch man die Sprache bis zu einer gewissen Entfernung senden kann, wenn man durch solches redet oder spricht. Wer der eigentliche Erfinder des Sprachrohres ist, läßt sich nicht mit Gewißheit ermitteln. Die Engländer eignen sich diese Erfindung zu. Samuel Morland soll es bei ihnen ums Jahr 1670 erfunden haben. Die Italiener schreiben diese Erfindung dem Pater Athanasius Kircher zu; und da dieser des Sprachrohrs schon 1630 erwähnt,

also vierzig Jahre früher, als es Morland erfunden haben soll, und davon in seiner Musurgie und Phonurgie handelt, so ist diese Erfindung den Engländern zwar nicht gerade zu abzusprechen, da sie auch, ohne von Kirchers erwähntem Sprachrohre etwas gewußt zu haben, darauf gefallen seyn können, aber die Ersten sind sie nicht, und diese Ehre würde demnach einem Deutschen zu kommen; denn wenn gleich Kircher lange Zeit in Italien lebte und zu Rom lehrte, so war er doch ein Deutscher, den nur der dreißigjährige Krieg aus seinem Vaterlande zuerst nach Frankreich und dann nach Italien trieb. Mit Gewißheit läßt sich zwar auch nicht bestimmen, ob Kircher der Erfinder dieses Instruments ist; allein Caspar Schott bezeuget, daß er bei demselben zuerst ein Sprachrohr gesehen habe. Verbesserer der Sprachröhre waren: Ciampini in Rom, Cassegrain in Frankreich, und Sturm und Hase in Deutschland. Letzterer setzte ein elliptisches und paraboliſches Stück zusammen. Nach Lambert sind die kegelförmigen Sprachröhre, die er selbst erfunden hat, die besten. Uebrigens ist das Sprachrohr keine Erfindung der neueren Zeit; denn schon Alexander der Große bediente sich nach einem alten Manuscripte des Aristoteles, woraus Kircher die Beschreibung genommen, des Sprachrohres im Kriege seine Soldaten zu kommandiren. Dieses Horn hatte fünf Ellen im Diameter und man hörte dadurch das Soldatenkommando gegen hundert Stadien weit. — Die Einrichtung und Verfertigung der Sprachröhre gründet sich auf die Theorie des Schalles. Sie müssen daher eine solche Gestalt haben, daß sie die an ihren inneren Wänden anstoßenden Schallstrahlen, die sonst divergirend fortlaufen würden, so zurückwerfen, daß sie in paralleler Richtung mit einander fortlaufen. Die Gestalt des Sprachrohres ist verschieden; allein alle

müssen darin übereinkommen, daß sie lang sind und sich nach dem anderen Ende sehr erweitern; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß der Schall, welcher sich durch eine lange Röhre bewegt, bei seinem Ausgange jederzeit stärker werde, als er im Eingange war, weil durch die Reflexion an der Seite der Röhre mehrere Lufttheile in eine solche Bewegung gesetzt werden, als zur Hervorbringung des Schalles erfordert wird. Hieraus folgt nun, daß wenn die Röhre in der Weite immer zunimmt, sich auch immer mehr und mehr Luft durch die Reflexion in Bewegung bringen lasse, weil in einem weiten Raume mehr Luft, als in einem engen vorhanden sey, und daher mehr Lufttheile an verschiedenen Orten anschlagen und davon reflektirt werden können. Man war erst gar nicht darüber einig, welche Gestalt das Sprachrohr haben müsse, wenn es die Stimme oder den Schall am meisten verstärken soll. Einige behaupten, daß dazu eine gleichseitige Hyperbel zwischen den Asymptonen sich am besten schicke; Andere dagegen, die ihre Beweise auf die Erfahrung gründen, wollen, daß die Weite durchaus, wie oben angeführt worden, zunehmen müsse; auch müsse das Rohr nicht aus Stücken zusammengesetzt werden, sondern durchaus in einer Weite zunehmen. Am besten soll die Wirkung bei denjenigen Röhren seyn, welche im horizontalen Durchschnitte zirkelrund sind; nach der Länge können sie aber verschiedene Gestalten annehmen. Nach Lambert soll die beste Gestalt, die man einem Sprachrohre geben kann, diejenige eines abgestumpften Kegels seyn, welches ihm die Erfahrung bewiesen hat. — Die Materie, woraus die Sprachröhre angefertiget werden, muß hart seyn, aber nicht in einem zu hohen Grade elastisch; denn wenn gleich elastische Sprachröhre den Schall am meisten verstärken, so verliert er aber, wenn es artikulirte Töne sind, zuviel an seiner Deutlichkeit. Uebri-

gens kommen die Sprachtöne nie so rein wieder aus dem Sprachrohre heraus, als man sie hineinsprach oder schrie; sie nehmen einen fremden Klang an, welches man der Materie zuschreibt, woraus das Sprachrohr besteht; denn da viele Luft mit einmal in die Röhre stößt, so nimmt auch die Stimme von dem Klange der Röhre etwas an, und daher kommen die Töne nie deutlich genug heraus, sondern lassen immer noch etwas zu rathen übrig, wenn es mehrere Worte sind, die man durch das Sprachrohr fortschickt. — Das Sprachrohr, welches Kircher als einen Gehörtrichter in dem Nebenzimmer seines Schlafgemachs anbrachte, war eine große und sehr lange Blechröhre von verzinntem Eisenbleche, welche er dergestalt von dem Zimmer aus führte, daß die weite Oeffnung des Trichters in den Garten des Jesuitercollegii ging, und die kleine gerade Röhre sich in seiner Schlafstube endigte. Wenn ihn nun der Pförtner zu Jemanden, der ihn sprechen wollte, hinausrief, so ersparte sich dieser das Treppensteigen, indem er bloß in die weite Trichtermündung redete, und dem studirenden Jesuiten das Nöthige meldete. Daß bei den Sprachröhren, wenn sie von einer gewissen Höhe hinabgeleitet werden, sich die Deutlichkeit der hineingesprochenen Worte verliert, gewahrt man bei den Instrumenten dieser Art, die an den Thürmen angebracht worden sind, und wodurch der Thürmer oder Thurmwart bei Feuersbrünsten in den großen Städten es den unten harrenden Feuermännern des Sprengels oder Revieres anzeigt, in welcher Gegend der Stadt oder des Weichbildes derselben das Feuer ist, da die Worte nur sehr undeutlich herauskommen, welches zum Theil auch an dem Einsprecher liegen kann, wenn solcher die Worte nicht deutlich oder vernehmlich genug hinein spricht oder schreit; denn gut artikulirt müssen die Sprachtöne der Röhre gegeben werden, weil sie sonst nicht von derselben gut wieder

gegeben werden können; denn hastig gesprochene und daher unverständliche Worte dem Sprachrohre übergeben, können von demselben auch nur eben so unverständlich, ja sie müssen noch unverständlicher wieder gegeben werden, weil das Anprallen des Schalles an die Wände der Röhre etwas von dem dadurch erzeugten Tone mitnimmt.

Um sich einen deutlichen Begriff von einem Sprachrohre zu machen, so nehme man an, daß Jemand eine Oeffnung einer engen Röhre an den Mund setzt und ein Anderer das Ohr vor die andere Oeffnung hält; wenn nun der Erstere leise redet, so kann der Andere ihn deutlich verstehen, wenn auch gleich die Röhre mehrere Fuß lang ist. Wenn in A, Fig. 8911, ganz leise geredet würde, und ein Ohr in D weit genug entfernt, auch keine solche Röhre dazwischen wäre, so würde man in D vielleicht gar nichts davon hören, weil zu wenig schallende Strahlen bis nach D gelangen. Die Strahlen AB und AC und unzählige andere würden z. B. nach ihren ersten Richtungen immer fortgehen und niemals nach D gelangen. In der Röhre aber werden diese Strahlen zu wiederholten Malen reflectirt, und gelangen endlich fast alle nach D, daher man in D vermittelst einer solchen Röhre deutlich hören kann, was in A leise geredet wird. Wenn aber das Ohr nicht dichte vor D gehalten würde, sondern etwas in G wäre, so würde die Röhre wenig zur Fortpflanzung des Schalls bis zu dem Ohre beitragen; denn die Strahlen würden sich nun in D ausbreiten, nach E u. F und unzähligen anderen Richtungen. Gäbe man hingegen dem Rohre eine geschickte Gestalt von der Art, daß die Strahlen zuletzt alle parallel oder beinahe parallel aus ihm herausgingen, Fig. 8912, so würde es dienen, den Schall auch in einer noch größeren Entfernung dem Ohre zuzuführen. Man hat auch geglaubt, daß die Wirkung eines Sprachrohrs

zugleich mit darin bestehe, daß es eine größere Menge Luft dadurch erschüttere, daß es selbst durch den hineingebrachten Schall in eine schwingende Bewegung gesetzt werde; es würde also am besten seyn, dasselbe aus sehr elastischen Materien zu verfertigen. Indessen ist auf der andern Seite, wie auch schon oben erwähnt worden, wieder zu bedenken, daß wenn gleich ein solches Sprachrohr einen starken Schall macht, es auch zugleich die hineingerufenen Worte dadurch undeutlich machen muß; und solcher Gestalt würde man also in Ansehung der Deutlichkeit mehr bei unelastischen Materien gewinnen, und die Wirkung des Sprachrohrs mehr von seiner Gestalt, als von seiner Materie abhangen. Wie schon oben bemerkt worden, soll man durch Zusammensetzung eines elliptischen und paraboliſchen Stückes ein gutes Sprachrohr zusammensetzen, und nach Cassegrain soll das Sprachrohr von hyperbolischer Gestalt die beste Bildung haben, wenn besonders die Axe desselben die Asymptote dieser Hyperbel ist; allein Lambert, wie auch schon oben angeführt worden, will dieses durchaus nicht zugeben, sondern er bewies durch eigene Experimente mit Sprachröhren, daß die kegelförmige Gestalt desselben den Vorzug habe.

Wozu man eigentlich die Sprachröhre braucht, ist bekannt genug; daß man sie auch bei der Telegraphie benutzen kann, ist schon unter Schall, Th. 140, S. 102 angeführt worden. Im Hannöverschen Magazin vom Jahre 1791 macht Jemand den Vorschlag sich des Sprachrohrs auch bei nächtlichen Einbrüchen als Schutzmittel zu bedienen. Man soll das Sprachrohr im Obertheile des Hauses, etwa auf dem Boden, wenn dieser Bodenfenster oder Luken hat, so anbringen, daß man sich desselben leicht bedienen kann, um damit seinen Nachbar zu wecken, wenn Einem Gefahr droht, daß Diebe einbrechen. Es wird in diesem Vorschlage Jedem überlassen, wo er das

Sprachrohr in seinem Hause oder seiner Wohnung anbringen will, nur muß es immer so geschehen, daß man leicht dazu kommen kann, und es nicht von Dieben oder sonst Jemanden, der es leicht zerstören könnte, bemerkt wird. Sowohl dem Städter, als demjenigen, welcher bei der Stadt wohnt, ist dieses leichte Mittel zu empfehlen, besonders aber demjenigen, welcher unsicher wohnt. Er muß dann seine nächsten Nachbarn mit seinem Sprachrohre bekannt machen; darauf zum öftern am Tage sich hören lassen, damit man die Einrichtung und Wirkung desselben kennen lerne. Dieses wird sich bei den Nachbarn schnell verbreiten, und wenn dann ein Hülfruf in der Nacht kommt, so werden sie gleich zur Hülfe bereit seyn; auch selbst die Diebe werden, wenn sie es hören sollten, schnell entfliehen. Hier ist nun der einzige Fall, daß dieses Rohr nicht gebraucht werden könnte, wenn der Einbruch schon geschehen und der Eigenthümer mit den Seinigen schon von Dieben umringt wäre und nicht mehr zu seinem Sprachrohre kommen könnte; indessen ist dieses doch nur selten der Fall, daß nicht Einer aus der Familie zu demselben sollte gelangen können. Schläft z. B. der Eigenthümer des Hauses oder der Wohnung oben im Hause, und er vernimmt, daß die Diebe unten beschäftiget sind; oder umgekehrt, schläft er unten, jedoch so, daß die Diebe ihren Zweck, ohne Jemanden weiter zu stören, doch erreichen können; dann kann derselbe aus einem Fenster entkommen, mithin in beiden Fällen die Freiheit gewinnen, um von dem Sprachrohre Gebrauch zu machen und dadurch die gefährlichen Gäste aus seinem Hause zu entfernen.

Sprachschatz, der Reichthum einer Sprache an Wörtern. Unter allen Sprachen ist unsere Muttersprache, die Deutsche, am reichsten, wie auch schon, unter Sprache und Sprachkunst, und Sprache (Deutsche), Th. 160, angeführt worden ist. Sie

hat einen Vorrath von Wörtern für alle Lebensverhältnisse, für alle körperliche und geistige Genüsse, und besonders für die Galanterie. In keiner Sprache kann man wohl den Frauen und Jungfrauen mehr Lieblichkeiten, mehr schöne bedeutungsvolle Worte sagen, als in der Deutschen, und dieses Alles mit ihrem eigenen Geschlechte oder vielmehr in ihrem eigenen Geschlechte, das heißt, diese Wörter sind auch zugleich weiblichen Geschlechts. Petersen sagt im Morgenblatte vom Jahre 1807, Nr. 156: „Durchgeht man die lange Reihe der Wörter, womit der Deutsche Tugenden, sittliche, geistige und sinnliche Vollkommenheiten und Vorzüge, ja selbst erwünschte Gemüthszustände bezeichnet, so stößt man auf eine Bemerkung, die uns nicht unbedeutend seyn darf. Diese Benennungen sind nämlich, bei weitem dem größten Theile nach, weiblichen Geschlechts. Als Beweise hiervon nur folgende Wörter: die Andacht, Annehmlichkeit, Anmuth, Artigkeit, Aufrichtigkeit, Barmherzigkeitt, Bedachtsamkeit, Begeisterung, Bescheidenheit, Besonnenheit, Betriebsamkeit, Beständigkeit, Bildung, Billigkeit, Dankbarkeit, Demuth, Ehrerbietung, Emsigkeit, Ehrfurcht, Enthaltsamkeit, Entschlossenheit, Erkenntlichkeit, Erkenntniß, Entzückung, Freundlichkeit, Freundschaft, Freigebigkeit, Frömmigkeit, Geduld, Geistesgegenwart, Gelassenheit, Gerechtigkeit, Gewogenheit, Gnade, Gottesfurcht, Gottseligkeit, Großmuth, Güte, Heiterkeit, Hochachtung, Hoffnung, Höflichkeit, Hoheit, Holdseligkeit, Huld, Klugheit, Kraft, Langmuth, Leutseligkeit, Liebe, Lieblichkeit, Mäßigkeit, Milde, Mildthätigkeit, Nachgiebigkeit, Offenherzigkeit, Rechtschaffenheit, Redlichkeit, Sanftmuth, Schamhaftigkeit, Seligkeit, Sorgsamkeit, Sparsamkeit, Tapferkeit, Treue, Tugend, Unschuld, Urtheilskraft, Vernunft, Verschwiegenheit, Verträglichkeit, Vollkommenheit, Wohlverständigkeit, Wohlthätigkeit, Wonne, Würde,

Zärtlichkeit, Züchtigkeit, Zuverläßigkeit. — Dagegen ist die Zahl der Wörter aus demselben Bedeutungskreise, welche männlichen Geschlechtes sind, nur sehr geringe, wie: der Anstand, Fleiß, Gehorsam, Liebreiz, Muth, Scharfsinn, Tiefsinn, Verstand, Witz und noch einige andere. Es sind aber auch, außer dem Liebreize, lauter männliche Eigenschaften, welche der männlichen Natur zukommen, in derselben gegründet sind; da die vorangehenden größtentheils rein der weiblichen Natur zukommen, wenn man davon die Kraft, Urtheilskraft, Verschwiegenheit, Tapferkeit ꝛc. ausnimmt. Indessen ist der Deutsche in dieser seiner Sprachartigkeit nicht folgrecht geblieben; denn er hat mittelst der Endsylben ey, heit, keit und anderer wieder eine übergroße Anzahl oder Folge von Wörtern gebildet, die alle weiblichen Geschlechts sind, und die tadelhafte, widrige, verhaßte oder scheußliche Dinge bezeichnen. Aus dieser großen Anzahl mögen nur folgende hier einen Platz finden: die Arglist, Aufgeblasenheit, Augendienerey, Bosheit, Eigennützigkeit, Entrüstung, Erbitterung, Faulheit, Filzigkeit, Flatterhaftigkeit, Frechheit, Gaukelhaftigkeit, Gottesvergessenheit, Grausamkeit, Habgier, Halsstarrigkeit, Hartnäckigkeit, Knickerhaftigkeit, Liederlichkeit, Mordsucht, Rachsucht, Raubsucht, Roheit, Schwatzhaftigkeit, Schwelgerey, Teufelhaftigkeit, Thorheit, Tobsucht, Treulosigkeit, Tücke, Verschmitztheit, Völlerey, Waschhaftigkeit, Zanksucht ꝛc. ꝛc. Allein er hat zum Gegenstücke auch die Männer nicht verschont, und eine Menge böser Begierden, Gebrechen, Laster und beklagenswerther Gemüthszustände sind männlichen Geschlechts. Hier folgende: der Aberglaube, Abscheu, Argwohn, Eigensinn, Frevel, Geiz, Grimm, Groll, Haß, Kaltsinn, Leichtsinn, Neid, Selbstbetrug, Starrsinn, Stolz, Trotz, Ueberdruß, Verdruß, Wahnsinn, Zorn ꝛc. ꝛc. Wenn gleich auch dem weiblichen Geschlechte sein

Theil an den Untugenden, wir wir oben gesehen haben, zugemessen ist, so bleibt doch die Eigenschaft unserer Sprache, das Weibliche überall durch einen Vorrang und eine gewisse beigesellte Zartheit oder Rührung auszuzeichnen, unverkennbar. Man nehme z. B. das Wort Muth, und setze es, als zum männlichen Geschlechte gehörend, mit einem anderen zusammen, so drückt das Ganze fast immer eine sittliche oder physische Unvollkommenheit aus, wie: der Hochmuth, Kleinmuth, Mißmuth, Unmuth, Uebermuth, Wankelmuth ꝛc. Bei Kleinmuth denken wir uns das unmännliche Verzagen bei Widerwärtigkeiten, so wie bei Wankelmuth die tadelhafte Unbeständigkeit des Gemüths. Von dieser hier angenommenen Regel machen die Wörter: der Edelmuth und der Gleichmuth eine Ausnahme, jenes bezeichnet sittliche Größe in der Denk- und Handlungsart, dieses die Unveränderlichkeit in einer bestimmten würdigen Fassung des Gemüths. Muth hingegen durch die Verbindung mit einem anderen Worte im weiblichen Geschlechte, erweckt wieder eine andere Vorstellung, als die von gefälligen, anziehenden, achtungswerthen, tugendlichen Eigenschaften oder rührenden und theilnehmenden Gemüthszuständen. Dieses setzen außer Zweifel die schönen Worte: die Anmuth, die Demuth, die Großmuth, die Langmuth, die Sanftmuth, die Schwermuth, die Wehmuth. Wer diese genannten Wörter in anderen als in den angegebenen Beziehungen gebraucht, ist nicht als ein besonderer Sprachkenner zu betrachten. Noch ein anderer Beweis von der feinen Benehmungsart unserer Sprache ist das Wort Abscheu; es ist von dem Zeitworte scheuen abgeleitet und sollte weiblichen Geschlechts seyn, wie seine Geschwister: die Wasserscheu, Gefahrscheu, Arbeitsscheu ꝛc.; allein der Sprachgebrauch ist hier durchgedrungen; er sagt: der Abscheu, gleichsam als sollte und könnte

der zurückstoßende Gegensatz des Gefallens nicht weiblichen Geschlechtes seyn." — Alle Wörter, die ein Amt, eine Würde in sich begreifen, und sich auf thum endigen, hat der Deutsche größtentheils zu dem sächlichen Geschlechte verwiesen, wahrscheinlich auch aus Galanterie, weil viele der hohen Aemter und Würden auch von Frauen bekleidet werden können, und auch bekleidet werden. Der Reichthum an diesen Wörtern mit der Endigung thum ist zwar nicht groß, aber auch nicht ganz unbedeutend, wenn man alle diejenigen Wörter hinzu zählt, die jetzt als veraltet betrachtet werden müssen, wie das Herrthum, die Herrlichkeit, Majestät; das Magdthum, die Jungferschaft; das Plapperthum, die Schwatzhaftigkeit; das Süßthum, die Süßigkeit; das Todesthum, die Sterblichkeit; das Wißthum, die Weisheit ꝛc. Noch gebräuchlich sind: das Kaiserthum, Königsthum, Herzogthum, Fürstenthum; Alterthum, Bißthum, Burggrafthum, Christenthum, Eigenthum, Heermeisterthum, Heidenthum, Heiligthum, Judenthum, Lutherthum, Menschenthum, Pabstthum, Pfaffen- oder Priesterthum, Sprachthum, Weltthum ꝛc. Mehrere, die sich nicht auf Würden ꝛc. beziehen, sind männlichen Geschlechts, wie der Beweisthum, Irrthum, Reichthum, Wachsthum ꝛc. Dieses ist nur ein kleiner Beitrag aus dem großen Reichthume unserer Sprache in allen Lebensverhältnissen und mit Berücksichtigung der männlichen und weiblichen Tugenden, aller Eigenschaften und Neigungen ꝛc. Nun durchlaufe man die übrigen Wortklassen in der Einheit und in der Zusammensetzung, um diesen Schatz gegen andere Sprachen zu entdecken; denn die Bildung der Wörter durch Zusammensetzung geht ins Unendliche; denn es ist fast kein Stammwort, das sich nicht durch Anhängung von Bildungssylben, als auch durch für sich bestehende Wörter vervielfältigen ließe und neuen Wörtern da-

durch das Daseyn gäbe, wie durch die Bildungssylben heit, keit, sal, thum, schaft ꝛc., wie Freiheit, Gleichheit, Blindheit, Dummheit ꝛc.; Aufrichtigkeit, Munterkeit, Herzlichkeit, Fröhlichkeit ꝛc.; Trübsal, Drangsal ꝛc.; Besitzthum, Heiligthum, Reichthum ꝛc.; Freundschaft, Feindschaft ꝛc.; dann durch Anhängung von selbstständigen Nennwörtern, wie: Stückfaß, Werkschuh, Sportelkasse, Gitterthur, Thorweg, Vogelbauer ꝛc. ꝛc. Dieses Alles sind nur Einzelnheiten des Wörterreichthums in der Hochdeutschen Sprache. Man sehe übrigens die Sprachlehren von Adelung, Moritz, Heinsius und Anderen; dann die Wörterbücher von Adelung und Campe über den Deutschen Sprachschatz nach, da hier der Ort nicht ist, ein ausführliches Register von den Deutschen Stamm- und abstammenden Wörtern zu geben.

Sprachscheere, s. unter Sprachmaschine.

Sprachschnitzer, s. Sprachfehler.

Sprachthum, Sprachmacht, das Ganze einer Sprache, deren Reichthum an Wörtern, Ausdrücken, Regeln ꝛc. Kurz, der Inbegriff alles dessen, was zu einer Sprache gehört, was ihr Wesen ausmacht.

Sprachtrichter, eine Art von kleinem Sprachrohre, dessen sich Harthörige bedienen. Der Obertheil oder die Mündung des einen Endes hat die Gestalt eines Trichters; dieser Trichter bleibt nach außen gekehrt, wenn er angewendet werden soll. Der Schwerhörende setzt nämlich die Röhre an das Ohr und der Sprecher schreit durch den Trichter die Worte hinein, so daß sie dem Tauben verständlich werden. Man hat dergleichen Sprachtrichter von Eisenblech, auch von Messing. Die Röhre eines solchen Sprachtrichters ist ungefähr vier bis sechs Zoll lang, und der Trichter selbst vier bis fünf Zoll in der Breite oder Weite, und ungefähr

drei Zoll in der Höhe. Harthörige tragen dieses Instrument bei sich, wenn sie in Gesellschaft oder sonst an Orte gehen, wo sie zu hören haben.

Sprachverbesserer, Sprachreiniger, Purist, ein Gelehrter, der sich mit der Reinigung einer Sprache von allen Fremdwörtern, fehlerhaften Wörtern und Ausdrücken, überhaupt von allen Unrichtigkeiten beschäftiget. Gewöhnlich sind es Sprachgelehrte, die sich damit beschäftigen. Wenn die Verbesserungen von der Art sind, daß sie der Sprache wirklich zum Nutzen gereichen, und nicht bloß aus der Ursache unternommen werden, um bloß neue Wörter zu schaffen und sich dadnrch einen Namen zn machen, damit zu glänzen, oder bloß aus Neuerungssucht, so geschieht dadurch einer Sprache ein großer Gewinn. Denn nichts kann die Eleganz und den Fluß einer Sprache erhöhen, als wenn sie so viel, als möglich, rein von allen Fremdwörtern, von allen unpassenden und schleppenden Ausdrücken, kurz, von allem unnützen Sprachballaste gemacht wird. Daß dieses keine kleine Sache ist, besonders bei unserer Deutschen Sprache, ist schon oben, unter Sprachfehler und Sprachrichtigkeit gezeigt worden. Moritz Pauli sagt: „Nichts beschränkt verhältnißmäßig den Reichthum einer Sprache, als willkührliche Bemengung derselben mit ausländischen, vorzüglich einsylbigen Wörtern; dagegen muß die Verdrängung derselben durch richtig gebildete Deutsche Wörter zur Bereicherung der Sprache viel beitragen.“ Indessen ist es doch nöthig, ehe man neue Worter bildet, ehe man Fremdwörter naturalisirt, erst den eigenen Sprachschatz genau durchzusehen, ob man darin nicht schon passende Wörter findet, welche die Fremdwörter recht gut ersetzen können, ohne neue zu bilden; denn wie schon unter Sprache und Sprachkunst, und unter Sprache (Deutsche), Th. 160, und oben an verschiedenen Orten angeführt worden,

besitzt unsere, die Deutsche, Sprache einen Reichthum an Wörtern, dessen sich keine Sprache in der Welt, die Chinesische nicht ausgenommen, rühmen kann. Es versteht sich, daß man hier die verschiedenen Deutschen Mundarten zusammennehmen muß, um diesen Schatz zu finden. Aus der Nieder- oder Platt- und aus der Oberdeutschen, aus der Sächsischen und aus der aus allen den genannten Mundarten zusammengesetzten Hochdeutschen Sprache, die verschiedenen Nebendialekte nicht zu rechnen, worin noch so manches zweckmäßige Wort steckt, welches in der Hochdeutschen Sprache gebraucht werden und manches Fremdwort ersetzen könnte. Es gehört also dazu ein tüchtiger Sprachforscher, der nicht nur die Natur und das Alterthum seiner Muttersprache sorgfältig untersucht und alle Mundarten derselben genau studirt hat, sondern der auch in den Fremdsprachen gut bewandert ist und Vergleichungen gehörig anzustellen weiß. Er muß sich aber durch das Vergleichen nicht zu weit führen lassen und Aehnlichkeiten erblicken oder entdecken, die kein Anderer darin findet, wie es schon so vielen Sprachforschern gegangen ist, daß sie der Eifer zu weit geführt, und sie Wörter für gleichbedeutend und ähnlich gefunden haben, die auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit einander hatten.

Sprachverein, Sprachgesellschaft, ein Verein von Gelehrten, welcher zur Ausbildung seiner Muttersprache zusammengetreten ist, das heißt, um sie von Fremdwörtern und fremden Ausdrücken zu reinigen; dagegen passende neuere aus der Volkssprache zu wählen, schwankende Regeln in der Grammatik festzustellen, und überhaupt sie weiter fortzubilden. Dergleichen Vereine gab es schon zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, und wenn sie sich auch nicht ausschließlich mit der Sprache beschäftigten, sondern auch die Beredsamkeit und Dichtkunst mit in ihren Kreis zogen,

und diese so eigentlich Hauptsache waren, so blieb doch auch die Sprache nicht unberücksichtiget. Ein Mehreres über diese Gesellschaften sehe man unter Orden, Th. 105, S. 284 u. f., nach. — In Berlin, und so auch an andern Orten in Deutschland, haben sich nach dem Befreiungskriege in diesem Jahrhunderte Deutsche Sprachvereine oder Sprachgesellschaften gebildet, welche die Absicht haben, die Deutsche Sprache von allen Fremdwörtern zu reinigen, ihre Regeln gehörig zu befestigen und eine gleichförmige Orthographie einzuführen. Die Berliner Gesellschaft der Deutschen Sprache, die keinen festen Versammlungsort hat, hält auch Vorlesungen über Gegenstände der Deutschen Sprachkunde und Literatur. Sie hat verschiedene Beamten und Gesetze, nach welchen bei den Vorträgen und sonstigen Arbeiten verfahren wird. — Ob Sprachvereine, Sprachgesellschaften wirklich den Nutzen stiften, den das Publikum mit Recht von ihnen erwarten könnte, ist sehr zu bezweifeln; denn wenn auch der Vorsatz derjenigen Wissenschafter, welche eine dergleichen Gesellschaft stiften, aus einer wahren Begeisterung für die Sache geflossen ist, so ist doch der Gegenstand selbst etwas sehr trocken, und wenn daher nicht alle Mitglieder einen gleichen Enthusiasmus für die Sache fühlen, so erkaltet sehr bald der Eifer, selbst derjenigen, die am thätigsten wirkten. Dieses haben wir auch bei den in dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts gestifteten Deutschen Sprachvereinen gesehen, daß nicht nur häufige Streitigkeiten, die bei Gegenständen, wie die Sprache einer ist, unvermeidlich sind, unter den Mitgliedern Statt fanden, wodurch mehrere Mitglieder wieder aus dem Verbande traten, sondern auch der Eifer im Reinigen und Anbauen der Sprache in eben dem Grade nachließ, wie er anfangs dafür gewesen war. Dieses ist nicht bloß ein Fehler dieser

Vereine, sondern auch anderer ähnlicher; immer erkaltet der Eifer zu einer Zeit, wo man den ausgestreuten Saamen aufgehen zu sehen und bald reife Früchte zu erndten hoffte. Eine Sprache wird daher weniger durch Vereine, als durch das gemeinsame Bestreben aller Sprachgelehrten und aller Schriftsteller der Nation auf dieselbe zu wachen und sie so viel, als möglich, rein zu sprechen und zu schreiben ausgebildet. Ueberhaupt muß auf die Reinheit der Unterhaltungs- und Büchersprache geachtet werden, wozu zweckmäßige Aufsätze über Sprache u. Sprachwissenschaft in einem geeigneten öffentlichen Blatte, einer viel gelesenen Zeitschrift die größten Dienste leisten, mehr als alle Vereine nur leisten können, welche ihre Abhandlungen jährlich drucken lassen und sie Theilweise herausgeben, wo es denn Jedem überlassen bleibt, sie nach den Zeitungsanzeigen zu kaufen; statt daß zweckmäßige, nicht zu pedantisch und schulmeisterisch abgefaßte Aufsätze in Zeitschriften eingerückt, auch von denjenigen gelesen werden, welche den Sprachwissenschaften mehr ab- als zugeneigt sind; denn daß uns Schriften über Sprachen in der Regel kalt lassen, nicht ansprechen, liegt in der hölzernen Art ihres Vortrages, an dem schleppenden in das Weite gezogenen Styl, und der oft langweiligen, zum Einschlafen geeigneten Untersuchungen der Sprachgegenstände.

Sprachvogel, nennt man diejenigen Vögel, welche Wörter sprechen lernen, einige Wörter artikuliren, wenn auch nicht so rein und deutlich wie die Sprach- und Stimmwerkzeuge des Menschen sie hervorbringen; indessen doch so, daß man sie versteht. Zu diesen Vögeln gehören der Papagey, der Rabe, der Staar, die Elster ꝛc. ꝛc. Man sehe diese Vögel selbst in der Encyklopädie nach. — Der redende Papagey, ein künstlicher Automat, s. oben, unter Sprachmaschine.

Sprachverwirrung, eben so viel, als Sprachmengung. Eine Mischung verschiedener Sprachen durcheinander während des Sprechens, so daß diese Sprachmischung der Sprachverwirrung beim Thurmbaue zu Babel gleicht, wie: dieses ist nicht nach mon gout, oder er hat gar keinen gout. Sie hat eine fatale humeur. Er brillirt mit seinem Anzuge wie ein petit-maitre. Sie hat ihr dessein changirt. Gradatim spazieren gehen. Er oder sie chassirt á la mode. Dieser Anstand gefällt par tout. Sie können mich nicht decontenenciren. Dieses kommt mir so recht mal à propos. Es ist hier nichts zu subhastiren ꝛc. ꝛc. Auch im reinen Deutschen kommt oft Mischmasch durch Unkunde der Sprache heraus; z. B. es macht heute kalt Wetter. Haben sie warm? Ich habe mich geeilt, zu ihnen zu kommen. Wie gefallen Sie Sich in Hamburg? Warum haben Sie nicht von Kleidern gewechselt? und dergleichen verkehrte oder verwirrte Redensarten mehr.

Sprachwerk, Zimmersprachwerke, s. oben unter Sprach-Maschine, S. 628 u. 638.

Sprachzimmer, Fr. Parloir, in der Baukunst, ein Zimmer in den Nonnenklöstern, in welchem sich ein vergittertes Fenster befindet, durch welches man mit einer Nonne sprechen kann. S. auch unter Kloster, Th. 40.

Sprang, in den Wasserkünsten, ein Wasserstrahl, welcher aus einem höher stehenden Wasser inwendig herausspringt.

Sprangeisen, in der Scheidekunst, ein Eisen, welches auf beiden Seiten einen Ring hat, womit man die Hälse an den gläsernen Gefäßen absprengt. Man macht dieses Eisen an einem Ende rothwarm und hält es an dem andern mit der einen Hand, mit der andern steckt man den Hals des Gefäßes durch den warmen Ring, und drehet dann beide, das Gefäß und das

Sprangeisen im Kreise herum, so springt der Hals wegen der schnellen Erhitzung da ab, wo ihn das Eisen berührt.

Spranten, im Deichbaue, die Aeste, welche aus dem Hauptstamme einer Bracke gehen. Das Wort Sprante hat überhaupt im Deichbaue verschiedener Gegenden auch verschiedene Bedeutungen. So sind es 1) die Nebenarme eines Flusses. 2) Rönnen und Rillen, die von dem natürlichen Abflusse eines Vorlandes od. Wattes bei der beständigen Abwechselung von Ebbe und Fluth entstehen; und 3) schmale, aber oft tiefe und lange Einrisse ins flache Land, deren bei Deichbrüchen und Bracken, besonders wenn in der Nähe derselben die Kanäle und Gräben der Schleusen und Siele, aber auch andere niedrige und sumpfige Oerter sich befinden, gemeiniglich nicht wenige erfolgen, und die Herstellung und Zudeichung derselben noch um so kostbarer und beschwerlicher machen, weil sie mit dem Bracke selbst, gleichsam wie verschiedene Zweige und Aeste an einem und eben demselben Hauptstamme, in einer unmittelbaren Verbindung stehen. In dieser Bedeutung heißen sie in Holland besonders Killen, oder auch wohl Kreeten, Kreeken.

Spratzen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur in den gemeinen Sprecharten oder im gewöhnlichen Leben von dem Laute üblich ist, mit welchem gewisse trockene oder feuchte Körper im Feuer springen oder spritzen. So spratzet flüssiges Metall, wenn kalte Luft oder Nässe dazu kommt, da es denn in die Höhe steigt, und um sich herum spritzet. In einigen Mundarten auch spreitzen. So z. B. sagt man es von dem abgetriebenen noch heißen Silber, wenn es gleichsam Spröβlinge aus der Oberfläche in die Höhe treibt.

Spratzling, Spratzlinge, Spreißlinge, in der Probirkunst, die Männchen oder Hervorsprossungen

welche aus dem abgetriebenen Silber, wenn die äußere Fläche erkaltet, in die Höhe treiben.

Spratzling, Spritzling, im Oesterreichischen ein Name eines jährigen Zephalofisches. S. Aesche, Th. 1.

Spratte, s. Sprotte.

Sprechart, die Art und Weise, wie man spricht. Nach Adelung besonders in Rücksicht auf die Würde der Wörter; daher sagt man auch die anständige, die niedrige, die gemeine Sprechart; s. auch unter Sprache und Sprachkunst, Th. 160.

Spreche, ein Vogel, s. Sprehe.

Sprechen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich ist. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, ein Neutrum. 1) Im weitesten Verstande einen Laut von sich geben, eine jetzt veraltete Bedeutung, die aber die erste und ursprüngliche ist, in welcher sprechen eine unmittelbare Nachahmung dieses Lautes ist. In dem 1483 zu Augsburg herausgekommenen Buche der Natur heißt es: Darum spricht ein rauhe Fidel nit als wol, als ein polirte. Man braucht es noch in ansprechen von den Pfeifen und den ihnen ähnlichen musikalischen Instrumenten. Eine Flöte spricht nicht rein, wenn sie keinen reinen Ton hat. Nach Adelung soll es in dieser weitesten Bedeutung mit brechen genau verwandt seyn, und soll daher wie dieses auch figürlich von dem Glanze gebraucht worden seyn. Daher ist es auch noch bei den Malern üblich, bei denen eine Farbe vorspricht, wenn sie unter einer andern vorschimmert. — 2) In enger und gewöhnlicher Bedeutung, Andern verständliche Laute vorsprechen, vorbringen, vortragen, und in noch engerem Verstande seine Empfindungen und Gedanken durch Worte merklich machen. (1) Im weitesten Verstande, verständliche Laute hervorbringen, und in engerer Bedeutung seine Empfindungen und Gedanken durch Worte vorbringen oder ausdrücken,

in welcher Bedeutung man auch reden braucht. Ein Vogel spricht, kann sprechen, wenn er vernehmliche Laute herausbringt. Ein Kind lernt sprechen, wenn es seine Empfindungen und Gedanken durch Worte ausdrücken lernt. Figürlich und in der höheren Schreibart vermittelst der Worte Andern merklich gemacht werden. Die feurigste Zärtlichkeit spricht aus ihm. Liebe und Verzweiflung spricht aus Beiden; Gell. Das Herz', das aus Seinen spricht. — In verschiedenen engeren Bedeutungen. (a) In Rücksicht auf die Art und Weise, wie man seine Gedanken Andern durch Worte mittheilt, wo es doch mehr von gewissen zufälligen Umständen, als von dem Inhalte der Rede gebraucht wird, wo man auch wohl reden gebraucht. Langsam, geschwinde, deutlich, undeutlich sprechen. Er spricht gut Französisch, schlecht Deutsch. Hier ist es auch thätig üblich. Eine Sprache fertig und ohne Anstoß sprechen. — (b) Mit dem ausdrücklichen Beisatze dessen, was man durch Worte bekannt machen will, für sagen, wo es sich doch von diesem darin unterscheidet, daß dieses auch thätig mit der vierten Bedeutung, sprechen aber mehr mittelbar gebraucht wird. Paulus antwortete und sprach. Jesus sprach zu seinen Jüngern: habt ihr ꝛc. ꝛc. Wie, sprach er, ist das möglich? Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht. Der Vater sprach, das taugt nicht viel. Die Leute sprechen, daß unser König der frömmste und liebreichste Herr von der Welt ist. (Weiße.) Hier ist jedoch im gemeinen Leben und in der natürlichen Sprechart der Hochdeutschen sagen üblicher, dagegen gebrauchen die Oberdeutschen in dieser Bedeutung häufig sprechen. Zuweilen wird es hier, obgleich nicht so häufig, als sagen, mit der vierten Endung gebraucht. Was spricht

die Schrift? Gal. 4, 30. Was sprichst Du dazu? — Ich spreche ja. Sprich nur ein Wort. Oft wird dasjenige, was man durch die Sprache ausdrückt, nicht unmittelbar, sondern mehr verdeckt ausgedrückt. Für Jemanden sprechen, zu seinem Besten reden. Ja, mein ganzes Herz hat für sie gesprochen. Dazu gehört gar keine Tugend, einer Person etwas zu gönnen, für welche das Blut in uns spricht. In welchem Verstande man auch das Neutrum als activ gebraucht. Einem das Wort sprechen. — (c) Mit näherer Beziehung auf die Person, welcher man etwas bekannt macht, wie reden, besonders von dem Sprechen und Reden im gesellschaftlichen Umgange. Mit Jemanden sprechen. Mit Jemanden von einer Sache, auch wohl aus einer Sache sprechen. Eben von der Sache, von verschiedenen Dingen sprechen. Unter uns und Niemanden zu nahe gesprochen. Auch wohl thätig, jedoch nur mit dem Hauptworte Wort. Ich habe ein Wort mit Ihnen zu sprechen, ein Weniges. Ich möchte gern ein Wort mit ihm allein sprechen. Hier wird es auch mit der vierten Endung der Person in weiterem Verstande gebraucht. Jemanden sprechen, ihm persönlich gegenwärtig seyn und mit ihm sprechen. Kann ich ihn nicht sprechen? Ich konnte ihn nicht zu sprechen bekommen. Sich nicht sprechen lassen, nicht zu sprechen seyn. Er ist seit drei Tagen nicht zu sprechen. Wir sprechen einander nur heimlich. Figürlich ist gut zu sprechen und nicht gut zu sprechen seyn, in der vertraulichen Sprache wohl gut und nicht gut aufgeräumt seyn. (d) In einigen Fällen, besonders der vertraulichen Sprechart, wird es

so wie sagen, auch für befehlen gebraucht. Hier hat er nichts zu sprechen.

II) Als ein thätiges Zeitwort, wo es, außer den bereits angezeigten Fällen, durch verständliche Worte, mit deutlichen Worten bekannt machen heißt. Etwas gut sprechen, es mit Worten gut erklären. Jemanden heilig sprechen, ihn feierlich für einen Heiligen erklären. Jemanden frei sprechen, los und ledig sprechen, ihn von einer Pflicht frei sprechen. Jemanden rein, unrein sprechen, 3 Mos. 13, 7, 44. Einem Recht sprechen, seine Streitigkeiten durch gesprochene Urtheile schlichten. Ein Urtheil in einer Sache sprechen, wo man auch elliptisch sagt: in einer Sache sprechen. Den Segen sprechen, ihn mit deutlicher Stimme hersagen. Das Tischgebet, das Vater Unser sprechen. Im südlichen Deutschland sagt man auch: Reime sprechen, Sprüche sprechen, Reime oder gereimte Sprüche mit deutlicher Stimme hersagen. Siehe Spruchsprecher. — In weiterer figürlicher Bedeutung in der höheren Schreibart. Der unbeseelte Ton sprach in das Aug' Entzücken. Zachar.

Sey mir gesegnet, Stimme meines Heils,
Die neuen Trost in meine Seele spricht.
Giesеke.

Nach dem Adelung ist dieses Zeitwort mit brechen verwandt, welches auch schon Frisch und Andere erkannt haben, nur haben sie die Verwandtschaft nicht aus dem rechten Lichte angesehen. Sprechen und brechen sind nur in so fern verwandt, als beide ursprüngliche Onomatopöien eines ähnlichen Lautes sind, der in dem Ersteren durch das intensive s verstärkt worden.

Sprechen, ansprechen, ist bei den Orgelbauern, bei den Orgel- und anderen Pfeifen der Laut,

Ton oder die Stimme, die sie von sich geben. Die Pfeife will in diesem Klavis nicht sprechen, heißt: sie will nicht klingen oder lauten wie sie soll.

Sprecher, eine Person, welche spricht, besonders in Parlamenten, Deputirtenkammern, kurz, bei allen Gelegenheiten, wo öffentlich vor dem Volke gesprochen wird; daher der Sprecher in dem Hause der Gemeinen in England, das heißt, in dem Parlamente, im Unterhause in London. Der Sprecher in der Deputirtenkammer in Frankreich, das heißt, der Redner in der Deputirtenkammer in Paris, welcher die Rednerbühne oder den Rednerstuhl besteigt und von demselben herab zu den versammelten Deputirten des Volkes spricht. Der Volksredner, welcher öffentlich auf einem Platze oder in den Straßen zu dem Volke spricht, zum Unterschiede von demjenigen, der in einem Saale eines Gebäudes zu den Abgesandten im Volke spricht, zu einer ausgewählten Versammlung. Wenn der Geistliche, der Prediger in der Kirche von der Kanzel herab zu den versammelten Gläubigen spricht, so wird dieses predigen oder reden genannt, obgleich darin weiter kein Unterschied mit Sprechen ist; denn der Unterschied liegt nur in dem Gehalte der Rede und an dem Orte, wo sie gehalten wird; der Redner bleibt aber auch hier Sprecher, so gut wie bei den Reden bei andern Gelegenheiten vor dem Volke. Man hat daher Urtheilssprecher, Spruchsprecher, Großsprecher, Vor- oder Fürsprecher, Widersprecher ꝛc. ꝛc. Die Eigenschaften des Sprechers sind dieselben des Redners; s. Redner, Th. 121, S. 400 u. f.

Spreckelflügel, Papilio Amathea, ein Tagfalter, s. unter Tagfalter.

Specken, Sprickler, Faulbaum, Rhamnus frangula; s. Wegedorn.

Sprehdrossel, eine Art Drosseln, welche wegen ihrer

nach Sperber- oder Tigerart gefleckten Gestalt, den Sprehen gleicht; die einsame Drossel, Turdus solitarius Klein, eine Art Krammetsvögel.

Sprehe, in einigen Gegenden ein Name des Staars, der in anderen mit einem stärkeren Hauche Spreche, in anderen Sprewe, Spren, Sprinne genannt wird; wahrscheinlich wegen der weißgesprenkelten und gleichsam gesprüheten Gestalt; s. unter Staar.

Spreil, in den gemeinen Sprecharten einiger Gegenden, ein mit Speiler, Spreißel, Spreitze, Sprenkel, Spriet, gleichbedeutendes Wort, von welchem Letzteren es nur im Suffixo verschieden ist.

Spreissel, s. Sprießel.

Spreissen, s. Sprießen, ingleichen Spreitzen.

Spreissen, beim Stellmacher, kleine Klötze, welche zwischen die beiden Wagebäume einer Kutsche, wenn sie nicht gekrümmt, sondern durch die Kunst gebogen werden müssen, gesperrt werden; s. Wagenbaum.

Spreißfeder, beim Großuhrmacher, eine stählerne Feder, welche auf der entgegengesetzten Seite des Sperrrades am Bodenrade sitzt und dieses Rad gegen die Walze der Uhr preßt. Der Uhrmacher stellt um den ganzen Wellbaum des Bodenrades, genau neben dem Rade, einen Reif aus, und in diesen steckt er die stählerne Spreißfeder, die einer Gabel gleicht. Auch ein Stück von einer Uhrfeder, welche auf den Windfang einer Uhr genietet wird. Sie hält den Windfang auf dem Wellbaume des Windfanggetriebes fest; denn die Spitze dieser Spreißfeder greift in eine der Kerben, so auf dem Wellbaume befindlich sind.

Spreißhaken, beim Köhler, eine lange Stange mit einem Haken, sowohl die Fußscheite aus dem Weiler herauszuziehen, als auch die fertigen Kohlen mit demselben auszustoßen.

Spreit, s. Spriet.

Spreiten, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im gemeinen Leben für breiten üblich ist, dessen Intensivum es ist, der Breite nach ausdehnen, auseinander legen. Mit ausgespreiteten Armen. Die Flügel ausspreiten.

Spreitzbaum, in der Brauerey, ein Baum oder starkes Holz, den Stellboden damit anzuspreitzen.

Spreitze, ein Werkzeug, etwas damit zu spreitzen oder anzuspreitzen. So werden im Bergbaue und anderen Fällen die Stützen, welche man gedrange unter den zu stützenden Ort treibt, Spreitzen genannt. Es sind Stücken Holz, womit man das sich gezogene Gezimmer oder Gestein stemmt, daß es steht; oder beim Uebersichbrechen und bei anderer Gelegenheit, wo man nicht gut Fahrten anbringen kann, am Hangenden und Liegenden angetriebene Stempel, ingleichen die Hölzer, welche bei Markscheiderzügen in der Grube zum Anhalten eingetrieben werden.

Spreitzen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich ist. I. Als ein Neutrum, in welcher Gestalt es nur im gemeinen Leben einiger Gegenden üblich ist, wo es auch sprazen lautet, und mit spritzen und sprühen gleichbedeutend ist, von welchem Letzteren es ein Intensivum seyn soll. Im Hüttenbaue spreitzet oder sprazet geschmolzenes Metall, wenn es, wenn Wind oder Feuchtigkeit dazu kommt, in die Höhe steigt und sich in Tropfen und Körnern verbreitet. — II. Als ein thätiges Zeitwort, welches wieder in verschiedenen Bedeutungen gangbar ist. 1. Als ein Intensivum von spreiten und vielleicht auch von reissen, mit Heftigkeit und weit auseinander dehnen, im gemeinen Leben. Die Füße auseinander spreitzen. Ein ausgeschlachtetes Kalb auseinander spreitzen, mit Spreitzen od. Sprießeln. Die Thüre aufspreitzen, weit aufsperren. — 2. Stämmen, stützen,

wo der Begriff des Starren und Steifen der herrschende ist, daher soll es hier auch von proßig in der ersten Bedeutung abstammen. (a) Eigentlich. Sich mit den Füßen an die Wand spreitzen, stämmen. Im Bergbaue spreitzet man baufällige Zimmer, wenn man Spreitzen oder Stützen darunter treibt. (b) Figürlich. Sich mit Heftigkeit widersetzen, wie sperren, doch nur im gemeinen Leben. Sich wider Jemanden spreitzen. Er wird sich nicht lange spreitzen. — 3. In die Höhe wachsen machen, als ein Factitivum von sprießen, wo es doch nur figürlich, und zwar nur im gemeinen Leben einiger Gegenden üblich ist. Sich mit etwas spreitzen, groß machen, sich dessen rühmen, sich damit brüsten, welches Letztere auch damit verwandt zu seyn scheint.

Spreitzling, s. Spratzling.

Spreitzring, beim Grobschmid, die beiden Ringe, welche zunächst an den Speichen um die Nabe eingetrieben werden.

Sprengbecher, eine Benennung der Gießkanne, s. diese, Th. 18, S. 418.

Sprengblock, in der Kriegsbaukunst, s. Sturmbalken.

Sprenge, eine Benennung der Gießkanne an einigen Orten.

Sprengeisen, s. Sprangeisen.

Sprengel, s. Sprenkel.

Sprengel, ein in seinen Grenzen eingeschlossener Raum, ein Bezirk, Gebiet, ein Wort, welches nur noch zuweilen im gemeinen Leben, seltener in der Büchersprache vorkommt. In den Zusammensetzungen: der Gerichtssprengel, der Kirchsprengel. Der Erstere bezeichnet das Gebiet, wie weit sich ein Gericht erstreckt; und der Letztere das Gebiet, über welches sich die geistliche Gewalt eines Bischofs, zuweilen auch

nur eines Pfarrherren erstreckt; daher sagt man in mehreren großen Städten Deutschlands: die Gemeinde gehört zu diesem oder jenem Sprengel, wenn sie in diesem oder jenem Stadtbezirke wohnt und sich zu derselben Kirche hält, wofür man in anderen Städten auch Pfarrey sagt. — Der Sprengel ist ein Werkzeug, Instrument, womit man sprengt, wofür man in einigen Gegenden auch Sprengwedel sagt.

Sprengen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches das Factitivum von springen ist und springen machen bedeutet, aber auch als ein Neutrum gebraucht wird. 1) Einen Körper in kleinen Theilen und geringer Masse verbreiten oder werfen. So sprengte Mose den Ruß gen Himmel. 2 Mos. 9, 8, 10. Simei sprengete mit Erdenklößen, 2 Samuelis 16, 13. Sie sprengten Erde auf ihr Haupt gen Himmel. Hiob 2, 12. Salz auf das Fleisch sprengen, es mit Salz bestreuen, mit Salz einsprengen. S. Sprengmast. Von einer größeren Menge braucht man das Zeitwort streuen. — Am häufigsten gebraucht man es von flüssigen Körpern. Mose sprengte das Blut auf den Altar. 2 Mos. 24, 6. Im Garten sprengen, mit der Sprengkanne. Von einem kleinen gelinden Regen pflegt man zu sagen: es hat nur gesprengt. So auch in den Zusammensetzungen besprengen, einsprengen ꝛc. Spritzen setzt eine größere, dabei angewandte Gewalt und Schnellkraft voraus. Das Griechische σπειρειο und das Lateinische spargere, spergere, sind mit sprengen in dieser Bedeutung nahe verwandt — 2) Mit dem herrschenden Begriffe einer größeren Heftigkeit und Schnellkraft kommt es in folgenden Bedeutungen vor. — (a) Springen, und in weiterer Bedeutung heftig laufen machen. Bei den Jägern sprengt man ein Thier oder einen Haufen Geflügel aus seinem Lager, wenn man sie plötzlich auf-

treibt und zur Flucht bewegt. Jemanden ohne Noth in der Stadt herumsprengen, ihn eilfertig in der Stadt herum schicken. Ein Pferd ansprengen, es durch die Spornen zum Springen und Laufen bewegen. Wo es denn auch als ein Neutrum gebraucht wird, im Galopp reiten. Mit dem Pferde über einen Graben sprengen. Mit einem Pferde daher sprengen. Vor Jemanden her sprengen. Mitten unter das Volk sprengen. Die Husaren sprengten das Quarré. Durch die Gassen sprengen. Sie kamen von Ferne angesprengt. (b) Mit Heftigkeit springen, reißen oder brechen machen. Die Kugel im Billardspiele sprengen. Die Saiten auf einem Instrumente sprengen, durch allzu heftiges Spannen. Ein Stück von einem Steine sprengen, durch heftiges Schlagen abspringend machen. Die Bank sprengen, figürlich im Glückespiele, dem, der die Bank hält, alles Geld abgewinnen, ihn bankerott machen. Die Thür aufsprengen, mit aller Gewalt erbrechen. In engerer Bedeutung vermittelst des Schießpulvers. Einen Stein, einen Felsen mit Pulver sprengen, oder nur sprengen schlecht weg. Ein Thor mit einer Petarde sprengen. Eine Festung, ein Schiff in die Luft sprengen.

Sprengen, im Bergwerke, wenn ein Loch in das Gestein gebohrt, mit Pulver gefüllt und dieses dann angesteckt wird, so sprengt das Pulver das Gestein, daß sonst auf keine andere Art von den Bergleuten genommen werden kann. — Sprengen, beim Buchbinder, wenn der Schnitt eines Buches nicht mit einer Farbe angestrichen oder gefärbt, sondern bunt gesprengt wird. Das in der Presse gespannte Buch wird nämlich auf den Schnitt mit der verlangten Farbe mit dem Sprengpinsel aufgesprengt,

indem man denselben in die Farbe taucht, und mit den Fingern durch die Borsten fährt, wodurch die Farbe auf den Schnitt gespritzt wird; dann sprengt man die zweite Farbe auf die nämliche Art auf den Schnitt. — Sprengen, im Deichbaue, wird von einem Deiche gesagt, wenn solcher zu schwach ist, um dem starken Andrange des Wassers und des Eises widerstehen zu können, sondern von einander reißt und weggesprengt wird. — Sprengen, beim Holzsägen, wenn ein Baum von Natur krumm ist; und dann auch nach einer krummen Linie geschnitten wird, so daß die gesägten Hölzer im Schnitte nach der Länge gekrümmt sind. Der Schnurschlag, wodurch der Schnitt vorgezeichnet wird, muß gleichfalls eine krumme Linie seyn und der Brettschneider trägt ihn folgendergestalt auf. Er spannt die Schnur schlaff aus und läßt sie, wenn er sie aufgehoben hat, nicht gerade hinabfallen, sondern sprengt oder wirft sie nach derjenigen Seite auf das Holz, wo die Krümmung ausgeschnitten werden soll. Trifft er das erste Mal nicht die erforderliche krumme Linie, so muß er die Schnur so oft sprengen, bis er sie getroffen hat. Man gebraucht dieses Holz zum Schiffbaue.

Sprenger, beim Jäger, ein Hirsch oder eine Sau, die aus ihrem Lager gejagt und flüchtig gemacht worden. Dann auch, wenn unter ein Rudel Sauen oder Wildpret gehetzt und geschossen wird, daß sie von einander fahren. Ferner wenn ein Volk Hühner durch das Schießen von einander gejagt wird. — Bei der Tortur war der Sprenger ehemals ein Werkzeug, aus einer eisernen Stange mit vier Schellen bestehend, wovon die beiden mittleren um die Beine über dem Knöchel gelegt, mit den beiden andern Schellen aber an jedem Ende die beiden Hände gefesselt wurden.

Sprenggabel, beim Schlosser, ein Werkzeug, welches zur Verfertigung der Sprengwerke dient, und worauf

die verschiedenen Theile desselben gewunden und gekrümmt werden, je nachdem die Gestalt es erfordert. Dieses Werkzeug besteht aus zwei Stücken. Der eine Theil oder das eine Stück sieht wie eine starke Gabel aus, beim Gebrauche wird ihr Zapfen in das Loch eines Schmiedeambosses gesteckt, die Gabel des andern Stückes oder Theils, die nach einem Winkel gebogeu ist, macht mit ihrem Stiele einen rechten Winkel. Alle Schnörkel eines Sprengwerkes, die nicht an der Kante des Ambosses gebogen und gebildet werden können, werden hier gebildet.

Sprenggras, eine Benennung des Berstgrases, s. dieses, Th. 19, S. 735.

Sprengkanne, Sprengkrug, Sprengbecher, s. Gießkanne,

Sprengkasten, in der Artillerie, s. Springkasten.

Sprengkessel, Weihekessel, s. Weihebecken.

Sprengkrug, s. Sprengkanne.

Sprengkugel, Trancheekugel, in der Artillerie, ein cylinderförmiges Gefäß, welches inwendig hohl, am Boden gerundet und oben mit einem Deckel versehen ist. Es wird mit einem Schlage geladen und mit Handgranaten versetzt. Der Zwischenraum wird mit Kohlenstaube, verdorbenem Pulver, Kugeln, Nägeln und dergleichen Dingen ausgefüllt. Man macht nun den Deckel fest zu, umwindet das Gefäß mit starker Leinwand, bohrt ein Loch in den Boden bis zum Aufstoße und setzt eine Brandröhre hinein. Man bedient sich dergleichen Kugeln oder wohl besser Geschoß bei Belagerungen, um die Arbeiten in den Trancheen dadurch zu hindern oder zu erschweren.

Sprenglerskäfer, Curculio Sprengleri, eine Art Rüsselkäfer, s. unter Käfer, im Supplement.

Sprenglersmuschel, Mactra Sprengleri, eine Art Korbmuscheln, s. unter Muschel, Th. 98, S. 268.

Sprengmast, in der Forstwirthschaft, die zerstreute Baummast, das heißt, wenn nur hier und da einige Eichen und Buchen Früchte haben, so daß die Mast auf der Erde gleichsam nur gesprent liegt, zum Unterschiede von der vollen und halben Mast.

Sprengpinsel, beim Buchbinder, ein Pinsel von langen steifen Borsten und ziemlich dick, womit der Schnitt eines Buches eingesprengt wird; s. unter Sprengen.

Sprengring, s. Sprengeisen.

Sprengsel, Springsel, Afterheuschrecke, s. unter Heuschrecke, Th. 23, S. 384.

Sprengteme, s. Transcheenkugel.

Sprengtonne, s. Sturmfaß.

Sprengtrichter, beim Gärtner, ein Trichter, dessen untere Seite mit einem fein durchlöcherten Boden versehen ist, aus welchem man das Wasser zum Begießen jeder Gewächse nach Belieben in Gestalt eines Staubregens fließen lassen kann, nachdem man das untere Loch mit dem Daumen entweder öffnet oder verschließt.

Sprengung, s. unter Minirkunst, Th. 91.

Sprengwage, beim Stellmacher eine hölzerne Wage an einem Wagen, wenn derselbe von den Pferden gezogen wird. Das Holz an einem Wagen, welches an einer Kutsche abgedrehet in der Mitte ein Loch hat, das mit einer eisernen Büchse ausgebüchset und in welches der Haken der Deichsel gesteckt wird. An den Enden werden die beiden Ortscheiden angehangen.

Sprengwedel, beim Bürstenmacher, ein Wedel von Borsten an einem Stiele, damit Wasser zu sprengen. In den katholischen Kirchen hat man Sprengwedel von zarten schmalen gekräuselten Spänen, womit das Weihwasser gesprengt wird.

Sprengwerk, beim Schlosser, ein Gatter oder Gitter vor einem Behältnisse oder vor einem Fenster, einer Treppe, dessen Felder mit Verzierungen ausgefüllt sind.

Die Stangen dieses Gatters oder die ganze Umfassung erhält in einem Gesenk Gesimse. Die einfachste Art der Sprengwerke ist diejenige, die aus mehreren dünnen und flachen Stangen dergestalt zusammengesetzt ist, daß diese zusammen genommen verschiedene Figuren bilden. Der Schlosser macht sich zu dem Felde eines solchen Gitters eine Zeichnung auf einem Brette, und auf die Züge der Zeichnung legt er die flachen Stangen, um zu prüfen, ob er ihnen die gehörige Wendung unter dem Hammer gegeben hat. Die Beugung selbst erhalten sie entweder auf der Ecke des Amboßes, oder wenn es ein Schnörkel ist, mit der Sprenggabel. Zuletzt werden alle Stangen durch ein Band vereiniget. Dieser besteht aus zwei Theilen, aus einer Klammer und aus einem geraden Bleche. Den Füßen der Klammer giebt man Niethe, und an den Enden des geraden Bleches werden Löcher durchgeschlagen, um dadurch beide Theile zu vereinigen und ein völliges Viereck zu bilden. Vorher werden aber erst beide Theile in einem Gesenke mit Stäben der Baukunst verziert. Die künstlichen Sprengwerke sind diejenigen, deren Felder mit einem zusammenhangenden Laubwerke von geschmiedetem Eisen ausgefüllt worden. Das ganze Laubwerk ist aus mehreren Theilen zusammen gesetzt; denn wenn es der Schlösser gleich aus einem Stücke schmieden könnte, so thut er es doch wegen der großen und mühsamen Arbeit nicht, indem der Zweck auch so erreicht wird. Er schmiedet daher jeden Theil, wie ein Kofferbeschlag besonders. Für die Lappen zu den Blättern läßt er stärkere Stücke an dem Umfange stehen, und zieht diese Theile mit der Finne des Hammers im Groben aus. Bei der Bearbeitung eines jeden Sprengwerkes muß er eine Zeichnung vor Augen haben, die er entweder selbst entwirft oder sie von dem Baumeister geliefert erhält. Den Umfang aller Lappen hauet er, so wie auch die Löcher in

den Theilen mit den halben Monden aus, die er mit einem Hammer treibt. Das Eisen liegt bei dieser Arbeit auf dem Sperrhorn. Auf der breiten Fläche des Eisens haut er hin und wieder mit einem Meissel gravirte Figuren aus, und bei allen diesen Arbeiten muß die Zeichnung zum Wegweiser dienen. Sind alle Theile gehörig ausgebildet, so werden sie untereinander durch das Schweißen vereiniget, und die kleineren Theile werden an die großen genietet. Um aber die Zusammenfügung zu verbergen, so wird ein Blech auf die Hauptarme angenietet, welches alle Fugen bedeckt, die durch das Zusammenschweißen entstehen. Das Blech wird mit dem Bunzelmeißel getrieben und mit dem halbrunden Meißel ausgeschweift. Man kann aber auch statt dieses Blechs den Umfang jeden Armes mit einem Setzmeißel zu einem dünnen Bleche ausstrecken und wie ein Blech treiben. Alle Theile dieses Sprengwerkes werden entweder mit dem Hammer am Amboſſe oder auf der Sprenggabel gebildet. Das Laubwerk in den Feldern muß auf folgende Art befestiget werden. Es werden an Flachstangen und Ständern des Ganzen, an den Stellen, wo Laubwerk hinkommen soll, flache Löcher gemacht, wo die Ranken des Laubwerks die Stangen berühren. Sie werden an allen Orten vernietet und so werden alle Felder des Sprengwerkes ausgefüllt und verfertiget.

Das Sprengwerk an den Brücken wird von dem Zimmermann bloß bei großen Brücken über breite Flüsse angewendet, und unterscheidet sich von den Hängewerken dadurch, daß hier die Spannung durch unten angebrachte Streben bewirkt wird, welche das Ganze unterstützen. Eine jede hölzerne Brücke erhält nun auch anstatt der gemauerten Pfeiler eine unterwärts angebrachte Unterstützung, wodurch die biegsamen Balken vermittelst eines Spannriegels und zweier Streben gestützt werden. Der Spannriegel muß sich

nicht selbst beugen, dieserhalb muß er auch nicht zu lang seyn, so auch nicht die Streben, folglich müssen sie ihrer Stärke gemäß verhältnißmäßig seyn. Weil auf der Verbindung dieser Hölzer zum Theil die Festigkeit beruht, so müssen die Theile unter einander die stärksten Verkämmungen erhalten. Einige lassen die Streben unmittelbar in den Balken laufen und vergessen den Spannriegel, wodurch sie den Balken schwächen. Es ist besser, wenn man auf die Spannriegel Träger legt oder befestiget, und die Brückenruthen auf Trägern ruhen läßt. Weil bei einer sehr weiten Spannung die Streben und Spannriegel sehr lang seyn müssen, so setzt man lieber ein weitgedehntes Sprengwerk aus mehreren Streben zusammen, und dann bekommt es die Gestalt eines hölzernen Gewölbes; und wenn man auch hölzerne Bogenstellungen mit dem Namen eines Gewölbes belegen kann, so ist es ein solches. Eine jede schräg gegen ein biegsames Stück Holz sich sträubende Strebe erhält in der Steifigkeit auch eine geringe Ausweichung; denn eine gar zu schräg gerichtete Strebe zieht den Sturzfall nach sich. Ein jeder Bogen sprenget, aber nicht mit einem gleich großen Widerstande. Es ist also nicht gleichgültig, unter welchem Winkel die Streben angesetzt werden, wenn man dem Umsturze eines solchen Sprengwerkes vorbeugen will. Ein Sprengwerk hat den großen Vorzug, daß man der Brücke eine weite Oeffnung in Ansehung der Pfeiler erlauben kann. Es erfordert weniger Holz, als ein Hängewerk, und da es von dem Schatten der Brücke gegen die Wirkungen der Sonnenstrahlen bedeckt wird, so bedarf die Brücke selbst keiner Wände, Verkleidung und Dach. Nächst den Jochbrücken sind die gesprengten die vortheilhaftesten, obgleich sie auch ihre Mängel haben; denn ein Sprengwerk erfordert eine starke und standhafte Widerlage; daher es sich besser zu gemauerten steinernen Pfeilern, als zu Pfahlwerken, die leicht wandelbar werden,

schickt. Sieht man sich genöthiget ein hölzernes Ständerwerk auszubessern und neue Pfähle einzuschlagen, so muß das Sprengwerk oft aus einander genommen werden, wozu Zeit und Kosten erfordert werden, es wieder herzustellen. Auf manchen Strömen thürmen sich die Eisschollen über einander und kommen wie Hügel angeschwommen; ergreift nun ein solcher Eisstoß die Streben, so ist es um die Brücke geschehen. Brücken mit Sprengwerken müssen daher auf so hohen Ufern angelegt werden, daß weder das hohe Winterwasser, noch die Eisfahrt die Streben erreichen kann. Um dieses letztern Umstandes willen ziehen Viele die Hängewerke den Sprengwerken vor. Ein Hängewerk bedarf keiner Widerlagen, denn es steht auf dem Balken, den es halten soll. Man hat Brücken, wo ein Hänge- und Sprengwerk dergestalt mit einander verbunden sind, daß man wohl schwerlich eine größere Festigkeit hervorbringen kann. Die Abbildung eines Sprengwerkes findet man unter Hängewerk, Th. 20, S. 702, Fig. 1118 und 1119.

Sprengwisch, bei den Bäckern, ein Wisch von Stroh an einen kurzen Stiel gebunden, auch ohne diesen, das Brod damit mit Wasser zu besprengen.

Sprenkel, in der Baukunst, ein zwischen zwei zusammengedrückten Wänden gegen das Einschieben eingeklemmtes Stück Holz, eine Strebe. — Beim Vogelsteller ein zusammengebogenes, mit einer Schnur und einem Schnellhölzchen versehenes Reis, Vögel damit zu fangen. Die Sprenkel, deren weitere Beschreibung unter Vogelfang, in V., wo auch Abbildungen davon gegeben werden sollen, vorkommen wird, sind gemeiniglich größer, als die Dohnen, s. diese, Th. 9, S. 359 u. f., allein sie würgen nicht den gefangenen Vogel, wie die Letzteren, weil sie keine Schlinge haben, wie diese; sie haben aber das Unangenehme, daß, da sie den Vogel gemeiniglich nur an

dem Fuße fangen, sich der Vogel leicht durch das Gezappel, um loszukommen, den Fuß zerbricht, welches bei Gesangvögeln, die man nicht zur Küche, sondern zum Zimmervergnügen benutzen will, sehr übel ist, weil der Fuß oft nicht wieder geheilt werden kann. Man nennt sowohl die Sprenkel, als auch die Dohnen in einigen Gegenden Schneiden, Schneissen und Baumgerichte.

Sprenkelfisch, Coriphoena equiselis, eine Art Stutzköpfe, die den Schiffern unter dem Namen der Delphine bekannt sind; s. unter Stutzkopf.

Sprenkelgespenst, Mantis irrorata, mit einem glatten etwas kielförmigen Brustschilde. Die Flügeldecken sind grün, hier und da mit weißfarbigen Punkten besprengt. Er gleicht dem betenden Gespenstkäfer, Mantis precaria; s. unter Gespenst-Käfer, Th. 17, S. 722, wo aber der eben beschriebene Käfer übergangen worden, der auch den Namen: gesprenkelter Karolinischer Gespenstkäfer führt.

Sprenkeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches das Intensivum und Iterativum von sprengen ist, aber nur figürlich gebraucht wird, mit einigen oder mehreren Farben gleichsam besprengen, wo das Mittelwort gesprenkelt für sprenklicht am üblichsten ist. Man gebraucht auch Sprenkeln vom Regen, wenn einzelne Tropfen herabfallen, welches jedoch von sprühen verschieden ist. Das Sprenkeln geschieht vor einem großen Regen, indem vorher nur einzelne Tropfen herabfallen; sprühen sagt man von einem feinen Regen, einem Sonnenregen, der gleichsam, wie aus einer Gießkanne, herabsprühet oder herabstäubt.

Sprenkelnerite, gerippte, Nerita grossa, s. unter Nerite, Th. 102, S. 305, Nr. 14., der Krammetsvogel.

Sprenklein, in einigen Gegenden, besonders Ober-

deutschlands, ein kleiner, gleichsam angesprengter Flecken. Sprenklein im Gesicht, dergleichen Hitzblattern, kleine Sommerflecken ꝛc. haben.

Sprenklich, Bei- und Nebenwort, mit Flecken von einer andern Farbe gleichsam besprengt, gesprenkelt.

Sprenkling, Phalaena atomaria, eine Art Nachtfalter, welche unter Nachtfalter, Th. 100, übergangen worden.

Spreu, in der Landwirthschaft, die ausgedroschenen und zerschlagenen Hülsen des Getreides und der Feldfrüchte zu bezeichnen, welche durch das Würfeln von den guten Körnern abgesondert werden, und bei dem Getreide zugleich mit den zerschlagenen Grannen oder Agen vermischt sind. Man hat daher Weizenspreu, Rockenspreu, Haferspreu, Gerstenspreu, Erbsenspreu, die leeren Schalen der ausgedroschenen Erbsen, Hirsenspreu, Leinspreu, Hanfspreu ꝛc. ꝛc. Sobald die Spreu durch das Würfeln auf der Scheunendiele von den Körnern abgesondert worden, wird sie auf den Spreuboden gebracht und daselbst zum Winterfutter verwahrt. Ein Mehreres über die Spreu kommt bei jeder Getreideart in der Encyklopädie vor. — Adelung leitet dieses Wort von dem veralteten spreihan, streuen, welches mit sprühen und spreiten verwandt ist, ab, weil die Spreu sehr leicht von dem Winde zerstreuet und durch denselben vermittelst des Würfelns von dem Getreide abgesondert wird. Im Niederdeutschen gebraucht man für Spreu das Wort Kaff. In Meissen und vielen Süddeutschen Gegenden gebraucht man im gemeinen Leben fur Spreu die Mehrheit Spreuer.

Spreublume, Achyranthes Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und folgenden Charakter hat:

Der Kelch ist regelmäßig, fünftheilig, wird von den Deckblättern unterstützt. Die Krone fehlt. Der Staubfäden sind fünf, die am Grunde verwachsen und mit zwischenstehenden Schuppen versehen sind; die Antheren sind zweifächrig. Der Fruchtknoten trägt einen ungetheilten Griffel. Die Schlauchfrucht enthält einen Samen. Jussieu und Brown führen dieses Geschlecht unter dem Namen Amaranthi auf, und rechnen es zu der Familie der Strohblumen. Die vorzüglichsten Arten sind folgende.

1) Die wechselblättrige Spreublume, Achyranthes alternifolia Linn. suppl. Amaranthus spicatus albus Lychnitis folio. Pluk. alm. 36. I. 260, f. 1. Der Stengel dieser Pflanze ist krautartig, aufrecht, ästig, an den Ecken scharf, purpurröthlich; die unteren Aeste sind ruthenförmig, gestreckt. Die Blätter stehen wechselsweise entfernt auf langen, purpurrothen Stielen, sind lanzettförmig, gebogen. Die Blumen sind in einzelnen, festsitzenden, fast kugelrunden, kopfförmigen Aehren gesammelt, die den Blättern gegenüberstehen. Die drei Deckblätter sind borstenförmig, so lang als der fünftheilige, bleibende, röthlichweiße Kelch. Die fünf weißen Staubfäden sind ein wenig kürzer, als der Kelch. Der Fruchtknoten ist kugelrund, mit purpurrothem Griffel und zwei Narben. Das Vaterland dieser jährigen Pflanze ist Ostindien. Sie blühet im Juli und August.

2) Die liegende Spreublume, Achyranthes prostrata, caulibus prostratis, spicis oblongis, flosculis binatis utrinque fasciculo setarum uncinato. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 296. Auris canina femina. Rumph. amb. 6. p. 26. t. 11. Verbena Indica. Bont. jav. 150. Der Stengel und die Zweige dieser in beiden Indien wild wachsenden Pflanze liegen auf der Erde hingestreckt und sind schwarz-purpurroth, 2 Fuß lang, behaart, mit

eyförrmigen, länglichen, zu zweien einander gegenüber stehenden Blättern bekleidet. Die Blätter auf der Unterfläche sind etwas haarig und ausgerandet. Die zweizeilige Blumenrispe ist mit einzelnen, zuweilen auch bündelweise vertheilten, purpurfarbenen Blümchen besetzt. Diese Spreublume verlangt bei uns eine Stelle im Treibhause. Sie kann aber auch in einem Glashause von 5 bis 8 Grad Wärme erhalten werden, wenn man keine Gelegenheit hat, dieselbe in ein Treibhaus zu stellen; in diesem Falle soll man aber mit dem Begießen im Winter vorsichtig seyn.

3) Die scharfe Spreublume, Achyranthes aspera, caule erecto, calycibus reflexis spicae adpressis, Linn. Fl. Zeyl. 105. Achyranthes obtusifolia, caule erecto, foliis ovato — cuneiformibus obtusis pubescentibus, calycibus glabris. Lamarck encycl. 1, p. 539. Achyranthes Indica. Roth. Abh. 22. — Der Stengel dieser in Zeylon u. Jamaika wildwachsenden, strauchartigen Pflanze ist aufrecht, ästig, mit umgekehrt eyförmigen, stumpfen, filzig scharfen Blättern besetzt, die an der Basis verdünnt sind. Die Blumen sind zurückgeschlagen und an die Spindel der Aehre angedrückt. Sie blühet den größten Theil des Jahres.

4) Die feinstachlige Spreublume, Achyranthes muricata, caule fruticoso patulo, floribus spicatis remotis ovatis, calycibus squarroso — patulis, foliis alternis. Linn. Spec. plant. Tom. 1. p. 295. Blitum frutescens. Rumph. amb. 5. p. 235. — Die unteren Zweige des krautartigen Stengels breiten sich nach allen Seiten gegen die Erde aus; der Hauptstengel ist aber aufrecht. Um denselben stehen die eyförmigen, herzförmigen, ebenen Blätter wechselweise auf zolllangen Stielen; sie sind auf beiden Seiten mit wenigen Härchen bekleidet, und endigen sich in einer langen Spitze. Die Blüthenähren kom-

men aus den Blattwinkeln, und die Blumen haben sparrige Kelche. Sie sollen sich nach Dietrich einigen Arten der Gattung Celosia nähern. Man findet diese Art wildwachsend in Aegypten und Arabien an den Füßen der Berge.

5) Die klettenartige Spreublume, Achyranthes lappacea, caule patulo, spicis interruptis, flosculis ternis, lateralibus utrinque fasciculo setarum uncinato. Linn. Spec. plant. Tom 1. p. 295. Achyranthes styracifolia. Lam. Blitum scandens, fructu lappaceo. Burm. Zeyl. 47. Engl. Spreading Achyranthes. — Der Stamm dieser Pflanze ist strauchartig und die Zweige breiten sich weit aus. Die Blätter sind eyförmig, langgespitzt, an der Basis verdünnt, spitzig, glatt, und größer, als die Blätter von der zweiten Art, mit welchen sie, in Ansehung ihres Umrisses, viele Aehnlichkeit haben. Die Blüthen sind mit rückwärts gekehrten Haaren besetzt und bilden eine lockere unterbrochene Aehre. Sie wächst in beiden Indien wild und verlangt in unserem Klima eine Stelle im Treibhause von 8 — 12 Grad Wärme Reaumür, wo sie auch reifen Samen liefert. Die Blüthezeit ist der August und October.

6) Die höchste Spreublume, Achyranthes altissima, caule fruticoso scandente, paniculis terminalibus axillaribusque ramosis. Schwartz. Prodr. 51. Jacq. amer. 81. Vahl. Symb. 2, p. 43. Blitum; Sloan. hist. 2, p. 142. — Der Stengel dieser Pflanze ist strauchartig, kletternd, mit lanzettförmigen langen Blättern besetzt, die einander gegenüber, zuweilen auch wechselweise stehen. Die Blumen bilden ästige, winkel- und gipfelständige Rispen, sie sind grünlich-weiß. Das Vaterland ist Jamaika, wo man sie in den Wäldern und an Bergen wild wachsend antrifft.

7) Die silberfarbige Spreublume, Achy-

ranthes argentea. Lamarck. Achyranthes sicula Roth. Achyranthes aspera a sicula Linn. Amaranthus siculus spicatus. Bocc. sic. 16. — Der Stengel dieser Pflanze ist 2 bis 3 Fuß hoch, ästig, aufrecht, mit eyförmigen, zugespitzten Blättern bekleidet, welche oben dunkelgrün, unten blaß und mit weichen Haaren bekleidet sind. Die Blumen erscheinen am Ende der Zweige und bilden eine kleine Rispe; die Kelche sind rückwärts gebogen und fest angedrückt. Das Vaterland dieser Pflanze ist Sicilien und das Kap der guten Hoffnung. Sie blühet den größten Theil des Jahres.

8) Die schneeweiße Spreublume, Achyranthes nivea, foliis verticillatis ovatis tomentosis, corymbis compactis dichotomis, floribus corollatis. Ait. — Der Stengel dieser Pflanze ist strauchartig und mit eyförmigen, filzigen Blättern bekleidet, welche quirlförmig stehen. Die Blumen bilden zusammengesetzte, gabelförmige Doldentrauben. Das Vaterland sind die Kanarischen Inseln. Die Blüthezeit ist vom Mai bis Juli, und die Kultur geschieht im Glashause.

9) Die quirlförmige Spreublume, Achyranthes verticillata, foliis verticillatis ellipticis, floribus verticillatis sessilibus. Thunb. in Hoffm. phytogr. Blättern, S. 26. — Der Stengel dieser am Kap der guten Hoffnung wild wachsenden Pflanze ist strauchartig, ästig, aufrecht, rauhhaarig, mit abwechselnden fadenförmigen Aesten besetzt. Die Blätter stehen zu 6 bis 7 quirlförmig um Stengel und Aeste, sind elliptisch, ganzrandig, glatt und zurückgeschlagen. Die Blumen sitzen in Blattwinkeln und bilden Quirle. Die Deckblätter sind weiß und trocken.

10) Die doldentraubige Spreublume, Achyranthes corymbosa, foliis oppositis linearibus, panicula dichotoma. Linn. Fl. Zeyl. 100.

Achyranthes corymbosa, foliis quaternis linearibus mucronatis pubescentibus, floribus corymboso-dichotomis. Willd. Spec. pl. 1. p. 1196. Amaranthus Bocc. mus. 44. t. 39. Elichryso affinis etc. Pluk. alm. t. 68. f. 6. — Diese in Zeylon wild wachsende Pflanze hat linienförmige, mit einer Mucrone versehene, und wie der Stengel mit Filz dicht bekleidete Blätter, welche zu vieren um den Stengel stehen. Die Blumen bilden Doldentrauben, die bei einer Varietät mehr ausgebreitet und verlängert sind.

11) Die ausgebreitete Spreublume, Achyranthes patula. Linn. suppl. — Der strauchartige Stengel und die Zweige breiten sich dicht über der Erde aus und richten sich nur an den Spitzen in die Höhe. Die eyförmigen, zugespitzten Blätter stehen paarweise einander gegenüber auf zolllangen Stielen; sie sind haarig und endigen sich in einer langen Spitze. Die Blumenähren erscheinen in den Blattwinkeln und an den Spitzen der Zweige, und die Blumen bilden kreisrunde Aehren und haben funftheilige, grüne, filzige Kelche. Das Vaterland ist Ostindien.

12) Die kriechende Spreublume, Achyranthes sarmentosa. Vahl. Engl. Creeping Achyranthes. — Der strauchartige Stengel dieser Spreublume ist mit eyförmigen, langgespitzten, wechselweise stechenden Blättern bekleidet. Die Blumenähren kommen aus den Achseln der Blätter im Julius und August, und der Same wird in unseren Gegenden reif, wenn man nämlich der Pflanze dieselbe Wartung giebt, wie es bei der liegenden Spreublume, Achyranthes prostrata, Linn., angegeben worden ist. Sie wird in Deutschlands Gärten noch selten kultivirt.

13) Die sternblättrige Spreublume, Achyranthes stellata. Willd. — Der Stamm dieser Pflanze, die in Guinea wild wächst, steht aufrecht,

ist holzig und hat krautartige, dicke, runde, mit einem filzigen Ueberzuge versehene Zweige. Die gleich breiten gefleckten Blätter stehen 6 bis 8 beisammen und bilden einen Stern, woher der Name dieser Pflanze kommt. Man zieht sie bei uns im Treibhause.

14) Die südliche Spreublume, Achyranthes australis. R. Brown. — Diese in Neuholland wild wachsende Spreublume hat einen mit eyförmigen, stumpfen oder gespitzten, filzigen, auf der Unterfläche aschgrauen, mehr oder weniger runzlichen Blättern besetzten Stengel. Die Deckblätter sind kürzer als der Kelch, an der Basis rundlich, und ein wenig kürzer, als die Granne.

Es giebt nun, außer den hier angeführten Spreublumen, noch mehrere Arten, die aber weder in den Gärten, noch in den Zimmern gezogen werden, und sich nur in den Botanischen Gärten vorfinden. Von den hier angeführten Arten empfiehlt der Docter Dietrich den Blumenfreunden die schneeweiße und die doldenartige Spreublume, Achyranthes nivea und corymbosa. Man erzieht die Spreublumen aus Samen, der auch in unsern Gärten vollkommen reif wird, wenn nämlich die Pflanzen zweckmäßig behandelt werden. Man streut den Samen ins Mistbeet, setzt hernach die Pflänzchen einzeln in Töpfe und stellt sie an einen ihrem Vaterlande angemessenen Ort. — Die übrigen hier nicht angeführten Arten findet man in Dietrichs vollständigem Lexicon der Gärtnerei und Botanik. Bd. 1, 2te Aufl. Berlin, 1820, S. 61 u. f.

Spreublume, (ausgebreitete), Achyranthes patula, Linn., s. oben S. 709.

— (doldentraubige), Achyranthes corymbosa, Linn., s. das., S. 708.

— (feinstachlichte), Achyranthes muricata, Linn., s. das., S. 706.

Spreublume, (höchste), Achyranthes altissima, Schwartz, ſ. oben, S. 707.
— (klettenartige), Achyranthes lappacea, Linn., ſ. daſ., S. 707.
— (kriechende), Achyranthes sarmentosa, Vahl., ſ. daſ., S. 709.
— (liegende), Achyranthes prostrata, Linn., ſ. daſ., S. 705.
— (quirlförmige), Achyranthes verticillata, Thunb., ſ. daſ., S. 708.
— (ſcharfe), Achyranthes aspera, Linn., ſ. daſ., S. 706.
— (ſchneeweiße), Achyranthes nivea, Linn., ſ. daſ., S. 708.
— (ſilberfarbige), Achyranthes argentea, Linn., ſ. daſ., S. 707.
— (ſternblättrige), Achyranthes stellata, Willd., ſ. daſ., S. 709.
— (ſüdliche), Achyranthes australis, Brown, ſ. daſ., S. 710.
— (wechſelblättrige), Achyranthes alternifolia, Linn., ſ. daſ., S. 705.

Spreuboden, in der Landwirthſchaft, ein eigener Boden, auf welchem die Spreu verwahrt wird.

Spreukammer, in der Landwirthſchaft, eine Bodenkammer, worauf die Spreu verwahrt wird. Man nennt auch wohl den Spreuboden, Spreukammer.

Spreukorb, in der Landwirthſchaft, ein hoher, weiter und runder Korb, worin die Mägde die Spreu aus der Scheune auf den Spreuboden, und von da wieder nach und nach in das Siedefaß tragen.

Spreulage, im Deichbaue, eine ganz dünne Lage von Werderbuſch, welche auswachſen, und zugleich die Abſpülung des Ufers, oder der auf ein Stockwerk gebrachten friſchen Erde, verhüten ſoll.

Spreustaub, in der Landwirthschaft, die kleinste Art der Spreu, z. B. die, welche durch die Kornfege von dem Getreide abgesondert wird; Spreu in Gestalt des Staubes.

Spreustein, s. Aehrenstein, unter Stein.

Sprey, eine Art großer Ostindischer Bettdecken, mit großen bunten Blumen, welche auf der Küste von Koromandel am schönsten gemacht werden. Sie kommen schon ganz fertig nach Europa, und sind aus einem einzigen Stücke Katrun von verschiedener Größe verfertiget und mit sehr schöner Einfassung von Blumen und Laubwerk geziert. Man bedient sich derselben, besonders in Holland, sehr stark zu den Paradebetten anstatt der gestickten und ausgenäheten Decken. Ihr Preis stieg nach der Größe und Feinheit derselben, und selbst in Indien kostete das Stück 25 bis 50 Gulden und darüber.

Sprichwort, Sprüchwort, Proverbium, Fr. Proverbe, Engl. Byword, nach dem Adelung in weiterem Verstande, ein Satz oder ein Gleichniß, welches von Mehreren bei mehreren ähnlichen Gelegenheiten in einerlei Verstande und Bedeutung wiederholt wird; eine unverständliche oder wenigstens das Wesen des Sprichworts gar nicht darthuende Erklärung. Besser ist diese: das Sprichwort ist eine besondere Formel des mündlichen oder schriftlichen Ausdrucks, die eine in irgend einem Volke, einer Stadt, Volksklasse, oder in einem Zeitalter geläufige oder üblich gewordene Anspielung enthält. — Kurz und erschöpfend ist wohl diese Erklärung: Sprichwort ist eine Volksrede, die kurz und witzig ein Wahrheit enthält, die als solche gefühlt von Mund zu Mund geht, und dadurch eine cursirende Münze wird. Ein einzelner Mann, sagt ein Schriftsteller, ist nicht im Stande ein Sprichwort in den Gang zu bringen. Ist es bezeichnet mit dem Sempel des Witzes, so gehts ihm, wie einer

Münze; der Jude bekommt sie unter die Finger und findet leicht, daß es ächte Münze ist. Jetzt kommt sie in den Gang und läuft herum, da wo sie gilt, und ihre Sprache verstanden wird. Sie wird alt und hat dann manchmal einen um so größeren Werth. Die Münze schlägt der Erste im Volke, nicht so ist es mit dem Sprichworte. Es ist eine Volksrede, die oft ein ganz unbekannter, oder unbemerkter, jedoch witziger Kopf im Volke erfindet und in den Gang bringt. Oft ist es bloß eine angewöhnte Redensart, die Jemand, der in einer Stadt oder einem Dorfe beliebt ist, oft spricht, oft auch der Ausdruck eines Schriftstellers, der gefällt, weil er eine auf die Zeit passende Wahrheit enthält, und so läuft er von Mund zu Munde, und um so mehr, da er kurz ist und sich oft reimt, wodurch er sich dem Gedächtnisse leicht einprägt. Es heißt zwar immer: Man will die Wahrheit nicht verstehen oder Wahrheit ist nicht angenehm; allein ist diese Wahrheit, wie ein Zuckerplätzchen, nur mit Witz umhüllt, so schmeckt sie ein Jeder, ist sie einem Jeden angenehm. Je witziger daher ein Schriftsteller ist, je mehr er die Sprache des Volkes kennt und in seiner Gewalt hat, worunter, nach der Regel der Proportion, dreimal so viel witzige Köpfe sind, wie unter den Gelehrten, desto lieber braucht er Sprichwörter oder hüllt er Wahrheiten in Sprichwörter ein, weil er in wenig Worten viel sagen kann. Selbst das Kind behält leicht ein Sprichwort, und ist aufmerksam darauf, wenn es solches hört; es kann ein Sprichwort zwar noch nicht erklären; allein man kann Bürge seyn, daß es im Stillen darüber nachdenkt und es wieder anwendet. So gefällig, so einschmeichelnd ist die in Witz gehüllte Wahrheit dem Kinde, wie Gellerts Fabeln, der Campe'sche Robinson, Grimm's Mährchen ꝛc. Das Sprichwort ist daher selbst da von Nutzen, wo es auch nicht verstanden wird, weil

dadurch die Wahrheit sich verbreitet. Man bekümmert sich daher weniger um die Entstehung des Sprichworts, um seine Herkunft, wohl aber um seinen Inhalt und behält die Wahrheit, die Pointe der kurzen Rede. Volkslehrer sollten sich daher einer solchen dem Volke verständlichen Sprache mehr bedienen, als sie thun. Die Sprichwörter sind so alt, als die Schriftsprache, ja sie reichen noch darüber hinaus. Die Orientalischen Weisen bedienten sich der Sprichwörter; wir haben von den Morgenländern noch im Talmud die Beweise. So findet man in der Bibel: Du wirst ein Sprichwort seyn unter allen Völkern, 5 Mos., 28, 37. 1 Kön., 9, 7. Er hat mich zum Sprichwort unter den Leuten gesetzt. Hiob, 17, 6. Ihr werdet zu mir sagen dies Sprichwort: Arzt, hilf dir selber, Luc. 4, 23. Was habt ihr für ein Sprichwort im Lande Israel, und sprechet: weil sichs so lange verzeucht, so wird nun fort nichts aus der Weissagung, Ezech. 12, 22. Die Griechen lernten die Sprichwörter von den Orientalen und die Römer lernten sie von den Griechen. Auch bei uns waren die Sprichwörter zu einer Zeit sehr gangbar; allein es wurde übertrieben, und dieses erweckte Ekel an der sonst so gesunden geistigen Speise. Bei den Engländern verstand Shakespeare die Kunst, dem Volke Wahrheiten sprichwörtlich zu geben, und war darin, einige Uebertreibungen vielleicht abgerechnet, glücklich, und diejenigen Dichter, die ihm darin mit Geschicklichkeit nachzuahmen suchten, haben gleichfalls Beifall erhalten; nur die Unverständigen brachten die Sprichwörter außer Cours. Man verlangt eigentlich von einem Sprichworte, daß es allemal ein Gleichniß oder doch einen figürlichen Ausdruck enthalte, daher zählt man die bloßen Lehr- und Sittensprüche so eigentlich nicht zu den Sprichwörtern, z. B. Ende gut, alles gut,

und dieserhalb können die Sprüche Salomonis in dem oben angeführten engeren Verstande nicht Sprichwörter genannt werden, weil sie aus Sentenzen, Lehr- und Sittensprüchen bestehen; indessen ist die Grenzlinie doch nicht so eng zu ziehen, sonst würden manche Sprichwörter in diese Abtheilungen verwiesen werden müssen, in denen man die gemachten Anforderungen so eigentlich nicht findet, wenigstens liegen sie sehr versteckt darin, so wie umgekehrt dasselbe bei den Sentenzen oder Sittensprüchen Statt findet. Auch sind diese Klassificationen von der Art, daß man immer seinen ganzen Scharfsinn zusammen nehmen müßte, um das Eine von dem Andern genau abzusondern. Denn sehr oft legt man in ein Sprichwort und in eine Sentenz einen Sinn, den der Erfinder desselben oder derselben gar nicht bei der Entwerfung gehabt hat; sein Gedanke war ein ganz anderer, als derjenige, den sein Ausleger ihm unterschob oder unterlegte, wie es mit so vielen Erklärungen von alten Schriftstellern, mit so vielen Auslegungen von alten Kunstwerken geschieht, daß wenn die Verfertiger aufstehen und die Auslegung ihrer Werke gewahren sollten, sie staunen würden, hier Dinge von ihren Schöpfungen zu hören, die ihnen nie bei Schaffung derselben in den Sinn gekommen sind, und die jetzt ihren Werken zur Grundlage und Ausführung dienen müssen. — Genug davon, wir bleiben bei dem Sinne der Sprichwörter, wie sie auf uns einwirken, oder wie sich die darin liegende Wahrheit uns offenbart, und hiernach waren sie zu einer Zeit, wo die Volksmoral mehr praktisch, auf die Lebensverhältnisse kräftig einwirkend, vorgetragen wurde, und nicht in leeren Sophismen, in hirngespinstigem Prunkwerke bestand, von großer Wichtigkeit. Selbst beim Unterrichte der Kinder im Vortrage moralischer Wahrheiten sind sie von großem Nutzen; denn sie bleiben im Gemüthe und erinnern oft dann wieder

an die vorgetragenen Sachen, wenn man es am wenigsten wünscht, wenn sich das Herz nicht gern daran will erinnern lassen. Der größte Volkslehrer, Christus, geht uns mit seinem Beispiele in Vortragung der Moral in Sprichwörtern vor. Er sagte dem Volke Wahrheiten in Gleichnissen, wie: „Wer Ohren hat zu hören, der höre. — Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird das Seinige genommen. — Wenn ein Blinder den anderen leitet, so fallen sie beide in die Grube. — Mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht verstehen. — Seyd klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. — Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. — Man zündet nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, damit es Allen im Hause leuchte. — Gieb dem, der Dich bittet und wende Dich nicht von dem, der Dir abborgen will. — Das Auge ist des Leibes Licht. — Ziehe erst den Balken aus Deinem Auge und dann kümmere Dich um den Splitter in demjenigen Deines Bruders. — Hütet euch vor denen, die in Schafkleidern zu euch kommen, denn darin stecken reißende Wölfe. — Man lieset nicht Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln ꝛc. ꝛc.“ Seine Schüler hatten diese Art zu lehren gleichfalls angenommen und bedienten sich derselben musterhaft. Wenn man in Sprichwörtern die Moral vortragen will, so muß man nothwendig eine Auswahl darin treffen, weil nicht Alle zu dieser Lehre geschickt sind; denn es giebt Sprichwörter, die wohl in einzelnen Fällen sehr wahr, aber, auf das Allgemeine angewendet, sehr falsch und lieblos, und ganz der Erfahrung entgegen sind. So z. B. Hüte Dich vor dem, den Gott gezeichnet hat. Dieses Sprichwort kann wohl in einzelnen Fällen eintreffen, und trifft auch nur da ein, weil es das Sprichwort haben will, indem wir bei gebrechlichen

oder sonst mit körperlichen Fehlern bezeichneten Menschen wegen dieses Sprichworts aufmerksamer sind, und Charakterfehler entdecken, die uns sonst auf immer verborgen geblieben wären, und die auch bei gut gebildeten Menschen vorhanden sind, aber unbeachtet bleiben. Es ist daher lieblos, über Herz und Gesinnungen dergleichen Menschen zu urtheilen, wenn man nicht mit Forscherblick Herz und Gesinnung der Menschen ergründet hat, wenn uns nicht die Erfahrung böse Gesinnungen zeigt. — Auch das Sprichwort: Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird das Seinige genommen, trifft auch nicht in allen Fällen zu, wenn es gleich bei Einzelnen sehr wahr ist. Hat z. B. ein thätiger Kaufmann erst einiges Vermögen durch seinen Handel erlangt, so wird ihm die fortgesetzte Industrie und das Glück die Fülle geben. Sehr oft kehrt sich aber dieses Sprichwort um, besonders in Kriegsperioden und politischen Staatsumwälzungen. — Uebrigens muß man Christi Sprichwort wohl ganz anders nehmen, als es gewöhnlich geschieht, und wie es auch aus mehreren von seinen Sprichwörtern ähnlicher Art hervorgeht, in welchen er immer den Reichen mit dem Armen vergleicht, und ihre Handlungen nach ihren Kräften abwägt, um darnach die Verdienste in moralischer Beziehung zu bestimmen. Hiernach würde dieses Sprichwort wohl folgende Deutung erhalten: Wer da hat, nämlich der Reiche, dem wird gegeben, das heißt, dem stehen die Kräfte der ärmeren Mitbrüder zu Gebote; sie helfen mit ihren Händen seinen Reichthum vermehren, und nach dem Verhältnisse, wie sie ihn vermehren, werden sie nicht belohnt, also wird ihnen von dem, was sie wirklich verdienten, noch genommen. Sie halfen ihm durch ihre Kräfte, durch ihr Vermögen zu seinem Reichthume, und büßten dadurch ihre Kräfte ein, ohne mehr zu gewinnen, als ihren nothdürftigen Unterhalt.

Und so kann man es noch in mehreren Beziehungen anwenden, die aber alle mehr figürlich genommen werden müssen und die Christus auch gewiß so genommen hat, weil sie Lehren für das praktische Leben enthalten. Das Sprichwort ist von dem Gemeinspruche, Gemeinorte (Locus communis), sehr verschieden, es war nur eine Gattung von demselben. Unter Gemeinort versteht man eine Stelle in einem Autor, die vor hundert Jahren und höher hinauf mit rother, grüner und blauer Dinte unterstrichen wurde, und die man noch in den Prachtausgaben alter Schriftsteller findet. „Damals lernten, sagt ein Schriftsteller, unsere Jünglinge durch diese nicht üble Methode manches gute Lateinische Wort, und auch Sachen. Ein halbes Jahrhundert darauf, als diese Methode schon abgekommen war, behauptete man, daß man damals nicht Sachen, sondern Worte gelernt hätte, weil man gewahrte, daß die Lateinischen Gelehrten wenig von der neuen Naturgeschichte, Physik und den Kunstwerken wußten, welches sie aus Lateinischen Schriftstellern nicht lernen konnten. Man hielt es für Pedanterey, schöne Stellen der Alten zu unterstreichen, und versäumte mit dem Mittel, dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, auch den Kopf der Lehrlinge, und so lernten sie Deutsch und Französisch, aber kein Latein, noch weniger Sachen, die sie künftig in Geschäften brauchen konnten."

Es würde vielleicht ein besonderes Studium seyn, wenn Jemand sich darauf legen wollte, zu erforschen, unter welchem Volke dieses oder jenes Sprichwort zuerst entstanden sey, und bei welcher Gelegenheit, welcher Veranlassung; denn die meisten sind gewiß durch irgend eine Veranlassung entstanden, haben irgend einer Ursache ihr Daseyn zu danken, und nicht bloß einem willkührlichen Einfall oder einer durchdachten Erfindung; denn dazu sind sie zu natürlich, liegt der

Witz und die Wahrheit zu offen am Tage. Man kann daher die absichtlich erfundenen Sprichwörter sehr leicht von den natürlichen, durch irgend eine passende Veranlassung entstandenen Sprichwörtern unterscheiden; denn in jenen ist der Witz gesucht, die Wahrheit nur zu oft in der Theorie, aber nicht in der Wirklichkeit gegründet, in diesen ist aber beides Natur, der Witz und die Wahrheit, trifft beides in das Volksleben, erfaßt beides den Volkston. Man würde daher durch Untersuchung der Sprichwörter bei jedem Volke auch dessen Charakter näher kennen lernen, mit seinen Sitten und Gewohnheiten vertrauter werden, weil sich in gemeinen oder natürlichen Sprichwörtern das Volksleben abdruckt, weil es der Typus seiner Handlungsweise, seines Charakters ist. Schwierig würde eine solche Untersuchung der Sprichwörter allerdings seyn; denn viele Sprichwörter sind so beschnitten, überhaupt so abgeändert worden, daß man oft ihren Ursprung, das heißt, nicht allein auf welche Art sie entstanden, sondern aus welcher Sprache sie übersetzt worden sind, nicht erforscht; denn wir Deutschen haben Sprichwörter aus allen Sprachen, die Morgenländischen hier mitgerechnet, vorzüglich aus der Lateinischen, und aus den kultivirten neueren Sprachen, genommen, und dadurch unsere Nationalsprichwörter zu vermehren gesucht; allein dabei sind sie auch mitunter sehr verändert worden, haben sie ihren Originalcharakter verloren und einen Deutschen angenommen, so daß man oft in Zweifel ist, ob sie unserem Boden, dem Deutschen entsprossen sind, oder ob wir sie als Ableger von einem fremden gezogen haben; Hier einige dieser Sprichwörter als Beweise. Er hat es hinter den Ohren. Dieses Sprichwort soll von dem Lateinischen: Plus habet in recessu, quam in fronte promittit, herkommen. Wenn dieses übersetzte Sprichwort so viel heißen soll, als er ist ein kluger Mann, so ist dieses wohl die eigent-

liche Ueberſetzung aus dem Quinctilian. Man leitet auch daher die Redensart ab: er ſchreibt es hinters Ohr, und will daher den Hinterkopf, als den Gedächtniß- und Verſtandeskaſten betrachten. Daß man mit dieſem Sprichworte die Klugheit und Verſchlagenheit bezeichnen wollte, iſt unleugbar, und dieſes iſt auch der erſte Sinn deſſelben. Im andern Sinne gebraucht man dieſes Sprichwort, um damit einen Duck- oder Tuckmäuſer zu bezeichnen, wie der Hebräiſche Phyſiognom Sirach ihn beſchreibt: „Er ſchlägt die Augen nieder und horcht mit Schalksohren, und wo du nicht Acht auf ihn haſt, wird er dich übereilen.“ Alſo ein hinterliſtiger, ſchlauer Menſch. Daß es in Beziehung auf Duckmäuſer von einem Menſchen hergenommen worden ſey, der Geſchwüre hinter den Ohren gehabt habe und deswegen mit ſteifem Nacken zur Erde geſehen, und von dem man zu ſagen pflegte: er ſchult mit den Ohren, iſt wohl etwas zu weit hergeholt, obgleich nicht unwahrſcheinlich auf das hinter den Ohren haben bezogen. Auch in dieſer Bedeutung genommen, hieß es: Plus habet in recessu, quam in fronte promittit. Hinter dem Berge halten, wäre dann die zweite Bedeutung. — Einen im Stiche laſſen oder Einen in dem Stich laſſen iſt das Lateiniſche sub cultro linquere; vielleicht hat es der Deutſche nicht vom Lateiniſchen genommen, obgleich das Lateiniſche Sprichwort daſſelbe ſagt. Es heißt, Jemanden, dem man Beiſtand zu leiſten verſpricht, denſelben nicht leiſten, ſondern davon gehen, und ihn ſich ſelbſt überlaſſen, alſo ihn im Stiche laſſen. Beſonders war es ehemals beim Duelle gebräuchlich, wo es des Beiſtandes Pflicht war, gefährliche Stiche aufzufangen, und wenn dann der Beiſtand als ein Mann ohne Herz davon lief und ſeinen Freund in dem Stiche, gleichſam unter dem Meſſer ließ. — Er hat Maulaffen feil, im Lateiniſchen: Prae se

fert mirionem. Mirio, ein Mensch, der sich über alles wundert. aus Einfalt oder Dummheit. Maulaffe, ein Mensch, der über alles den Mund aufsperrt, was ihm aufstößt, gleichsam über Kleinigkeiten erstaunt ist, und mit offenem Munde dasteht, als wenn er den ihn so in Erstaunen gesetzten Gegenstand verschlingen wollte. Dieses Wort hat die Hochdeutsche Sprache aus der Plattdeutschen genommen und es erbärmlich in deren Sinnesverfeinerung verhunzt. Es heißt in seiner ursprünglichen Reinheit, Muhlape, vom Worte apen, open, offen und Maul zusammengesetzt, also ein offenes Maul; und wir haben in der Hochdeutschen Sprache Maulaffe daraus gemacht; wie unverständlich und klanglos gegen das Wort Muhlape. Das Wort feil soll hier so viel bedeuten, als zum Verkaufe ausstehen haben oder ausstellen, also gleichsam als wenn Jemand mit offenem Munde seine Dummheit zum Verkaufe ausstellte. So scheint auch das Wort Affe, Plattdeutsch Ahp, Ape, ebenfalls vom aufgesperrten Munde der sich wundernden ersten Deutschen Zuschauer seinen Ursprung dem Spaße zu verdanken zu haben. — Einem nicht das Wasser reichen oder er kann ihm das Wasser nicht bieten, wahrscheinlich aus dem Lateinischen: Indignus, qui ipsi matulam praestat — matellam porrigat. Es ist auch mit dem Jüdischen Sprichworte, welches auch vom Knechtdienste hergenommen, aber feiner war: Einem nicht die Schuhriemen auflösen dürfen; die Sandalen nachtragen, gleichbedeutend. Was die Bedeutung des Sprichwortes ist, geht schon aus dem Ganzen hervor, Nachher hat sich die Bedeutung dieses Sprichworts geändert, und ist aus Mißverstand besonders auf Aerzte angewendet worden. — Er hat Grütze im Kopfe. In ähnlicher Art, jedoch nicht in ganz gleicher Bedeutung hat man auch die Redensarten: Er hat Mot-

ten oder Mücken im Kopfe. Er hat Quesen im Kopfe. Das erste Sprichwort ist wahrscheinlich in dem Lande entstanden, wo es viel Grütze giebt, viel Grütze gebauet wird. Der Exerziermeister pflegte ehemals einen aus dem Wendischen geworbenen Rekruten Grützkopf zu nennen, um damit den alten Wendischen Starrsinn, der noch in den Kindern forterbt, tadelnd zu bezeichnen. Der Landmann sagt vom Buchweitzen, besonders vom Hafer: Er hat viel Grütze, er hat viele Körner. So wie er nun diesen Werth seinem besten Getreide beilegt, so legt er ihn auch seinen vorzüglichen Köpfen bei, um dadurch ihre Klugheit zu bezeichnen. So gebrauchte es der Bauer von seinem Sprecher und der Bürger von seinem Advokaten ꝛc. ꝛc. Das zweite, er hat Motten oder Mücken im Kopfe, er ist nicht aufgeräumt, er ist mürrisch. Diese Wörter sind von Mücken oder Mucken abgeleitet oder vielmehr die Letzteren sind in die Ersten verwandelt worden. Das dritte: er hat Quesen im Kopfe, er ist eigensinnig. — Er ist so freundlich wie ein Ohrwurm. Freundlich hat sich hier auf irgend eine Weise unrichtig für geschmeidig, wie man es in alten Schriften findet, eingedrängt. Es muß daher heißen: so geschmeidig wie ein Ohrwurm. Da der Ohrwurm einen geschmeidigen, biegsamen Körper hat, so sagt man auch: Man kann ihn um die Finger wickeln wie einen Ohrwurm, weil sich der Ohrwurm seiner Gelenkigkeit wegen um den Finger schlingt. Man will dadurch theils einen niedrigen Schmeichler, theils auch einen verschmitzten Menschen bezeichnen, der durchs Kriechen zu etwas zu gelangen sucht. Es sind Personen, welche um gewisser Vortheile halber sich bei Jemandem einzuschmeicheln suchen, Jemandes Gunst zu erwerben sich bemühen, ohne das wirklich zu seyn, was sie zu seyn scheinen. Man will dieses Sprichwort auch so

auslegen: da die Ohrwürmer immer als Feinde im Volke betrachtet wurden, da sie einen der edelsten von unseren Sinnen in Anspruch nehmen, so bezeichne man damit auch hier den schlauen Feind, auf den man Acht haben müsse, damit man von ihm nicht übereilt werde. Daß die Ohrwürmer sich ins Ohr schleichen, ist keine Fabel, wie einige Schriftsteller anführen; denn genaue Forscher der Natur, besonders der Insekten, wie z. B. Illiger in Braunschweig, haben dieses bestätiget. Der genannte Naturforscher hat selbst einen Ohrwurm (Zungenafter, Forficula, Fr. Perce-oreille) in seinem Ohre ertappt; allein eine besondere Vorliebe hat er nicht für das Ohr, sondern es ist bei ihm nur die Gewohnheit in alle Löcher zu kriechen. Daß er aber das sogenannte Trommelfell des Ohres zernage und dadurch dem Gehöre schade, ist eine Fabel. Siehe auch den Art. Ohrwurm, Th. 105, S. 7. u. f. — In des Henkers Küche kommen, heißt so viel, als für eine böse That scharf bestraft werden. Man braucht diese Redensart auch häufig im Scherze, wenn nämlich Jemand einen muthwilligen Streich im Scherze ausübt, einem Andern einen Schabernack spielt, so pflegt man zu sagen: Sie werden in des Henkers Küche kommen, wenn nämlich derjenige von dem, dem der Streich gespielt worden, entdeckt wird. Indessen scheint der erstere Sinn der ursprüngliche gewesen zu seyn; denn des Henkers Küche ist die Schindgrube, der Schindanger. Auf Universitäten hatte man ehemals eine ähnliche Redensart, die man sich in der feinen Welt aber nicht erlaubte, nämlich: Er ist auf den Mist gekommen. — Einem die Leviten lesen, heißt nichts anders, als ihm seine Verbrechen vorstellen oder vorrücken, die verdiente Strafe vor Augen stellen. Dieses Sprichwort ist vom dritten Buche Moses genommen, welches den Titel Leviticus führt, weil darin die sogenannten

Levitischen Gesetze und die der Uebertretung derselben angedroheten Strafen enthalten sind. Man sagt auch, Einem eine Lex lesen. — Er sitzt da wie ein Oelgötze, heißt so viel, er sitzt ganz starr und stumm, und betrachtet das, was um ihn vorgeht, mit Erstaunen, ohne es zu verstehen und seine Meinung darüber sagen zu können. Gewöhnlich bezeichnet man mit diesem Ausdrucke auch die Dummheit dessen, von dem er gesagt wird. „Da die Prädikate Stillsitzen, Dummheit, Unwissenheit und Sprachlosigkeit, sagt ein Schriftsteller, bei den alten heidnischen Götzen, die aus Holz, Stein ꝛc. waren, vollkommen zutreffen, so vereint sich dieses Alles, wie bei den Götzen der Alten, auch bei solchen Menschen, denen dieser Ausdruck eigen ist; nur der Beisatz Oel bleibe unerklärlich.“ Aber auch hier findet man Schriftsteller, die ihn zu erklären suchen, indem sie das Wort Oelgötze in Oelgesche verwandeln, und dann ihre Erklärung folgendermaßen beginnen: Gesche heißt Gesicht, Oel heißt auch Thran, aus Thran hat man Thräne gemacht, und so sagt man nun in einigen Provinzen Deutschlands, besonders da, wo die Plattdeutsche Sprache noch gesprochen wird, Thrangesche, ein Thränengesicht, ein Gesicht, welches immer weinerlich aussieht. Hierdurch würde man also Jemanden bezeichnen, der so einfältig aussieht, wie ein Knabe, der vor dem Schulmeister seine Lexion aufsagen soll, und nichts gelernt hat. Man hat zwar im Hannöverschen das Sprichwort: Sie sitzt da wie eine Thrien Gesche, auch wie Thrien Wäsche, auch Thrien Grete, das heißt, wie ein Bauermädchen, das sich gar nicht in der feinen Welt zu rathen weiß. — Wenn gleich der Ausdruck Oelgötze etwas schwer zu erklären ist, woher er seinen Ursprung genommen hat, so ist doch so viel gewiß, daß das Sprichwort einen Menschen bezeichnet, der sich in einer Gesellschaft nicht zu benehmen weiß. —

Es ist ihm so dünne dabei und er sieht die die Sache mit Verachtung an, sind beides gleichbedeutende Ausdrücke. Dünn zeigt hier eine Sache von geringem Werthe an und wird hauptsächlich von flüssigen Dingen gebraucht, welche durchscheinend sind, wie Wasser, Wein ꝛc., oder auch von undurchsichtigen, wie eine Suppe, nur muß diese nicht dick, sondern dünn seyn. Dann will auch dünn so viel sagen als mager, schmächtig. Alle diese Bedeutungen führen den Begriff des geringen Werthes bei sich; denn was durchscheinend, dünn und mager ist, hat auch keinen großen Werth, und so auch alle dünnen durchscheinenden Sachen, und daher will: es ist ihm so dünne dabei, so viel sagen, als es kommt ihm vor, wie eine geringe verachtete Sache; denn die Worte: es ist ihm dabei, und es kommt ihm vor, sind sich oft völlig gleich; und daher erhält dieses Sprichwort seine Deutlichkeit. — Den Schaden ans Bein binden, ist gleichbedeutend mit: den Schaden vergessen, nicht mehr daran denken, daß man ihn gehabt hat. Da die Beine des Menschen, nach einem Schriftsteller, sowohl von ihm, als von Andern am wenigsten gesehen werden, und die Vermeidung des Anblicks des gehabten Schadens das beste Mittel ist, ihn in Vergessenheit zu bringen, so soll dieses Sprichwort daher entstanden seyn. Nach einem andern Schriftsteller soll dieses Sprichwort von einem Privatmanne herkommen, der Schaden am Beine gehabt und bei erlittenem Verluste darauf angespielt hätte, das zugleich geschwindes Vergessen andeuten sollte. Indessen scheint dieses mit dem Schaden ans Bein binden wenig Verwandtschaft zu haben. Dieses soll wohl so viel sagen, als, da die Beine in steter Bewegung sind, so werde dasjenige, was man daran binde, auch leicht vergessen, nämlich im figürlichen Verstande, durch stete Zerstreuung vergesse man den Schaden oder den gehabten Verlust. —

Durch Fragen wird man klug. Wenn man nach dem Sprichworte durch bloßes Fragen klug würde, wie viele kluge Leute würde es dann nicht geben; und Mancher stand und steht wirklich in dem Glauben, daß man durch vieles Fragen nach Diesem und Jenem klug werden könne, und so giebt es Leute, die sich und Andere durch Fragen leicht zur Verzweiflung bringen, um klug zu werden. Dieses will aber dieses Sprichwort nicht haben, was in seiner Kürze diejenigen ausgelassenen, jedoch nothwendigen Nebenumstände klugen Fragern hinzu zu denken überließ, nämlich: daß man durch Fragen nur dann klug werde, wenn man kluge Leute um etwas Kluges frägt. Berücksichtiget man nun das hier Angeführte, so wird man leicht begreifen, warum so wenig Leute durch Fragen ihren Verstand verbessern. Sehr oft irrt man sich in der Person desjenigen, den man frägt. Viele Leute darf man um gar nichts fragen; denn sie haben von keiner Sache in der Welt deutliche Begriffe, und wenn man sich bei ihnen nur nach dem bekanntesten Wege erkundiget, so machen sie uns ungewisser, als wir vorher waren. Andere besitzen Kenntnisse und Beurtheilskraft genug, um uns zu belehren; allein auf welche Weise sollen wir ihre Unterhaltung genießen, wie ihnen dieses entlocken? Wiederum Andere besitzen einen Schatz von Kenntnissen, sie wissen ihn aber nicht mitzutheilen, sie haben nicht die Gabe des Vortrages, sie sind ängstlich und verwirrt, wenn man sie um Etwas frägt. Einige belustigen sich mit unseren Fragen und geben entgegengesetzte Antworten, oder, da sie glauben, daß man sie, wie die Knaben, schulmeistern will, oder sie auf den Zahn fühlen will, ob sie etwas verstehen, so antworten sie entwedrr kurz und abgebrochen, oder sie belustigen sich mit dem Frager und geben ihm durch die Antworten etwas auf zu rathen. Andere beschäftigen sich mit Angelegenheiten, indem man sie frägt,

die gar nicht zu Frage gehören. So fragte einst Ludwig der Vierzehnte seinen Schneider wegen Verfertigung eines Kleides, und er antwortete von Staatssachen. Gut, sagte der König, wenn Ihr von Staatssachen sprecht, so muß ich wohl Einen meiner Räthe kommen lassen, um die Kleidermode zu erfahren. Verschiedene Fragen sind durch die Mode eingeführt und so zur Gewohnheit geworden, daß man sich dabei gar nichts denkt, eben so wenig bei der Antwort. So z. B. Wie befinden Sie sich? ist die gewöhnlichste und die erste Frage, wenn zwei Bekannte sich treffen; und die Antwort ist gewöhnlich: ganz gut, mittelmäßig, oder ziemlich gut, nicht gut, schlecht ꝛc. Bei den beiden letzteren Antworten macht der Frager zwar ein bedenkliches Gesicht und sagt: Ey, das beklage ich, oder das thut mir leid, denkt sich aber weiter nichts dabei. Eine andere Frage gilt der Familie, z. B. Wie befindet sich Ihre Frau? Wie befinden sich die Kinder? Wie die Eltern? Wie die Großeltern? Nach diesen einleitenden Fragen folgen die wichtigeren: Was giebt es Neues in der Politik? in der Literatur? oder in der Stadt? je nachdem etwas Wichtiges in einem der genannten Zweige vorgegangen seyn könnte; dann kommen die örtlichen oder Localfragen, z. B. über, Theater, Ressourcen, Vergnügungsörter, Bälle, Conzerte ꝛc., welche gewöhnlich den Beschluß machen. Häufig sind nun die Antworten eben so einsylbig und oberflächlich; denn man will ja durch diese Antworten nicht belehrt seyn, sondern nur seine Neugierde befriedigen; denn man springt von einem Gegenstande rasch zu dem andern über. Eigentliche Fragen, um durch die Antwort oder deren Beantwortung wirklich belehrt und klüger zu werden, ergehen gewiß sehr wenige, und wo sie ergehen, befriedigen sehr oft nicht die Antworten, indem man mehr durch

seine Frage in der Antwort erwartete, als man erhält. — Ein Jeder ist seines Glückes Schmid, welches nämlich so viel sagen will: es liegt in den Händen eines Jeden, das zu werden, wozu ihn seine Fähigkeiten berechtigten. Indessen leidet dieses Sprichwort doch viele Einwürfe; denn wenn Jeder der Schmid seines Glücks selbst seyn könnte, so würde es nicht so Viele geben, die ihr Glück durch Andere schmieden lassen. Das Sprichwort, von dem hier die Rede ist, hört man am mehrsten aus dem Munde der glücklichen Menschen, selten derjenigen, die sich ihr Glück auf keine Weise schmieden konnten, entweder weil ihnen die Fähigkeiten abgingen, sie kein Talent, kein Genie dazu hatten, oder weil es ihnen an Gönnern und Beschützern fehlte. Ein Schriftsteller sagt bei der Erwähnung dieses Sprichwortes:

„Es schmeichelt der Eitelkeit eines Glücklichen nicht wenig, wenn er denken kann, daß die Erfüllung seiner Wünsche bloß eine Folge seiner Geschicklichkeit und seiner schlauen Bemühungen gewesen ist, und daß Andere darum weniger glücklich sind, weil sie weniger Verdienste haben. Wie dürften so manche Glückliche sonst so stolz auf ihre Reichthümer, auf ihren Rang seyn, wenn sie einsähen, daß das ganze Gebäude ihrer Glückseligkeit, das sie so gern den Augen der Welt zeigen, oftmals das Werk eines Zufalls ist? Wie viel würde das, worauf sich jetzt ihr ganzer Stolz, ihre ganze Ehre gründet, von seinem Werthe verlieren, wenn es nicht mehr einen Beweis ihrer Klugheit abgeben sollte. Viele müssen durch die Art, wie sie zu ihrem Glücke gelangten, ihre Unfähigkeit bekennen, selbst Schmiede ihres Glücks zu seyn; indessen sie sind es, aber wie der Marmorblock, aus dem die Kunst des Bildhauers einen Jupiter schuf. Man darf hier nicht die Beispiele derer entgegen stellen, die sich durch ihre eigene Unbesonnenheit unglücklich gemacht haben. Jeder Mensch kann sein Glück verderben, aber wer wird den für einen Schmid halten, der bloß etwas verderben, aber nichts machen kann? Man hört nicht, daß

Jemand es seiner Klugheit beigemessen habe, wenn ihm der größte Gewinn in einer Lotterie zu Theil geworden. Die Welt ist auch eine große Lotterie. Alle Menschen sind die Interessenten zum Spiele, ihre Handlungen sind der Einsatz; Reichthümer, Ehre, Vergnügen sind die Gewinne; Armuth, Verachtung, Beleidigungen und ein schimpflicher, oft schmerzhafter Tod sind die Nieten. Diese Lotterie wird mit der größten Unpartheilichkeit gezogen. Der Mann von Verdiensten kann eben so wohl eine Niete erhalten, wie der Taugenichts. Ein ehrlicher Mann kann nach dem Ausspruche dieser Lotterie Richter werden und ein Schelm an den Galgea kommen; es kann aber auch umgekehrt der Fall seyn. Die Revolutionen in der neueren Zeit gaben Beispiele genug hiervon, und man darf bei Einzelnen nicht bloß das Beispiel eines Calas anführen. Wie viele Lieferanten sind nicht die Schmiede ihres Glückes gewesen; denn sie ließen zu Zeiten oft ganze Armeen darben oder tödteten Menschen und Vieh durch schlechtes Proviant. Wie verhält sich hier Gewinn und Niete? — Doch was hilft es, dasjenige aufzuzählen, was man unter diesem Sprichworte nicht verstehen könne; es ist daher nöthig, auch den wahren Verstand desselben zu zeigen. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß unsere guten Vorfahren nicht so klug gewesen sind, als wir, und daß erst zu unseren einsichtsvollen Zeiten die Vernunft zu ihrer wahren männlichen Stärke gelangt ist. Hieraus ist leicht abzunehmen, daß sie auch von der Glückseligkeit nicht so feine Begriffe gehabt haben werden, als wir; denn ihre Einfalt war so groß, daß sie alle die Dinge, die wir als wesentliche Stücke des Glückes ansehen, kaum dem Namen nach kannten. Sie wußten nichts von Titeln oder Prädikaten, nichts von glänzenden Pallästen, Equipagen, Dinés, Soupés ꝛc. ꝛc. Wenn ihnen auch Fremde etwas von ihrer feinen Lebensart erzählten, so sahen sie dieselben mit bäurischer Verachtung an. Sie konnten daher unmöglich unter dem Worte Glück eben das verstehen, was wir damit anzeigen wollen. Epkow von Repkow meint zwar, daß dieses Sprichwort aus der Lateinischen Sprache entlehnt sey, und diese hat auch ein ähnliches; allein der Glossator setzt

hinzu, daß dieses schon zu den Zeiten der ersten Römischen Könige aufgekommen und selbst von den Lateinern zu den Zeiten Augustus nicht mehr recht verstanden worden sey. Die ersten Bewohner Roms waren aber, wie bekannt, nicht im mindesten klüger, als unsere alten Deutschen. Ein Mann, der den glänzenden Posten eines Feldherrn bekleidete, war so einfältig, daß er nach geendigtem Kriege selbst wieder pflügte, oder am Feuer Rüben briet, ja er besaß so wenig Weltkenntniß, daß er die ihm von einem benachbarten Fürsten angebotenen ansehnlichen Geschenke ausschlug. Nach ihren eingeschränkten Begriffen gehörte nichts weiter zu einem glücklichen Leben, als dasjenige, was zu unserer Zeit kaum dem geringsten Bettler fehlt. So viel von einer gesunden Speise, als zur Sättigung hinreichte, ein Kleid, das den Körper deckte und vor Kälte schützte, und eine dauerhafte Gesundheit. Einem Menschen, der Lust zum Arbeiten hatte, konnten die ersten beiden Stücke nicht fehlen, und das dritte erwarb er sich bei Gelegenheit mit. Sie brauchten keine Kammerdiener und Zofen; denn sie hielten dafür, daß man von keinem Menschen besser bedient werde, als durch sich selbst; ihre Toilette war so eingerichtet, daß sie ohne Schwierigkeiten Alles finden konnten. Sie hatten keine Träger, weil sie selbst Füße hatten, und es für die gesundeste Bewegung hielten, auf die eigenen Beine zu gehen. In großen Pallästen wohnten sie auch nicht, denn alle Hausgenossen waren vertraute Freunde und vertrugen sich sehr gut in einem Zimmer. Derjenige, welcher die größte Anzahl rühmlicher Thaten aufzuweisen hatte, war ihnen der glücklichste, und auch von dieser Glückseligkeit konnte ein Jeder wenigstens einen Theil erlangen. Konnte der Geringe kein Heer zur Vertheidigung des Vaterlandes anführen, so konnte er doch einen Bürger vom Untergange retten, welches ihnen beinahe eben so verdienstlich war. Man brauchte daher das Glück sich auf keine Weise zu erschleichen, sondern ein jeder konnte es erlangen, wenn er es wollte, und sie hielten also mit Recht dafür, daß ein jeder Mensch seines Glückes Schmid sey. Wie ganz anders ist es jetzt. Wie viel gehört gegenwärtig nicht dazu, um glücklich zu

seyn, wie viele Dinge braucht man nicht zur Glückseligkeit, die man sich nicht selbst geben kann. Wer bloß gesund, fleißig, ehrlich ist, und dabei sein Auskommen hat, bleibt noch immer ein herabgesetztes, ja oft verachtetes Mitglied der bürgerlichen oder Staatsgesellschaft. Man muß erst einen gewissen Rang behaupten, man muß einen Aufwand machen können, der noch über diesen Rang geht; man muß Sachen anschaffen, die man nicht braucht, Bedienten halten, die Einem Verdruß machen, und Leute bewirthen, die man nicht leiden kann. Wer aber alles dieses kann, der ist glücklich, wenigstens wird er als glücklich gepriesen, wenn er es sich auch nicht selbst sagen oder gestehen kann. — Unsere Vorfahren hatten zwar Recht, wenn sie behaupteten, daß ein Jeder seines Glückes Schmid sey, da aber die Begriffe von der Glückseligkeit sich seit der Zeit sehr geändert haben, so muß man die Kunst, sein Glück selbst zu schmieden, unter die verlorenen Künste rechnen. (Hannöversches Magazin. 8r Jahrgang. 37s St.)

Das muß ein schlechter Soldat seyn, der nicht denkt General zu werden. Dieses Sprichwort, welches zu der Zeit entstand, als die Werbung in mehreren Staaten Deutschlands noch bei den Armeen Statt fand, u. der Soldat beinahe zwei Drittheile seines Lebens im Dienste zubringen mußte, ja darin ergrauete, ward jedem Rekruten u. Angeworbenen von den Offizieren und Unteroffizieren als Trostspruch vorgesagt, d. h.: daß die Ehre, das Ehrgefühl der Hauptleitfaden eines Soldaten sey, und man daher auch nach der Ehre trachten müsse; denn es sey ein schlechter Soldat, der nicht denke General zu werden. Hierbei wurden ihm nun Züge von Befehlshabern erzählt, die von unten, von der Pike an gedient hatten; und auf solche Weise ermunterte man die Angeworbenen, so wie die Rekruten zum Dienste. Genau läßt sich die Zeit, in welcher dieses Sprichwort aufgekommen ist, nicht angeben, daß ihm aber diese Vorstellung zum Grunde liegt, ist

gewiß. Nach dem neueren Militairsysteme mehrerer Staaten Europas, besonders Deutschlands, findet dieses Sprichwort nicht mehr Anwendung, wenigstens nicht bei dem gemeinen Soldaten, nur bei den Freiwilligen, die auf Beförderung dienen, weil jetzt mehr auf eine wissenschaftliche Ausbildung gesehen wird, als auf Diensteifer, Tapferkeit und andere Eigenschaften, die sonst der Hebel zur Beförderung auch manches gemeinen Soldaten waren, wodurch er seinen Nachkommen Ehre und Ansehen erwarb. Wenn daher das in Rede stehende Sprichwort ehemals im Allgemeinen, auf alle Soldaten bezogen, Anwendung fand, so kann man es jetzt nur insbesondere auf eine Klasse derselben, auf die Freiwilligen anwenden. — Mit dem Maße, womit ihr mißt, wird man euch wieder messen oder werdet ihr wieder gemessen werden, d. h. das Böse, was ihr Andern zugefügt habt, werdet ihr früher oder später selbst erfahren, oder wird man euch früher oder später selbst zufügen, so auch noch in jeder andern ähnlichen Beziehung. — Hunger ist der beste Koch, d. h., man ist gesund, wenn man nur dann ißt, wenn man Hunger hat, oder auch: Man überlade nie den Magen mit köstlichen Gerichten, sondern hungere lieber, wenn man gesund bleiben will. Oder: der Hunger, so übel er uns auch vorkommt, ist doch der beste Koch, weil er uns gesund erhält. — Außer den so eben angeführten, und den schon oben, unter Sprache (Volks-), S. 427, angeführten Sprichwörtern, sind noch folgende, weniger allgemein bekannte, ohne weitere Erklärung zu erwähnen: Man muß erst einen Scheffel Salz mit Einem essen, ehe man ihn zum Freunde erwählt. — Wer den Schwindel hat, schickt sich zu keinem Schieferdecker. — Müßiggang ist des Teufels Ruhebank. — Ein alter Narr wird selten klug. — Großer Zorn ohne einige Macht, wird nur verspottet und ausgelacht. — Be-

scheidenheit geht über Gelehrsamkeit. — Ein Atomchen Mutterwitz ist so gut, als ein Centner Schulwitz. — Widerwärtigkeiten machen einen Menschen zwar klug, aber nicht reich. — Um einen Lachs zu fangen, verliert man gern einen Angelhaken. — Ein Weib und ein Glas sind stets in Gefahr. — Besser heut' ein Ey, als morgen ein Huhn. — Eine Frau hält dasjenige am geheimsten, was sie nicht weiß. — Bei Hofe wäscht eine Hand die andere. — Die Armen haben die Kinder, die Reichen die Rinder. — Bratest Du mir eine Wurst, so lösche ich Dir den Durst; das heißt: wo der Koch ist, darf der Kellner nicht fehlen, denn Einer hilft dem Andern. — Immer sparen, heißt immer darben. — Böse Gesellschaft verderben gute Sitten. — Wer nichts wagt gewinnt auch nichts. — Fluche die Lust, worauf Unlust folgt. — Narren und Zänker bereichern die Advokaten. — Wo die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten. — Gott heilt und der Arzt bekommt den Dank. — Mit Geld kommt man überall durch, nur nicht in den Himmel. — Wohl anfangen ist gut, aber wohl endigen besser. — Auf bloßes Versprechen ist wenig zu rechnen. — Ein falscher Freund ist gefährlicher, als ein offenbarer Feind. Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herren. — Aus anderer Leute Leder ist gut Riemen schneiden. — Wer mit Gold und Silber ficht, fehlt des Sieges nicht. — Wer keinen Kopf hat, braucht auch keinen Hut. — Wer eine Eule theuer bezahlt, muß einen Vogel nothwendig brauchen. — Wer schwarze Kleider trägt, der muß beständig bürsten. — Zu Hause ist's am besten, es sey in Ost, in Westen. — Ehrliche Leute heirathen bald und kluge gar nicht. — Versprechen ist herrisch, halten bäurisch. — Wer mit zwanzig Jahren nicht schön, mit dreißig nicht stark, mit vierzig nicht reich, und mit funfzig nicht weise ist, der wird nimmermehr schön, stark, reich oder weise

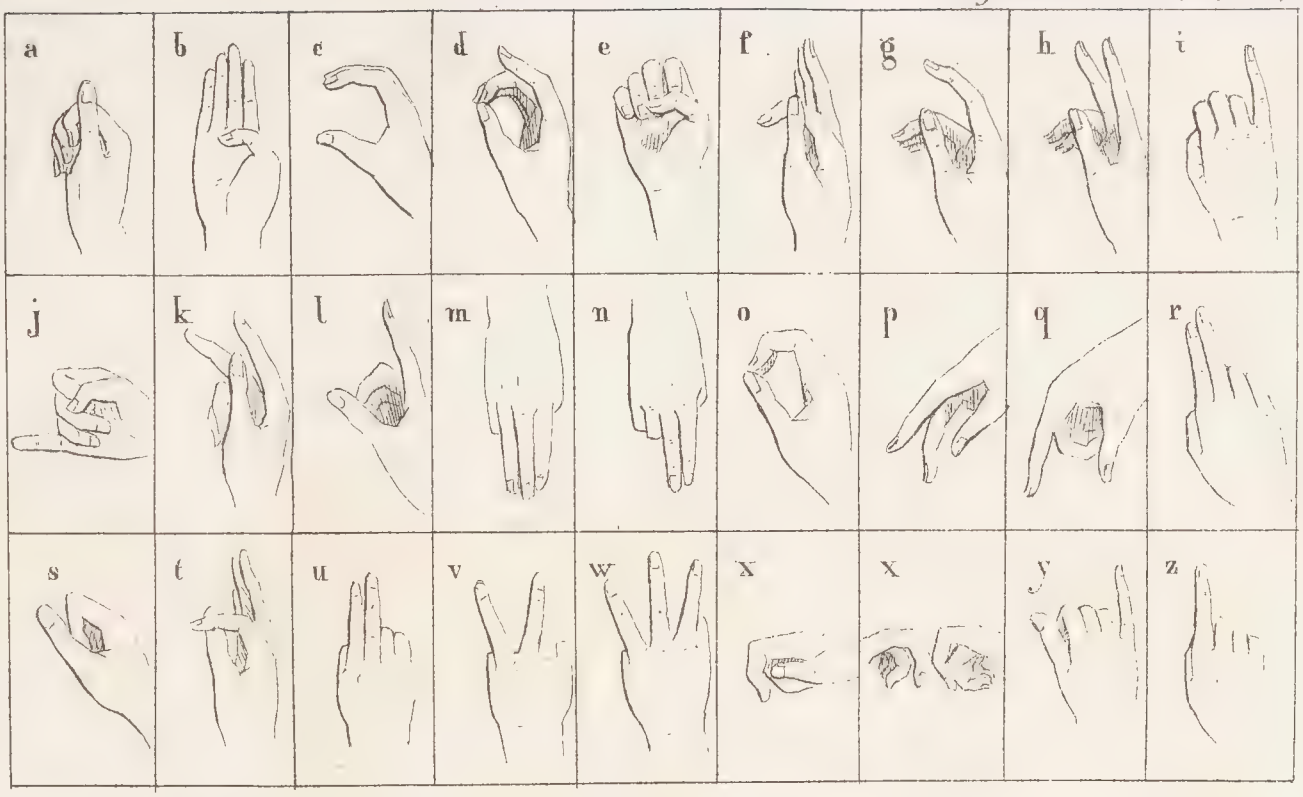
werden. — Der hat den besten Verstand, der seinen eigenen nicht traut. — Wenn jeder Narr eine Kappe tragen sollte würde der Zeug sehr theuer werden. — Gleiches Blut, gleiches Gut, und gleiche Jahre machen die besten Paare. — Der Mensch denkt, Gott aber lenkt. — Durch die That sich's offenbaret, was im Menschen liegt verwahret. — Mancher geht nach Wolle und kommt geschoren wieder. — Je mehr Zeit die Weiber vor dem Spiegel verlieren, je weniger werden sie die Haushaltung zieren. — Ein goldener Schlüssel schließt leicht alle Schlösser. — Wer heirathet in Eile, bereuet mit Weile. — Zwei Katzen und eine Maus, zwei Weiber in einem Hauf', zwei Hunde an einem Bein', gehen selten Freundschaft ein. — Besser gelitten, als viel gestritten. — Trunkner Mund entdeckt des Herzens Grund. — Tugend und Handwerke sind der Kinder bestes Erbtheil. — Ein Pflug im Gebrauche rostet nicht, aber stehende Wasser werden stinkend. — Wer glaubt Andern mit seinen Späßen zu schaden, der schadet sich selbst, oder wer Andern eine Grube gräbt, fällt zuletzt selbst hinein. — Wer Jemanden zum Narren macht, dem fehlt dieses Prädikat selbst nicht. — Der Weise kann straucheln, aber der Thor strauchelt immer. — Meide ungerechtes Gut, worauf mancher Seufzer ruht. — Halte rein dein Gewissen von blutigen Flecken, so wird Dich der Kampf mit dem Tode nicht schrecken ꝛc. ꝛc.

Ende des hundert und ein und sechzigsten Theils.

Einige Verbesserungen, wie S. 140 Altaischen Gebirges statt Meeres; S. 655 hinter Madames (Mesdames) ꝛc. werden im nächst folgenden, 162sten, Theile angezeigt werden.

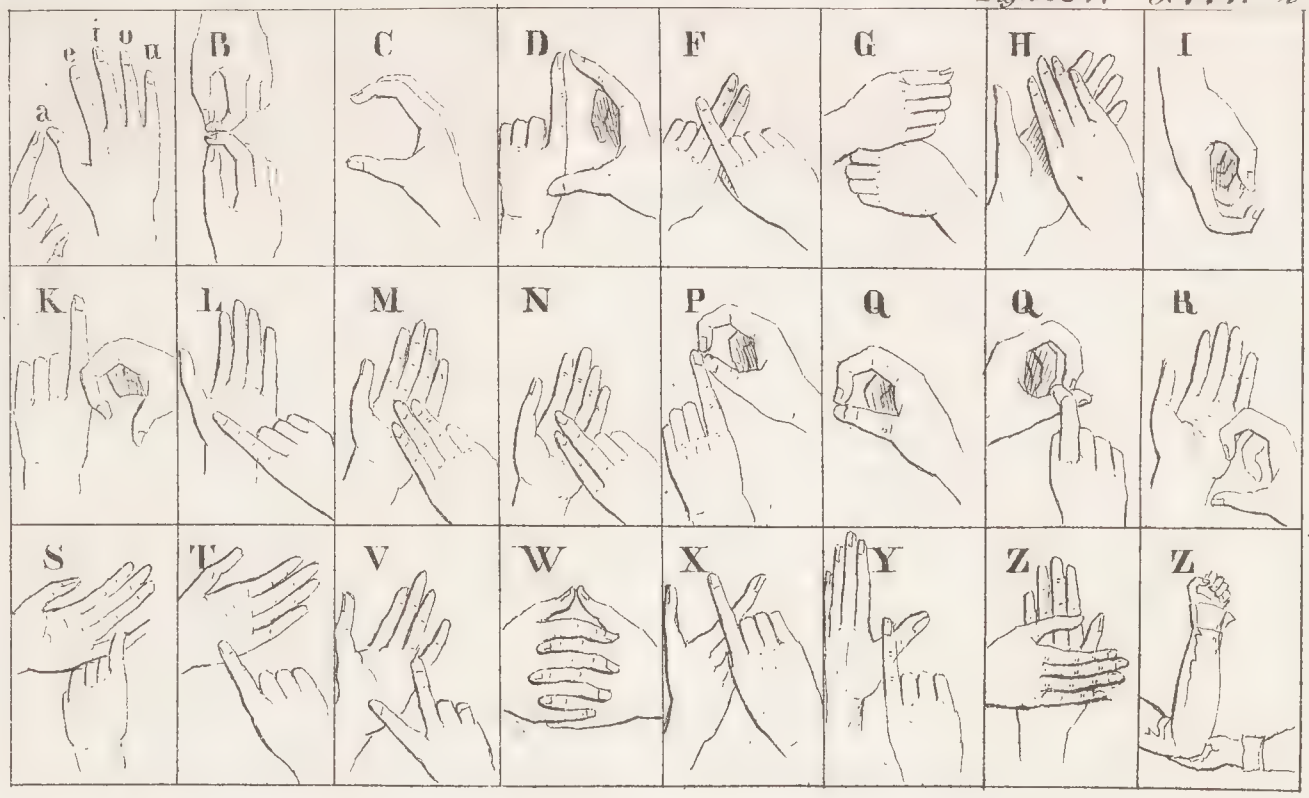
Gedruckt bei L. W. Krause, in Berlin.

Fig. 8883. S. 444. 1.



Krünitz Enc. Th. CLXI.

Fig. 8884. S. 444. 2



Krünitz Enc. Th. CLXI.

F 8910 S. 659.

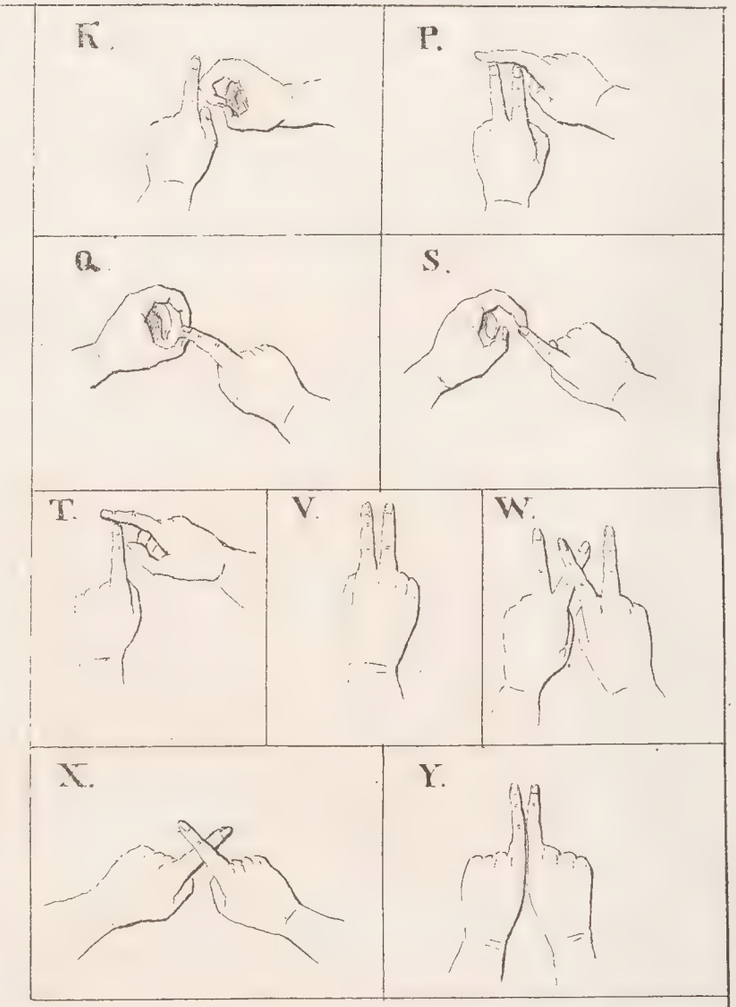


Fig 8912. S. 672.

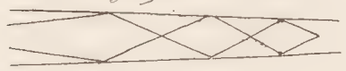
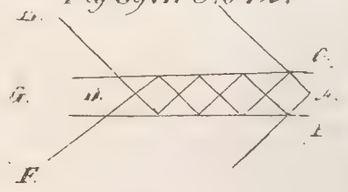
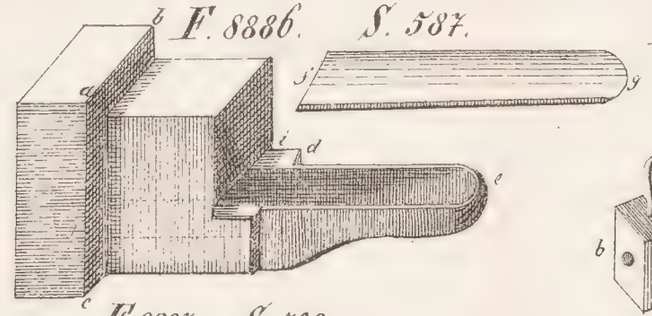


Fig 8911. S. 672.

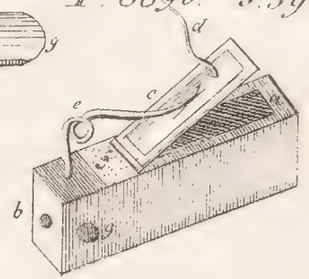


Krünitz Enc. Th. CLXI.

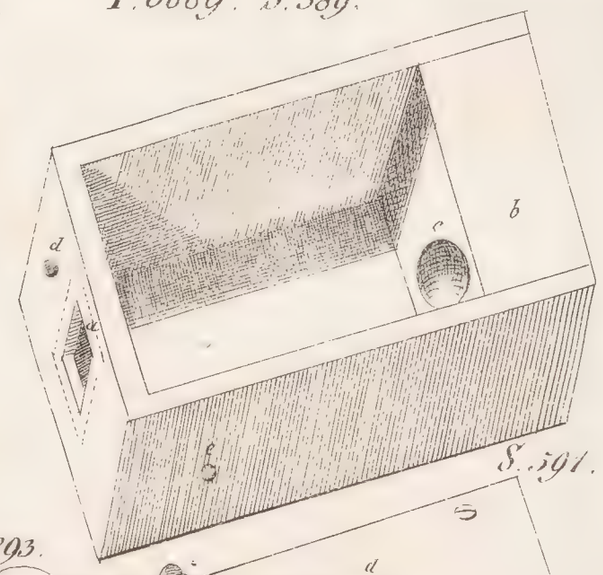
F. 8886. S. 587.



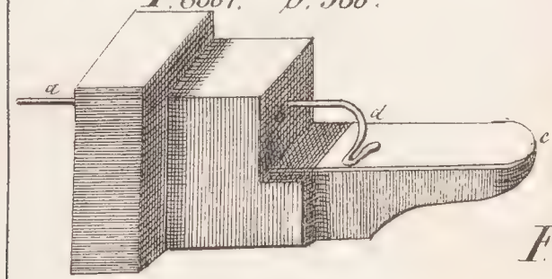
F. 8890. S. 590.



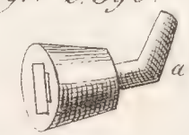
F. 8889. S. 589.



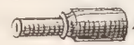
F. 8887. S. 588.



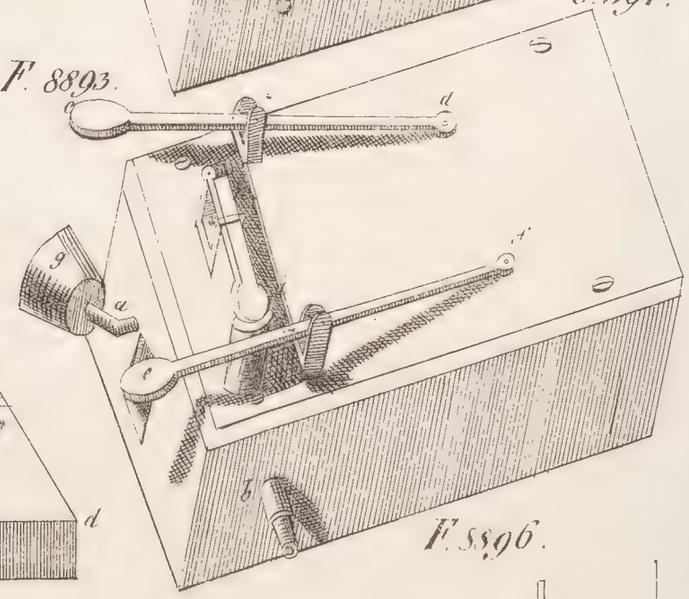
F. 8891. S. 590.



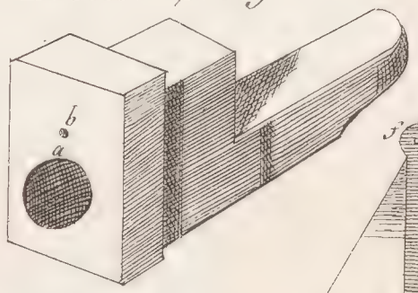
F. 8892. S. 590



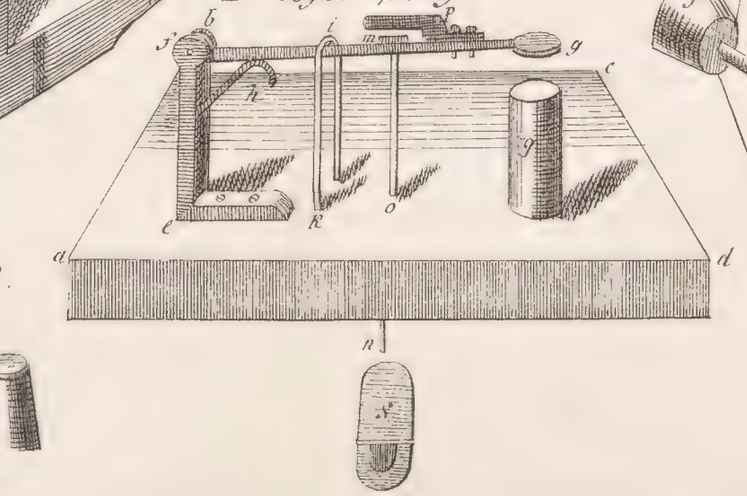
F. 8893.



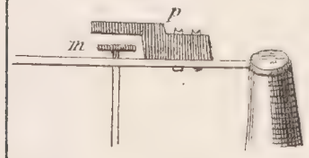
F. 8888. S. 589.



F. 8894. S. 591.



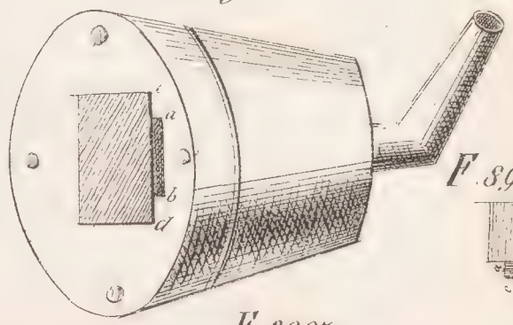
F. 8895. S. 592.



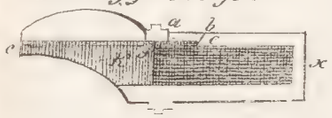
F. 8896.

Krünitz Enc. Th. CLXI.

F. 8897.



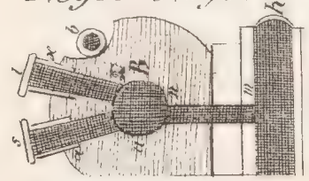
F. 8899. S. 595.



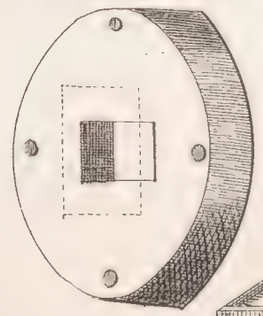
F. 8902 S. 596.

F. 8905.

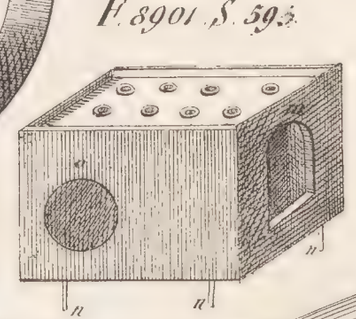
F. 8906. S. 598.



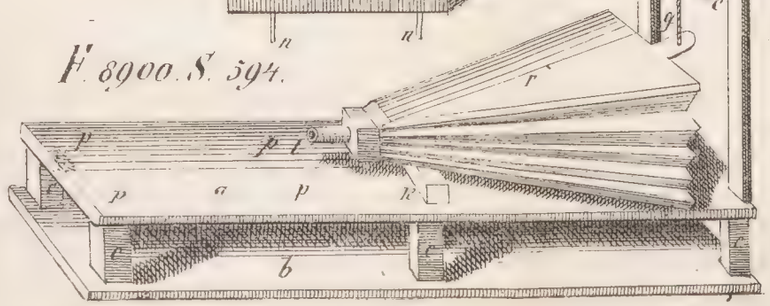
F. 8898 S. 595



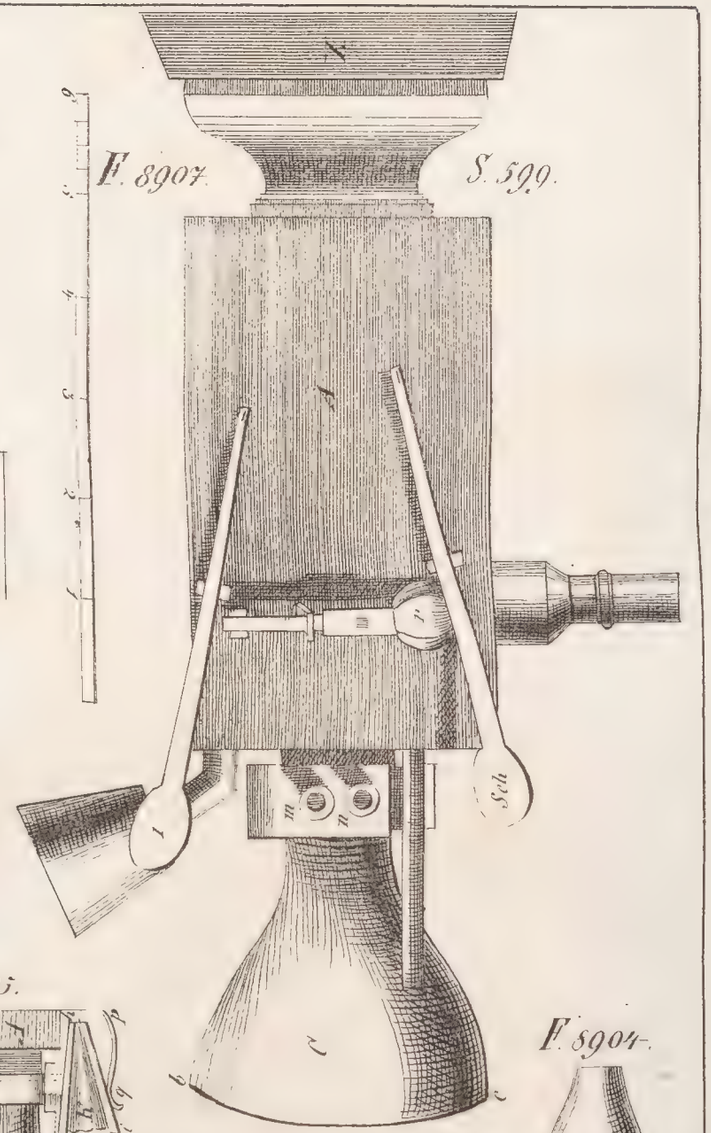
F. 8901 S. 595.



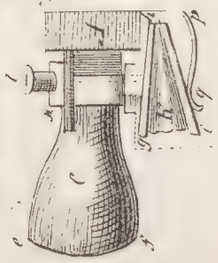
F. 8900. S. 594.



F. 8907. S. 599.

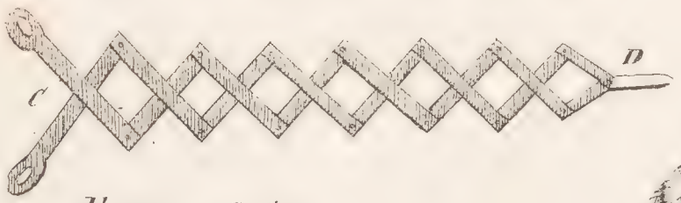


F. 8903.

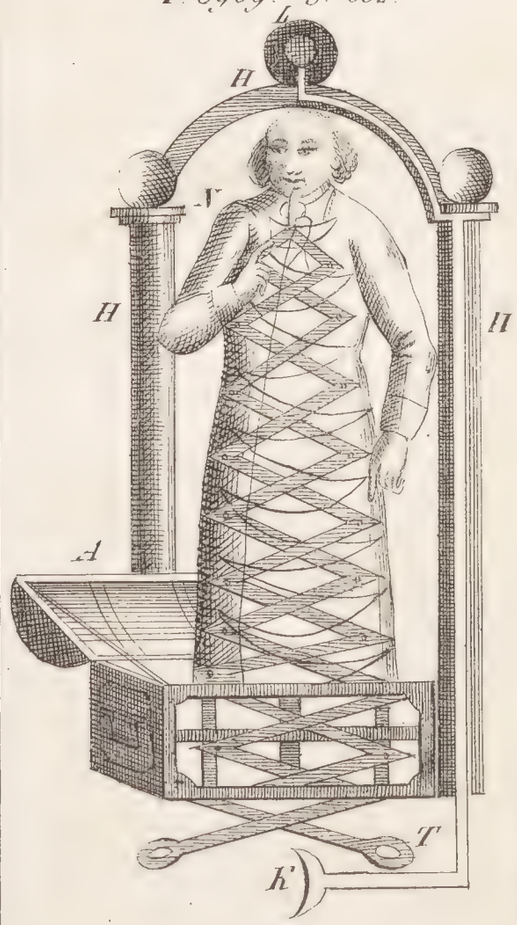


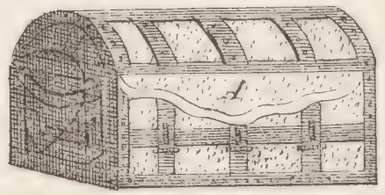
F. 8904.

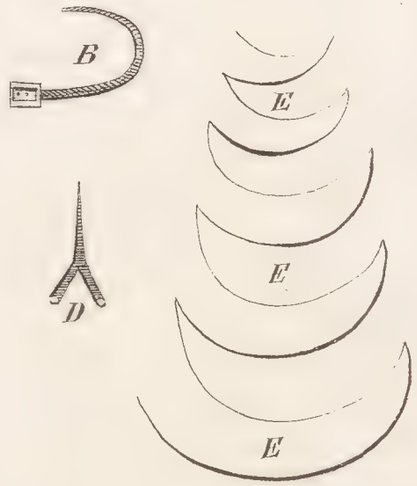
Krünitz Enc. Th. CLXI.



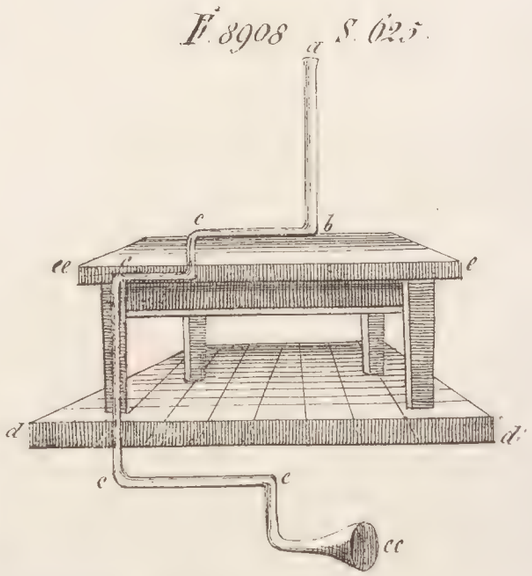
F. 8909. S. 655.







F. 8908. S. 625.



Krünitz Enc. Th. CLXI.